Magazin

. . für . .

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Zehnter Band.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1907.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1908.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

Seite.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. St. Louis, Mo. Januar 1908.

Vorwort.

Wir leben in einer Zeit großer Gegensätze und großer geistiger Unruhe und der Bestrebungen, Neues an die Stelle des als alt und überjähret Betrachteten zu setzen. Diese geistige Unruhe zeigt sich nicht minder im Gebiet der Politik, des Staats, der sozialen Gesellschaft, wie in dem mehr rein geistigen Gebiet der Kirche und Schule.

Im Gebiet der Politik begegnen wir den mächtigen Bestrebungen, den Völkerfrieden zu sichern. Das sind teils private Vereinigungen von internationalem Charakter, teils offiziell von den Mächten bestellte Friedenskongresse (Haag), welche sich abmühen, allgemeine Grundsätze festzustellen, nach welchen die Streitigkeiten der Völker geschlichtet werden sollen. Aber die Fruchtlosigkeit aller dieser menschlichen Bestrebungen wird jedem klar, der bedenkt, welche Kriege gleich nach dem ersten Haager Kongresse folgten: Vor allem der schändliche, brutale Raubkrieg Englands, der vom christlichen Standpunkt aus auf eine Linie gestellt werden muß mit dem Raubmord irgend eines Straßenräubers; dann der Krieg zwischen Japan und Rußland, als dessen Anlaß doch auch die Raubgier Rußlands zu nennen ist. Bei all diesen vergeblichen Bemühungen, den Völkerfrieden zu sichern — ist ja doch auch der letzte Haager Kongreß in ein klägliches Fiasko ausgelaufen — bedenken die von Gott abgewandten Politiker nicht, daß 1. Gott es ist, der den Frieden macht (Jes. 45, 7), und der auch dem Schwert ruft über alle Lande, die zum Gericht göttlicher Heimsuchung reif sind (Jer. 25, 29). 2. Daß der Völkerfriede nicht kommen kann, solange die hab- und beutegierige Menschheit die Schätze dieser Welt zu ihrem Abgott macht und materiellen Gewinn höher stellt als die edlen Güter der Selbstgenügsamkeit und das sittliche und geistige Wohl der Völker. Die Kolonialbestrebungen der Völker offenbaren aber dem unbefangenen Beurteiler die Habgier, die all diesen Bestrebungen zugrunde liegt, und die wenig danach fragt, wenn die eroberten Völker in Unmoralität, in allgemeiner Verarmung und Krieg zugrunde gehen.

Auch die Kämpfe in der sozialen Welt sind zum großen Teil her-

vorgerufen durch die Brutalität, mit welcher die materiellen Interessen von beiden kämpfenden Parteien geltend gemacht werden: Gewinnsucht auf der Seite des Kapitals sucht den Arbeiter und Konsumenten auszubeuten; unersättliche Gier, Herrschsucht und Rücksichtslosigkeit veranlaßt die Arbeiter, besonders die „Unions", die Löhne ins Ungemessene hinaufzuschrauben, mit größter Brutalität gegen alle „Nichtunionmänner" vorzugehen und den Kampf zu führen, ohne Rücksicht darauf, welch unermeßlicher Schaden in den weitesten Kreisen der Gesellschaft dadurch angerichtet wird.

Und blicken wir endlich in das rein geistige Gebiet der Wissenschaft und Religion, so finden wir, daß da ein Geist der Verneinung und der Auflösung aller sittlichen und religiösen Autorität am Werke ist, ein Geist, der jede absolute Wahrheit leugnet, der auch die sittlichen Normen zu bloß konventionellen, überlieferten Gebräuchen degradiert, die man beliebig abändern oder ignorieren kann. Es ist, wie Dr. Lemme in einer kürzlich erschienenen Broschüre sagte, „ein Zug des Geistes Julians, des Abtrünnigen, geht durch unsere Zeit," ein Geist, der das im Aufruhr gegen die göttliche Offenbarung begriffene Geschlecht unserer Zeit zur völligen Anarchie und zum geistigen Nihilismus treibt.

„Gott suchen," heißt das Schlagwort eines Geschlechts, das dazu verurteilt ist, ewig irre zu gehen, solange es nicht aus dem wahnsinnigen Hochmutsdünkel einer trunkenen Wissenschaft erlöst wird, einer Wissenschaft, die da meint, Gott aus sich selbst durch das Licht der natürlichen Vernunft finden zu können und die Grenzen ihrer eigenen Kraft weder kennt noch anerkennen will. Dieser Hochmutsdünkel stößt daher jeden geistigen Führer beiseite, will von keiner übernatürlichen, göttlichen Offenbarung etwas wissen, die den Anspruch auf absolute Geltung und auf göttliche Autorität erhebt, und als ein unfehlbarer, irrtumsloser Führer im Labyrinth des Erdenlebens sich anbietet.

Aus diesem Hochmutsgeiste sind auch die neueren Produkte auf dem Gebiet der liberalen Theologie geflossen. Zuvor hat die Ritschl'sche Theologie noch ein feines Versteckspiel getrieben mit dem geistig unmündigen Geschlecht und sich der biblisch-kirchlichen Terminologie bedient, um damit Begriffe zu bezeichnen, die nach ihrem Verständnis einen ganz andern geistigen Inhalt oder Bedeutung hatten, als was die biblischen und kirchlichen Schriftsteller damit sagen wollten. Wer die Phrasen nicht durchschaute, glaubte die bibelfeste Theologie der Reformatoren nur etwa in modernerem Gewand vor sich zu haben.

Diese z. T. mit dem scharfen Attribut der „Falschmünzerei" bezeichnete Theologie hat sich nun aber seit einigen Jahren überlebt und die fortgeschritteneren Vertreter jener Richtung haben eine neue Phase eines modernen Rationalismus heraufgeführt. Man muß dafür diesen neuesten radikalen Theologen Kredit geben, daß sie im Interesse der Wahrhaftigkeit die Maske abgeworfen und das Versteckspiel hinter positiv-klingenden theologisch-religiösen Phrasen aufgegeben haben und mit offenem Visier kämpfen. Damit hat der Kampf zum Vorteil der gläu-

bigen Bekenner des Evangeliums eine bedeutende Schwenkung erfahren. Es ist nicht mehr ein Guerillakampf, bei dem man den Feind hinter Bäumen und Büschen versteckt findet und nicht treffen kann, sondern ein Kampf in offener Feldschlacht. Die Vertreter der altchristlichen Wahrheit haben es jetzt mit Männern zu tun, denen nichts mehr heilig und unantastbar ist, weder die Person Jesu Christi, noch weniger die der Apostel und Evangelisten.

„Religionsgeschichtliche Schule" nennt sich die Gruppe von Gelehrten, die in den letzten Jahren den Sturmlauf wider das überlieferte Christentum unternommen hat. In Verbindung mit der ins Extrem getriebenen Literarkritik hat sie sich daran gemacht, zu untersuchen, was in den neutestamentlichen Schriften als geschichtliche Wahrheit anzuerkennen sei und was man als dogmatischen Niederschlag der Gedanken der ersten Gemeinde zu betrachten habe. Vorurteilsfrei beanspruchen die betreffenden Autoren an die Untersuchung zu gehen. Und doch sind sie bei ihrer angeblich „historischen" Forschung befangen in ihrem Urteil, das sie sich trüben lassen durch den als apodiktisch geltenden Satz: „Wunder gibt es nicht, hat es nie gegeben, wird es nie geben." Bewaffnet mit dieser scharfen Waffe machen sie sich dann daran, „die Schale vom Kern zu scheiden," wie einer ihrer Wortführer sich ausdrückte. Nach diesem Kriterium muß alles sich richten lassen: Jesu Person, Jesu Worte und Werke, die Berichte der Evangelisten und Apostel. Was über das gemeine Maß menschlicher Erfahrung hinausgeht, was keine Analogie hat in der sonstigen und neueren Geschichte, das wird als mythologisch abgelehnt, ohne Rücksicht auf die historische Bezeugung.

Und was die „religions-geschichtliche Schule" mit Hilfe ihrer Wünschelrute aus dem dunkeln Schoße der Urgeschichte des Christentums hervorproduziert, das bietet sie mit frecher Stirne und mit marktschreierischem Geprahl einem urteilslosen Geschlecht als „Resultat der Wissenschaft," als den echten Kern und Schatz der christlichen Wahrheit an. In billigen Volksausgaben der „religions-geschichtlichen Bücher" wird das Seelengift der geistigen Auflehnung wider die göttliche Offenbarung hineingetragen in ungebildete und halbgebildete Volkskreise, und die freiheitstrunkene Menge jauchzt diesen „Resultaten der Wissenschaft" zu, die ihr nur eine Bestätigung bringen für die alte Behauptung, daß das ganze Christentum und die Bibel nur eine Erfindung der „Pfaffen" sei, die ein Interesse daran haben, den alten Aberglauben um jeden Preis aufrecht zu erhalten.

So hat der Forschertrieb dieser Art von Gelehrten aus dogmatischem Interesse vorweg und zuerst das Johannesevangelium als unecht, d. h. als nicht vom Apostel Johannes stammend abgelehnt. — Lange sprach man nur von dem synoptischen Jesus im Gegensatz zum Johanneischen. Aber man mußte doch zugeben, daß auch die Synoptiker uns ein Bild Jesu geben, das das gewöhnliche Menschenmaß weit überragt. Also mußte auch da die „Schale vom Kern" abgeschieden werden. Man fuhr also lustig fort, alles abzuschneiden, was der Vernunft der gelehr-

ten Herren nicht als echt galt. Man wollte ja nur das „Evangelium Jesu“ haben. Keine menschlichen Zusätze. Aber, wie schwer haben's doch die Berichterstatter diesen Gelehrten gemacht, das Echte und das Unechte kritisch zu sondern. Da bleiben doch so viel Aussprüche Jesu, die sich nicht gut kritisch ableugnen ließen. Jesus hat unzweifelhaft sich als Messias angesehen und bekannt, er hat sich übermenschliche Macht und Hoheit zugesprochen auch bei den Synoptikern. Um diese Tatsache ist nicht herumzukommen. Aber das rationalistische Dogma steht fest: „Nichts über das gewöhnliche Menschenmaß.“ Also muß auch die Irrtumslosigkeit und die Sündlosigkeit Jesu preisgegeben werden. Man preist ihn als Geistesheroen, als edelsten und besten der Menschen, seine „sittliche Hoheit“ wird in allen Tonarten besungen, aber die Krone der Sündlosigkeit und Irrtumslosigkeit wird ihm vom Haupt gerissen. Erlöser kann und soll er nicht sein; jeder muß sich selbst erlösen, wenn's überhaupt einer Erlösung bedarf.

Aber neben dem lobhudelnden Phrasenschwall, womit Jesus angepriesen wird, klingen Stimmen durch, die von Ekstase, von „erhabenem Wahnsinn“ bei Jesu reden. Echte apostolische Ueberlieferung haben wir überhaupt nicht, sondern sämtliche neutestamentliche Schriften spiegeln nur den Glauben der Gemeinde wider. Paulus, der Ekstatiker oder gar Epileptiker, ist der einzige, der den Meister ein wenig verstanden hat und der hat ihn mißverstanden und hat das Evangelium Jesu verfälscht und ein dogmatisches Erlösungschristentum zusammenspekuliert. Und dieses paulinische Christentum hat 1800 Jahre die Menschheit irre geführt, bis sie, die gelehrten Geister, es unternahmen, die „Schale vom Kern“ zu scheiden und uns den echten historischen Jesus und sein Evangelium aus den vorliegenden Schriften kritisch herauszupräparieren.

So hat, von Stufe zu Stufe sinkend, der Hochmutsgeist der liberalen Theologie sich prostituiert und bietet jetzt der Welt einen rein menschlichen Christus an, an welchem keine Linie über das gemeine Menschenmaß hinausgeht und der wohl erhabene Sittenlehren aufgestellt hat, die aber in unserer heutigen, in Kultur und Industrie so weit fortgeschrittenen Welt keinen Anspruch auf absolute Geltung machen können.

Dieser moderne Geist der Gegenwart dringt unaufhaltsam vorwärts, beansprucht Anerkennung auf allen Gebieten der Wissenschaft, sucht Eingang in das praktische Leben in der Kirche und Schule, um sämtliche Gebiete zu durchdringen und zu beherrschen. Der Liberalismus geht aggressiv zu Werke in der Kirche und beansprucht Geltung und Gleichberechtigung neben den Bekenntnissen der christlichen Kirche. Wie soll die Kirche sich dieses theologischen Radikalismus erwehren?

Soll sie, wie die extreme Richtung im konfessionellen Lager des Protestantismus, sich einfach gegen jede neuere Forschung verschließen und sich zäh und hartnäckig an die altkirchliche und reformatorische Terminologie halten. Soll sie das Gepräge der Theologie, welche die Theologen vor 200 und mehr Jahren der christlichen Wahrheit gegeben haben, für unabänderlich erklären und jede Abweichung davon als

„Modernismus" brandmarken? — Nur Männer, die vom Geiste des Papsttums verdüstert sind, können sich einbilden, diesen modernen Geist mit Bannsprüchen, wie sie in jüngster Zeit Pius X. gegen den „Modernismus" geschleudert hat, beschwören zu können. Nicht mit starrem Festhalten an dem überliefrten Alten kann der moderne Geist der Auflehnung überwunden werden. Je mehr eine gesunde, wahre Evolution gewaltsam unterdrückt und zurückgehalten wird, um so gewisser kommt die Revolution, welcher absolut nichts mehr heilig ist, sondern die rücksichtslos alles wegfegt, was ihr in dem Wege steht. Außer der Geschichte der französischen Revolution ist besonders die Geschichte des Christentums in erzkatholischen Ländern der beste Beweis für diese Behauptung. In d e n Ländern, wo der römische Fanatismus am erfolgreichsten die Reformation bekämpft hat, ist die Auflehnung wider die römische Hierarchie am weitesten gediehen. Wir können daher diese neuesten Bannsprüche des Papstes von unserm Standpunkte aus nur begrüßen als einen weiteren Fortschritt in der Zerbröckelung päpstlich-pfäffischer Anmaßung und Geisteskenechtschaft. Fahre nur fort, du Geistestyrann, deine armen Schäfchen geistig mundtot zu erklären: Je entwürdigender die Geisteskenechtschaft ist, um so sicherer kommt die Revolution, die deine Bande abschüttelt und frei ihre eigenen Wege geht.

Große Verblendung aber wäre und ist es, wenn protestantische Kirchen oder Theologen in diesen Wegen Roms wandeln und mit bloßen Macht- und Bannsprüchen sich den Ansturm des Unglaubens vom Halse halten wollten. Vielmehr ist es mit Dank und Freude zu begrüßen, daß im protestantischen Lager sich neue Zeugen Christi auf dem Kampfplatz eingestellt haben, die mit echten Geisteswaffen den Kampf wider den Liberalismus zu führen unternommen haben.

Eine ganze Reihe tüchtiger und geistesmächtiger Zeugen hat sich an die Arbeit gemacht und hat in den letzten Jahren nach allen Seiten hin geforscht, geprüft und untersucht. Sie haben sich die alten Münzen des christlichen Glaubens genauer besehen und sich gefragt, ob und mit welchem Recht sie außer Kurs gesetzt werden müßten, und ob mit der Form des alten Gepräges auch der Feingehalt als unbrauchbar verworfen werden müsse.*) Es sind Schriften herausgegeben worden, teils in mehr populärer Form, teils als kurze, pamphletartige Flugschriften, teils als umfangreichere Bücher. Und die Verfasser, so verschiedenartig auch ihre Geistesrichtung sich ausprägt in ihren Schriften, alle erstreben sie dasselbe Ziel: die Unhaltbarkeit, die Hohlheit, Nichtigkeit und Hinfälligkeit der mit so großem Applomb ausposaunten liberalen „Ergebnisse der Wissenschaft" darzulegen.

Zu dem Ende wurden schon drei Serien von „B i b l i s c h e n Z e i t - u n d S t r e i t f r a g e n" zur Aufklärung der Gebildeten herausgegeben von Lic. Dr. Kropatscheck**), in welchen eine ganze An-

*) K. Beth, „Die Moderne und die Prinzipien der Theologie."

**) Verlag von Edwin Rump, Großlichterfelde-Berlin. Die Serie, je 12 Hefte, kostet der Jahrgang 4. M. 80 Pf.

zahl tüchtiger Männer sich zum Wort gemeldet haben. Nicht jedes Heft hat im heutigen Geisteskampf gleich aktuelle Bedeutung und Wert. — Wir möchten hier aber namhaft machen das zweite Heft der dritten Serie: „Ist das liberale Jesusbild modern?“ Von Prof. R. G. Grützmacher. Diese Schrift läßt die liberalen Produkte der letzten Jahre über die Erforschung der Person Jesu im Geiste Revue passieren. Da hat man dann auf weniger als dreizehn Seiten den ganzen liberalen Wust, man verzeihe das Wort, beisammen, z. T. mit den eigenen Worten der Autoren, den diese Gesellschaft ausgeheckt hat mit ihrer strotzenden „Wissenschaft.“

„Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.“ So sammeln, wie Verfasser weiter nachweist, sich schon die Adler des Gerichts über dieser kläglichen Jammerfigur, die diese Herren zusammenkonstruiert haben, nicht aus den Quellenschriften, sondern aus ihrer fruchtbaren Phantasie. Es sind die Geister, die mit der Halbheit und Gedankenlosigkeit der liberalen Helden sich nicht mehr abspeisen lassen, sondern gleich “tabula rasa” machen und erklären, Jesus habe überhaupt nie existiert, sondern sei ein Produkt der Phantasie und der schwärmerischen Ueberspanntheit, oder er sei, wenn er je lebte, ein übergeschnappter, armseliger Jude gewesen, der am Ende mit Recht gekreuzigt worden sei. Aehnlich wie Goethe gedichtet:
„Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.“

Ferner nennen wir aus derselben Serie das erste Heft: „Jesu Irrtumlosigkeit“, von Dr. L. Lemme. Hat Grützmacher gezeigt, welches Gericht Moderne aus der äußersten Linken über die liberalen Jesusschwärmer herbeiführten, so fährt Dr. Lemme schweres, positives Geschütz auf.

Ihm ist der Standpunkt der radikalen Theologie weiter nichts „als der pantheistische oder pantheisierende Immanenzstandpunkt, dem Gott hinter dem naturgesetzlichen Kausalitätszusammenhang so zurücktritt, daß ihm der unverbrüchliche Naturzusammenhang oder „das“ Naturgesetz zum Absoluten wird. Es gehört die ganze Verblendung des modernen Bildungshochmuts, der zwischen Aufklärung und Gelehrsamkeit zu unterscheiden unfähig ist, dazu sich einzubilden, daß die Immanenztheorie, die als Ergebnis praktischer und theoretischer Impulse Sache einer Zeitstimmung ist, ‘Ergebnis wissenschaftlicher Forschung’ sei und nicht zu sehen, daß die Modetheorie eine Zeittheorie ist, die bei veränderter Lage der sozialen und politischen Verhältnisse und der geistigen und kulturellen Interessen durch eine andere Modetheorie abgelöst wird.“

„.... Mag man auch eine gewisse Durchschnittstönung der Immanenztheorie als modern ansprechen, — keiner bestimmten Theorie läßt sich doch Langlebigkeit in Aussicht stellen. In den Kreisen des Sozialismus gilt als orthodoxe Parteitheorie der Materialismus, der für alle wissenschaftlich denkenden und tiefer Gebildeten abgetan ist.

In den Kreisen der Wissenschaft herrscht ein Skeptizismus, der den meisten eine bestimmte Stellungnahme verbietet. In den Kreisen der Bildung erwärmt man sich heut für Harnacks Deismus, morgen für Paulsens Pantheismus, heut für Storms pessimistische, morgen für Roseggers optimistische Lebensbetrachtung, mit derselben Begeisterungsfähigkeit für das Widersprechende, wenn man nur dabei „modern" ist. Wie läßt sich da überhaupt von irgend einer Doktrin als einer feststehenden reden? Theorien wie die Tolstoi's, Emerson's, Nietzsche's, Hartmann's mögen Anhänger gewinnen: daß eine von ihnen sich auf die Dauer behaupten wird, ja daß sie auch nur längere Dauer über das literarische Zeitinteresse hinaus behaupten wird, glaubt außer fanatischen und anmaßenden Adepten der bestimmten Theorie niemand; und selbst diese lärmenden Schüler vollziehen in der Regel schon Umbildungen des Meisters, die einer Antiquierung gleichkommen."

Hier ist der passende Ort, ein originelles Gedicht einzufügen, das wir seinerzeit dem „Deutschen Volksfreund" vom 29. Dezember 1906 entnahmen:

Wolken ohne Wasser.

Mit dem Licht der Wissenschaft prahlen eitle Toren,
Die, betört von „Stoff und Kraft", ihren Gott verloren.

Wissenschaft nennt der Verstand keck, was er gefunden;
Heute wird es anerkannt, morgen überwunden.

Gestern schuf er sich die Welt nur aus Dunst und Aether;
An der Ur-Urzelle hält er beharrlich später.

Gestern war's ein Fluidum, heut sind's Moleküle,
Und die Welt dreht sich herum wie im Zufallsspiele.

„Unfehlbare Wissenschaft" nennt ihr's aber immer;
Als Entdeckung wird begafft jedes Irrlichts Schimmer.

Was die Wissenschaft beweist, das ist unvergänglich;
Doch für ihren wahren Geist seid ihr unempfänglich.

Denn was ewig hat Bestand, wird zumeist bestritten;
Was die Seele hat erkannt, sind euch „fromme Mythen."

Wenn es geht nach euerm Kopf, gibt es keinen Schöpfer,
Und aus Ton macht sich der Topf selber ohne Töpfer!

Also lehrt der Bildungsgeist aller Bibelhasser —
Ethik ohne Gottes Geist, Wolken ohne Wasser. —

Ulr. Dürrenmatt.

Dr. Lemme fährt fort wie folgt: „Ist in Anbetracht dieser Sachlage die Kurzsichtigkeit solcher Rationalisten kaum begreiflich, welche die neutestamentliche Weltanschauung als überholt und überwunden behandeln, weil sie von irgend einer modernen naturalistischen Theorie faszi-

niert sind, in der sie das Ende der Weisheit und Erkenntnis gekommen sehen, so kann jeder sachliche Vergleich der neutestamentlichen Weltanschauung mit modernen Theorien nur die ungeheure Ueberlegenheit feststellen. Daß der Pantheismus nur eine Uebergangsstufe zwischen Atheismus und Theismus ist, ist oft genug nachgewiesen: eine unpersönliche Weltvernunft ist ein Widerspruch in sich. Fordert das Weltverständnis eine absolute Vernunft, so kann diese, da unbewußte Vernunft ein hölzernes Eisen ist, nur eine persönliche sein. Der Pantheismus, wenn er nicht in geistlosen Atheismus zurücksinken soll, fordert also aus sich heraus den Fortgang zum Theismus. Und noch viel unhaltbarer als der Pantheismus ist der Deismus: ein Gott, der wohl da sein soll, dem aber die selbstmächtige Allmacht über die Welt, also die Absolutheit fehlt, ist eben kein Gott. Der Gott des Deismus gibt seine Absolutheit an das Weltgesetz ab, versinkt also in dieses; oder er hat die Absolutheit, und dann hat er mit der Weltleitung und Weltregierung die Vorsehung, die auf der Schöpfung ruht; und dann weicht der Deismus dem Theismus. Die deistischen wie pantheistischen Weltanschauungsformen erweisen sich demnach trotz des hohen Selbstbewußtseins, mit welchem manche Vertreter sie durchführen, als für das Denken völlig unzureichend. Gott ist Gott nur als absolute Persönlichkeit. Dem Gott des Deismus gebricht die Absolutheit, dem Gott des Pantheismus die Persönlichkeit. Es ist also mit vollem Recht gesagt, daß im Grunde genommen für klares Denken sich alle Weltanschauungen auf zwei reduzieren: den materialistischen Atheismus und den biblischen Theismus. Diese Alternative stellt genügend klar, daß wir keinen Grund haben zu Bedenken, ob das Wort Jesu: „Ich bin die Wahrheit" irgend etwas von seiner Tragkraft für unsere Ueberzeugung eingebüßt habe." — —

Doch uns genügt hier, auf scharfe Waffen aus dem positiven Lager aufmerksam zu machen, die im Kampfe gegen den modernen Geist des Unglaubens gute Dienste zu leisten imstande sind.

Hier sind ferner zu nennen die Hefte zu „Glauben und Wissen", „Christentum und Zeitgeist", die im Verlag von Max Kielmann in Stuttgart erscheinen und in Verbindung stehen mit der von Dr. E. Dennert so trefflich redigierten Monatsschrift „Glauben und Wissen." Auch in diesen Schriften wird eine scharfe Klinge geführt, ganz besonders gegen den Materialismus und Naturalismus der Gegenwart, wie gegen den sogenannten Monismus eines Häckel und seiner blinden Nachbeter.

Schriften größeren Umfanges sind ferner: „Jesus Christus für unsere Zeit,"[1] „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu," von Dr. F. Barth;[2] „Das Christentum und der moderne Geist," von Dr. E. Sachse;[3] „Modern-posi-

1) Gust. Schlößmanns Verlag, Hamburg.

2) Vgl. Mag. 1907 Novemberheft, Seite 476.

3) Märzheft 1907.

tive Vorträge," von Prof. R. H. Grützmacher;[4] „Der Kampf um die sittliche Welt," und „Der Kampf um den Sinn des Lebens,"[5] „Das Wesen des Christentums,"[5] von † Dr. Herm. Cremer; „Die Modernen und die Prinzipien der Theologie," von K. Beth, und eine Unmasse anderer neuer Schriften, welche sich das Ziel setzten, die durch den Liberalismus verbreiteten destruktiven Tendenzen zu bekämpfen und der positiven Wahrheit des Evangeliums zum Sieg zu verhelfen bei dem so trostlos zerfahrenen und im innersten Wesen so hohl- und haltlos gewordenen Geschlecht unserer Tage.

Wir schließen mit einem Wort aus dem oben genannten Buch von Dr. Barth, der das Leben Jesu in seiner ganzen biblischen Schönheit und Reinheit und in seiner ganzen evangelischen Wahrheit als das bezeichnet, was unsere Zeit in der Heidenwelt wie in der Heimat vorzugsweise zu treiben nötig hat. „Die lebhafteste Betonung der Gottheit Christi wird, sofern dieselbe eine bloße Lehrformel bleibt, auf die Heiden wenig Eindruck machen, da sie längst gewohnt sind, göttliche Eigenschaften und Wundergeschichten auf die Gegenstände ihrer Verehrung zu häufen; oft aber wird es auf eine bloße Namenvertauschung hinauslaufen. Aber zeigen wir ihnen die Gottheit als wirkende Macht im menschlichen Leben Jesu; das ist eine Tatsache, an welche kein Göttermythus der Heiden heranreicht. Zeigen wir ihnen den gekreuzigten Menschensohn und lassen wir sein Bild auf sie wirken; dann wird es durch seine innere Macht den Widerstand überwältigen, und wir werden große Dinge erleben; denn es gibt kein Herz und Gewissen, das nicht von Gott darauf angelegt ist, in Jesus von Nazareth seinen Meister zu finden.

„Ebenso wichtig ist aber die Aufgabe der Jünger Jesu an den Entfremdeten in der Heimat. Eine Flutwelle materialistischen Unglaubens hat im neunzehnten Jahrhundert weite Gebiete überschwemmt, und während sie bei den Gebildeten schon wieder im Weichen begriffen ist, bedeckt sie noch verwüstend das geistige Leben der Arbeiterkreise, welchen das Christentum von ihren Führern als das Haupthindernis ihrer materiellen Hebung hingestellt wird. Die Christen müssen den Kampf gegen dieses neue Heidentum aufnehmen, wenn noch etwas von dem Geiste Christi, des Freundes der Armen, in ihnen lebt. Aber wie sollen wir kämpfen, überzeugen und gewinnen, wenn doch auf der gegnerischen Seite selbst die Grundlage jeder religiösen Erörterung, der Glaube an Gott, Sittengesetz, Ewigkeit zum Spott geworden ist? Nun, es gibt etwas, worüber auch der eifrigste Sozialist nicht Lust hat zu spotten; das ist die Person Jesu, seine Gesinnung gegen die Menschen, die Reinheit seiner Absichten, die Vorbildlichkeit seines Wandels, die Erhaheit seines Todes. Hier ist der archimedische Punkt, welchen keine Macht der Erde uns entreißen kann. Geben wir uns Mühe, anstatt

4) Novemberheft 1906.

5) Auch in früheren Heften besprochen.

mit kirchlichem Amtsbewußtsein auf die Armen unserer Tage herunter zu predigen, ihnen Jesus in seiner menschlichen Niedrigkeit vor Augen zu malen und uns mit ihnen von der Liebe Christi zum Glauben an Gottes Liebe zu erheben; das ist der gute alte Weg, welcher nie am Ziele vorbeiführen wird. Nicht aus Lehrsätzen fließt der Geist Gottes, der zu solcher Hirtenarbeit die Kraft gibt, wohl aber aus der Liebesfülle Jesu, des Mensch gewordenen und Auferstandenen.

Jesus Christus gestern und heute derselbe und auch in Ewigkeit. Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.

Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit."

Möge der Geist Christi auch uns in alle Wahrheit leiten und uns lehren, das herrliche Bild Jesu Christi der gottentfremdeten Welt recht lebensvoll vor Augen zu stellen, so daß sie in ihm den Brunnen lebendigen Wassers (Joh. 4, 10. 14) entdeckt und sich abwendet von den abgestandenen Pfützen, welche die Welt aus ihren selbstgemachten Brunnen (Jer. 2, 13) sich hergestellt hat. Dann erst werden die „Gottsucher" auch Gott finden, und er wird von ihnen sich finden lassen, wenn sie durch den Sohn zum Vater kommen. Denn es bleibt bei dem Wort des Herrn, trotz Harnacks Protest: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." (Joh. 14, 6.)

Louis J. Haas.

Des Paulus Glauben an die Auferstehung.

Von Past. E. Otto.

Unbestritten wird wohl inmitten der Verwirrung streitender Ansichten in der kirchlichen Gegenwart die Tatsache sein, daß der Glaube an die Auferstehung Jesu und die Verkündigung derselben der Grund für die Entstehung der christlichen Gemeinde gewesen ist. Ein bloßer Vernunftschluß führt darauf, daß dem Berichte der Apostelgeschichte, wonach als der eigentlichste Beruf eines Apostels angesehen ward, Zeuge der Auferstehung Christi zu sein, große innere Wahrscheinlichkeit zukommt. In dem Bewußtsein, ein selbsterlebtes Wunder der Welt verkündigen zu können und zu müssen, haben die ersten Verkündiger des Christentums ihre Legitimation gefunden, überhaupt als Verkündiger aufzutreten. Was hätten sie denn überhaupt zu verkündigen gehabt, wenn sie nicht zu dem „gekreuzigt, gestorben und begraben" ein Neues hätten hinzufügen können. Die Entstehung des Christentums, seine Losschälung aus der Hülle der israelitischen Religion, seine gewinnende Kraft gegenüber dem geistlosen oder ideenreichen Heidentum wäre unbegreiflich, wenn es nicht von einer Tatsache zu berichten gehabt hätte, die die Wirklichkeit einer höheren Welt verbürgte. Und so wird es ja auch immer sein; ihre Eigentümlichkeit und ihre weltüberwindende Kraft wird die christliche Verkündigung nur behalten, wo der historische Christus zugleich als der auferstandene und ewig lebende und herrschende

geglaubt und bekannt wird; es wird bei dem bleiben, was Paulus sagt: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel.

Aber wir müssen uns doch darüber klar sein, daß unsere historische Kenntnis von der Entstehung eben dieses Auferstehungsglaubens, d. h. von der Art und Weise, w i e Jesus die Seinen von seinem Leben überzeugt hat, eine unzureichende ist, durchaus nicht dazu ausreichend und berechtigend, daß die Anhänger entgegengesetzter Auffassungsweisen einander den Vorwurf der Verblendung, der Frechheit, der Heuchelei und dergleichen machen, sondern im Gegenteil dazu ermahnend, in unsern Behauptungen recht bescheiden zu sein und die mögliche Berechtigung differierender Auffassungen gelten zu lassen.

Ich schweige von den Differenzen in den Auferstehungsberichten der Evangelien, wie sie der Wolffenbüttler Fragmentist gegen die Glaubwürdigkeit der Tatsache ins Feld geführt hat. Diese Argumente sind nicht ausreichend, die Glaubwürdigkeit der Tatsache ihrem Kerne nach zu erschüttern, wohl aber nötigen sie, die Sicherheit einzuschränken, mit der man die Hergänge mit protokollarischer Genauigkeit verfolgen zu können glaubt.

Das älteste Zeugnis der Auferstehung haben wir jedenfalls bei Paulus. Es mag und wird ja wohl sein, daß auch den Reden des Petrus in der Apostelgeschichte ihrem wesentlichen Inhalte nach der Charakter der Authentie zukommt, und somit wären diese eigentlich die ersten öffentlichen Zeugnisse, aber wir wissen doch nicht das Jahr ihrer schriftlichen Abfassung in ihrer vorliegenden Gestalt anzugeben, und demnach ist für uns das älteste bestimmte schriftliche Zeugnis von der Auferstehung Jesu in den Briefen Pauli enthalten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, d a ß Paulus ein Zeuge der Auferstehung ist, und daß er dieselbe nicht blos als eine Tatsache aus dem Leben Jesu von gleicher Wichtigkeit mit andern gleichartigen bezeugt, sondern daß für ihn von der Gewißheit dieser Tatsache die Rechtfertigung des ganzen christlichen Glaubens, Denkens, Handelns und Hoffens abhängt, daß ohne die Auferstehung der Glaube eitel sei. Woher hat er diese Gewißheit? Ich habe den Herrn g e s e h e n, spricht er. Es ist sicher, daß er die Erscheinung des Herrn, die ihm widerfahren ist, an Dignität der Ueberzeugungskraft völlig gleichstellt mit den Erscheinungen, von denen die übrigen Apostel zu sagen wissen. (1. Kor. 9, 1.) Seine ganze Berechtigung zum Apostelamte hängt ihm davon ab, daß er sich als einen selbständigen, von keiner menschlichen Unterweisung abhängigen berufenen Zeugen betrachten darf. Nun entsteht die Frage: wenn die Erscheinungen, die dem Paulus und den Uraposteln zu teil geworden sind, an Dignität einander gleichzustellen sind, eine so überzeugungskräftig wie die andere, sind sie nicht auch der Art nach einander gleich gewesen, d. h. ist nicht Jesus den Uraposteln in derselben Weise erschienen, wie dem Paulus? Manche ziehen den Schluß und sagen: Paulus hat es jedenfalls so aufgefaßt, und zu Pauli Zeiten wußte man von keiner andern Auferstehung als von einer geistigen, von

keiner Erscheinung als von einer solchen vom Himmel herab in lichter Herrlichkeit, nichts von einer Wiederbelebung seines irdischen Leibes. Und andern wieder erscheinen diese Schlüsse nicht nur als unbegründet und voreilig, sondern geradezu als frevelnd, aus dem Unglauben geboren und demselben in die Hand arbeitend. Lassen wir die Streitfrage noch unberührt und betrachten wir das Zeugnis Pauli für sich.

Die drei Relationen der Apostelgeschichte von der Bekehrung Pauli stimmen zwar nicht in allen Einzelheiten zusammen, geben aber im Wesentlichen völlig einhellig ein Bild des Herganges, das den Eindruck völliger Lebenswahrheit macht, so daß man wohl annehmen darf, daß die Quellen, aus welchen Lukas seine Berichte geschöpft, auf mündliche Darstellungen Pauli selbst und seiner Reisebegleiter der Hauptsache nach zurückgehn.

Man wird allerdings nicht sagen können, daß die Aussprüche des Apostels in seinen Briefen, in denen er auf seine Bekehrung Bezug nimmt, eine Art und Weise des Hergangs, wie er in der Apostelgeschichte erzählt ist, geradezu postulieren, also daß man aus den brieflichen Aussagen allein schon eine Darstellung, wie sie die Apostelgeschichte gibt, konstruieren könnte, aber es ist auch unberechtigt, zwischen den Aussagen der Briefe und denen der Apostelgeschichte einen Widerstreit herauslesen zu wollen. Paulus hat keine detaillierte Geschichte seiner Bekehrung geschrieben, aber seine Andeutungen machen doch durchaus den Eindruck, daß er bei denselben ein Ereignis im Wesentlichen der Art, wie's in der Apostelgeschichte beschrieben, vor Augen habe. Im Galaterbrief bezeugt er, daß er sein Evangelium nicht von Menschen empfangen habe, sondern es einer überwältigenden Gottesoffenbarung, die ihm über Wesen und Charakter Jesu die rechte Erleuchtung gegeben, verdanke. Im Korintherbriefe bezeugt er, daß der Herr, nachdem er früher schon vielen andern erschienen, sich zuletzt auch von ihm als der unzeitigen Geburt habe sehen lassen. Bei beiden Aussagen hat er doch wohl ein und dasselbe Erlebnis im Auge, und die Erwähnung von Damaskus im Galaterbriefe zeigt, daß dasselbe in der Nähe von Damaskus stattgefunden haben muß. Unberechtigt dagegen erscheint es, wenn manche Ausleger auch den Hinweis auf die hohen Gesichte und Offenbarungen, deren er gewürdigt sei (2. Kor. 12), mit seiner Bekehrung in Verbindung bringen, als ob wir an dieser Stelle eine nähere Beschreibung der Art und Weise zu finden hätten, w i e sich der Sohn Gottes in ihm offenbart habe. Es scheitert diese Auffassung nicht nur an der Chronologie; der Gegenbeweis aus derselben möchte noch am geringsten anzuschlagen sein, denn in der Berechnung der Chronologie des Lebens Pauli wird man doch nicht über Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten hinauskommen. Es spricht gegen sie vor allem die Art, wie er diese Gesichte und Offenbarungen beschreibt. Er nennt sich „einen Menschen in Christo." Als Christen sind ihm diese Offenbarungen zu teil geworden. Er weiß nicht, ob er dabei im Leibe oder außer dem Leibe gewesen sei; auf Erfahrungen, wie er sie in diesem Zustande gemacht, wird ein

so klar denkender Mann wie Paulus seine Qualifikation zum Apostelamte nicht haben gründen wollen; er würde sich sofort gesagt haben, daß er mit der Berufung auf derartige Erfahrungen seine Glaubwürdigkeit als berufener Zeuge historischer Tatsachen im Urteile anderer untergrabe. Er deutet mit keinem Worte darauf hin, daß diese hohen Gesichte und Offenbarungen jene Umwandlung in seiner Lebensrichtung bewirkt haben. Er bezeichnet sie als eine Sache, davon er sich nicht rühmen, ja nicht reden würde, wenn ihm nicht durch das Verhalten der Korinther das Rühmens diesmal ausnahmsweise abgenötigt wäre. So könnte er nicht von einer Tatsache reden, der er die Gewißheit seiner Berufung verdankte.

Allerdings wird wohl Paulus in jenem Zustande der Entrückung bis in den dritten Himmel auch den Herrn Jesum geschaut haben, aber es ist unmöglich, diese Schauung mit der Erscheinung des Herrn zu identifizieren, welche die Ursache seiner Bekehrung geworden ist. Sonach hat jene Darstellung der Apostelgeschichte (Kap. 26), in welcher Paulus schildert, wie ihm ganz plötzlich und unvermutet, am hellen Mittage, bei völlig wachem Zustande der Herr sich offenbart habe, die größte innere Wahrscheinlichkeit. Ist demnach jene Mitteilung Pauli über seine Verzückung (2. Kor. 12) nicht in Zusammenhang zu bringen mit seinem Zeugnisse für die Auferstehung, so ist immerhin eine andere, und wahrscheinlich zu bejahende Frage, ob uns nicht diese Mitteilung einen Aufschluß über seinen körperlichen und seelischen Gesamtzustand gewähre, die uns die Vermutung nahe legt, daß er zu visionärem Zustande disponiert war. Bei dem Hergange, den uns die Apostelgeschichte schildert, war der Uebergang aus dem wachen Zustande in den visionären jedenfalls ein ganz plötzlicher. Der Ausdruck „wacher" Zustand ist vielleicht nicht ganz deutlich. Gewöhnlich stellen wir den Begriff des Wachens dem des Schlafens gegenüber und schreiben daher dem ersteren eine größere oder vielmehr die ihm allein zukommende Fähigkeit zu, Wahrnehmungen zu machen, d. h. die Wahrheit zu vernehmen. Es liegt dabei die Auffassung zu Grunde, die ja allerdings für die Mehrzahl der Hergänge im gewöhnlichen Lebensgang richtig ist, daß unsere Erkenntnisse uns durch die Sinne vermittelt werden, nihil in intellectu, quod non antea in sensu. Allein die Auffassung, daß es Wahrnehmung nur durch die Sinne gebe, ist doch unzureichend, sowohl den Umfang des Reiches der Wahrheit wie auch den Reichtum des menschlichen Seelenlebens auszudrücken. Es gibt doch noch andere Wahrnehmungen als die, welche uns durch die Sinne vermittelt werden, welche vielmehr, sozusagen, aus dem unbewußt im Innern aufgespeicherten Wahrheitsbesitze ins lichte Bewußtsein hervortreten. Wenn wir daher von einem Uebergange aus dem wachen Zustande in einen entgegengesetzten reden, so ist damit keineswegs gesagt, daß eine Herabminderung des zuverlässigen Wahrnehmungsvermögens beim Apostel stattgefunden habe, sondern eine Aenderung desselben, eine Verdrängung des niederen Wahrnehmungsvermögens durch ein höheres. Der Uebergang aus

einem Seelenzustande in den andern war durch einen äußeren Hergang, durch eine Sinneswahrnehmung vermittelt, an der ja auch die Begleiter des Apostels teilnahmen. Was für ein Hergang das gewesen, können wir nach den vorliegenden Berichten natürlich nicht ermitteln. Für uns moderne Menschen ist es ein selbstverständlicher Satz, daß in der Natur alles natürlich zugeht, was ja doch ebenso selbstverständlich die Veranstaltung durch den Herrn der Natur und die Verwendung zu höheren Zwecken im Reiche des Geistes nicht ausschließt. Eine ungeahnte, noch nie erlebte Naturerscheinung, die auch die Umstehenden in Aufregung versetzt, schlägt den vielleicht auch physisch am härtesten betroffenen, jedenfalls aber seelisch empfindlichsten Führer des Zuges von plötzlichem Schrecken betäubt völlig danieder, das äußere Auge ist geblendet, das Ohr für von außen kommende Töne taub. Im Innersten der Seele empfängt er einen Eindruck von solcher Gewalt, daß er die Stärke und Gewalt wirklicher Sinneswahrnehmungen gewinnt; er sieht, er mag wollen oder nicht, mit der Deutlichkeit, mit der sonst das Auge nahestehende Gegenstände zeigt, eine ihm unbekannte erhabene Gestalt, und hört die ins Mark seines Lebens dringende Stimme: „Saul, was verfolgst du mich!“ Woher kommt diese Stimme? War's eine Sinnestäuschung? Ja, und Nein. Schallwellen sind's nicht gewesen, welche die Stimme in sein Ohr haben klingen lassen, und doch nicht ein bloßes Erzeugnis seines eigenen körperlichen und seelischen Innenlebens, sondern ein wirklicher Eindruck aus einer Welt, die noch für ihn Außenwelt war, an deren Schwelle nur er gewandelt. Es war eine Selbstbezeugung des lebendigen Jesus, der im Reiche des Geistes als der Lebendige wahrnehmbar und wirksam ist, als Geist und durch den Geist und auf den Geist der Menschheit wirkt.

Weil die von dem lebendigen Jesus auf sein erkorenes Werkzeug ausgehende Wirkung eine geistige war, hat sie auch nicht unvorbereitet sein können. So plötzlich und überraschend auch das Erlebnis für Paulus selbst eingetreten, so sind doch die ihm verborgenen Anfänge der Geisteswirkung lange schon in ihm vorhanden gewesen. Geistige Einwirkungen geschehen nicht plötzlich und unvermittelt. Jesus ist nicht umhergegangen und hat beliebige Menschen angehaucht: „Nehmet hin den Heiligen Geist,“ sondern er hat als der nach dem Geist lebendig gemachte, die Gaben in den Seinen erweckt, die er in seinem irdischen Leben durch die von ihm ausgehende geistige Zucht in ihre Seele gepflanzt hatte. So hat auch der im Geiste lebendige Herr in Paulus die Einwirkungen zum Durchbruch gebracht, welche, wenn auch nicht durch direkten Umgang mit ihm, doch mittelbar durch die Berührung mit seiner Gemeinde in das Seelenleben Pauli sich eingesenkt hatten.

Es hat einen immer erneuten Reiz, sich in die Seelenzustände des Apostels hineinzusenken, welche die Katastrophe in ihm allerdings nicht völlig erklären und als das berechenbare Resultat eines psychologischen Prozesses erkennen lassen, welche aber doch dieselbe entschieden vorbereitet haben, und auf welche durch das Wort hingedeutet wird: „Es wird

dir schwer werden, wider den Stachel zu löken.“ Wir dürfen uns nur auf Andeutungen beschränken. Paulus war, wie wir wissen, Pharisäer. Wenn wir unter dem Eindrucke der Strafrede des Herrn mit dem Namen Pharisäer den Begriff der Unlauterkeit und Heuchelei zu verbinden gewohnt sind, so müssen wir dies allerdings modifizieren und daran denken, daß Jesus bei seiner Anklage nicht die ganze Klasse der Pharisäer und Schriftgelehrten hat brandmarken wollen, obwohl er den religiösen Standpunkt derselben prinzipiell nicht billigen kann, sondern daß er seinen bösartigen Gegnern die Larve hat abreißen wollen; ihr hoher Stand und ihre respektable Parteirichtung schützt sie nicht vor dem Vorwurfe der Heuchelei, sie sind Heuchler nicht weil, sondern trotzdem sie Pharisäer und Schriftgelehrte sind. Man würde in Verlegenheit sein, wenn man den Vorwurf der Heuchelei auf einen Mann wie Saulus anwenden wollte, alles mögliche kann man ihm vorwerfen, aber das eine paßt nicht auf ihn, daß er seine pharisäischen Ueberzeugungen aus unlautern Motiven sich angeeignet und vertreten habe. Der Pharisäismus hat an und für sich eine Richtung auf Fanatismus, auf Veräußerlichung und Verengung des religiösen Lebens. Fanatismus ist eine religiöse Richtung, der die Pflege des fanum, des lokalen Heiligtums, und die Beobachtung der Formen die Hauptsache ist. Die Bestrebungen des Pharisäismus sind erklärbar aus der politischen Lage der Nation, nationale und religiöse Bestrebungen waren bei ihm in unlösbarer Verquickung. Wir sind das Volk Gottes, wir sind Abrahams Same, wir haben die rechte Religion, das ist ihr stolzes Bewußtsein. Mit diesem hohen Stande stand die gegenwärtige Lage in grellem Widerspruch. Was ist daran schuld als die Vernachlässigung und Laxheit in der Beobachtung des Gesetzes? Rettung liegt allein in der strengsten Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften, nicht bloß ihrem knappen Buchstaben nach, sondern nach ihren bis ins Aeußerste gehenden Konsequenzen; auf der exakten Gesetzesgerechtigkeit ruht die Hoffnung der Nation, auf der Lockerung ruht der Fluch, sie verschuldets, daß der Tag der Rettung und des Heils, den Gott durch seinen Gesalbten herbeiführen will, immer wieder hinausgeschoben wird. Solches waren die Stimmungen, die im Kreise der Pharisäer heimisch waren. Es ist begreiflich, daß Saulus, ein Erzfanatiker, auf den Stifter der Christensekte, von dem er gehört, daß er die heiligen Satzungen mißachtet und sich trotzdem für den Sohn Gottes ausgegeben habe, einen wahren Haß werfen mußte, und daß er ihn in seinen Anhängern mit einem Eifer verfolgte, den er für löblich und verdienstlich hielt. Das waren in seinen Augen die Menschen, die das Kommen des Reiches Gottes verhinderten, die schuld waren an dem Elende der Nation, deren Existenz den heiligen Boden befleckte.

Das ist die eine Seite im Charakter des Saulus, ein fanatischer Pharisäer w o l l t e er sein; es ist ihm nicht genug, sich ablehnend gegen die Verderbnis zu verhalten, sie zu mißbilligen und die Sache Gott zu befehlen; nein, wenn einmal erkannt ist, was Unrecht ist, dann gilts dagegen zu kämpfen, sich in den Dienst des heiligen Vertilgungskrieges

zu stellen und zu *tun*, was getan werden muß. Aber Paulus war nicht bloß ein Fanatiker, er war auch ein grundehrlicher Mann, der aus der Wahrheit war und die Wahrheit suchte. Dieselbe Konsequenz, die ihn dazu trieb, das Gesetz gegen seine Zerstörer zu verteidigen, die trieb ihn auch, mit der Erfüllung desselben im persönlichen Leben völligen Ernst zu machen. So sehr er als Pharisäer angeleitet und gewöhnt war, seine Gerechtigkeit in der genauen Beobachtung kleinlicher Satzungen zu suchen, die ihm vorschrieben, wie viel Schritte man am Sabbat machen, wie viel man im Gürtel tragen dürfe, wie oft und wie weit man die Hände waschen müsse, so steht ihm doch hinter diesen Satzungen nicht bloß die Autorität der Aeltesten, sondern der heilige und gerechte Gott. Er ist ein zu guter Schriftgelehrter, um nicht zu wissen, daß zur Erfüllung des Gesetzes weit mehr gehört, Reinheit der Hände vom Bösen Reinheit der Gedanken, Ueberwindung der Sündenlust, und infolgedessen dann doch auch das Bewußtsein des göttlichen Wohlgefallens, der Friede, das freudige Gefühl des Einsseins mit Gott. Das alles sucht er auf dem Wege der Gesetzeserfüllung zu erreichen, und er erreicht es nicht. Er erfährt vielmehr, was er als den in der Natur der Sache liegenden Hergang bei jedem Menschen so ergreifend schildert, Röm. 7: „Da das Gesetz kam, ward die Sünde lebendig, und es fand sich, daß das Gebot, das doch zum Leben ist, mir zum Tode gereichte." Je ernster und strenger er's mit seinem Gesetze nahm, um so mehr empfand er seine Unheiligkeit, Friedlosigkeit, Hoffnungslosigkeit; öde und eitel lag sein Leben vor ihm, unlebenswert; mit Gewalt drängt sich ihm der Gedanke auf, es kann nicht der rechte Weg sein, den du gehst, er führt zu keinem guten Ende, es ist nicht wahr, was ich als Wahrheit angesehen. Und doch wieder empört sich sein ganzer Sinn gegen diese innere Stimme: Bin ich nicht ein Ebräer, bin ich nicht ein Schriftgelehrter, bin ich nicht unsträflich in unserm Gesetz, es sind Satans Anfechtungen, die mich irre machen wollen; fortfahren gilt es, festhalten, kämpfen übertäuben. Und so suchte er durch immer erneute gute Werke, durch Eifer in der Verfolgung der Christensekte seine Gerechtigkeit zu behaupten. Es muß doch gut sein, was ich treibe, geschieht's doch zu Gottes Ehre, es muß doch endlich das Triumphgefühl sich einstellen, das die Frommen erfüllt, das die Psalmen besingen: „Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet." — Umsonst. Aus Stephanus brechendem Auge blickt ihm das entgegen, was ihm fehlt, etwas, was ihn zur Selbstverurteilung nötigen will, aber: Nein, klingt es in ihm, es kann und darf nicht sein, nur nicht irre machen lassen, nur festhalten, nur mehr tun! Und so läßt er sich Briefe geben nach Damaskus, um auf neuem Boden, vielleicht freier von unliebsamen Erinnerungen das Werk fortzusetzen, das ihm allen Regungen seines Gewissens zum Trotz der Beweis seiner Gerechtigkeit vor Gott sein soll. Aber — den Stachel wird er nicht los. Des Stephanus Blick verfolgt ihn, umsonst sucht er die Scene seines Todes zu vergessen, sie nach eigenem Dünken auszumalen, in Stephanus den Verbrecher und sich selber als den Unsträflichen zu sehen; umsonst, er glaubt es selber

nicht, was er sich einredet, und sein nach Wahrheit dürstendes Gemüt richtet den Seufzer nach oben: Gott, zeige mir, auf welcher Seite du stehst. So zieht er dahin den eintönigen Wüstenweg in düsterem Schweigen. Seine Begleiter sehen in ihm den entschlossenen, eifrigen Sendboten, der auf nichts anderes als darauf sinnt, die Vollmachtsbriefe in seiner Tasche möglichst wirksam zu verwenden, und sie ahnen nichts von dem Aufruhr in seinem Innern, durch den das Fundament seiner bisherigen starren Ueberzeugung untergraben wird.

Da kommt der Donnerschlag, die Erschütterung seines ganzen körperlichen und seelischen Systems, in der ihm seine Unwürdigkeit und Verkehrtheit fühlbar, alle Widerstandskraft der Eigengerechtigkeit gebrochen wird. Das ist die negative Seite der Wirkung jener Machtoffenbarung Gottes, zugleich aber folgt die positive Wirkung, das Freiwerden der bisher unterdrückten und gehemmten Wahrheitseindrücke, die bis in die Anfänge seines Lebens zurückreichen (Gal. 1, 15), die namentlich in der letzten Zeit durch seine Berührung mit der Christengemeinde wider seinen Willen in sein Inneres gedrungen, und die nun zum Durchbruche kommen und zu beherrschenden Empfindungen, ja festwurzelnden Ueberzeugungen werden durften. Aber wer will es unternehmen, das geheimnisvolle Zusammenwirken menschlicher Gemütsbewegungen und göttlicher Einwirkungen in der Seele des Bekehrten zu entwirren? Ist es doch bei jeder wahren Bekehrung so, daß sie ebensowohl als eine Entstehung von Innen heraus, aus dem tiefsten Grunde des Seelenlebens, wie auch als ein nicht aus dem eignen Seelenleben stammendes Widerfahrnis, als das Ergriffenwerden von einer höheren Macht bezeichnet werden muß. Nach dem Zeugnisse der Apostelgeschichte wie auch nach der Andeutung Pauli im Galaterbriefe selbst vollzieht sich in ihm nicht bloß ein psychologischer Hergang, nicht bloß etwas in ihm Ruhendes kommt in Bewegung, ein Unbewußtes zu klarem Bewußtsein, sondern er erfährt etwas, was nicht aus seinem Eigenen stammt. Nicht er selber wird gleich zum Bekenner: „Der Jesus, den ich verfolgte, ist der Christ," sondern er hört erst die Stimme: „Ich bin Jesus," und im Galaterbrief sagt er nicht: „Ich kam zur Erkenntnis, daß Jesus Gottes Sohn sei," sondern: „Es gefiel G o t t e, seinen Sohn in mir zu offenbaren." Jesus bezeugt sich ihm als der Lebendige, er hat den Herrn g e s e h e n. Wie wir uns denken sollen, daß dies geschehen sei, wer vermag das zu sagen? Die Vision hat wohl immer etwas Bildliches an sich, aber sie kann das völlig geeignete Mittel zur Mitteilung der höchsten Wahrheit sein.

Es ist nun selbstverständlich, einmal, daß Paulus die Gestalt des Herrn, die vor sein Auge getreten ist, gleichwie die des Mannes aus Macedonien, nicht für ein Trugbild seiner Phantasie, sondern für eine wirkliche Erscheinung gehalten hat, die er nicht selber erzeugt, sondern die unabhängig von ihm Realität besitze, anderseits, daß er der Erscheinung keine irdische Leiblichkeit zugeschrieben hat; es ist ihm nicht Be-

dürfnis gewesen wie dem Thomas, zu verlangen: es sei denn, daß ich meine Finger in die Nägelmale lege, so will ich's nicht glauben; es ist ihm selbstverständlich gewesen, daß dieser Jesus sich nicht mit leiblichen Händen antasten lasse, mit einem Worte, er schreibt Jesus eine geistige Existenz zu, und diese geistige Existenz ist ihm eine reale.

In welcher Gestalt Paulus den Herrn gesehen habe, sagt er uns nicht, und ob das Erscheinungsbild, das vor sein Auge trat, wirklich photographisch treu die Züge Jesu von Nazareth getragen, oder eben nur ein Idealbild vom Messias gewesen, wie es etwa unsern Malern vor der Seele steht, wenn sie ihre Christusbilder malen, das wissen wir nicht, und Paulus selbst konnte es wohl nicht beurteilen, da er wahrscheinlich Jesum bei seinen Lebzeiten nicht gesehen hatte; der ihm erscheinende Jesus mußte sich ihm zu erkennen geben: „Ich bin Jesus." Jedenfalls aber hat das Erscheinungsbild schon an sich den Eindruck der göttlichen Herrlichkeit auf ihn gemacht, als „seinen Sohn" hat Gott Jesum in ihm offenbart. Hierüber bedurfte es für Paulus keines weiteren Nachdenkens, keiner Schlußfolgerung, keiner anderweitigen Belehrung, die beiden Gewißheiten waren in e i n e m Eindrucke verbunden: der gekreuzigte Jesus l e b t, und er ist der Sohn Gottes in Macht. (Röm. 1, 4). Diese schon durch die Vision selbst ihm unaustilgbar eingeprägte Ueberzeugung mußte eine völlige Revolution seiner gesamten Weltanschauung in ihm bewirken, die nicht plötzlich fertig sein konnte; es erforderte Zeit, bis er fähig war, die Konsequenzen dieser Gewißheit sich einzuverleiben, sie in sein Denken und Fühlen aufzunehmen. Durchaus voll innerer Wahrscheinlichkeit ist daher der Bericht der Apostelgeschichte, daß Paulus zunächst vollständig gebrochen, geblendet und unfähig einen Gedanken zu erzeugen, nach Damaskus geführt worden und drei Tage nicht imstande gewesen sei, aufzusehen oder zu essen und zu trinken, bis der Strom der ihn durchflutenden Gefühle einmünden durfte in das ihn emportragende Gebet: „Herr, hilf mir, gib mir Erleuchtung."

Wenn nun Paulus im Galaterbriefe versichert, daß, als es Gott gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, er sofort zugefahren sei und sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen habe, so bezieht sich das doch offenbar auf den alsbald nach seiner Bekehrung gefaßten Beschluß, als Missionar auszuziehen, nicht aber schließt es im geringsten die Behauptung ein, daß es ihm nicht ein Bedürfnis gewesen sei, sich mit andern Christen in Verbindung zu setzen und auch bei denselben über das Leben und Wirken Jesu von Nazareth, betreffs dessen er bis jetzt nur falsche Kunde empfangen hatte, Belehrung zu suchen. Der Bericht der Apostelgeschichte, daß Paulus infolge seines Erfahrnisses sich zunächst an einen Jünger Ananias in Damaskus gewendet habe und von demselben liebevoll aufgenommen worden sei, ist darum wiederum von innerer Wahrscheinlichkeit, und Paulus bestätigt im Korintherbriefe seinen Verkehr mit den Jüngern in Damaskus, wenn er berichtet, daß dieselben ihn vor den Nachstellungen des Königs Aretas gerettet haben. Wenn er sagt,

daß er's nicht Fleisch und Blut vorgelegt habe, ob er als Evangelist ziehen solle, so ist damit nicht gemeint, daß er keinem Menschen etwas davon gesagt habe, sondern nur dies, daß er seinen Entschluß nicht von der Zustimmung oder dem Abraten von Menschen abhängig gemacht hat, allermeist aber denkt er dabei wohl an sein eigen Fleisch und Blut, dessen Neigung oder Abneigung er nicht zu Rate gezogen, und deutet damit an, daß er sich der Schwierigkeiten und Opfer, vor denen Fleisch und Blut zurückschrecken mochte, wohl bewußt gewesen sei. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß er dem Umgange mit den Brüdern in Damaskus ein Wachstum in seiner christlichen Erkenntnis verdankt hat, und nur so weit gehend dürfen wir uns den befruchtenden Einfluß jenes Umganges nicht denken, daß er erst durch denselben zur Erkenntnis der Gottessohnschaft Jesu Christi gekommen sei und also sein Evangelium von Menschen empfangen habe. Die Kunde, daß der Gekreuzigte der Sohn Gottes sei, brauchte er nicht erst aus dem Munde eines Ananias zu hören; wohl konnte er aus dem Munde von Brüdern, die Jesum während seiner Lebzeiten gekannt, rühmen hören, wie derselbe schon in der Niedrigkeit des Fleisches die Herrlichkeit eines Eingeborenen vom Vater gezeigt, ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων gewesen sei, aber daß er nun gerade durch seinen Tod von der Hülle und den Schranken des Fleisches befreit in seinem wahren Wesen erkennbar als der Herr der Herrlichkeit lebe, das hatte Gott selbst ihm offenbart.

Bei einem Manne wie Paulus konnte nun diese so inhaltvolle und so intensiv erfaßte Ueberzeugung nicht folgenlos bleiben, sondern mußte in ihrer praktischen und in ihrer theoretischen Konsequenz sich voll auswirken. Von der ersteren ist schon die Rede gewesen; da es Gotte gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, ist's ihm nicht genug, seinen bisherigen Irrtum einzugestehen, von der Verfolgung der Christen abzulassen und als demütiger Bekenner in die Reihen der Gemeinde einzutreten, sondern er fühlt sich berufen, die Völkerwelt mit dem Evangelium zu durchdringen. Die theoretische Konsequenz führt ihn dazu, die in der Form der Anschauung gewonnene unmittelbare Gewißheit sich gedankenmäßig anzueignen und den Gedanken, daß Christus Sohn Gottes in Macht ist, in allen seinen Voraussetzungen und Folgerungen durchzudenken. Lebt Jesus, und lebt er doch nicht im Fleische, so gibt es ein anderes, höheres Leben nicht nur für ihn selbst, sondern für alle. Er spricht diese Konsequenz am schärfsten aus in dem Worte 2. Kor. 5, 16: „Von nun an kennen wir niemand nach dem Fleisch, und ob wir einen Christus gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr." Das Fleisch, die irdische Erscheinung ist es, wonach wir das Wesen eines Menschen beurteilen, ein Mensch ist uns das, was er uns im Fleische erscheint, aber in Wahrheit, vor Gott ist es nicht so, das Fleisch ist vielmehr die beschränkende, täuschende Hülle, und es gibt ein höheres, reales Dasein, in welchem das wahre Wesen zur erkennbaren Ausprägung kommt, das ist das Leben des Geistes, das in das irdische Leben wohl hineinreicht und in demselben beginnt, das aber in seinem

Bestand und seiner Entfaltung nicht an den Bestand des irdischen Lebens geknüpft ist, sondern eine viel höhere dauernde Realität besitzt, als die schwindende Realität des irdischen Lebens. Das ist an Jesu vollendet zutage getreten, der Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat; aber nachdem Gott ihn auferweckt hat von den Toten, wird der Glaube jedermann vorgehalten durchs Evangelium, und so kann das Leben nach dem Geiste, das Jesus gelebt hat und lebt, in allen sich wiederholen. Wohl kann die Fülle der Gottheit, die in Christo ihre volle Verleiblichung gefunden hat, sich nicht in jedem einzelnen vollkömmlich darstellen, als ob es nun eine unzählige Vielheit Gattungsexemplare der Gattung Christus geben könne, gleich wie es unzählige Exemplare der Gattung des ersten Adam gibt, sondern nur in der Gesamtheit der Gläubigen, welche ist der Leib Christi, kann der Geist seine Gaben austeilen; nicht alle können tun, was e r gewirkt hat, nicht alle sind Wundertäter, nicht alle Regierer, nicht alle haben gleiche Erkenntnis und Weisheit; aber im Wesentlichen wird das Leben Christi in jedem Gläubigen seine Fortsetzung und Wiederholung finden, es geht bei jedem nach dem Gesetze, nach dem das Leben Christi gegangen ist: durch Sterben zum Leben. So erlebt der Gläubige, und muß erleben, den Tod seines natürlichen Lebens: „Bei unserm Ruhm in Christo, ich sterbe täglich, ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir, der alte Mensch verweset, der innere wird täglich erneuert, ich halte, daß, so einer gestorben ist, so sind alle gestorben."

Dies tägliche Sterben setzt sich natürlich fort bis zum Ende und schließt auch das letzte Sterben mit in sich, das wir ausschließlich mit dem Namen Tod zu bezeichnen pflegen; auch dies letzte Aufgeben des natürlichen Lebens gehört dazu, daß die Aehnlichkeit des Lebens Christi sich in unserm Lebensgange widerspiegele, aber es ist immer im Zusammenhange zu denken mit dem schon vorangehenden täglichen geistlichen Sterben. Dies Sterben aber, das täglich geistliche bis zum miteingeschlossenen letztlichen leiblichen, ist nun kein eigentlich Sterben, sondern ein fortgesetztes Erwecktwerden. Indem der Gläubige das Leben Christi nachlebt und sich mit demselbigen zugleich in den Tod des Eigenlebens geben läßt, feiert er zugleich seine eigene Auferstehung, gleichwie man auch sagen kann, daß C h r i st u s seine Auferstehung in ihm feiert. Es ist daher unberechtigt, wie es gemeinhin geschieht, in jener Korintherstelle, wo das Sterben und Auferstehen mit dem Gesäetwerden und Emporwachsen verglichen wird, bloß an den Akt des Begrabens und an den zukünftigen Erweckungsruf zu denken. Wohl ist die Beziehung auf Tod und Auferstehung am Ende der Tage mit in den Gedankengang eingeschlossen, der Apostel will ja Aufschluß geben über die Erwartungen, die die Gläubigen nach dem leiblichen Tode haben dürfen, und es ist ja ein schöner, christlicher Gedanke, der sich in des Dichters Worten ausspricht: „Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde vertrauen wir der Hände Tat, vertraut der Säemann seine Saat. Noch köstlicheren Samen bergen wir trauernd in der Erde Schoß und hoffen, daß er aus den Särgen

erblühen wird zu schönrem Los." Aber es ist nicht im Sinne des Apostels, den Blick aufs Begrabenwerden und aufs einstige Hervorgehen aus dem Grabe zu beschränken. Das Bild vom Säen wird sonst von ihm in anderem Sinne gebraucht: „Was der Mensch säet, das wird er ernten." Der Mensch wird nicht gesäet, sondern er säet, und das Saatfeld ist nicht der Boden des Kirchhofs, sondern der Zusammenhang des natürlichen Lebens, die Welt oder die Zeit, ein unabsehbares Saatfeld. Wann wird gesäet? Fragen wir lieber: wann nicht? Jedenfalls nicht bloß beim Begraben; jede unserer Taten ist eine Saat, die nicht nur auf andere, nur auf eine Zukunft wirkt, sondern sofort auf uns selber zurückwirkt und eine ihr entsprechende Lebensbeschaffenheit in uns hervorbringt. Was wird gesäet? Ein natürlicher Leib. Nicht der Leichnam, sondern das natürliche Leben ist es, das verweslich, das im Stand der Schwachheit und der Unehre ist. Sicherlich nicht bloß von einer Zukunft, sondern von einer stets gegenwärtigen Wirkung redet der Apostel; das rechte Säen ist ein stetes Erwecktwerden zu einem höheren, allerdings noch in seinem wahren Charakter verborgenen, unvergänglichen Leben in Kraft und Herrlichkeit. (Zu bemerken ist das Präsens σπείρεται wie auch in der andern Stelle V. 22: „Wie sie in Adam alle sterben, so werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden," das Futurum nicht als Beschreibung eines erst zukünftig zu erwartenden Geschehens, sondern als sog. Futurum der sichern Erwartung aufzufassen ist.) Allerdings endet der Apostel diese Gesamtanschauung von dem Fortleben Christi in den Seinen und dem Leben der Seinen in ihm in dem Zukunftsbilde der Wiederkunft Christi, als dem Offenbarwerden dessen, was im Verborgenen vorhanden ist. Diese Selbstoffenbarung Christi und Mitoffenbarung der Seinen hat der Apostel wie seine Zeitgenossen als nahe bevorstehend erwartet; seine Vorstellungen darüber hat er als ein Geheimnis, d. h. als etwas ihm zur persönlichen Gewißheit Gewordenes, das aber nicht mit zu der eigentlich aufgetragenen Verkündigung gehöre, mitgeteilt.

In der Beschreibung der zukünftigen Ereignisse und Zustände, welche er den Gläubigen als Gegenstände der Erwartung und Hoffnung vorhält, hat der Apostel Züge verwendet, die offenbar bildlichen Charakters sind, und deren eigentliche Bedeutung wir aus der sinnbildlichen Hülle zu lösen haben. Das Auftreten eines Engels mit einer Posaune, und doch wohl auch das Emporgerücktwerden der Gläubigen dem Herrn entgegen in der Luft, kann kaum anders denn als veranschaulichende bildliche Einkleidung geistiger Beziehungen aufgefaßt werden, sei es nun, daß der Apostel mit bewußter Absicht statt der weitläufigeren und schwerer verständlicher abstrakten Redeweise die vielsagende und schnellfaßbare bildliche Redeweise gewählt habe, sei es, daß ihm unwillkürlich, wie es uns allen geht, der abstrakte Gedanke sich in die bildliche Form gekleidet habe.

Wir Menschen können eben zur Darstellung des Geistigen der sinnlichen Einkleidung nicht entbehren, und die Grenze ist schwer zu ziehen,

wo die sinnliche Anschauung aufhört, die eigentliche Form für die Erfassung der Wahrheit zu sein, und wo sie anfängt, bewußte Allegorie zur Einkleidung von Vernunftwahrheiten zu sein. Denken wir nur an die Sprache; in unsern abstraktesten Erörterungen operieren wir mit Wörtern, wie etwa: Vorstellung, Begriff, Gegenstand, Gegensatz, Grund u. s. w., die doch ursprünglich Ausdrücke für räumlich sinnliche Beziehungen sind, und deren Herkunft wir uns durchaus nicht jedesmal ins Gedächtnis rufen. So wenig wir uns jedesmal nach der kopernikanischen Theorie korrigieren, wenn wir vom Auf- und Untergange der Sonne reden, so wenig vergegenwärtigen wir uns jedesmal den vollen geistigen Inhalt des Satzes im Glaubensbekenntnisse: „Sitzet zur rechten Hand Gottes," obwohl wir anerkennen, daß sowohl das Sitzen als die rechte Hand Gottes bildliche Ausdrücke sind. So ist auch bei Paulus nicht streng zu scheiden, wo er sich auf dem Gebiete der Vorstellung bewegt, und wo die bildliche Rede bewußt gewählte Einkleidung der Wahrheit ist.

Wir sagen also in Summa: Der Glaube Pauli an die Auferstehung beruht auf der gottgewirkten Gewißheit vom geistigen Fortleben Christi. Er hat nicht umhin gekonnt, wie wir überhaupt nicht umhin können, dies geistige Fortleben und Fortwirken in sinnbildlich räumlicher Form als ein Thronen im Himmel und ein Herabkommen aus demselben sich und andern zu veranschaulichen, und die antike Weltanschauung, nach der der Himmel eine gewölbte Decke über der Erde ist, bildet das Substrat für seine Darstellung; aber die geistige Auffassung des Fortlebens Christi in den Seinen leuchtet überall durch, der Herr ist der Geist.

Mit diesem geistigen Fortleben Christi in den Seinen deckt sich völlig das geistgewirkte neue Leben der Gläubigen in Christo. Wohl ist das Leben Christi ein göttliches, aber doch zugleich ein so wahrhaft menschliches, daß nur unter der Voraussetzung, daß es für die Menschheit solch höheres Auferstehungsleben gibt, auch von der Möglichkeit der Auferstehung die Rede sein kann: „Gibt's keine Totenauferstehung, so ist auch Christus nicht auferstanden." Wie es daher paulinisch ist zu sagen: Jesus ist erhöhet und lebt im Himmel, so ist's auch zwar nicht ein ausdrücklich paulinisches Wort aber im Sinne Pauli geredet, zu sagen: Jesus ersteht in den Seinen und lebt in ihnen.

Die Gewißheit vom himmlischen Dasein Christi hat Paulus empfangen durch seine persönliche Erfahrung von der todesüberwindenden Macht des Geistes Christi, wie er dieselbe schon in seiner Bekehrung durch seine Berührung mit der von ihm verfolgten Gemeinde geahnt, dann selber durch die Umwandlung seines inneren Lebens erlebt und im Leben der durch ihn bekehrten Gemeinden bestätigt gefunden hat.

Es dürfte die Frage sein, ob wir eine solche Entstehung des Auferstehungsglaubens auch bei den Uraposteln für psychologisch möglich oder wahrscheinlich halten dürfen. Zwar ist ja bei Gott kein Ding unmöglich, und so könnten wir uns wohl denken, daß auch die Urapostel,

vorbereitet durch die stillen Wirkungen des Geistes Christi durch eine himmlische Vision vom Fortleben des Gekreuzigten überzeugt worden seien, indeß die historischen Berichte reden dagegen, und psychologisch wahrscheinlich ist es nicht.

Jedenfalls hat Paulus durch seinen Umgang mit den Brüdern in Damaskus und auch später durch die Berührung mit der Gemeinde in Jerusalem erfahren, daß schon andere vor ihm den Auferstandenen gesehen haben, er wird erfahren haben, wie es sich verhalte mit der Behauptung der Christen, von der er schon vor seiner Bekehrung Kunde erhalten hatte, daß Jesus lebe; 1. Kor. 15 gibt ja davon Zeugnis, wie er sich darüber genau erkundigt hat. Wenn nun die Berichte der Evangelien richtig sind, so muß ihm doch gesagt worden sein, daß wenigstens etliche der früheren Erscheinungen andersartig gewesen seien als die, welche ihm zu Teil geworden, daß er nämlich diese früheren Zeugen nicht bloß von seinem himmlischen Dasein, sondern von seiner greifbaren Leiblichkeit überzeugt habe. Manche der evangelischen Berichte mögen sich ja wohl zur Not auslegen lassen, daß in ihnen die Darstellung einer Vision vorliege; die Erscheinung von Maria Magdalena am Grabe, vor den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, vor der Gesamtheit der Jünger auf dem Berge in Galiläa mögen sich als Visionen auffassen lassen, aber im allgemeinen wird unbefangene Auslegung zugeben, daß die evangelischen Berichte von den Erscheinungen des Auferstandenen sich in die Auffassung derselben als Visionen nicht recht fügen wollen, und daß einige von ihnen ihr entschieden widersprechen. Wenn nach Lukas Jesus die Jünger ausdrücklich versichert, daß er kein bloßer Geist sei, sondern Fleisch und Bein habe, so soll doch wohl damit gesagt sein, daß er Fleisch und Bein habe gerade wie sie, und wenn Petrus in der Apostelgeschichte versichert, daß Jesus mit ihnen, den Jüngern, nach seiner Auferstehung gegessen und getrunken habe, so mußten seine Zuhörer es doch wohl so verstehen, und er muß es auch so gemeint haben, daß Jesus mit seinen Jüngern in gerade solchen Verkehr getreten sei, wie eben Menschen mit einander zu verkehren pflegen, nicht bloß, daß er ein- oder zweimal ausnahmsweise etwas vor ihnen gegessen habe, was auch etwa die sinnbildliche Handlung eines leiblosen Geistes gewesen sein könnte.

Wenn nun Paulus solche Erzählungen aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen hörte, so mußte das wohl sein Interesse im höchsten Maße erregen, und man sollte eigentlich erwarten, oder würde sich wenigstens nicht wundern, wenn er in seinen Briefen von dem bedeutenden Eindrucke Erwähnung getan hätte, den diese Mitteilung auf ihn gemacht. Daß ihn die Mitteilungen über Erscheinungen des Herrn in konkreter Leiblichkeit nicht irre gemacht haben in seiner Gewißheit, den Herrn wirklich gesehen zu haben, ist begreiflich bei der furchtbaren Lebhaftigkeit des auf dem Damaskuswege empfangenen Eindrucks; er hat sich niemals die zweifelnde Frage vorgelegt: Habe ich denn den Herrn wirklich gesehen? Er hat sich auch in den Stellen seiner Briefe,

wo er seine apostolische Selbständigkeit bezeugt, nie zu einer Konzession herbeigelassen, daß er etwa gesagt hätte: Ich habe zwar den Herrn nicht so gesehen wie Petrus und Thomas, aber meine Begegnung mit ihm ist doch ganz so wirklich gewesen wie die ihre, und die andern haben es mir nicht streitig gemacht, daß ich ein selbständiger Zeuge der Auferstehung sei.

So sehen wir, daß in der urchristlichen Zeit Differenzen über die Art der Selbstbezeugung des Auferstandenen stattgefunden haben, sie haben aber nach Pauli Auffassung die Einheit der Gemeinde im Geiste nicht antasten dürfen: „Es sei nun ich oder jene, also predigen wir, und also habt ihr geglaubt."

Die Selbstkommunion der Geistlichen.

Von P. Karl Kißling.

„Ist es Usus in unserer Synode, daß die Pastoren mit ihren Gemeinden zum heiligen Abendmahl gehen und sich selbst das heilige Abendmahl reichen?" Diese Frage wurde vor einiger Zeit aufgeworfen. Die Frage ist nicht neu. Es gibt, wie ich weiß, auch in unserm Kreis Brüder, die Gegner der Selbstkommunion der Pastoren sind, und aus diesem Grund ihren Abendmahlsgang bis zur gemeinschaftlichen Feier bei der Konferenz aufschieben. Es wurde schon mehrfach der Wunsch geäußert, es möchten in unserm „Magazin" mehr praktische Fragen besprochen werden. Nun ich denke, das ist für jeden unserer Leser eine eminent praktische und hervorragend wichtige Frage. So wird es denn wohl keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, diese Frage hier einmal einer Prüfung zu unterwerfen.

Freilich die Frage, die am Anfang dieses Artikels steht, ist nicht ganz korrekt ausgedrückt. Es kommt in erster Linie nicht darauf an, ob das Kommunizieren der Pastoren mit ihren Gemeinden Usus der Synode ist, sondern ob im Begriff und Wesen des heiligen Abendmahls auf Grund der Schrift selbst etwas liegt, was gegen oder für die Selbstkommunion spricht.

Die richtige Beantwortung unserer Frage hat eigentlich eine Besprechung des Wesens und der Bedeutung des heiligen Abendmahles zur Voraussetzung. Doch war dieselbe in jüngster Zeit, auch in unserm Blatte, Gegenstand eingehender Untersuchung, so daß davon füglich Abstand genommen werden kann; auch wird es für unsern Zweck genügen, die Hauptpunkte, auf die es dabei ankommt, kurz hervorzuheben.

Aus den Berichten über die Einsetzung des heiligen Mahles ist ohne weiteres so viel klar: Der Herr Jesus bestimmte es für seine Jünger mit der ausdrücklichen Weisung, daß sie diese Feier auch später zu seinem Gedächtnis wiederholen sollen. Das heilige Abendmahl soll uns stets lebhaft an das Opfer erinnern, das Christus für uns am Stamme des Kreuzes gebracht hat. Es will unserm schwachen Glauben zu Hilfe kommen, daß wir es immer aufs neue bei jeder Abendmahlsfeier uns

sagen und unsern Glauben dadurch stärken lassen, wie es Lavater ausdrückt:

So gewiß ich Wein genossen,
Ist dein Blut für mich geflossen,
So gewiß ich Brot empfangen,
Soll ich Heil in dir erlangen.

Nach Christi Sinn und Meinung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Jünger Christi, insonderheit in Zeiten, wo der Glaube schwach werden will, wo durch Anfechtung von außen und von innen die Lebenszuflüsse von oben zu versiegen drohen, dieses Mahl zur Stärkung ihres Glaubens, zum Trost ihres Gewissens, zur Versiegelung ihrer Jüngerschaft dieses Mahl genießen sollen.

Sollte nun etwa gerade der Pastorenstand davon ausgenommen sein? Ich will nicht fragen — um nicht einen Sturm der Entrüstung wider mich heraufzubeschwören —: Sollten die Pastoren etwa von der Jüngerschaft Christi ausgenommen sein?; aber ich frage allen Ernstes: Sollten die Pastoren allezeit so stark im Glauben sein und so unangefochten bleiben, daß sie im Laufe eines ganzen Jahres keine solche Stärkung und Erquickung und Aufrichtung nötig haben? Oder ist's nicht gerade so, daß die treuesten Diener Christi am häufigsten dieses Verlangen spüren?

Zu dem Ergreifendsten, was uns die neuere Kirchengeschichte erzählt, gehören die sonntäglichen Abendmahlsfeiern des gewaltigen Pariser Zeugen Adolf Monod. Monatelang versammelte er seinen Familienkreis, nebst einer kleinen Anzahl Freunde Sonntag für Sonntag um sein langwieriges, schmerzensreiches Krankenlager zur Feier des heiligen Abendmahles. Sämtliche gläubige Pariser Geistliche, ohne Rücksicht des Bekenntnisses, amtierten nach und nach bei diesen einzigartigen Abendmahlsgottesdiensten. Die Feier wurde stets von Monod mit einer kürzeren oder längeren Ansprache, je nachdem es sein körperlicher Zustand erlaubte, geschlossen. Das Werkchen "Adieux" enthält die bei dieser Gelegenheit von Monod gehaltenen Reden. Diese Feier wurde bis zu seinem Tode fortgesetzt.

„Das war gewiß schön und ergreifend," höre ich sagen, „aber das paßt doch nicht auf unsern Fall. Wo ist da von einer Selbstkommunion die Rede? Allerdings nicht, aber es kam mir hier zunächst auch nur darauf an, an einem besonders eklatanten Beispiel zu zeigen, welche Sehnsucht und welches Verlangen gerade die innerlich ausgereiftesten Gotteszeugen nach diesem Mahl und seinen herrlichen Gaben und Gnaden haben.

Und nun sage ich, daß, wo die Verhältnisse, wie wohl in allen unsern Fällen, mit verschwindenden Ausnahmen, es nicht anders gestatten, nichts selbstverständlicher ist, als daß der Pastor, der allein an seiner Gemeinde steht, sich selbst das heilige Abendmahl reicht. Warum soll er sich selbst von diesem Segen ausschließen? Müßte er sich nicht als ein Ausgestoßener vorkommen, der fast mit Neid auf seine Ge=

meindeglieder hinblicken muß, denen er einen so reichen, in die Ewigkeit hineinreichenden Segen vermitteln darf, der ihm selbst verschlossen bleibt? Oder sollte er diesem Allerheiligsten des Christenglaubens und Christenlebens so gleichgültig gegenüber stehen, daß er nichts dabei vermißt, daß er sich nur als Pastor fühlt, aber nicht als armen, gnadenhungrigen, gnadebedürftigen Sünder, der nach den Segnungen dieses Males hungert und dürstet? Das wäre traurig. Und warum sollte er sich nicht selber das heilige Mahl, nach dem er ein so sehnliches Verlangen hat, reichen dürfen? Wo steht geschrieben, daß das nicht erlaubt ist?

Professor Otto stellt in seinem Artikel „Vom heiligen Abendmahl" im Novemberheft, 1906, des „Magazins", das heilige Abendmahl in Parallele mit dem Worte Gottes unter Hinweis auf die „Apologie" und auf den Ausspruch Augustins: „Das Sakrament ist das sichtbare Wort." Gewiß mit Recht. Aus Röm. 10, 17 sehen wir, daß der Glaube aus der Predigt kommt. Vilmar sagt zu dieser Stelle: „An der geordneten leiblichen Verkündigung des Wortes Gottes hängt der Glaube; es muß das Evangelium g e p r e d i g t werden. Das bloße L e s e n des Wortes Gottes tut's nicht." Es wäre nicht dasselbe, wenn wir einen Haufen Bibeln in die Heidenwelt schickten und unsere Missionare zu Hause behielten. Das wäre ja freilich sehr bequem. Wir würden dadurch viel Geld und Zeit und Mühe sparen. Da könnten wir schließlich auch in der Heimat die theologischen Schulen und die Kirchen schließen. Die Bibelgesellschaften und Bibelkolporteure wären dann die einzigen Medien, das Evangelium auszubreiten. Aber das wäre nicht bloß deswegen verkehrt und wirkungslos, weil die Heiden und Christen das gelesene Wort — auch wenn sie es lesen könnten — nicht verstehen würden, sondern das Wort Gottes muß nach göttlicher Ordnung persönlich gepredigt, bekannt, bezeugt werden. Aber wie? Predigt der Pastor nur der Gemeinde, nicht sich selbst? Damit würde er unter das Urteil fallen, andern zu predigen und selbst verwerflich zu werden. Nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für den Pastor kommt der Glaube aus der Predigt. Da er aber das ganze Jahr hindurch keine Gelegenheit hat, andere zu hören, so muß er auch sich selber predigen, oder er schließt sich selber vom Glauben aus. Aber gerade so wie der Pastor sich selber predigen muß und darf, so darf und muß er sich auch selbst das sichtbare Wort, das heilige Abendmahl reichen. Ja im Grunde genommen tut er das nicht einmal selber. Der Pastor ist eigentlich nur der Vermittler des Sakraments, während in Wahrheit Christus selber inmitten seiner Gemeinde der Spender seiner Gnadengaben und Heilsgüter ist. So empfängt der Pastor Brot und Wein aus Christi Hand, wie Christus sie durch seine Hand der Gemeinde mitteilt; und wie die Abendmahlsgäste die empfangenen Elemente sich selbst zuführen — wenigstens in fast allen evangelischen Gemeinden — so tut auch er.

Selbst wenn etliche gleichgesinnte Brüder sich etliche Male im Jahr

vereinigten, um eine Privatkommunion abzuhalten, so wäre das durchaus nicht genügend und wäre kein Ersatz für die Nichtteilnahme an der Kommunion der Gemeinde im öffentlichen Gottesdienst. Es gibt einen Grund, der den Pastor, der sich nicht außerhalb des christlichen Gemeinschaftskreises stellen will, zwingt, an der öffentlichen Abendmahlsfeier nicht nur als Spender, sondern auch als Empfänger teil zu nehmen. Das heilige Abendmahl ist in hervorragendem Maße auch ein Gemeinschaftsmahl. Darum heißt es Kommunion. Die communio sanctorum soll darin zum Ausdruck kommen. So sagt auch Prof. Otto in dem erwähnten Artikel: „Das Abendmahl ist seinem Begriff nach Gemeindefeier und sollte unter Beteiligung der ganzen Gemeinde und derer, die man als Gäste derselben ansehen kann, gehalten werden." Und der Pastor sollte sich davon ausschließen wollen und damit vor der ganzen Gemeinde erklären: Ich gehöre nicht zur Gemeinde. Ich habe keinen Teil an der Gemeinschaft der Heiligen. Wir gehören nicht zusammen!! Die Beichte und das heilige Abendmahl ist die einzige Gelegenheit, wo der Pastor sich mit seiner Gemeinde zusammenschließt, und als armer, bußfertiger, heilsverlangender Sünder vor Gott tritt.

Eine Gemeinde, die merkt, daß ihr Pastor nie das heilige Abendmahl mit ihr genießt, zu dem er sie vielleicht mit ernsten, begeisternden Worten aufgefordert und eingeladen hat, muß schließlich an der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieser Feier zweifeln und sich allmählich auch von der Feier zurückziehen, und das von rechtswegen; ebenso wie eine Gemeinde Anstoß nimmt nicht nur am Pastor, sondern am geistlichen Amt, wenn sie von ihrem Seelsorger den Eindruck erhält: Er hat Jakobs Stimme, aber Esaus Hände. Es ist ganz undenkbar, daß ein solches Verhalten des Mannes, der der Gemeinde in allen Stücken mit seinem Wandel und Vorbild voranleuchten soll, nicht das größte Aergernis hervorriefe. In den meisten Konstitutionen wohl wird den Gemeindegliedern der fleißige Gebrauch von Wort und Sakrament ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Und der Pastor selber entbindet sich dieser Pflicht!

Noch eher würde ich einem Bruder, der sich aus irgend einem Grund scheut, sich selbst das heilige Mahl zu reichen, raten, einen frommen Vorsteher, etwa den Präsidenten der Gemeinde, zu bitten, ihm das heilige Mahl zu reichen, als sich ganz davon zurückzuziehen. Ich hoffe nicht, daß meine lieben Brüder einem solchen überspannten Amtsbegriff huldigen, der nirgends in der Schrift einen Anhalt hat, sondern geradezu dem petrinischen Ausspruch, 1. Petri 2, 9, vom allgemeinen Priestertum, widerspricht, daß sie diesen Rat für eine Ketzerei halten und ihn mit Entrüstung zurückweisen. Der längst selig heimgegangene Missionar A. K. erzählte einst in seinem Lebenslauf, den er mit seiner Meldung zum Missionsdienst einreichte, daß er in seinem zwölften Jahr von einer solchen Sehnsucht nach dem heiligen Abendmahl ergriffen worden sei, daß er in den Keller ging, etwas Wein in ein Glas goß und mit großer Andacht das Mahl des Herrn genoß. Sollte er sich einer Täuschung

hingegeben haben? Sollte der Herr das ernste Sehnen in diesem Knabenherzen unerhört und ungestillt gelassen haben, weil er noch nicht das nötige Alter hatte, weil er nicht ordiniert war und keinen Talar trug? — In manchen Gegenden ist es gebräuchlich, daß der Pastor bei der Abendmahlsfeier nur einmal vom Altar die Spendeformel spricht, worauf Brot und Wein von den Vorstehern den auf ihren Sitzen verharrenden Kommunikanten gebracht werden, die sich gegenseitig den Teller und den Kelch reichen. Auf die Art der Austeilung kommt nichts an, darüber gibt es keine Vorschriften. Die Gesinnung, mit der wir diese Feier begehen, ist die Hauptsache.

Wenn ich mit einem Geständnis diese kleine, bescheidene Arbeit beschließen darf, so sage ich: Es erscheint mir viel anstößiger, wenn bei den Kommunionfeiern auf den Konferenzen nicht nur bestimmt erwartet wird, daß die Pastoren daran teilnehmen, sondern auch, wenn viele Brüder diese Erwartung täuschen, in der nächsten Sitzung entweder aus der Versammlung heraus, oder durch den Präses das gerügt und den betreffenden Brüdern ins Gewissen geschoben wird. Besonders anstößig erscheint es mir, wenn die Feier schon wenige Wochen nach Ostern stattfindet, wo die allermeisten Brüder das Sakrament mit ihren Konfirmanden und Gemeinden genossen haben. Das heilige Abendmahl ist keine Sache, die sich befehlen läßt. Und bloß anstandshalber oder um der Gemeinde, in deren Mitte der Distrikt tagt, keinen Anstoß zu geben, sich den Kommunikanten anzuschließen, sollte das etwa der ideale Standpunkt sein? Ich will nur leise fragen, ob diese und ähnliche Gründe, die mit der wahren Bedeutung der Sakramentshandlung nichts zu tun haben, nicht bei manchem Bruder ausschlaggebend sind, daß er nur sozusagen aus christlicher Nächstenliebe oder aus feiner Selbstliebe sich an der Feier beteiligt, so wie man ohne ein besonderes Bedürfnis zu spüren, an einem Mahl teil nimmt, um den Gastgeber oder die übrigen Teilnehmer nicht zu beleidigen? Das Heilige will auch rein, zart und heilig behandelt sein. Aber die Selbstkommunion tut weder der Heiligkeit, noch der Wirksamkeit, noch der Würde und Feierlichkeit der heiligen Handlung Abbruch.

Predigt bei einer Orgelweihe.

Text: Psalm 95.

Von P. Karl Kißling.

Ein scharfsinniger, aufmerksamer Beobachter der Welt und der Menschen hat vor einiger Zeit in einem interessanten Artikel nachgewiesen, daß eine erstaunlich große Anzahl, vielleicht die Hälfte der berühmtesten Seher und Dichter, also solcher Leute, die uns in ihren Werken die Natur mit ihrem Reiz, den Himmel in seiner Pracht, die Jahreszeiten in ihren wechselnden Erscheinungen vor Augen gestellt und in erhabener Weise geschildert haben, blind gewesen seien. Ein Milton, der mit erloschenem Auge das wiedergefundene Paradies schaut, ein Haydn, der, im Finstern sitzend, das Lob der Schöpfung in wunderbaren Klän=

gen feiert, ein Händel, der, selbst blind, seinem erblindeten Simson die ergreifende Klage in den Mund legt: „Nacht ist's umher! Nicht Sonn, nicht Mond, kein einzger Stern erhellet meinen Pfad," und hundert andere. Und auf dem gleichen seltsamen Gebiet liegt es, wenn ein Beethoven, dieser Meister im Reich der Töne, taub wird und nicht imstande ist, seine Schöpfungen zu genießen und mit eigenem Ohr zu prüfen. Ist es nicht ein, nicht nur rührender, ergreifender, sondern erstaunlicher Widerspruch, daß ein Mann, der die Welt mit einem Meer von Harmonieen erfüllt, dessen wunderbare, erhabene Klänge Millionen schon begeistert haben und noch Millionen begeistern werden, daß der selber in einsamer, tiefer Stille, ohne einen Laut zu vernehmen, seine Tage beschließt? Es handelt sich mir jetzt nicht darum, diese seltsame Erscheinung zu erklären, obgleich es mir scheint, als ob wir gerade hier deutlich verstehen, was Salomo meint, wenn er von der göttlichen Weisheit sagt, daß sie bei der Schöpfung auf dem Erdboden gespielt habe. Nein, etwas anderes liegt mir im Sinn. Wir sind, Gott Lob, nicht taub, uns brauchen, wenn wir nur unsere Ohren aufmachen wollen, um mit dem Dichter zu reden, die Harmonien des Weltalls nicht umsonst zu rauschen, und auch nicht — die Töne eurer neuen Orgel!

Zu einer seltenen Feier haben wir uns heute in diesem Gotteshaus zusammengefunden. Eben ist eure neue Orgel, auf die ihr euch gewiß schon lange gefreut, nach der ihr euch schon lange gesehnt habt, dem Dienst am Heiligtum, dem Dienst des Dreieinigen Gottes geweiht worden. Eben sind die herrlichen, lieblichen Klänge der Orgel uns in Ohr und Herz gedrungen. — Wir haben ja wohl schon manchen Orgelton erklingen hören, und doch haben wir uns alle auch schon klar gemacht, was eine Orgel mit ihren verschiedenen Stimmen und Tönen uns zu sagen hat? Oder sollte in diesem Stück nicht manches unter uns auch ein wenig taub sein? Ueber den Wert der Musik sind wir ja alle einig. Und wenn wir auch nicht gerade musikalisch veranlagt sind, wenn unser Musikverständnis auch manches zu wünschen übrig läßt, und wenn wir auch gerade keine so glühende Phantasie haben, wie jener persische Dichter, der den merkwürdigen Ausspruch getan hat: „Musik ist das Knarren der Pforten des Paradieses," so haben wir doch gewiß alle schon die Macht und Herrlichkeit der Musik empfunden. Wie öde und schal wäre das Leben ohne Sang und Klang! Und wie unerquicklich und unerbaulich ist im allgemeinen ein Gesang ohne Musikbegleitung. Und wenn auch — leider Gottes! — heutzutage Sang und Klang vielfach in den Dienst des Teufels gestellt wird, und den Ursprung seines kainitischen Erfinders Jubal an der Stirne trägt, so hebt doch der schändliche Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht auf. Und gerade auch rechte Christen erfreuen sich an Musik und Gesang. Und darum soll's auch in unsern Kirchen bei unsern Gottesdiensten fröhlich klingen und brausen Gott zu Ehren und uns selbst zur Erbauung. Nun erlaubt mir, daß ich euch in dieser feierlichen Stunde an die verschiedenen Stimmen erinnere und auf sie aufmerksam mache, die eure Orgel euch hören läßt bei

den verschiedensten Veranlassungen, in den manigfaltigen Lagen eures Lebens.

Wenn ihr euer Gesangbuch aufschlaget, da findet ihr vorne ein Inhaltsverzeichnis. Da sind eine ganze Anzahl Rubriken von Liedern angeführt: Gebetslieder, Danklieder, Lieder über die Schöpfung, Erlösung, Heiligung; Trostlieder, Sterbelieder und andere. Zu allen diesen Liedern will eure Orgel euch begleiten. Wir wollen uns auf Grund des verlesenen Psalmworts die Frage zur Beantwortung vorlegen:

Welche Töne will eure Orgel euch in Mund und Herz hineinlegen?

Wir antworten:

1. Sie ermuntert euch zu jauchzendem Dank: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!

2. Sie mahnt euch zu herzlichem Vertrauen: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt!

3. Sie ruft euch zu tiefer Beugung: Aus tiefer Not schrei ich zu dir!

4. Sie erinnert an das nahende Ende: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende, hin geht die Zeit, her kommt der Tod!

I. Vor allem sage ich: Ermuntert euch eure Orgel zu jauchzendem Dank, wenn sie in vollen Akkorden den Choral erschallen läßt: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! oder ein anderes unserer köstlichen Lob- und Danklieder. In dem verlesenen Psalmwort ermuntert der Psalmensänger auch zu solchem freudigen Dank mit den Worten: „Kommt herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken, und jauchzen dem Hort unsers Heils! Lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen!“ An dem heutigen Tag wird es euch ja nicht schwer fallen, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Es ist ja für eine Gemeinde immer eine herzliche Freude, wenn sie ihrem Gotteshaus, das ihr doch das liebste Haus und der seligste Aufenthalt sein soll, wieder einen neuen Schmuck, eine neue Zierde zugelegt hat, und vollends ein so wichtiges tonangebendes Stück, von deren Spiel der ganze Gottesdienst umschlossen und eingerahmt ist; sie hat das erste und das letzte Wort bei unsern Gottesdiensten. Darum kommt heute mit Danken vor Gottes Angesicht, frohlocket dem Herrn, jauchzet dem Hort unsers Heils! Aber nicht bloß heute! Wie oft in euerm Leben habt ihr tausendfachen Grund und Veranlassung zu solchem Danken und Jauchzen! Es gibt Zeiten, wo man singen muß, wenn einem nicht das Herz zerspringen soll, wo man das, was einem das Herz freudig bewegt, in Worte fassen, im Lied ausklingen lassen muß. Oder solltet ihr davon noch keine Erfahrung gemacht haben? Das wäre in der Tat traurig. Wer sein Leben aufrichtig überblickt

und überdenkt, der muß gestehen: Zahllos wie die Sterne des Himmels in dunkler Nacht, unermeßlich wie der Sand am Ufer des Meeres sind die Segnungen, die Wohltaten, die Erquickungen, die uns in unserm Leben zu teil geworden sind! Und vollends einem Christenmenschen, der gewohnt ist, den Segensspuren Gottes in seinem Leben nachzugehen, dem sollte es nicht an Ursache, an Stoff zum Loben und Danken fehlen und aus seinem übervollen Herzen bricht wie ein heller Strom das Liedeswort hervor:

Ich singe dir mit Herz und Mund,
Herr, meines Herzens Lust,
Ich, sing, und mach auf Erden kund,
Was mir von dir bewußt.

Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad
Und ewgen Quelle bist,
Daraus uns allen früh und spat
Viel Heil und Gutes fließt.

Sollt ich meinem Gott nicht singen,
Sollt ich ihm nicht dankbar sein!
Denn ich seh in allen Dingen,
Wie so gut er's mit mir meint.
Ist's doch nichts als lauter Lieben,
Was sein treues Herze regt,
Das ohn Ende hebt und trägt,
Die in seinem Dienst sich üben.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Ja gerade das, daß Gottes Liebe, die er uns gezeigt und geoffenbaret hat in Christo Jesu, unserm Herrn, daß diese Liebe in Ewigkeit bleibt, daß wir uns beschirmt und getragen wissen von dieser Liebe, das ist's, was unser Herz, besonders an den hohen Festtagen unserer Kirche, mit Jauchzen erfüllt. Daß wir einen Heiland haben, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung und zur Erlösung, in dem wir alles haben, was uns auf ewig nützt und ziert, das bewegt uns zu dem Preisgesang:

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist.

O darum, liebe Freunde, so oft ihr euch hier versammelt, so oft eure Orgel euch den Ton zu einem solchen Danklied angibt, dann stimmt

herzhaft mit ein, ihr habt reichlich und überreichlich Grund dazu. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.

> Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren!
> Lob ihn, o, Seele, vereint mit den himmlischen Chören!
> Kommet zuhauf! Psalter und Harfe wacht auf!
> Lasset den Lobgesang hören!

II. Zum andern aber **mahnt euch eure Orgel zu herzlichem Vertrauen**: Befiehl du deine Wege Und was dein Herze kränkt, Der allertreusten Pflege Des, der den Himmel lenkt! Vielleicht hat manches von euch vorhin gedacht: Man kann doch nicht immer singen und springen, jubeln und frohlocken. Das menschliche Leben hat nicht nur Rosen, sondern auch zahlreiche und empfindliche Dornen. Auch wir haben diese Dornen schon manchmal gespürt. Gewiß. Das Leben ist nicht nur freudvoll, sondern auch leidvoll, es geht nicht nur himmelhoch jauchzend, sondern auch gar oft zum Tode betrübt zu. Freude wechselt hier mit Leid. Es wechseln die Zeiten, die Freuden, die Leiden. Aber eben darum ermuntert eure Orgel euch nicht nur zum Dank, sondern sie begleitet auch sanft und trostreich eure Trostlieder, sie bringt Trost und Frieden in das matte, umgetriebene, sturmbewegte Herz, wenn sie euch singen hilft: Befiehl du deine Wege. Wer nur den lieben Gott läßt walten. Was Gott tut, das ist wohlgetan. In unserm Psalm lesen wir: „Der Herr ist ein großer Gott und ein großer König über alle Götter. Denn in seiner Hand ist, was unten in der Erde ist, und die Höhen der Berge sind auch sein. Denn sein ist das Meer, und er hat's gemacht, und seine Hände haben das Trockene bereitet. Kommt laßt uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat. Denn er ist unser Gott, und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand." Wenn wir das wissen und im Glauben festhalten, daß der Gott, dem wir dienen, den wir anbeten, zu dessen Ehre wir unsere Lieder erschallen lassen, daß dieser Gott ein großer Herr ist, in dessen Hand Himmel und Erde steht, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fallen darf, der alle unsere Seufzer hört und unsere Tränen zählt, und daß dieser Gott unser Gott ist, und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand sind, sollte das uns nicht mächtig trösten und stärken, sollten wir uns da nicht Mut, Trost, Gottvertrauen ins Herz hineinsingen? Es ist kein Wunder, daß im Gesangbuch gerade die Kreuz-, Trost- und Vertrauenslieder die zahlreichsten sind und den Leuten gewöhnlich am besten bekannt und ihnen auch am liebsten sind. Es ist ein Zeichen davon, daß die Sorgenzeiten und Trauerzeiten eine große Rolle im Leben spielen, solange wir noch hienieden im Land der Sorgen und der Tränen pilgern, bis uns einmal durch Gottes Gnade auf ewig die Tränen aus den Augen gewischt werden. Dort im himmlischen Gesangbuch wird's nur noch Lob- und Danklieder geben, die dort, begleitet von himmlischer Musik, ohn Ende brausend durch die Himmelshallen schallen werden. Aber solange wir noch durch den Staub dieser Erde wandern, danken wir Gott, daß wir

unsere Trostlieder singen dürfen. O, so laßt euch durch die Klänge eurer Orgel euren Trost, Mut, Vertrauen und Hoffnung in Gott stärken. Und nicht nur hier im Gotteshaus, sondern auch zu Haus laßt dem Teufel und eurem Kleinglauben zum Trotz eure Lieder erklingen.

Und schafft ich in des Amtes Pflicht
Mir Kopf und Herze schwer,
Dann samml' ich gern bei Lampenlicht
Die Meinen um mich her.
Und tu mit Sang und Saitenklang
Dem Teufel einen Tort,
Und scheuch ein fröhlich Stündchen lang
Die Sorgengeister fort. Ja:

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege,
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Aber auch ernste Klage läßt eure Orgel erklingen, nämlich III. **Sie ruft euch zu tiefer Beugung**: Aus tiefer Not schrei ich zu dir! Es ist ein eigen Ding um ein solches Instrument. So tot es aussieht, so leblos es scheint, unter der Hand des Organisten wird es lebendig, da versteht es, seine Sprache zu wandeln und redet in den verschiedensten Sprachen zu uns. Für alle unsere Stimmungen, für alle unsere Verhältnisse weiß es den rechten Ton zu treffen und die rechte Saite unsers Herzens anzuschlagen. Wir kommen hierher ins Gotteshaus nicht nur, um dem Herrn unsers Lebens Dank darzubringen, um uns trösten und aufrichten zu lassen, sondern auch um unsere Sünden zu bekennen, um Vergebung unserer Sünden zu suchen, wenn wir zu Beichte gehen, wenn wir uns rüsten, zum Altar des Herrn zu treten, und das heilige Abendmahl zu empfangen. Wenn da die Orgel so ernst und feierlich beginnt, wenn sie den ergreifenden Luther-Choral intoniert: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir!" und das uralte Abendmahlslied: „O Lamm Gottes unschuldig, Am Stamm des Kreuzes geschlachtet!" so ermahnt sie uns, es mit dieser ernsten Feier nicht so leicht zu nehmen, es nicht als ein leeres, inhaltloses Spiel zu betrachten, sondern mit heiligem Ernst in unser Herz und Gewissen zu gehen, uns selber zu richten, damit wir nicht gerichtet werden. Wahrhaftig, die spielende Orgel und die singende Beichtgemeinde halten schon eine gewaltige, erschütternde Bußpredigt, noch ehe der Prediger den Mund aufmacht; aus Melodie und Beichtlied klingt uns der Bußruf und das

anklagende Bekenntnis unsers Textes entgegen: Heute, so ihr Gottes Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht! Gott hat Mühe mit unsern Sünden. Wir sind Leute, deren Herz immer den Irrweg will, und die Gottes Wege nicht lernen wollen. Und wenn ihr so in den Staub gebeugt seid, so richtet euch die Orgel auch wieder auf durch ein tröstreiches: „Jesus nimmt die Sünder an."

Als einst König Saul, der früher so herrliche, mit allen Fürstentugenden geschmückte Herrscher des Volkes Israel um seines Ungehorsams willen von Gott verworfen worden war, da wich der Geist des Herrn von ihm, und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig. Da holten sie David, den jugendlichen Harfenspieler, zu dem innerlich kranken König. Wenn nun der böse Geist über Saul kam, da nahm David seine Harfe und spielte vor dem König, so erquickte sich Saul, und es wurde besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm. Geliebte! Wie mancher wird im Lauf der Jahre hier einkehren in diesem Gotteshaus, der auch von mancherlei Geistern umgetrieben wird, von Sorgengeistern und nicht zum wenigsten von dem bösen Geist der Sünde, der ihn wird unruhig machen. Aber allen denen, die niedergebeugt von Sünde, Schuld und Jammer hier sich niederlassen, wird die Orgel das große Trostwort ins Herz spielen:

Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen!

Und endlich:

IV. erinnert euch eure Orgel an das nahe Ende: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. Wir haben bis jetzt verschiedene Veranlassungen gesehen und betrachtet, bei denen wir das Haus Gottes aufsuchen. Aber, liebe Freunde, noch einmal öffnet sich die Kirchtür, ein ernster feierlicher Zug, ein Leichenzug, ein Trauergefolge bewegt sich hier den Gang entlang. Und abermals läßt sich die Orgel hören, ernste, erschütternde Trauerlieder, Totenklänge hallen durch diesen Raum. Und wie ergreifend wirken oft diese Töne! Ich denke in diesem Augenblick an Trauerversammlungen, denen ich beigewohnt. Eine ernste, stille Trauer und Teilnahme lagerte über der Versammlung. Aber erst als die Töne eines Trauermarsches erklangen, da malte sich eine große Rührung, eine gewaltige Erschütterung auf vielen Gesichtern, da flossen die Tränen reichlich. Aber nicht bloß um eine flüchtige, vorübergehende Rührung handelt es sich, sondern wir sollen an unsere Brust schlagen und an unser eigenes Ende denken. Auch uns wird man einmal zur Ruhe betten, auch um unsern Sarg wird einst eine Trauerversammlung stehen, auch uns wird man einst das Sterbelied singen. Laßt die Orgel nicht

umsonst ihr Amt verwalten! Laßt uns fleißig und aufrichtig bitten: Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, Mach's nur mit meinem Ende gut! damit an uns nicht das ernste Drohwort im Schlußvers unsers Textes in Erfüllung gehe: Sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen, sondern daß wir einst selig eingehen dürfen zu der Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes.

Wohlan, Geliebte! Haltet eure Orgel in Ehren. Hört fleißig und nicht umsonst auf ihre Klänge. Laßt sie euch in Freud und Leid himmelan weisen, bis ihr einst einstimmen dürft in das neue Lied von Gottes und des Lammes Thron.

Und wenn der Erde Melodien
Verklingen wie ein Harfenton,
Dann darfst nach Salems Aun du ziehen,
Wo süßre Melodien erklingen,
Wo selge Geisterscharen singen
Vor Gottes und des Lammes Thron.
Drum lausch den lieblichen Akkorden
In Freud und Leid mit Willigkeit,
Dann stimmst du einst, wenns Abend worden,
Mit in den Psalm der Ewigkeit. Amen.

Erweckungen.

Daß wir in einer religiös stark bewegten Zeit leben, wo die stärksten Gegensätze sich immer schärfer herausbilden, muß jedem sich aufdrängen, welcher die religiösen Strömungen im positiven und negativen Sinn mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die deutsch-amerikanischen Kirchen, die mehr den Charakter der deutschen Landeskirchen zu wahren suchen, die Lutherische, die Evangelische und die Reformierte, stehen den durch Revivals hervorgerufenen Erweckungen mehr oder weniger kritisch und skeptisch gegenüber.

In der Tat oft zu kritisch, so daß sie in Gefahr stehen, das Gute zu verkennen, das der Herr oft auf dem außerordentlichen Wege der Erweckungen zu wirken im Sinne hat. — Wenn dann in solchen Erweckungsversammlungen allerlei erregte und lärmende, seelische Kundgebungen auftreten, so kommen ruhige und nüchtern urteilende Christen leicht dahin, ein zu allgemein lautendes Verdammungsurteil über die Erweckungen überhaupt zu fällen. — Ebenso wenn nach den Ewecdungszeiten wieder geistige Erschlaffung und Rückfälle eintreten, so kann man leicht sich hinreißen lassen, scharfe Urteile über die Werkzeuge, deren der Herr sich bediente, sowie über ihre Arbeit auszusprechen, die den Geist Christi betrüben und wider die Liebe sich versündigen. Es ist ja auch, namentlich für ferner Stehende, oft sehr schwer, sich ein unbefangenes, wahrheitsgemäßes Urteil zu bilden in solchen Bewegungen, die von der ruhigen, nüchternen Art des deutschen Christentums abweichen.

Für treue Diener Christi ist es aber durchaus notwendig, sich ein gesundes, echt evangelisches Urteil zu bilden, auch gegenüber solchen religiösen Erscheinungen, die uns zunächst fremdartig und widerlich vorkommen. Auch da dürfte das Wort oft am Platz sein: „Verdirb's nicht, es ist ein Segen darin." (Jes. 65, 8). Wir haben im Juliheft v. J. (Seite 300) über „modernes Zungenreden" einen Bericht gebracht, der notgedrungen ungünstig aburteilte über diese Bewegung.

Indessen, es treten immer mehr derartige Erscheinungen auf, und Erweckungen aller Art zeigen sich bald da, bald dort. So erscheint es denn doch nötig, nicht nur die einzelnen Vorkommnisse zu beurteilen, die leicht das Urteil zu trüben geeignet sind, sondern es gilt, einen prinzipiellen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus solche religiöse Bewegungen zu beurteilen sind. Dieser prinzipielle Standpunkt wird aber vor voreiligem Urteil, sei es zustimmend oder abweisend, bewahren und wird der Wahrheit in Liebe zu dienen suchen.

Wir schließen uns nun hier zunächst an die „Philadelphia"*) an. In ihr finden wir ein treffliches Wort von G. Tersteegen über „Erweckungen", das wir voranstellen wollen.

G. Tersteegen über „Erweckungen."

Es geschieht nicht ohne göttliches Verhängnis, Direktion und Mitwirkung, daß bald in diesem bald in jenem Lande, Zeit und Stamm ein Erweckungsgeräusch wie ein Sturmwind sich erhebt, eine Zeitlang sauset und manche zum Guten rege macht. Zwar ist's nicht ohne, daß bei dem meisten Teil sowohl der Werkzeuge als der Erweckten sich öfters viel Menschliches, Sektiererisches und Unlauteres mit einmischet: dennoch läßt sich die langmütige Liebe herunter und segnet die gutgemeinte, gebrechliche Arbeit. Kurz! es wird ein Netz ausgeworfen und eine Menge beschlossen. Nach einiger Zeit wird's allmählich stille und scheinet abzunehmen. Viele, die ohne gründliche Veränderung nur so mit ins Gedränge kommen, kehren wieder zurück. Rechtschaffene sehen immer klarer die Gebrechlichkeit der vorigen Wirksamkeit ein; das Netz zerreißt, und ein jeder geht seinen Weg. —

Also ordnet und scheidet die göttliche Weisheit alles fein zu ihrer Zeit, wie insgemein, also auch insbesondere. Was vorhin erwecket, geschmecket und gefördert hat, will manchmal hernach seinen vorigen Effekt nicht mehr tun: sogar wird Neigung und Vermögen dazu öfters mit Verwunderung entzogen, da die Gnadenkräfte sich tiefer senken und nicht mehr in der Sinnlichkeit, sondern im stillen Grund und Heiligtum wahrgenommen werden und Raum finden wollen. Und da ist dann gewiß in der Seele die Zeit des wahren Separatismi gekommen, da man kein Leben mehr nehmen oder eingehen darf in einiges äußeres und eigenes Gewirk oder Geräusch, sondern in innigster Demut und Abgeschiedenheit den Herrn in sich muß wirken lassen und aus purer

*) Philadelphia, Organ für evangelische Gemeinschaftspflege. 17. Jahrgang. Erscheint in kleinen Monatsheften in Stuttgart. Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins.

Gnade erwarten, was man selbst nicht geben kann: weil doch einmal nichts völlig rechtfertigt noch beruhigt, als was Gott selbst unvermischt wirket und schenket im Grunde der Seele, woselbst uns armen Sündern die ewige Liebe Gottes in dem holdseligen Namen Jesus-Immanuel ganz nahe und offen stehet. Dahin ersenken wir uns und leben seiner freien Gnade. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! (Briefe 1, 66.)

Eine praktische Beleuchtung dieser Worte Tersteegens finden wir nun in einem Bericht, welchen die „Ref. K.-Ztg." über den Rückgang der Bekehrungsversammlungen in Wales bringt. Bekanntlich war Evan Roberts das Werkzeug, dessen sich der Herr bediente, um dort in Wales eine große Erweckung hervorzurufen. Genannte Zeitung schreibt:

„Wie aus zuverlässigen Mitteilungen hervorgeht, ist diese Bewegung ganz erloschen. Dem natürlichen Verlauf der Dinge gemäß ist der höchsten geistlichen Erregung eine ebenso große Abspannung gefolgt. Das hat der Urheber der großen Erweckung, wenn man so sagen darf, Evan Roberts, an sich selbst erfahren. Sein Nervensystem ist so angegriffen worden, daß er sich auf ärztlichen Rat hin in die Stille zurückziehen mußte und noch immer von der öffentlichen Tätigkeit fern halten muß. Ja, es wird sogar die Nachricht verbreitet, daß er ganz unter den Einfluß einer Frau geraten sei und seine Macht über die Menschen verloren habe. — Aber auch unter den Scharen der Bekehrten ist ein starker Rückschlag eingetreten. Ein Spezialkommissar vom National Free Church Council hat im südlichen Wales 37 wichtigere Plätze besucht und gefunden, daß die dortigen Kirchen ungeheure Verluste an Gliedern zu verzeichnen haben und viele der angeblich Bekehrten wieder auf böse Wege geraten sind. Sind auch die Bestrafungen wegen Trunkenheit, Ausschweifungen und Unfugs an Zahl geringer, so wird doch berichtet, daß viele der Saloons und Klubs, die in der ersten Zeit der religiösen Begeisterung geschlossen worden waren, wieder eröffnet worden sind."

Dieser Rückschlag und das ganze Werk in Wales ist nun sicherlich zu beurteilen nach dem voranstehenden trefflichen Wort von Tersteegen.

Doch aber möchten wir nachstehend noch ausführlicher dem geschätzten Herausgeber der „Philadelphia" das Wort geben über „Erweckungen, Zungenreden" und dergleichen. Wir tun das um so lieber, als wir es hier mit einem Mann zu tun haben, der nicht etwa den hochkirchlich-orthodoxen Standpunkt vertritt, sondern der das gesunde, ruhige Urteil nüchterner Gemeinschaftskreise in Deutschland, bes. Württemberg, ausspricht. Rektor Dietrich schreibt unter der Ueberschrift:

Von Erweckungen und vom „Zungenreden."

Man hat es dem Herausgeber d. Bl. schon je und je zum Vorwurf gemacht, daß er zu wenig über die großen Erweckungen berichte, die da und dort in der weiten Welt in die Erscheinung treten. Und allerdings, er ist absichtlich mit Bericht und Urteil zurückhaltend gewesen und will es auch fernerhin sein. Nicht, daß er gegen Erweckungen wäre. Er weiß, daß Erweckungen für Bestand und Wachstum der

Gemeinde Jesu sehr nötig sind. Wo lange keine Erweckungen vorkommen, kann alles nach und nach erlahmen, können christliche Gemeinschaften zuletzt aussterben. Erweckungen, die echt sind, die durch Gottes Wort und Gottes Geist hervorgerufen werden, sind besondere Gnadenerweisungen Gottes; Erweckungszeiten sind Gnadenzeiten. Aus ihnen ersprießt eine hoffnungsvolle junge Saat. Sie bedarf aber der sorgsamen Pflege erfahrener Christen, wenn die jungen Pflanzen fruchtbare Bäume werden sollen. Um Erweckungen sollen und dürfen wir beten; und wenn der Herr diese Gebete erhört, werden wir uns von Herzen freuen.

Es dünkt mich aber, es sei von red- und schreibseligen Brüdern und Schwestern von den Erweckungen der letzten Jahre zu viel Lärm, zu viel Aufhebens in der Oeffentlichkeit gemacht worden. Das ist immer gefährlich. Es mischt sich dann so leicht fleischliches Bewundern und Verherrlichen mit ein. Das führt zu Uebertreibungen, zu überspannten Erwartungen, zum Nachmachenwollen, zur Verherrlichung der menschlichen Werkzeuge. Man hat in den letzten Jahren je und je Stimmen gehört wie die: „Eine solche Erweckung m ü s s e n wir auch haben." Man betete, als ob man Gott zwingen könnte, eine Erweckung zu geben, als ob es nur an uns läge, an unserm Tun, an der Energie unserer Gebete. Dabei übersieht man, daß Gott auch bezüglich seiner besonderen Gnadenerweisungen vollkommen souverän ist und sich nicht vorschreiben läßt, wann und wo er sich in besonderer Weise offenbaren soll. — Das menschliche Herz ist in seiner Tiefe selbstsüchtig. Auch in der Erwartung wie im Genuß besonderer Segenszeiten kann eine feine Selbstsucht alles beflecken, kann auch der natürliche Hochmut auf die feinste Weise seine Weide suchen und finden. Ist das aber der Fall, so ist schon die Schlange im Paradies; Satan, der aller Schliche Meister ist, wird dann Eingang finden und alles zu verderben suchen. Daher muß oft Gott in solche Bewegungen hinein große Demütigungen kommen lassen, Sündenfälle einzelner Personen, wodurch dann die Aufrichtigen wieder nüchtern werden.

Es ist überhaupt gefährlich, von besonderen Gnadenerfahrungen zu viel Lärm zu machen. Es ist, als ob man dadurch dem Erzfeind den Weg zeigte, durch den er in die Herde einbrechen kann. Wir dürfen auch in Erweckungszeiten nicht vergessen, daß wir im Kampf mit der Macht der Finsternis stehen. Wenn wir zu laut werden und von unseren gewonnenen Siegen zu viel Geschrei machen, so reizen wir den Feind zu um so listigerem Angriff. Es ist daher besser, wenn man es mit dem Wort hält: „Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion." Ps. 65, 2. Wie oft hat Jesus während seines Erdenlebens denen, die er in Gnaden geheilt hatte, die Mahnung mitgegeben: Siehe zu, sage es niemand! „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten." Aber eine Erweckung ist noch nicht der volle Sieg, sondern erst ein Anfang dazu. Im Jahre 1268 kämpfte Konradin, der letzte Sprößling des Kaisergeschlechts der Hohenstaufen, in Italien um das Erbe seiner

Väter. Schon schien die Schlacht bei Tagliacozzo gewonnen, und die siegreichen Krieger machten sich in ausgelassener Freude über die Beute her, da kehrte der Feind zurück, die Deutschen gerieten in einen Hinterhalt und wurden vollständig geschlagen. Solche Vorgänge wiederholen sich auch auf geistlichem Gebiet. Darum dürfen wir nie den feindlichen Hinterhalt vergessen. „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe (aber oft auch wie ein Engel des Lichts) und sucht, welchen er verschlinge. 1. Petri 5, 8.

Eine besondere Gefahr bei großen Erweckungen besteht darin, daß man zu viel auf die dabei zutage tretenden Aeußerlichkeiten sieht und auf sie besonderen Wert legt, sie gar als Früchte des Geistes ansieht, obgleich sie nur Nebenerscheinungen sind, die nicht selten ihre Ursache in menschlichen Schwachheiten haben. Solche Nebenerscheinungen sind: starker Drang zum Beten, Reden und Singen, körperliche Zuckungen, plötzliches zu-Boden-stürzen, lautes Schreien, starker Drang zu Sündenbekenntnissen, gesteigertes Buß- und Seligkeitsgefühl. Das alles können Wirkungen einer starken Geistesüberströmung sein, aber es sind noch keine Früchte des Geistes. Nicht jede Gemüts wirkung ist Geistes frucht. Die Wirkung kann ihre Ursache in der menschlichen Natur haben. Wenn man gewisse Körper (Säuren, Kalk u. s. w.) ins Wasser bringt, schäumt das Wasser auf. Vor der Mischung waren beide Körper völlig in der Ruhe; durch ihre Verbindung entstand die heftigste Bewegung, meist verbunden mit Wärmesteigerung. An dieser Aufregung ist nicht der neue Körper allein schuld, sondern vor allem die Natur des Wassers. Aehnlich geht es auch bei mächtigen Geistesbewegungen. Die körperliche und seelische Natur des Menschen wird in ihren Tiefen erregt und bewegt, so daß oft die Leiblichkeit in ihrem Bestand bedroht erscheint. Wer aber solche körperliche und seelische Wirkungen schon für Früchte des Geistes erklären wollte, käme auf die tollsten Irrtümer. Die körperlichen und seelischen Erscheinungen zeugen oft mehr von unserer menschlichen Schwachheit als von der Kraft des Heiligen Geistes. Diese äußeren Erscheinungen müssen bald aufhören und einem ruhigen Wirken des Geistes Raum lassen, sonst erliegt der Mensch körperlich und seelisch oder er fällt gar der Macht des Bösen anheim. Wir haben Beispiele von solchen, die eine längere Zeit in so hochgradiger Erregung dahingingen und ein für immer zerrüttetes Nervenleiden davontrugen. Auch Evan Roberts, der hauptsächlichste Träger der Wales'schen Bewegung, fiel in schwere Krankheit, so daß er längere Zeit völlig arbeitsunfähig war. Wir können solche heftige Bewegungen nicht hindern, aber wir sollen sie auch nicht hervorrufen wollen; und wenn sie da sind, sollen wir ihnen kein besonderes Gewicht beilegen, sondern eher wünschen, daß auf die Aufregung die Zeit des stillen Wachstums folge. Nicht die Aufregung, sondern die Stille ist der normale Stand des Christen. In Thessalonich gab es viel Aufregung, als dort die große Erweckung stattfand. Etliche fanden vor lauter Geistlichkeit den Weg zur Arbeit nicht mehr. Was schreibt ihnen Pau-

lus schon nach wenigen Tagen oder Wochen? „Ringet danach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben, auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen die, die draußen sind, und ihrer keines bedürfet." (1. Thess. 4, 11. 12.) Und denen, die vor lauter Geistlichkeit nicht mehr arbeiten wollten, läßt er sagen, sie sollen dann auch nicht mehr essen. Das war gewiß eine starke Abkühlung; aber sie war dringend nötig. O, es gibt kein besseres Mittel, eine hochgehende Bewegung in die rechten Wege zu leiten, als das, die Erweckten und Erregten anzuhalten zu treuer Arbeit auch im irdischen Beruf. In der größten Gefahr sind diejenigen, die sich aus der Hervorrufung und Unterhaltung hochgehender Bewegungen einen Beruf machen. Sie leiden fast immer an ihrem inneren Leben not oder geraten auf handgreifliche Irrtümer und werden Irrsterne. Jede Geistesbewegung ist ungöttlich oder verläuft ins Ungöttliche, wenn sie nicht wirkliche Früchte des Geistes bei den einzelnen Seelen hervorbringt. Solche Früchte sind Liebe, Freude, Friede (auch mit den Mitmenschen), Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit (Gal. 5, 22), besonders aber die Demut. Solche Früchte reifen nur in der Stille. —

In außerordentlichen Erweckungszeiten sind namentlich die Frauen und Jungfrauen sehr erregt. Aus das läßt uns erkennen, daß die menschliche Natur dabei mitspielt. Die Frauen sind nach ihrer körperlichen und seelischen Veranlagung leichter erregbar als die Männer. Aber gerade von den Frauen fordert die Heilige Schrift, daß der verborgene Mensch des Herzens sich zeige mit sanftem und stillem Geist, wie es köstlich sei vor Gott. (1. Petri 3, 4.) Dieser sanfte und stille Geist, das ist der normale Zustand einer geisterfüllten Schwester.

Zwei Begleiterscheinungen außerordentlicher Erweckungen sind in den letzten Jahren da und dort hervorgetreten: Das gleichzeitige laute Beten vieler und das „Zungenreden". Was das erste betrifft, so ist es eine natürliche Folge hochgradiger Erregung und hat als solche ein gewisses Recht; denn ohne Erregung geht es nun einmal nicht ab. Wenn man aber das gleichzeitige laute Zusammenbeten vieler, wobei jedes seine eigenen Gebetsworte hat, auch in die Gebetsversammlungen der Gläubigen einführen wollte, so hieße das das Außerordentliche zur Regel machen, ja die Unordnung zur Ordnung stempeln. Es kann da leicht gehen, wie es kürzlich in einer großen Gebetsversammlung ging. Der leitende Bruder rief in die Versammlung hinein, ihm sei es recht, wenn Tausende zumal beten. Und nun ging es los. Aber bald mußte der leitende Bruder von der Tribüne herabsteigen und einer Frau, die gar zu laut die andern überschrie, sagen: „Seien Sie doch still; Ihr Gebet ist kein Gebet." Das alles ist dann nichts weniger als erbaulich; aber es gibt Leute, denen ein rechtes Durcheinander gerade gefällt. Vom verstorbenen Schah von Persien wird erzählt, er sei bei seinem Aufenthalt in Europa zu einem Konzert eingeladen worden. Dabei habe ihm

das Durcheinander beim Stimmen der Geigen am besten gefallen. Man hat das aber als ein Zeichen mangelnder Bildung aufgefaßt. — Wo das erwähnte Zusammenbeten als natürliche Folge tiefer Erregung auftritt, wollen wir's vertragen. Es hervorzurufen oder gar zu pflegen ist ungesund, um nicht zu sagen kindisch. Die Betenden zur Ordnung anzuleiten, ist nüchtern und vernünftig.

Eine besonders auffallende und von manchen hoch gewertete Erscheinung bei Erweckungen ist das Reden in fremder nicht gelernter Sprache, das „Zungenreden". Es trat bekanntlich erstmals beim apostolischen Pfingstfest auf und hatte dort eine besondere Bedeutung. Es war ein sprechendes Zeugnis für die in Jerusalem anwesenden Fremden, von denen ein jeder hörte, wie in seiner Sprache die großen Taten Gottes verkündigt wurden. Es war zugleich ein Zeugnis dafür, daß das Evangelium eine Botschaft an alle Völker sei, und eine Verheißung, daß einst in der Vollendunng die babylonische Sprachenverwirrung aufhören werde. Auch offenbarte sich in jenem Zungenreden die starke Wirkung des Heiligen Geistes, der für alle nicht Betroffenen etwas völlig Neues und Fremdes war. Für die Apostel war die Gabe des Zungenredens zugleich die Erfüllung eines Jesuswortes; hatte er doch nach Mark. 16, 17 gesagt, daß das Reden mit neuen Zungen eins der Zeichen sein werde, die denen folgen, die an ihn glauben. — Auch im Hause des Kornelius tat sich diese Gabe kund zum Zeichen, daß die Gläubigen aus den Heiden denen aus den Juden im Empfang des Heiligen Geistes nicht nachstehen. In Ephesus gab es Jünger, die nur von der Johannestaufe wußten, nicht aber von der Geistestaufe. Von Paulus belehrt, empfingen sie den Heiligen Geist durch Handauflegung und damit auch die Gabe des Zungenredens. Aber derselbe Paulus tritt den Korinthern entgegen, weil sie zu großen Wert auf das Zungenreden legten. Er ermahnt sie in 1. Kor. 14 nicht, nach dieser Gabe besonders zu streben, sondern setzt den Wert derselben herunter aufs richtige Maß. Wer mit Zungen redet, der redet mit Gott, bessert sich selbst, aber er nützt nicht der Gemeinde, es sei denn, das das in fremder Zunge Geredete auch ausgelegt werde. Er kommt endlich zu dem Schluß, er wolle lieber fünf gemeinverständliche Worte in der Gemeinde reden als zehntausend in einer fremden Sprache. Er nennt das Zungenreden ein Zeichen für die Ungläubigen, nicht für die Gläubigen; und er ermahnt zum Schluß: „Fleißiget euch des Weissagens und wehret nicht mit Zungen zu reden. Lasset aber alles ehrbarlich und ordentlich zugehen," ehrbarlich und ordentlich auch beim Zungenreden.

Wer wollte beweisen, daß gerade für unsere Zeit das Zungenreden als ein Zeichen für die Ungläubigen nötig sei? Nun, wenn der Herr es gibt, wollen wir nicht wehren, aber wir wollen es nicht überschätzen, nicht sonderlich begehren und besonders nicht nachmachen.

In der Hauptstadt Norwegens, Christiania, ist eine mächtige Bewegung und Erweckung, verbunden mit Zungenreden, im Gange. Von dort hat sie sich auch nach Schweden verpflanzt. Aber ein Bruder, der

zu Stöfda in Schweden dies Zungenreden hörte, hatte davon gar nicht den Eindruck, daß es eine Wirkung des Geistes Gottes sei. Er hörte u. a. ein junges Mädchen reden, die immer dieselben Worte wiederholte: Sangala singala sing sing, mangala mangala mang mang mang u. s. w., und eine andere machte es gerade so. Daß das kein Reden im Heiligen Geist war, liegt wohl auf der Hand. Aber solche Erscheinungen werden immer da vorkommen, wo man stürmisch nach Zungenreden verlangt. Was ist nicht alles über die „herrliche Erweckungsbewegung" in Indien geschrieben worden, die auch mit Zungenreden verbunden ist. Und neuerdings kommen sehr ernste und bedenkliche Berichte aus dieser indischen Bewegung, so daß selbst die bekannte englische Schriftstellerin und Evangelistin Penn Lewis, die der Erweckung in Wales so begeistert zujubelte, mit tiefer Betrübnis berichten muß, daß in Indien Erscheinungen hervortreten, die eher auf dämonische als auf göttliche Wirkungen zurückgeführt werden müssen. Eine Zungenrednerin bekannte, daß sie innerlich fortwährend von schlechten, fleischlichen Gedanken verfolgt werde. Aehnliche bedenkliche Nachrichten kommen auch aus einem andern Hauptsitz der Erweckungsbewegung, aus Los Angeles in Californien. Das alles mahnt uns zur Vorsicht, zur Wachsamkeit und Nüchternheit. Auch vom Zungenreden gilt selbst im besten Fall: Geistes**wirkung** ist noch keine Geistes**frucht**.

Laßt uns um Erweckungen beten, aber suchen und begehren wir nicht auffallende Wirkungen und Aeußerlichkeiten, sondern Früchte des Geistes, die da bleiben ins ewige Leben! Und vor allem: Laßt uns nicht über dem Erwarten außerordentlicher Erweckungen die täglich vor uns liegenden Aufgaben übersehen und zu leicht nehmen! Der Herr segnet die Kleinarbeit, und nur wer im Kleinen treu ist, ist auch im Großen treu.

Diesem Artikel, der in der Augustnummer der „Philadelphia" erschien, ließ der Verfasser im Septemberheft noch eine Nachschrift folgen, die wir, der Vollständigkeit halber, auch noch folgen lassen.

Unser Artikel in der vorigen Nummer 'Von Erweckungen und vom Zungenreden' hat, wie verschiedene Zuschriften beweisen, viele Gemüter bewegt. Dazu kommt, daß eine neue, höchst auffällige Bewegung in **Kassel** viel von sich reden macht. An der Spitze der Bewegung stehen zwei Evangelisten, die leiblichen Brüder **Dallmeyer**. Der eine von ihnen, Heinrich D., hatte in Hamburg zwei Norwegerinnen kennen gelernt, die aus der Bewegung in Christiania gekommen waren und die Gabe des Zungenredens besaßen. Er lud sie ein, nach Kassel zu kommen, und sie folgten dieser Einladung. Es wurden nun in Kassel Versammlungen gehalten, bei denen das Zungenreden als neue Erscheinung hervortrat. Was in unverständlichen Lauten geredet wurde, wurde von andern ausgelegt. Die eigentümliche Gabe zeigte sich nicht nur bei den Norwegerinnen, sondern bald auch bei andern Besuchern der Versammlung, sowohl bei weiblichen als bei männlichen. Das hätte nun alles recht still vor sich gehen können. Aber die Ver-

sammelten wurden bald von einer mächtigen Bewegung ergriffen. Manche zitterten am ganzen Körper, auch das Zungenreden war oft mit heftigem Zittern verbunden; andere stürzten zu Boden, weinten, schrieen, bekannten oder jubelten. Diese außerordentlichen Erscheinungen zogen natürlich viele Leute an. Auch auswärtige Gäste kamen, zum Teil aus großer Entfernung, herbei, teils um sich ein Urteil zu bilden, teils um auch auf außerordentliche Weise gesegnet zu werden. Die ganze Stadt wurde erregt. Vor dem Blaukreuzhause, wo die Versammlungen stattfanden, versammelten sich an den Abenden Hunderte von Menschen, die mit großem Lärm, zum Teil unter Verübung von Gewalttätigkeiten, feindselige Kundgebungen veranstalteten. Die weltlichen Zeitungen berichteten von den „sonderbaren Heiligen" und hatten zum Teil ihren Spott. Die Polizei mußte jeden Abend aufgeboten werden, um Gewalttätigkeiten zu verhüten. Mit dem ersten August wurden die Versammlungen geschlossen teils auf Anregung durch die Polizei, teils weil die Leitung des Blaukreuzvereins den Saal nicht weiter bewilligen wollte. Die Norwegerinnen zogen ab. Evangelist H. Dallmeyer hat in einer Schrift: „Sonderbare Heilige in Kassel" (zu beziehen durch die Buchhandlung des Philadelphiavereins) selbst über die merkwürdige Bewegung berichtet. Er sagt u. a.: „Das Unangenehme und das, was die meiste Kritik herausgefordert hat, was wir selbst auch lieber nicht gehabt hätten, war das Geschrei und die Unruhe in den Versammlungen. Dieses hatte folgende Ursachen: 1. Der Heilige Geist fand in Personen, von denen er Besitz nehmen wollte, dämonischen Widerstand; in vielen Fällen war es aber auch so, daß das „irdene Gefäß" die göttliche Kraft nicht zu ertragen vermochte. 2. Manche Besucher verwechselten das Seelische mit dem Geistlichen. 3. Der Satan versuchte in einigen das Werk Gottes nachzuäffen. 4. Die Geisterfüllten konnten oft, was uns natürlich nicht angenehm war, ihr Freudengeschrei nicht zurückhalten." — Aus dieser Aeußerung des Br. Dallmeyer geht hervor, daß er nicht alle Erscheinungen in der Bewegung als Wirkungen des Heiligen Geistes auffaßte. Er bezeugt, daß in der Regel vor der Versammlung bekannt gegeben wurde, daß die Besucher 1. ihre Vergangenheit im Lichte Gottes durchrichten lassen möchten; 2. bereit sein müßten, sich von jeder inneren Gebundenheit durch Jesu Macht lösen zu lassen; 3. eine völlige Hingabe an Gott zu machen hätten. Recht nüchtern erscheinen uns folgende Sätze in seiner Schrift: „Ich bitte mit allem Nachdruck alle christlichen Gemeinschaften, keinen Bruder und keine Schwester in Zungen reden oder weissagen zu lassen, wenn sie nicht einen heiligen Wandel führen. Staunt nicht diejenigen an, die Gaben haben, als ob sie besondere Lieblinge Gottes seien. Man kann mit seinen Gaben ein ganz fleischlicher Mensch sein, wie das aus 1. Kor. 3 und Matth. 7, 22 und 23 klar hervorgeht ..... Die Geschwister, welche Geistesgaben haben, sind, wenn sie richtig vor Gott stehen, nicht die Größten, sondern die Geringsten in der Gemeinschaft, und wenn sie das nicht sein wollen, dann schiebe

man sie beiseite, daß sie klein werden." — Soweit Br. Dallmeyer. Wir fürchten nur mit dem Beiseiteschieben derer, die groß sein wollen, werde es nicht so leicht gehen. Es könnte auch nach dem Wort des weltlichen Dichters gehen: „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los."

Indessen hat die Bewegung sich in einem Städtchen in der Nähe von Kassel, Großalmerode, fortgesetzt. Wir haben schon früher von gesegneten Erweckungen berichtet, die dort geschehen sind. Nun ist wieder eine solche im Gang, veranlaßt durch die Vorgänge in Kassel. Aber der Ortsgeistliche, Pfarrer Holzapfel, ein bewährter Bruder, hat sich der Sache angenommen, und so hoffen wir, daß dort alles in gesunden Bahnen bleibe oder doch zu solchen führe. Past. Holzapfel schreibt an den Herausgeber: „Kommst du nicht einmal hieher, um Zeuge von dem wunderbaren Wirken des großen Gottes zu sein? Die Bibel ist bei uns die scharfe Norm, nach der alles geprüft wird .... Der Herr tut wahrlich Großes und handelt wie in der apostolischen Zeit. Zu Zeiten herrscht eine wunderbare Stille der Anbetung, wie ich sie früher nicht gekannt ....." Nun, ich kann nicht nach Großalmerode reisen, um die Bewegungen dort zu beurteilen oder an ihr teilzunehmen. Ich bitte aber den Herrn, daß er den lieben Bruder leite, bewahre und zum Segen setze, und nicht nur ihn, sondern alle Brüder, die für den Gang dieser Dinge mitverantwortlich sind.

Nach neueren Nachrichten sollen in Großalmerode 82 Personen ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt haben, weil sie weder mit ihrem Pfarrer noch mit dem Konsistorium zufrieden sind. Die neueren Vorgänge in der Gemeinschaft gaben diesen Leuten zum Austritt einen für hinreichend gehaltenen Anlaß. Daß zu den Ausgetretenen „die besseren und besten Bürger der Stadt" gehören sollen, wird man begreifen, wenn man weiß, welche Persönlichkeiten von der Welt für „die besseren und besten Bürger" gehalten zu werden pflegen.

Während einige Blätter behaupten, bei den Versammlungen in Kassel und Großalmerode seien alle christlichen Gemeinschaften beteiligt gewesen, lesen wir im „Evang. Botschafter", daß die Vierteljahrskonferenz der „Evang. Gemeinschaft" folgenden Beschluß angenommen habe: „Daß wir gegen die schwärmerische Bewegung des vorgeblichen Weissagens und Zungenredens in den landeskirchlichen Kreisen von Großalmerode und Kassel entschieden Stellung nehmen und damit nichts zu tun haben wollen." Dazu schreibt der Prediger der „Evang. Gemeinschaft" in Großalmerode: „Dieser Beschluß wurde einstimmig angenommen. Die Baptisten hier nehmen dieselbe Stellung ein wie wir, so daß bis jetzt nur die Landeskirche mit dieser Bewegung etwas zu tun hat."

Auch in Lichtenrade bei Berlin hat die Bewegung eingesetzt. Sie kam dorthin durch einen Zahnarzt Smith aus Norwegen. Es sind dies alles merkwürdige Erscheinungen in unsern Tagen. Sie einfach zu verwerfen ist eine wohlfeile Art, aber nicht biblisch. Ernste Christen werden die Augen offen behalten und daran lernen nach der apostoli=

schen Mahnung: Prüfet alles und das Gute behaltet! Wo die Bibel „die scharfe Norm" ist, nach der alles geprüft wird, und wo das Herz demütig ist, da kann man zwar in einzelnen Punkten irren, aber man wird nicht v e r irren, sondern sich immer wieder zurechtfinden."

In der „Oktobernummer" der „„Philadelphia" findet sich weiter folgende Nachricht

Von der Bewegung in Hessen.

In der vorigen Nummer haben wir berichtet, daß sich die Bewegung, die in Kassel so großes Aufsehen erregte und die dort nach allen Zeugnissen auch nicht frei von fleischlichen, seelischen und dämonischen Ausschreitungen war, in dem nahe bei Kassel gelegenen Städtchen G r o ß a l m e r o d e fortgesetzt habe, wo Pfarrer Holzapfel sich der Sache ebenso ernst als treulich angenommen hat. Wir haben indessen von Großalmerode keine direkten Berichte empfangen; aber Prediger Kaiser=Heidelberg veröffentlicht in „Auf der Warte" einen Bericht, der immerhin beachtenswert ist, weil der Verfasser die Bewegung an Ort und Stelle beobachtete. Er schreibt:

„Nachdem ich durch Teilnahme an Versammlungen in Großalmerode, wo die Bewegung am mächtigsten und reinsten zu sein scheint, ein Augen= und Ohrenzeuge geworden bin, ist es mir ein Bedürfnis, Zeugnis davon abzulegen. Ich unterlasse eine nähere Beschreibung der Versammlungen, da dies in einer ausreichenden Weise in mehreren christlichen Blättern bereits geschehen ist und der in Frage kommende Teil der Versammlungen schon bei der Entstehung des Neuen Testamentes durch den Arzt Lukas in herrlicher Plastik zur Darstellung gekommen gekommen ist. Unter Gebet lese man Apg. 2, 1—18. Aber auch Heilungen von langjährigen schweren Krankheiten sind vorgekommen, wie mir von dem Ortspfarrer Holzapfel und von Gesundgewordenen bezeugt worden ist. Einen besonders tiefen Eindruck aber — und das ist die Hauptsache für alle, die nach dem Zweck fragen — empfing ich dadurch, daß die Sache als eine Buß= und Glaubensbewegung durch sich selbst charakterisiert wird. In einer ganz ungewöhnlichen Geistesschärfe und Kraft wird das Verborgenste im Menschen durchgerichtet, die Sünde in all ihren Schleichwegen und Verbindungen, in ihrer ganzen Schuld und Schande aufgedeckt und zugleich die Gnade Gottes gezeigt in ihrer ganzen Macht. Die S ü n d e und die G n a d e, der Sünder und der Erlöser sind die einzigen Pole, zwischen denen sich das Zungenreden mit dessen Auslegung und das Weissagen bewegt. Auch die besten Reden und Predigten, die ich je gehört, reichen lange nicht an das hinan, was der Herr hier unmittelbar durch seinen Geist mittels einiger der unscheinbarsten Glieder seines Leibes gibt, freilich nicht sowohl in bis dahin im allgemeinen unbekannten Worten und Wahrheiten als in einer ganz außerordentlich durchschlagenden Kraft des Heiligen Geistes. Alle menschliche Weisheit und Herrlichkeit wird damit wieder einmal gründlich zu schanden gemacht. Allerdings dürfen wir auch den zweifach günstigen Naturboden nicht ganz übersehen. Nicht

überall kann Gott in seinem Schaffen dasselbe wirken, weil oft die notwendigen natürlichen und geistlichen Voraussetzungen fehlen. Unter allen deutschen Stämmen scheinen mir die Katten, die Bewohner des ehemaligen Kurfürstentums, derjenige Volksstamm zu sein, der am meisten mit natürlichem Wahrheitssinn ausgestattet ist. Mehr wie sonst in deutschen Landen besteht hier noch Sinn für Einfachheit und Genügsamkeit gegenüber den äußeren Bedürfnissen. Hier ist noch mehr zähes Festhalten am bewährten Alten, auch insbesondere in kirchlichen Dingen. Im allgemeinen wird hier auch die vorkommende Sünde viel schärfer beurteilt und verurteilt. Das Land ist freilich im allgemeinen nicht sehr ertragreich. Der Hesse muß sein Brot meist bei harter Arbeit sauer verdienen. Auch die schon durch Landgraf Philipp den Großmütigen im 16. Jahrhundert gegebene althessische Kirchenordnung hat um die moralische Erziehung und Bewahrung des Volkes ein großes Verdienst. Die heiligen Dinge Gottes werden hier auch von seiten der Welt meist mit Ernst behandelt. Die Erweckungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten stattgefunden, haben darum auch ein weit mehr im Gewissen und im Willen, als ein bloß im Gefühl wurzelndes Glaubens- und Geistesleben hervorgebracht. Ernstere Christen als in Hessen sind mir von der Nordsee bis zur Adria nirgends begegnet. Dem religiösen Subjektivismus werden nicht so viele törichte Opfer gebracht wie sonst. Man separiert sich auch sobald nicht, ohne kirchliche Bedrückung gewiß nicht. Die Härte und Zähigkeit und die sprichwörtliche Blindheit der Hessen machen freilich auch oft unzugänglich für das Höchste und Beste, für das wahre Leben aus Gott. Das 3000 Seelen zählende Städtchen Großalmerode liegt innerhalb dieses Volkstums. Bedeutende Erweckungen haben in den letzten fünfzehn Jahren hier stattgefunden, die in vielen hundert Seelen ein reiches und gesundes Glaubensleben hervorgebracht haben, das bis heute unter der Leitung des gesegneten Ortspfarrers und seiner Gehilfen in äußerer wie innerer Einheit und Einigkeit des Geistes geblieben ist. Daß diese Bewegung zuerst sich hier in ihrer ganzen Kraft zeigen konnte, scheint mir in der Tat providentiell zu sein. Was ich hier erlebt habe, werde ich niemals wieder vergessen können. Freilich waren am 1. und 2. September die Versammlungen auch besonders geistesmächtig. Trotzdem war von den früher vorgekommenen Ausschreitungen nichts zu merken, denn der Heilige Geist übte selbst eine bewundernswerte Zucht, wie er es bislang nicht hatte erreichen können, und die menschliche Leitung, nun durch Erfahrung geübter, war weise. Nur darf man hier nicht sowohl an die Ordnung eines Paradeplatzes als vielmehr an die eines Kriegsschauplatzes denken. In harten Kämpfen des Lichtes gegen die Finsternis werden hier schwere Dinge zum Austrag gebracht. Dabei bemerkte ich sowohl im Verkehr mit dem Einzelnen, es sei dies ausdrücklich betont, wie in den Versammlungen ernste, biblische Nüchternheit, Natürlichkeit und Demut.

Wo Leben ist, ist Gefahr. Es ist nicht zu verkennen, daß hier ungewöhnliche Gefahren nahe liegen, die nur unter Gottes Gnade um-

gangen werden können durch die Weisheit und Demut der leitenden Brüder und durch die Demut und den Gehorsam der mit Geistesgaben Gesegneten. Ohne Zweifel haben wir es hier mit einer Angelegenheit zu tun, welche die Gesamtgemeinde Jesu Christi betrifft. So sehr man sich indes über das Wiedererwachen der Geistesgaben freuen darf, und so notwendig sie auch sein mögen zur Vollendung der Geisteskirche Jesu Christi, so kann man diese Erscheinungen doch nur da wünschen, wo Gott den Boden durch ernste Buße und lebendigen Glauben hat vorbereiten können. Möchten wir anhalten am Gebet, damit nicht durch des Feindes List und der Menschheit Torheit aus dieser Bewegung Aergernis entstehe, sondern sie vielmehr den Fortschritt bedeute, den Gott mit seiner Gemeinde vorhat: Heiligung und Liebe, welche nach 1. Kor. 13 die Königin aller Geistesgaben ist.

Soweit Prediger Kaiser. Wir geben seinen Bericht mit allem Vorbehalt wieder, lediglich in der redlichen Absicht, der neuen Erscheinung gerecht zu werden. Was wir bisher von ausgelegten Zungenreden gelesen haben, hat uns nicht gerade den Eindruck von etwas Besonderem gegeben. Es sind entweder altbekannte Wahrheiten, und die sind das Beste daran, oder es sind bedenkliche Prophezeiungen, deren Erfüllung zweifelhaft ist, und die geeignet sind, eine seelische Spannung hervorzurufen auf angeblich unmittelbar bevorstehende besondere Ereignisse wie Geistesausgießung oder Wiederkunft Christi. — Wir haben auch von anderer Seite gehört, wie dieses moderne Zungenreden mit körperlichen und seelischen Extravaganzen verbunden erscheint, welche die Gesundheit der betreffenden Personen ernstlich gefährden dürften. Von dem apostolischen Zungenreden lesen wir solches nicht. Ich hoffe und erwarte, daß gerade dieses heutige Zungenreden dazu beiträgt, daß diese Gabe der ersten Christengemeinden bald nicht mehr mit dem krankhaften Verlangen wird begehrt werden, wie es da und dort begehrt worden ist. Die Heilige Schrift, das Wort Gottes, ist uns nicht in fremden Zungen gegeben, sondern gottlob in guter, gemeinverständlicher Sprache, übersetzt von Männern, die viel lernen und sich redlich bemühen mußten, um uns die heiligen Schriften in unserer Muttersprache geben zu können. Und dieses in Hunderte von Sprachen mühsam übersetzte Wort wirkt tausendmal mehr als alles Zungenreden. — Aber das letztere ist ja in Großalmerode auch nicht die Hauptsache, sondern nur eine Begleiterscheinung, die wenigstens von Br. Holzapfel nicht wird überschätzt werden. Der Herr gebe, daß trotz alles Menschlichen und Seelischen der Geist Gottes bleibende Frucht wirke zur Ehre Gottes!

Fehlschlag amerikanischer Ehen.

Eine mutige Amerikanerin hat es gewagt, dem weiblichen Geschlecht dieses Landes so ernste Wahrheiten zu sagen, wie kein Mann es wagen dürfte. Frau Anna A. Rogers schrieb in "The Atlantic Monthly": „Unsere Frauen, als ein Ganzes betrachtet, sind verdor-

ben, äußerst faul (extremely idle) und verdienen durchaus nicht die benebelnde Verehrung, die sie von den hartarbeitenden Männern beanspruchen; und wegen eben dieser Eigenschaften sind sie in nicht geringem Grad verantwortlich für die stets wachsende Zahl der Ehekatastrophen, die in unsern Ehescheidungsgerichtshöfen verzeichnet werden. Die amerikanische Frau ist zurückgeblieben in dem veralteten Kult des Individualismus, und ist stark in dem Glauben, daß Nehmen besser ist als Geben. Ihre Stellung zur Ehe mag entweder anmaßend oder sentimental sein; aber in beiden Fällen verfehlt sie, das Axiom anzuerkennen, daß Ehe „das spezifische Teil der Frau im Werk der Welt ist: zuerst, zuletzt und allezeit."

Frau Rogers gesteht zu, daß unsere Frauen Eigenschaften besitzen, die auch im Ehestand zu Erfolgen führen würden, wenn es ihnen beliebte, diese Eigenschaften in dieser gemeinen Weise anzuwenden. Aber zum Erweis, daß sie das nicht tun, weist sie auf die Tatsache hin, daß die Zunahme der Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten außer allem Verhältnis steht zu dem Wachstum der Bevölkerung. Sie bemerkt dabei: Wir haben 2921 Gerichtshöfe, welche die Macht haben, Ehescheidungen auszusprechen, England einen, Deutschland 28, Frankreich 79. Während der letzten fünfzig Jahre sind in der sozialen Stellung der Frauen viel mehr radikale Aenderungen eingetreten als in der der Männer, und diese Tatsache führt sie zu der Annahme, daß das weibliche Geschlecht zu einem guten Teil verantwortlich ist für die moderne Zunahme der Ehescheidungen.

Wir versagen uns, weiter auf ihre Ausführungen einzugehen. So viel muß jeder Einsichtsvolle bestätigen, daß ein guter Kern Wahrheit darin enthalten ist. Die maßlosen Ansprüche der Frauen in Putz und Tand, die Ansprüche auf Bedienung durch den Mann, die herrschsüchtige Stellung, welche sie ihm gegenüber einnimmt, die Scheu vor ernster Arbeit, wie sie die Ehe unvermeidlich mit sich bringt — das ist's was entweder viele Männer abschreckt von der Ehe oder aber, wenn die Lust ein Pärchen doch zusammenführt, so ist's nur ein fleischliches Band, ein flüchtig aufflackerndes Strohfeuer einer sogenannten Liebe, welche die Feuerprobe nicht bestehen kann, wie sie eben einmal im ernsten Eheleben unvermeidlich an die Gatten herantritt. Ist dann erst die Lust gebüßt, dann folgt der Ueberdruß. Und da man von Anfang an die Ehe nicht als ein gottgeheiligtes Institut betrachtet hat, so sucht das leichtsinnige Volk mit eben solchem Leichtsinn wieder die Scheidung, wie man mit Leichtsinn den Eheknoten geschürzt hat.

Zur Ehegesetzgebung.

Es ist in unsern Tagen viel berechtigte Klage über leichtsinnige Ehescheidungen, und es wird auch von den Kirchen darauf hingearbeitet, den laxen Ehegesetzen in vielen Staaten ein Ende zu machen und, so viel das möglich, mehr Einheit und sittlichen Ernst in diese Gesetzgebung

zu bringen. Das ist auch hochnötig. Insbesondere dürfte die Kirche den sittlichen Ernst des Ehelebens mehr von der Kanzel aus behandeln und vor dem leichtsinnigen Zusammenlaufen und Schließen der Ehe warnen, das meistens nur auf flüchtige fleischliche Liebe und sinnliches Wohlgefallen begründet ist, ohne den ernsten Willen und Vorsatz, auch die Beschwerden des Ehelebens gemeinsam in christlicher Geduld lebenslänglich tragen zu wollen. So weit hat die Kirche ihre wohlbegründete Aufgabe.

Weit über das Ziel schießen aber die Bestrebungen solcher Kirchen, die als ein wünschenswertes Ziel erstreben, „daß bald übereinstimmende Gesetze für alle Staaten passiert werden, welche Ehescheidungen auf irgend einem andern als dem biblischen Grund unmöglich machen."

Was soll das heißen? Offenbar ist damit die Stelle Matth. 19, 9 gemeint. Die Staaten sollen also jenes Wort Christi zu einem Staatsgesetz erheben — das ist doch wohl sicher die Meinung. Eine Kirche, die eine solche Forderung an den Staat stellt, weiß noch gar nicht, welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen den Gesetzen des Himmelreichs und den Gesetzen eines gemischten weltlichen Staates.

Das mosaische Gesetz mit seinen äußerlichen Geboten und Verboten war schon dem sündigen Fleischesmenschen unerträglich. Nun kommen christliche Kirchen und wollen einer ungöttlichen Welt das unendlich viel schwerere Geistesgesetz Jesu Christi als Polizei- und Staatsgesetz aufhalsen! Es ist eine bodenlos traurige Verkennung, die wir gerade in dem englischen Kirchenwesen finden, daß man meint, neutestamentliche Geistesregeln und Geistesvorschriften ohne Weiteres zu Staatsgesetzen stempeln und sie einer ungöttlichen Menschheit auf den Hals legen zu können. Auch der Sonntagszwang gehört in diese Kategorie der Gesetzgebung.

J. Tob. Beck bezeichnet es mit Recht*) als „Ueberspannung der evangelischen Bestimmungen, wenn man die sittlichen Forderungen des Christentums ablöst aus ihrer inneren Ordnung, von ihrer göttlichen Heilsgrundlage, indem man schon fordert, wo noch gar nicht gegeben ist, wozu noch nicht Grund gelegt ist aus der göttlichen Gnade, durch die Erkenntnis der Herrlichkeit Christi und seines Himmelreichs, noch nicht die Einpflanzung des Lebens aus Christo erfolgt ist, woraus erst Kraft zum sittlichen Leben des Christen erwächst. So wird das Christentum zu einer gesetzlichen Forderung gemacht und es fehlt die Grundvoraussetzung der Erfüllbarkeit dieser Forderung. Dahin gehört auch, wenn aus dem, was bloß in Folge der inneren Lebens- und Geistesentwicklung dem Einzelnen zum freien individuellen Geistesgesetz werden soll, eine äußerliche Vorschrift gemacht wird, welcher alle auf allen Stufen unterworfen sein sollen.

*) Pastorallehren des Neuen Testaments. Seite 146 f.

Es fehlen hierin viele mystisch-asketische Anweisungen zum christlichen Leben, auch separatistische Richtungen gehören dahin. Es fehlt hierin aber auch die Staatskirche, sofern nämlich aus den Geistesgesetzen des Evangeliums, aus den inneren Glaubensgesetzen politisch-kirchliche gemacht worden sind. So wurde das christliche Ehegesetz, das persönliches Glaubensleben voraussetzt, zum Polizeigesetz gemacht. Und das ganze christliche Satzungswesen ist eine willkürliche Schmälerung des christlichen Lebensweges." — Wie weit ist doch die Christenheit noch entfernt von dem Verständnis der Geisteslehren Christi! So lange sie die Worte des Herrn zu Kirchen- und Staatsgesetzen um- und ausprägen will und nicht versteht, daß es sich hier um individuelle innere Geistesregeln handelt, die nur von innen aus durch Christi Geistestrieb geltend gemacht werden können in dem Gewissen der einzelnen Christen, solange macht sie die Kirche Christi und das Reich Gottes zu einer weltlichen Zwangsanstalt und darf sich nicht wundern, wenn die Welt in ihrem Haß nur um so feindseliger wird gegen eine Anstalt, die durch Staatsgewalt die Menschen zum Gesetz Christi zwingen will. (Röm. 4, 15.)

Das Eherecht liegt allerdings in diesem Land sehr im Argen. So viele Staaten, so viele verschiedene Arten des Eherechts bei uns. Es kann ein Paar sich in einem Staat trauen lassen, dann in einen andern Staat ziehen und, im Fall sie der Ehefesseln überdrüssig werden, in kurzer Zeit sich derselben wieder entledigen und von einander laufen. Da gibt es allerlei Wirrwarr. Das sollte nicht sein. Sind wir ein Volk und nicht fünfundvierzig und mehr Völker, so sollten wir auch im ganzen Lande dasselbe Eherecht haben. Die Familie ist das Fundament unserer wahren nationalen Wohlfahrt und sollte daher von dem nationalen Gesichtspunkte aus behandelt werden. Seit vielen Jahren hat man dies erkannt, es ist auch schon viel diesbezüglich geredet und geschrieben worden, allein an demgemäßen und tatkräftigen Handeln hat es bisher gefehlt.

Eine Konferenz, beschickt und zusammengesetzt aus namhaften Vertretern der Bevölkerung, Rechtsgelehrten, Predigern und andern einsichtsvollen Männern, tagte seinerzeit in Philadelphia, um dieses Uebel zu beraten und geeignete Vorschläge für eine mehr einheitliche Gesetzgebung zu machen. Diese Konferenz nun hat nebst Hurerei noch als Trennungsursachen angesetzt: Bigamie, zweijährige Einkerkerung, böswillige Verlassung (zwei Jahre), unerträgliche Grausamkeit, gewohnheitsmäßige Trunkenheit und unheilbaren Irrsinn. Der Staat Massachusetts hat mit zwei Unterschieden dieselben Ursachen, im ganzen auch sieben. Ob auch unheilbarer Irrsinn als Ursache zu liberal ist, zu weit geht? Die übrigen fünf Ursachen werden wohl fast ausnahmslos mehr oder weniger mit ehelicher Untreue verbunden sein. Bigamie ist ja eine Form derselben, denn mehr als einer Frau kann doch ein Mann die eheliche Treue nicht halten. Böswillige Verlassung und Trunkenheit werden meist gleichfalls mit Untreue verbunden sein. Ungewisser

ist dies in Bezug auf Grausamkeit und Einkerkerung. Es mag sich einer längere Gefängnishaft zuziehen durch gesetzübertretende Vergehen, ohne daß er in geschlechtlicher Beziehung ein Unhold zu sein braucht. Und doch, wer die Gesetze nicht achtet und sie frevelnd übertritt, und wer grausamen Verhaltens gegen sein Weib sich nicht schämt, der er doch Liebe und Treue gelobt hat, ein solcher wird das siebente Gebot nicht besonders heilig halten.

Wiewohl also die Bestimmungen der Konferenz großenteils sich um das eine Verbot des Herrn drehen und eheliche Untreue als die Hauptursache betonen, so geben doch diese Vorschläge eben so, wie das Gesetz Mosis (Matth. 19, 8) der Herzenshärtigkeit des sündigen, noch unerneuerten Menschengeschlechts Raum, und wollen nicht das neutestamentliche Geistesgesetz als Joch auf die sündige Menschheit legen. Ein allgemeines Eherecht nach diesen oder ähnlichen Vorschlägen für's ganze Land wäre ein großer Fortschritt und vielleicht ein so hohes Ziel wie erreicht werden kann. Hoffen wir, daß die Mitglieder der Konferenz Mittel und Wege finden werden, ihre Beschlußfassungen ins Leben der Landesgesetzgebung überzuführen.

Ein kleiner Fortschritt in der Ehegesetzgebung ist das Gesetz, das im Staat New York angenommen wurde, von dem wir im Novemberheft v. J., Seite 466, berichteten. Ferner wird noch weiter berichtet:

Ein heilsames Gesetz tritt am 1. Januar 1908 im Staat New York in Kraft. Von diesem Datum an muß ein Brautpaar vom Clerk der Stadt oder des Towns, in dem die Braut wohnt, eine Bescheinigung erhalten, daß keine gesetzlichen Hindernisse im Wege sind, und auf Vorzeigen eines solchen Zertifikats ist der Prediger berechtigt, die Trauung zu vollziehen. Sein Zertifikat über die von ihm vollzogene Trauung hat er beim Town- oder City-Clerk einzureichen und zwar an oder vor dem zehnten Tag des auf die Trauung folgenden Monats. Ein Prediger hat aber durchaus nicht nötig, auf Vorzeigung eines Zertifikats das betreffende Paar zu trauen. Er kann es ablehnen. Das Zertifikat beweist nur, daß der Staat gegen die Trauung des Paares, an welches das Zertifikat ausgestellt worden ist, nichts einzuwenden hat. Aber der Prediger kann die Trauung gewissenshalber ablehnen und das Paar mit seinem Zertifikat abweisen. Weigerung, die Trauung zu vollziehen, ist nicht strafbar. Es ist jedoch strafbar, eine Trauung zu vollziehen, wenn das Paar ein Zertifikat nicht aufweisen kann: wenn also die Eltern der Braut, so dieselbe das 21. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat, zur Trauung ihrer Tochter ihre Zustimmung nicht gegeben haben. Zum großen Kummer der Eltern kommt es ja zuweilen vor, daß junge Leute, die noch in den Kinderschuhen sind, ohne Wissen der Eltern, von gewissenlosen Predigern getraut werden. Diesem Treiben ist nun vom Gesetz ein Riegel vorgeschoben. Man kann nicht vorschützen, man wußte nicht, daß Braut und Bräutigam minderjährig war. Sie bringen einen schriftlichen Ausweis über ihr Alter, und wenn minderjährig, eine Bescheinigung, daß die Eltern ihre Einwilligung zur Ehe gegeben haben.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die 24. General-Konferenz der Evang. Gemeinschaft.

Am 3. Oktober l. J. wurde in der Zions-Kirche in Milwaukee, Wis., die 24. General-Konferenz der Evang. Gemeinschaft eröffnet. Dieselbe setzte sich zusammen aus 129 Gliedern. Davon waren einschließlich der Ex-officio-Mitglieder 105 Prediger und 24 Laienglieder. Die Evang. Gemeinschaft hat eine bischöfliche Verfassung, welche der der Bischöfl. Methodisten-Kirche sehr ähnlich ist; doch auch in wichtigen Dingen sich von ihr unterscheidet. Bei den Methodisten z. B. führen die Bischöfe bloß den Vorsitz in den Konferenzen, haben aber kein Recht, in die Debatte einzugreifen und kein Stimmrecht. Das aber haben die Bischöfe der Evang. Gemeinschaft. Bisher hatte die Gemeinschaft drei Bischöfe: Thom. Bowmann, W. Horn und S. C. Breyfogel. Diese wurden wieder erwählt und S. P. Spreng, bisher Editor vom „Evangelical Messenger", wurde als vierter neu hinzugewählt. Im November 1907 waren es gerade 100 Jahre seit der Abhaltung der ersten Konferenz der Evang. Gemeinschaft im Hause von Samuel Becker zu Mühlbach, Pa. Klein waren die Anfänge der von Jak. Albrecht begründeten Gemeinschaft. Sie nahm zuerst den Namen „Die Neureformierte Methodisten-Konferenz" an; später hatte sie den Namen: „Die sogenannten Albrechtsleute." Mit Weglassung des „sogenannten" ist die Kirche auch jetzt am meisten und schnellsten bei Nichtgliedern ihrer Kirche bezeichnet. Im Jahre 1816 wurde die erste General-Konferenz gehalten, die dann den Namen „Evangelische Gemeinschaft" annahm.

Die Tätigkeit der Evang. Gemeinschaft ist nicht bloß hier im Lande, sie hat auch auswärtige Missionsgebiete, zu denen nicht bloß die Heiden in China und Japan gehören, sondern auch Deutschland und die Schweiz sind, wie bei den Methodisten, feststehende Missionsfelder. Es ist bekannt, welche oft recht unliebsame Konflikte sich ergeben aus der Wirksamkeit dieser amerikanischen Sendboten in deutschen evangelischen Gemeinden.

Die Kirche hat verschiedene Lehranstalten, so das „Northwestern Kollegium" und das „Union Biblische Institut" zu Naperville, Ill. Dazu kommen durch großartige Schenkungen von Carnegie ($25,000) und einem Glied der Kirche, Dr. Goldspohn, (auch $25,000) eine Bibliothek und eine Halle der Wissenschaften in Naperville, die demnächst errichtet werden sollen. Ferner hat die Kirche in Reading, Pa., das Schuylkillseminar, das durch großartige Gaben gut fundiert ist; ein Seminar in Reutlingen, Württ..; ein theol. Seminar in Tokyo und eine Erziehungsschule für Bibelfrauen in Japan. Ein großes Verlagsgeschäft besitzt die Kirche in Cleveland, O., und ein Zweiggeschäft in Stuttgart.

Aus der Statistik teilen wir mit, daß die Kirche im Jahre 1907 zählte: Reiseprediger 1173, Lokalprediger 430, Mitglieder 131,437 (im Jahr 1903 waren es 123,776). Obgleich in den vier Jahren seit 1903 an 40,000 Bekehrungen berichtet und 38,000 Personen aufgenommen wurden, so war der aktuelle Zuwachs der Glieder doch nur 7661, davon 2613 in den europäischen Konferenzen. Großartig erscheint die Liebestätigkeit in der Evang. Gemeinschaft. Für die Mission wurden in vier Jahren beigesteuert $977,064.61. Die Missionsgesellschaft hat einen stehenden Fond, von welchem nur die Interessen verwendet werden. Derselbe besaß Sept. 1907 die Summe von

$107,828.49. Der „Annuitätsfonds" besitzt $180,223.89. Welchem Zweck derselbe dient, ist uns unbekannt. Ueber das „Europäische Werk" fanden wir folgende Angaben: 180 Prediger, 350 organisierte Gemeinden, 18,600 Mitglieder; das Seminar in Reutlingen hat 22 Studenten, 350 Schwestern dienen den Armen und Leidenden.

Mag auch die Tätigkeit der Sendboten der „Evang. Gemeinschaft" in Deutschland sehr ungern gesehen werden in kirchlichen Kreisen, so ist sie doch ein heilsamer Sporn und Stachel in vielen stagnierenden Kirchensprengeln geworden und hat an manchen Orten einen ernsten Wetteifer bei Pfarrern und Gemeinden hervorgerufen, um so mehr mit Ernst und Treue an dem Heil der Seelen zu arbeiten und es nicht bei der bloßen amtlichen Routine bewenden zu lassen. Mag manches Tun der „Evang. Gemeinschaft" von uns als ungesundes Treiben beurteilt werden, ein jeder „steht und fällt seinem Herrn" und ein „jeder wird für sich selbst Gott Rechenschaft geben." Wohl dem, der einst das Urteil empfängt: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen: Gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Im Jahre 1911 wird die General-Konferenz sich in Cleveland, Ohio, versammeln. Los Angeles, Cal., wollte sie auch haben.

Drohende Hindernisse für die Wiedervereinigung.

In der Rundschau des Septemberheftes, Seite 372, wurde von einem Bestreben berichtet, das die Wiedervereinigung der „Evangelischen Gemeinschaft" mit der „Vereinigten Evangelischen Kirche" erstrebt.

Dieser Wiedervereinigung dürften doch ernstliche Hindernisse entgegen treten, wenn in der „Evangelischen Gemeinschaft" zwei Punkte als unveränderlich betrachtet und festgehalten werden. Dieselben wurden neuerdings von dem Editor des „Evangelical Messenger" stark betont, einem der „Evangelischen Gemeinschaft" gehörenden Blatte. Der erste Punkt betrifft die Uebertragung des Eigentums der Ortsgemeinden auf die Kirchenbehörden der Gesammtkirche. So hat es bekanntlich die römisch-katholische Kirche, und so soll es, nach dem Editor auch sein und bleiben in der „Evangelischen Gemeinschaft." Der andere Punkt betrifft die bischöfliche Gewalt. Der „Evangelical Messenger" meint: „Es gibt nicht wenige, die glauben, daß Sicherheit und Stärke liegen nicht in der Einschränkung, sondern in der Vermehrung der bischöflichen Gewalt, nicht in der Beschränkung der Amtszeit, sondern als Amtaufhebenszeit zu machen." Also stark hierarchische Tendenzen werden hier ausgesprochen. Und es ist vielleicht gut, daß sie jetzt schon ausgesprochen werden, wenn auch die „Evangelische Zeitschrift" es bedauert. Die „Evangelische Gemeinschaft" hält im Oktober ihre Generalkonferenz. Sie hat also Gelegenheit, ihre Stellung zu präzisieren. Will sie diese Punkte indorsieren, die Editor Spreng hervorhob, so werden keine weiteren nutzlosen Anstrengungen auf Wiedervereinigung gemacht werden und viele nutzlose Verhandlungen und Schreibereien werden unterbleiben. Denn auf Seiten der „Vereinigte Evangelische Kirche" wird es heißen, und mit Recht: „Gebrannte Kinder fürchten das Feuer.'

Vorstehender Abschnitt war vor der General-Konferenz geschrieben und gesetzt. Bezüglich dieser Hindernisse scheint nun zwar die General-Konferenz sich nicht geäußert zu haben. Sie hat vielmehr den nachfolgenden Beschluß angenommen über die Vereinigung, der zunächst noch nicht viel sagen will, besonders da vorerwähnte Bedenken von dem Editor des „Evan-

gelical Messenger" ausgingen, der jetzt durch Wahl der General-Konferenz ins Bischofskollegium vorgerückt ist. Der Beschluß lautet:

Beschlossen, daß wir die zunehmende freundliche Annäherung zwischen den Predigern und Gliedern unserer Kirche und denjenigen der Vereinigten Evangelischen Kirche mit Genugtuung beobachten, und daß wir solche wohlgeleiteten Versuche, welche gegenseitiges harmonisches Zusammenwirken und die endliche Vereinigung bezwecken mögen, wodurch die geistlichen Nachkommen Jak. Albrechts wieder zu einem Heere vereinigt werden mögen, mit Vergnügen vernehmen.

Beschlossen, daß eine Kommission über Kirchenföderation und Vereinigung, bestehend aus 16 Predigern (einschließlich der Bischöfe) und fünf Laien, angestellt werde. Diese Kommission soll bevollmächtigt sein, mit ähnlichen Kommissionen anderer Kirchen, welche denselben Glauben und dieselbe Kirchenverwaltung haben, zu konferieren, um gegenseitige Verträge zu stellen und zu empfangen, und mit denselben in evangelistischer und missionierender Tätigkeit zusammen zu wirken und den Sünden und Gefahren unserer Zeit entgegenzutreten und darüber an die General-Konferenz zu berichten.

Beschlossen, daß der Sekretär dieser General-Konferenz beauftragt sei, dem Sekretär der vorigen General-Konferenz der Vereinigten Evangelischen Kirche eine Abschrift dieser Beschlüsse zu übermitteln.

Bezüglich der Gehaltsverhältnisse in den beiden Kirchen, „Evang. Gemeinschaft" und „Ver. Evang. Kirche", finden wir in „Evang. Zeitschrift" folgende vergleichende Angaben, die auch uns dürften zu denken geben:

Gehälter. Die Bischöfe $2000 das Jahr, die Editoren, der Verleger, der Korresp. Sekretär und der Schatzmeister der Missions-Gesellschaft $1700; Gehilfsverleger und die Gehilfseditoren $1400.

Wir machen hier die Gehälter der allgemeinen Beamten der Vereinigten Evangelischen Kirche namhaft: Bischöfe $1600, Verleger $1400, Editoren und Korresp. Sekretär der Missions-Gesellschaft $1200, die Gehilfen in Cleveland erhalten mehr als in der Vereinigten Evangelischen Kirche die Editoren. Die Redaktion des „Christlichen Botschafters" kostet jährlich $3100 und dann hat der Botschafter noch Probeleser; die Redaktion der „Evangelischen Zeitschrift" kostet $1200, hat keinen Gehilfen und keinen Probeleser, das ist alles von dem Editor zu besorgen.

Man bedenke: Vier Bischöfe für eine so verhältnismäßig kleine Kirche, $8000 per Jahr. Dazu kommt noch die Möglichkeit, daß ein Bischof, wie es scheint, im Alter mit vollem Gehalt vom Amt zurücktreten kann, wenn folgender Beschluß durchgeht:

Eine Empfehlung wurde angenommen, daß, wegen vorgeschrittenen Alters oder anderer Unvermögenheit, ein Bischof der Evangelischen Gemeinschaft mag als superannuierter Bischof erwählt werden durch die General-Konferenz. Wenn diese Verordnung von den jährlichen Konferenzen ratifiziert wird, werden diese alten Bischöfe auch im Alter eine wohlverdiente Anerkennung und Unterstützung von der Kirche erhalten.

Das General-Konzil der evang.-luth. Kirche in Nord-Amerika

feierte im September v. J. das Jubiläum seines 40jährigen Bestehens. Da mag ein kurzer Rückblick in seine Geschichte und ein Bericht über die Verhandlungen der General-Konferenz des Konzils am Platz sein.

Als das Konzil am 20. November 1867 zu Fort Wayne, Ind., zusammentrat, setzte es sich aus folgenden 13 Synoden zusammen: 1. Das Ministerium von Pennsylvanien. 2. Das Ministerium von New York. 3. Die englische Ohio-Synode. 4. Die Pittsburg-Synode. 5. Die Wisconsin-Synode. 6. Die Iowa-Synode. 7. Die englische Distrikts-Synode von Ohio. 8. Die Michigan-Synode. 9. Die Augustana-Synode. 10. Die Minnesota-Synode. 11. Die Illinois-Synode. 12. Die Canada-Synode. 13. Die allgemeine Synode von Ohio.

Von diesen dreizehn genannten zogen sich die Ohio- und Iowa-Synode gleich anfangs zurück. Von den übrigen sind nur 6 dem Konzil treu geblieben, darunter auch die Canada-Synode. Der heutige Bestand des Konzils ist folgender:

		gegründet
1.	Ministerium von Pennsylvanien	1748
2.	Ministerium von New York	1773
3.	Pittsburg-Synode	1854
4.	Distrikt-Synode von Ohio	1857
5.	Augustana-Synode	1860
6.	Canada-Synode	1861
7.	Chicago-Synode	1871
8.	Englische Synode des Nordwestens	1891
9.	Manitoba-Synode	1897
10.	Pacific-Synode	1901
11.	New York und New England-Synode	1902
12.	Nova Scotia-Synode	1903

Die stärkste unter ihnen ist die Augustana-Synode mit 558 Pastoren, die schwächste die Nova Scotia-Synode mit 6 Pastoren. Die Augustana-Synode ist schwedisch, die New York-, Canada- und Manitoba-Synode sind rein deutsch; die Pennsylvania- und Pittsburg-Synode sind überwiegend englisch; die übrigen rein englisch. Im ganzen gehören zum Konzil 1461 Pastoren mit 2290 Gemeinden und 433,010 Kommunikanten. An freiwilligen Beiträgen für die Mission und andere wohltätige Zwecke bringt das Konzil jährlich nahezu eine halbe Million Dollars auf. Innerhalb des General-Konzils befinden sich 3 theologische Seminare, 6 Colleges, 9 Waisenhäuser, 27 Hospitäler, das Immigrantenhaus in New York, das Seemannsheim in Hoboken und andere Anstalten der christlichen Barmherzigkeit. Der Heidenmission hat sich das Konzil von Anfang an mit Eifer angenommen. Es übernahm gleich bei seiner Gründung das Missionsgebiet in Indien, welches von der General-Synode bisher versorgt worden war, aber nicht mehr erhalten werden konnte. Trotz mancher Wirren und Hindernisse hat diese Arbeit des Konzils einen gesunden Fortgang gehabt, erfordert aber auch große Opfer (mehr als 25,000 Dollars jährlich). Auch die einheimische und innere Mission wird eifrig betrieben.

Ueber die General-Konferenz des General-Konzils, die vom 12. September 1907 an in Buffalo gehalten wurde, bringen wir nachfolgend einen von Pastor Rembe für das „Kirchen-Blatt" der Canada-Synode verfaßten Bericht, der einigen Einblick gewährt in die dort geführten Verhandlungen:

Vor Jahren soll einmal ein englischer Pastor des General-Konzils zu seinen englischen Brüdern gesagt haben: **Don't kill the Germans, they will kill themselves!** So böse auch dies Wort ist, so ist es leider doch nicht ganz

ohne Berechtigung. Die Zerstreuung der deutschen Pastoren in überwiegend englischen Synoden (Pennsylvanien und Pittsburg), ihre Ausbildung auf den verschiedensten Anstalten (Hie Kropp — hie Philadelphia!), ihre Liebe zu möglichst unbeschränkter individueller Freiheit, der Mangel eines rechten Führers — das alles zusammen ist manchmal nahe daran gewesen, jenes Wort zu erfüllen. Wenn es auch glücklicherweise noch nicht so weit gekommen ist, so haben wir Deutschen im General-Konzil doch seit Jahren nicht mehr die Stellung gehabt, die wir haben sollten und die wir doch gerade so gut haben könnten, wie unsere schwedischen Brüder. Diese bilden in der einen Augustana-Synode eine kompakte und achtunggebietende Masse, haben ihre eigenen Anstalten, ihre eigene Mission und ein großes und gutes Synodalorgan. Wir Deutschen aber? Gott sei's geklagt, wir sind hier gerade so zersplittert und uneinig, wie unser Vaterland vor 1870! Darin liegt die große Gefahr, daß wir uns selbst das Grab graben. Ob es anders wird? Wenn wir uns selbst nicht helfen, ein anderer tut's nicht.

Der Anfang zu einem besseren Verhältnis ist gemacht. Am Vorabend des Konzils haben sich die deutschen Pastoren aus allen unseren Kreisen (aus der Pennsylvania-, New York-, Pittsburg- und Canada-Synode, nur die Manitoba-Synode war leider nicht vertreten) zusammengefunden, um engere Fühlung zu suchen und ein einmütiges Zusammengehen zu beraten. Die Versammlung war vom ehrwürdigen Konzil-Präsidenten Dr. Schmauck selbst zusammenberufen, wurde von ihm geleitet und hatte somit einen offiziellen Charakter. Mir und auch wohl allen canadischen Brüdern war es eine große Freude, Dr. Schmauck persönlich kennen zu lernen und zwar als eine kraftvolle Persönlichkeit, als einen Mann, der nicht nur ein tüchtiger Gelehrter und vorzüglicher Führer ist, sondern auch ein Verständnis und ein Herz für das hat, was uns Deutschen not tut. Die in dieser Versammlung behandelten und von Dr. Schmauck aufgestellten Themata beschäftigten sich alle mit speziell deutschen Interessen: Die deutsche einheimische Mission (Pastor J. Krähling), der beste Plan, junge Männer für den deutsch-lutherischen Pfarrdienst zu gewinnen und zu erziehen (Pastor H. Rembe), Besprechung über ein deutsches Konzilblatt (Pastor Dr. Berkemeier). Da außerdem noch zwei andere Angelegenheiten (Deutsche Seemannsfürsorge und die Allgemeine lutherische Konfrenz) zur Verhandlung kamen, war die Zeit zu einer eingehenden Beratung leider viel zu kurz. Mein Vorschlag ging deshalb dahin, eine allgemeine Konferenz der deutschen Pastoren im General-Konzil zu berufen, um in diesen Fragen, die für uns immer mehr zu Lebensfragen werden, eine genaue Aussprache und mit Gottes Hilfe eine Einigkeit zu erzielen. Mit freudiger Zustimmung des Präsidenten brachte dann später Professor Dr. Späth einen dahinzielenden Antrag vor das Konzil, der einstimmig angenommen wurde. Ein Komitee, zu dem aus unserer Synode Pastor F. Veit gehört, soll die nötigen Vorbereitungen tun und zu gelegener Zeit eine Versammlung einberufen. Es ist jedenfalls wünschenswert, daß diese Versammlung, resp. Versammlungen möglichst zahlreich besucht werden.

Am nächsten Tag, dem 12. September, um 10, begannen die Verhandlungen des Konzils mit einem englischen Gottesdienst in der Holy Trinity Church (Pastor Dr. F. A. Kähler). Am Altargottesdienst beteiligten sich sämtliche Vizepräsidenten. Dr. Schmauck hielt eine vorzügliche und eindrucksvolle Predigt über das Thema: Alles und in allem Christus. Nach der Predigt wurde das heilige Abendmahl gefeiert, an dem über 200 Delegaten teilnahmen.

Die Sitzungen fanden von 9—12 und von 2—5 statt, dehnten sich aber zumeist weit über die festgesetzte Zeit aus, da ein überaus reiches Programm zur Erledigung vorlag. Die alten Beamten wurden wiedergewählt: Präs., Dr. Schmauck; engl. Sekrtär, Dr. Frick; deutscher, Dr. Berkemeier; schwed., Dr. Johnston; Schatzmeister, Richter W. A. Staake; koresp. Sekretäre, Dr. Kähler, Dr. Nicum, Pastor H. Appel.

Zur Lehrerverhandlung lagen von Pastor Th. Benze (Erie, Pa.) Thesen über die Heilige Schrift als Norm für Glauben und Lehre vor und zwar in vier Abteilungen: Inspiration, Kritik, Regel des Glaubens und Regel und Quelle des Lebens.

Aus den Verhandlungen sei wenigstens das hervorgehoben, was für unsere Synode von besonderer Wichtigkeit ist. Das Deutsche Einheim. Missionskomitee berichtete über eine Einnahme von $13,609.00 und eine Ausgabe von $12,809.00. Zwanzig Missionare, besonders in Canada und Oregon, stehen im Felde. In der Kirchbaukasse befinden sich $1,123.00. Leider sind in den letzten Jahren insonderheit durch Mangel an Pastoren und durch Ein- und Uebergriffe der Ohio-Synode nicht weniger als 12 Gemeinden dem Konzil im Nordwesten unseres Landes verloren gegangen. Die Heidenmission in Indien betreffend wurde beschlossen, zwei Visitatoren hinaus zu senden, einen Pastor und einen Laien, die von der Missionsbehörde mit Zustimmung des Präsidenten gewählt werden sollen, aber nicht Glieder dieser Behörde sein dürfen.

Für unsere Synode besonders wichtig war es, wie das Konzil sich zu unseren Beschlüssen stellen würde: 1) betr. der Stellung des Konzils zur General-Synode, 2) Wiederabdruck der Thesen über die Logen und 3) besserer Herstellung des Kirchenbuches. Das Konzil ist uns in jeder Weise entgegengekommen und hat durch seine verschiedenen Beschlüsse unsere Wünsche als berechtigt anerkannt und soweit es bisher möglich war, auch erfüllt. Der Präsident hatte, um das Verhältnis des General-Konzils zur General-Synode einmal ganz klar zu stellen, Prof. Dr. Jakobs beauftragt, diesbez. Thesen aufzustellen. Diese wurden eingehend besprochen und einstimmig angenommen. Auch der Delegatenaustausch zwischen beiden Körpern kam dabei zur Sprache. Trotzdem gar viele für einen sofortigen Abbruch dieses Austausches waren, wurde nach längerer Debatte doch beschlossen, noch einmal einen Delegaten an die General-Synode zu senden, aber mit der besonderen Bestimmung, diese Thesen zu überbringen und eine klare Antwort zu verlangen, wie die General-Synode sich dazu stellt. Dem Vertreter dieses Körpers, Dr. Kaiser, war das durchaus nicht recht und angenehm. Es unterliegt aber kaum einem Zweifel, daß damit endlich einmal das unleidige Verhältnis beider Körper gelöst werden wird.

Es wurde ferner vom General-Konzil dagegen Protest erhoben, daß die General-Synode in Ontario, Can., angefangen hat, Gemeinden zu gründen. — Es wurde weiter beschlossen, die 1863 in Pittsburg aufgestellten Thesen betr. „geheime Gesellschaften" aufs neue zu indorsieren und in den Protokollen abzudrucken.

Die deutsche Sprache ist diesmal in den während des Konzils gehaltenen Gottesdiensten zu ihrem Recht gekommen. Ein deutscher Jubiläumsgottesdienst — das Konzil feiert in diesem Jahre sein 40jähriges Bestehen — wurde am Sonntagnachmittag in der luth. St. Johannes-Kirche (Pastor Kirsch) abgehalten. Den Altargottesdienst versah der Präsident unserer Synode, die Festpredigt über die Geschichte, Entwicklung und Aufgabe des

Konzils hielt Prof. Dr. Späth, den Segen sprach der Konzil-Präsident Dr. Schmauk. Außerdem fand am Montagabend noch ein deutscher Gottesdienst in der luth. Christus-Kirche (Pastor Becker) statt, in dem Pastor Offermann von Philadelphia über einheimische Mission und Pastor Neudörffer von Neustadt über das Heidenmissionswerk in Indien predigten. Auch Gottesdienste in schwedischer Sprache wurden abgehalten; die meisten natürlich in englischer Sprache.

Alle zum Konzil gehörenden Synoden, außer der Manitoba-Synode, waren durch Delegaten vertreten, unsere eigene durch sechs; außerdem die Jowa-Synode (Pastor Pröhl), die Vereinigte dänische Synode und die General-Synode. Es war eine der größten Versammlungen des Konzils. Wichtiger aber und erfreulicher ist doch das, daß es eine Versammlung des festen lutherischen Bekenntnisses war und die drei verschiedensprachigen Bestandteile — englische, deutsche und dänische — fest zusammenstanden und einmütig zusammen arbeiteten. Möge auch die nächste Versammlung in Minneapolis, September 1909, von demselben Geiste getragen sein!

H. Rembe.

Thesen zur Auseinandersetzung zwischen dem Luth. General-Konzil und der Luth. General-Synode von Nordamerika. Unsere Zeit ist zwar vom Trieb der Vereinigung getrennter Bruderkirchen beherrscht. Aber andererseits regt sich auch der starre, durch nichts zu erweichende Konfessionalismus im lutherischen Lager und sucht wieder zu zertrennen, was schon zum Teil sich anzunähern suchte im Geiste brüderlicher Liebe. Das General-Konzil und die General-Synode hatten wenigstens Delegatenwechsel unter einander. Aber dem wiedererwachenden, scharf trennenden Konfessionalismus ist dieses Verhältnis ein Dorn im Auge. So kam es bei dem General-Konzil zur Annahme folgender Thesen, die wohl die beiden Körper für immer trennen werden.

Thesen über das Verhältnis des General-Konzils zur General-Synode.

Es ist die Frage über das Verhältnis des General-Konzils zur General-Synode aufgeworfen worden. Von der einen Seite wurde behauptet, daß die konfessionellen Grundlagen beider Körper widerstreitend und sich gegenseitig ausschließend seien, von der anderen, daß die Basis der General-Synode, wenn sie richtig ausgelegt wird, der des Konzils nicht widerspräche. In Bezug hierauf erklären wir:

1. Die Lehrbasis des General-Konzils ist voll und unzweideutig in seinen „Fundamentalartikeln des Glaubens" niedergelegt worden, durch die es sich zur unveränderten Augsburger Konfession bekennt als dem „hauptsächlichsten Bekenntnis lutherischen Glaubens" und erklärt, „daß die Annahme von deren (C. A.) Lehren und die Zustimmung zu denselben ohne Zweideutigkeit oder Mentalreservation (Vorbehalt) die Kirche bildet, kennzeichnet und erweist, die allein im wahren, ursprünglichen, geschichtlichen und aufrichtigen Sinn die Evang. Luth. Kirche ist." Diese „Artikel" erklären ferner, daß die Apologie der Augsburg. Konfession, die Schmalk. Artikel, die Katechismen Luthers und die Konkordienformel mit der unveränderten Augsb. Konfession in voller Harmonie ein und desselben Glaubens stehen. Diese Bekenntnisse müssen, „um ein Band der Vereinigung zu sein", in jedem Punkt der Lehre in ihrem wahren, natürlichen, ursprünglichen und einzigen Sinne angenommen werden. Die sie bekennen und unterschreiben,

müssen nicht nur darin übereinkommen, dieselben Worte zu gebrauchen, sondern müssen auch diese Worte in ein und demselben Sinn gebrauchen und verstehen."

2. Die Lehrbasis der General-Synode nimmt an und hält „mit unsern Vätern das Wort Gottes, als enthalten (as contained) in den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, für die einzige unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens, und die Augsb. Konfession für die korrekte Darstellung der Fundamentallehren des göttlichen Wortes und des Glaubens unserer auf dies Wort gegründeten Kirche."

3. Soweit diese offiziellen Darstellungen in Betracht kommen, sind die Unterschiede zwischen den beiden Lehrbasen also folgende:

A. Die genauere und sorgfältig gefaßte Erklärung des General-Konzils betr. der Augsb. Konfession:

aa. Die General-Synode bekennt sich zur Augsb. Konfession, ohne aber zu bezeichnen, ob es die „veränderte" oder „unveränderte Konfession ist, die sie meint. Das General-Konzil verpflichtet sich auf die „unveränderte Augsb. Konfession."

bb. Die General-Synode beschränkt ihre Bekenntnisstellung auf die „Fundamentallehren des göttlichen Worts", wie sie in der Augsb. Konfession dargelegt sind, ohne näher zu erklären, ob alle darin enthaltenen Lehren fundamental sind oder nicht, oder welche Lehren fundamental sind, oder in Bezug worauf sie fundamental sind, nämlich ob sie fundamental sind für die Seligkeit, oder für die Kirche u. s. w.

cc. Das General-Konzil „nimmt an und bekennt die Lehren der unveränderten Augsb. Konfession in ihrem ursprünglichen Sinn als durchaus in Uebereinstimmung mit der lauteren Wahrheit, deren einzige Norm das Wort Gottes ist." Die Lehrbasis der General-Synode enthält keinen Hinweis auf irgend mögliche Verschiedenheit des Sinnes noch auf eine Beschränkung des historischen Sinnes.

B. Die Anerkennung der anderen lutherischen Bekenntnisse seitens des General-Konzils. Die General-Synode ignoriert diese ausführlicheren Bekenntnisse, aber verwirft sie nicht ausdrücklich.

C. Das Prinzip der Auslegung der Glaubensbekenntnisse, wie es vom General-Konzil festgestellt ist: „Der wahre, ursprüngliche, geschichtliche und aufrichtige Sinn." Das wird von der General-Synode ignoriert, wenn auch nicht zurückgewiesen.

D. Die Unterschiede gipfeln schließlich in dem einen großen Unterschied: Die Lehrbasis der General-Synode ist, soweit die Worte in Betracht kommen, eine weniger genau entwickelte Form derselben Lehrbasis des General-Konzils. Wenn man innerhalb der General-Synode die weniger klar entwickelte Form nutzbar macht, um in manchen Punkten, wo die veränderte Augsb. Konfession anders lehrt, von der unveränderten Augsb. Konfession abzuweichen, oder gewisse, in der Augustana bekannte Lehren unter dem Vorwand zu verwerfen, daß sie nicht fundamental seien, oder die Meinung des Bekenntnisses so zu drehen, um in seinen Worten eine Rechtfertigung dessen zu finden, was das Bekenntnis selbst verwirft, so ist es ein offenbar unehrlicher Gebrauch dieser Lehrbasis.

E. Deshalb ist der Unterschied schließlich ein solcher wie zwischen einer vollständigen und klar bestimmten Darlegung und einer unvollständigen und, wie sich in der Praxis herausgestellt hat, zweideutigen.

4. Uebrigens kann man die Unterschiede nicht einfach abschätzen durch

eine Vergleichung zweier Bekenntnis-Erklärungen. Um sie ganz zu verstehen, muß man sie in ihren geschichtlichen Beziehungen und im Lichte des zutagetretenden Lebens und der vorherrschenden Praxis der Kirchen, Synoden und ihrer Führer betrachten. Man kann gewiß einen ganzen Kirchenkörper nicht verantwortlich machen für die Inkonsequenzen einiger weniger, aber wenn eine Verletzung der in unseren Bekenntnissen niedergelegten Prinzipien weit verbreitet wird und trotz wiederholter Proteste anhält, dann ist keine noch so laute Zustimmung zum ausführlichsten Bekenntnis genügend, die als wirklich lutherische Pastoren und Lehrer anzuerkennen, die gleichgültig gegen solche Abweichungen vom Glauben sind. Nicht die Unterzeichnung irgend eines besonderen Glaubensbekenntnisses macht einen zu einem Lutheraner, würdig der Anerkennung und der Mitarbeit.

5. Ein bisher noch nie erörterter Unterschied zwischen beiden Kirchenkörpern, der vielleicht mehr formaler Natur ist, ist der zwischen der Erklärung beider Körper in Bezug auf die „Richtschnur des Glaubens und des Lebens."

General-Synode.

„Das Wort Gottes, als enthalten in den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments" „die einzige unfehlbare Regel des Glaubens und Lebens."

General-Konzil.

„Die absolute Richtschnur des Willens Christi ist das Wort Gottes, (die kanonischen Schriften), ausgelegt in Uebereinstimmung mit dem Sinn der Schrift (des hl. Geistes); von diesen Schriften muß sich die Kirche in allen ihren Entscheidungen leiten lassen. Sie darf keinen Glaubensartikel aufstellen, der nicht wirklich durch den Buchstaben des göttlichen Wortes gelehrt wird oder nicht durch richtige und notwendige Schlußfolgerung daraus gezogen werden kann, und ihre Freiheit beschränkt sich nur auf solche Dinge, die Buchstabe und Geist des göttlichen Wortes frei lassen.

In unserer Zeit, wo die skeptische Kritik unermüdlich die Heilige Schrift angreift, und, obwohl sie bekennt, daß das Wort Gottes in den kanonischen Schriften „enthalten ist" gleichwie ein kostbares Metall im Erz, doch kleinere oder größere Teile derselben Schriften als Schlacke verwirft, ist die Bedeutung der ausführlicheren Bekenntnisse ganz augenscheinlich, und wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß es da ihnen gegenüber irgend eine ernstliche Einwendung oder Abweichung in der General-Synode geben könnte.

6. Das General-Konzil hat die Lehrbasis der General-Synode niemals als vollkommen und genügend anerkannt, und es hat sich in allen Verhandlungen und Konferenzen bemüht, die Repräsentanten zu einer höheren Wertschätzung der sämtlichen lutherischen Bekenntnisschriften und alles dessen zu bringen, was das General-Konzil in seinen „Fundamental-Artikeln des Glaubens und der Kirchenpolitik" erklärt hat.

Horribile dictu! Der Hort der Orthodoxie, die allein rechtgläubige Missouri-Synode ist wegen falscher Lehre verklagt.

Pastor J. v. Brandt, der 38 Jahre lang dieser Synode angehörte, hat seinen Austritt erklärt, nachdem er bereits im vorigen Jahre in einer schriftlichen Eingabe die Professoren von St. Louis verklagt hat, daß sie von der Rechtfertigung falsch lehren. Damals kam, wie das „Jowa-Kirchenblatt" berichtet, die Sache nicht vor die Synode, sondern es wurde beschlossen, in diesem Jahre über die Rechtfertigungslehre zu verhandeln, wobei einer der

angeklagten Professoren (Dr. Pieper) das Referat liefern sollte. Derselbe besuchte aber dies Jahr zuerst die Versammlung des Dakota-Distrikts, so daß nur vier Stunden über die Anklage verhandelt werden konnte. Die Einzelheiten dieser Verhandlungen sind noch nicht veröffentlicht. Wir geben den wichtigsten Teil der Anklage wieder. Da heißt es, daß der Kläger es für seine Pflicht halte, mit allem Ernst zu warnen vor einem Feinde, der bereits in die Synode eingedrungen, aber leider sehr wenig oder von sehr wenigen, soweit ihm bekannt, als solcher anerkannt werde. Es ist dieser Feind das Schlimmste, was die ehrw. Missouri-Synode zu besorgen hat, nämlich eine falsche Lehre im Zentrum. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um das Wesen des Glaubens, welcher die Vergebung der Sünden ergreift, der den Menschen gerecht und selig macht. „Darüber werden wir, teure Väter und Brüder im Herrn, Gott sei's geklagt! schon länger als 1—2 Jahre von St. Louis her in unsern Synodalblättern „Lehre und Wehre" und „Lutheraner" nicht recht berichtet. Als beanstandet kommen besonders in Betracht Artikel, die sich finden in „Lehre und Wehre" September- und Oktober-Heft 1904, im „Lutheraner" vom 11. und 29. August 1905, und in „Lehre und Wehre" März- und April-Heft 1906. Wir wissen, daß unsere hochgeehrten Lehrer und Verfasser der betreffenden Artikel Menschenwerk in den Handel der Rechtfertigung nicht einmengen wollen, aber was sie versichern nicht zu wollen, das tun sie nicht allein tatsächlich, dabei verharren sie leider auch, und zwar trotz ergangener Warnungen. Werden wir aber dies Stück nicht rein behalten, so bleibt uns schließlich kein einziger Glaubensartikel rein und lauter, denn „ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig." — Damit ist ausgesprochen, was man schon längere Zeit hat kommen sehen, ein Streit über die Rechtfertigungslehre. Es wird sich auch hier zeigen, wie die St. Louiser Theologen in der Rechtfertigungslehre auf eine Lehre gekommen sind, die am nächsten mit der reformierten verwandt ist. Das ist auch gar kein Wunder; denn wer von dem Heilswillen Gottes eine reformierte Anschauung hat, und in Gott widersprechende Ratschlüsse lehrt, der steht in Gefahr, auch in den andern Lehren zu calvinisieren. Vater Luther hat so oft betont: Wer in der Lehre von der Rechtfertigung irre, der werde mit der Zeit in allen Lehren irren. Es bleibt nun abzuwarten, wie die Sache sich weiter entwickeln wird. Pastor Brandt steht nicht allein, und die Sache, die nun bekannt wird, hat sich in Missouri wie ein Lauffeuer verbreitet.
(K. Bl. Ia.)

Soll man lútherisch oder luthérisch betonen? Die „A. E. L. K." schreibt: „Diese Fragen beantwortet die ‚Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins' ungefähr so: Was von beiden richtig ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Die Betonung luthérisch ist fremden Ursprungs, vom Lateinischen **Luthérus** und **luthéricus** widersinnig auf das Deutsche übertragen, wohl unter dem Einfluß der häufigen Nachbarschaft von ‚evangélisch', aber auch des Gegensatzes ‚kathólisch'. Wie unnatürlich dieser Tonfall bei dem deutschen Worte ist, wird man erst gewahr, wenn man ihn auf andere Wörter derselben Bildung anwendet, also z. B. malérisch, schwärmérisch, wie es gelegentlich im Scherze geschieht. Und wer würde wohl etwa ‚wagnérisch' betonen? Die zahlreichen gleichen Eigenschaftswörter verhalten sich ebenso, man denke nur an dichterisch, schöpferisch, bäu(e)risch, räuberisch, heuchlerisch, lügnerisch, rednerisch, erfinderisch, kriegerisch, schwärmerisch. So nennt das Deutsche Wörterbuch (6, 1353) lútherisch die ‚alte richtige Betonung' und belegt ihren Gebrauch durch Verse aus

J. Ayrer und L. Sandrub für die alte Zeit, für die neueste aus Schillers ‚Wallenstein‘, ferner durch die von Fleming und Logau, besonders aber von Lessing verwendeten Kürzungen (in lutherisch und luthersch), die natürlich nur mit der deutschen Aussprache vereinbar sind; die lateinische Betonungsweise bezeichnet das Wörterbuch als in Norddeutschland ausgebildet. Daher klingt es unwahrscheinlich, daß eine hohe kirchliche Landesbehörde vor einiger Zeit zugunsten der Aussprache ‚luthérisch‘ eine Verfügung erlassen haben soll.“ Eine folgende Nummer der „A. E. L. K.“ bringt hierzu folgende Korrektur: „Zu der Notiz Sp. 570 a. E. No. 24 der ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung‘, ob evangelisch-luthérisch oder evangelisch-lútherisch zu betonen sei, ist auf die gründliche Erörterung des jetzigen Stadtschulrats, Prof. Dr. Lyon--Dresden, im 12. Heft der Beiträge zur Sächsischen Kirchengeschichte (erschienen 1898 in Leipzig bei Joh. Ambros. Barth, herausgegeben von Dibelius & Brieger) zu verweisen. Da heißt es am Schlusse: Durch einen Fehler im Grimmschen Wörterbuch und durch falsches Verständnis und falsche Verwertung der Ergebnisse der sprachgeschichtlichen Forschung ist die Einheit im Gebrauche des Luthérisch gestört worden. Lútherisch ist das persönliche Adjektiv wie zu Luther z. B. lútherische Predigten, Bibelübersetzung u. s. w. und zuerst in deutschen katholischen Kreisen auch zur Bezeichnung der Lehre Luthers angewendet, die man dadurch als die eines rebellischen Ketzers, einer vorübergehenden Sekte bezeichnen wollte. Die geschichtliche Entwicklung hat das luthérisch zu dem deutlichen Ausdruck für die wiederhergestellte reine evangelische Lehre werden lassen, das heißt, durch die Mittel der von Doktor Luthérus begründeten wissenschaftlichen Forschung. Luthérisch hat eine unpersönliche objektive Bedeutung in der Entwicklung der Kirche erlangt: z. B. luthérische Bekenntnisschriften. Daher hat auch das Sächsische Landeskonsistorium zugunsten des Luthérisch sich ausgesprochen.“

(„L. & W.“)

Kräftige Irrtümer. Unter diesem Titel veröffentlicht die „Abendschule“ einen längeren Artikel, der unter anderem auch auf die Sekte der „Jumpers“ näher eingeht. Ohne ihren heiligen Tanz, behaupten sie, gibt es keine Erlösung. Ihr Tanz ist eine ganz beliebige, unregelmäßige Prozedur. Einige hüpfen bloß; andere halten eine Art Rhythmus im Schritt, vor- und rückwärts inne; wieder andere wirbeln und drehen sich wie Tänzer oder führen Fandangos auf. Dabei erschallen Rufe, Juchzer, Schreie, unzusammenhängende Gebetsworte; und eine Baßtrommel, zwei kleine Trommeln, mehrere Cymbeln und ein Piano liefern Musik dazu, so daß in der Tat, sobald die Gemüter erhitzt sind, ein wahrer Heidenspektakel losgebrochen ist. Kein „Jumper“ darf um Lohn arbeiten oder in irgend einer Weise bei den „Gottlosen“ Geld verdienen. Jeder, der sich der Sekte anschließt, muß alles verkaufen, was er hat. Die Eltern dürfen nicht einmal ihre Kinder behalten; diese werden gewöhnlich nach Bound Brook, New Jersey, gesandt, wo sie in den Irrtümern der „Jumper“ unterrichtet werden. Alle Kirchen werden als Mitarbeiter des Teufels verschrieen. Kein Arzt wird zu ihrer Gemeinschaft zugelassen. Wird jemand krank, so legen sie die Hände auf und beten, und sie behaupten, daß innerhalb ihrer vier Wände täglich Wunder geschehen. Ein Todesfall ist bei ihnen ein ebenso freudiges Ereignis wie eine Geburt oder eine Hochzeit und wird in gleicher Weise durch Lärmen, Singen, Springen und den heiligen Tanz gefeiert. Je lauter das Geschrei, desto heftiger das Hüpfen, und je kräftiger das Hüpfen, desto „stärker arbeitet der Heilige Geist.“ In Denver, Colorado, leben sie alle unter einem ge-

meinsamen Dache. Das Kochen geht die Reihe um. Da sie nicht arbeiten, muß alle Freizeit mit Beten, Springen und Studieren zugebracht werden, und im Untergeschoß ihres Hauses soll angeblich ihre Gebetsversammlung ohne Aufhören vor sich gehen. Aller Luxus, Butter, Tee, Kaffee, Süßigkeit und auch das Rauchen ist verpönt. — Mit dem Auftreten dieser neuesten Sekte wird wiederum erfüllt, was von den letzten Zeiten geschrieben steht: Es werden sich viel falsche Propheten erheben und werden viele verführen. (Matth. 24, 11.) Und: Darum wird Gott ihnen kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge. (2. Theff. 2, 11.) Wie traurig steht es doch in Bezug auf die Erkenntnis der Wahrheit im amerikanischen Volk! Das ist die Frucht der religionslosen Erziehung unseres Volkes. Es fehlt jede solide Grundlage für die Beurteilung der Wahrheit. Darum fällt das Volk, wenn es erst einmal sinnlich recht kräftig angefaßt wird, auch jedem religiösen Schwindel zu und wird eine leichte Beute der falschen Propheten, die meist selbst betrogene Betrüger sind.

Die Dummen werden nicht alle. Die Christian Scientists haben seit Jahren ihr Unwesen getrieben, sind etwas ernüchtert und doch noch keineswegs von ihrer Torheit überzeugt; Dowie hat aus der Dummheit seiner Anhänger Vorteil gezogen, sich bereichert und sogar eine Stadt gegründet mit dem Schweiß seiner Getreuen; die Herrlichkeit von Dowie und seiner „Schöpfung" ist dahin. Man sollte meinen, dies alles wäre ruchbar geworden und es hätte überall zur Lehre und Warnung gedient. Aber nein. Vor wenigen Jahren ist es Benjamin Purnell und seiner Gattin Maria gelungen, bei Benton Harbor, Michigan, das „Haus Davids" zu gründen inmitten 800 Acker guten Landes, das ihnen von zwei Brüdern geschenkt wurde, die selber sich der Genossenschaft der „Flying Rollers" (Fliegende Wälzer etwa) einverleibten. Einige Hundert gehören nun dazu, die ihr Hab und Gut herzubrachten, Männer und Frauen. Ein von ihnen unterschriebenes Dokument stellt fest, daß sie dieses Eigentum nicht wieder fordern können, wenn sie von der Genossenschaft sich lossagen. Purnell gibt vor, er sei der einzig völlig Reine in der Welt und dazu berufen, die Off. 14 bezeichneten 144,000 aus der Menschheit zu sammeln. Sind diese vollzählig, dann soll die Welt untergehen. Dies sollte jedoch schon letztes Jahr geschehen, allein er habe sich verrechnet, gab er vor, aber in zehn Jahren, also in 1916, werde die Welt gewiß untergehen, weil bis dahin die Zahl voll sein werde. Nun, er und Frau haben ja das Eigentum und die „Herrlichkeit", und da braucht es ihm, wie es scheint, auf ein paar Lügen nicht anzukommen. Auch weiß er, daß sein Vorgeben von Reinheit eine Lüge ist. Nach Berichten von dort kann nachgewiesen werden, daß er mehr als einmal unsittliche Anträge gestellt hat. Der Staatsanwalt von Michigan hat die Sache in die Hand genommen und die einzelnen Mitglieder sollen zu ihrem Rechte kommen. Sträubt sich Purnell und läßt Konstitution und Nebengesetze nicht demgemäß verändern und mit den Gesetzen Michigans in Uebereinstimmung bringen, so muß er mit Anhang bis Mitte September Michigan verlassen. Unbegreiflich, daß so viele ihr Hab und Gut einem solchen Abenteurer hingeben und seine Hirngespinste nicht durchschauen können. Die Dummen werden nicht alle! (So berichtete d. „K.-B." im Sept. l. J.)

Religionsunterricht für amerikanische Kinder. Es ist bekannt, daß das amerikanische Schulsystem den Unterricht in der Religion ausschließt und jede Bemühung, einen interkonfessionellen Unterricht

einzuführen, erscheint als völlig aussichtslos. Nicht bloß Juden und andere Christenfeinde kämpfen dagegen; auch die katholische Kirche und die konfessionellen Lutheraner stehen solchem Unterricht feindlich entgegen. Es ist auch in der Tat kaum anzunehmen, daß die amerikanischen Lehrer für Religionsunterricht irgend wie geeignet sind und Vertrauen gewinnen könnten. Andererseits muß jedem Christen klar sein, welche heillose Frucht aus solchem religionslosen Erziehungssystem erwachsen muß. Das erkennen auch die christlich gesinnten Amerikaner an und sinnen auf Mittel und Wege, diesem großen Fehler abzuhelfen.

Es wurde daher in dem internationalen Kirchenverband eine Bewegung eingeleitet, welche sich das Ziel gesteckt hat, allen Kindern, welche die öffentliche Schule besuchen, auch Gelegenheit zu verschaffen, um Religionsunterricht zu empfangen. — Dieser Plan fand denn auch die wärmste Unterstützung von seiten der jährlichen Synode der Presbyterianischen Kirche im Staat Washington. Mit einstimmigem Votum hat der genannte Körper sich dafür erklärt, daß jede Woche einige Stunden in den Staatsschulen für Religionsunterricht freigegeben werden sollen. Um das ausführen zu können, sollen nach dem Vorschlag der Synode die Kinder jeden Mittwochnachmittag aus der Schule entlassen und freigegeben werden. Dieser Nachmittag soll dann bestimmt werden für Religionsunterricht der Kinder in ihren Kirchen, zu welchen sie gehören. Wenn ein solcher Plan mit aller Macht durch das ganze Land gefordert würde von allen Kirchen, so ließe sich gewiß immerhin etwas erreichen, und die Kinder würden nicht als unwissende Heiden heranwachsen und so leicht die Beute von allerlei Religionsschwärmern werden, die als Stifter neuer Gemeinschaften wie Pilze aufschießen und unter der unwissenden Menge sich leider immer einen Anhang zu sammeln wissen.

Ein katholischer Sturmlauf auf Staatsschulgelder siegreich abgeschlagen.

Der Erzfeind des Protestantismus ruht nicht in seinen Angriffen gegen das öffentliche Schulsystem dieses Landes. Und nur um den Preis steter Wachsamkeit wird es möglich sein, die listigen Anschläge des Feindes zurückzuschlagen. In Middletown, Conn., hat ein katholischer Priester einen Anlauf gemacht, das dortige Schulwesen unter die Kontrolle der Römlinge zu bringen. Er machte den Bürgern der Stadt den Vorschlag, die katholische Gemeindeschule für Zwecke der öffentlichen Schule (public chool) zur Verfügung zu stellen. Er knüpfte nur zwei ganz kleine Bedingungen an diesen Vorschlag: 1) die Stadt sollte jährlich an die katholische Parochie $4800 bezahlen, und 2) der Priester sollte das Recht haben, die Lehrer der Schule zu ernennen. Dieser freche Anschlag wurde in der Tat dem Volk zur Abstimmung vorgelegt. Am 20. September v. J. erfolgte eine Spezialabstimmung, und der Vorschlag wurde mit 934 gegen 643 Stimmen glücklich abgewiesen.

Ausland.

Ueber die Erweckungen in Kassel und anderen Orten haben wir an anderer Stelle ausführlichen Bericht eingefügt. Wir folgten bei diesem Bericht dem von Rektor Dietrich herausgegebenen Gemeinschaftsblatte „Philadelphia“, das der Sache kritisch prüfend und zurückhaltend gegenübersteht, ohne doch sich voreilig zu Verdammungsurteilen hinreißen zu lassen. Wesentlich anders , viel schärfer aburteilend lauten Berichte, die wir in der „Chronik der christl. Welt“ und in der „A. Evang. Luth. K.-Zt.“ finden. Auf

diese Berichte auch noch weiter einzugehen, dürfte doch zu viel sein. Bemerkt sei jedoch, daß nach „Chr. d. chr. Welt“ sich in Großalmerode 180 Gemeindeglieder von der Landeskirche lossagen wollten. Indessen wurde dem dadurch vorgebeugt, daß das Kirchenregiment dort eine Hilfspfarrei einrichtete, um so auch die der Erweckung feindselig gegenüberstehenden Kreise, die von Pf. Holzapfel nichts mehr wissen wollen, doch noch kirchlich bedienen zu können. Es wären ja freikirchliche Gemeinden wie die „Albrechtsleute“ und Baptisten da, denen jene sich anschließen könnten. Aber — wer von Bekehrung nichts wissen will, geht sicher nicht zu diesen Gemeinschaften über.

Von der Blankenburger Allianzkonferenz berichtet die „A. E. L. K.“: „Mit besonderer Spannung sah man der diesjährigen Blankenburger Allianzkonferenz entgegen. Die Luft war schwüler als sonst. Erst wenige Wochen vorher hatten in Hessen die aufregenden Erweckungswochen stattgefunden, und von dort aus war die Bewegung in allerlei Bächen und Flüßlein in andere Gebiete Deutschlands gedrungen. Wo nur immer Gemeinschaftsleben blühte, nahm man zu der Frage Stellung, und in nicht wenigen Herzen regte sich die Sehnsucht, auch eine solche Erweckung zu erleben und herbeizubeten. Andere freilich sahen Bedenkliches an der Sache, und besonders der angesehene, alte Bruder Seitz aus Teichwolframsdorf (Königreich Sachsen) erhob seine warnende Stimme. Man hatte ihn ausdrücklich nach Großalmerode eingeladen, sich die Dinge anzusehen; aber was er dort sah, erschreckte ihn. Offen sagte er dort den Leitern, daß hier dämonische Kräfte vorlägen, und hielt ihnen die ganze Gefahr vor, in die sie durch Pflege des unordentlichen Wesens sich und andere brächten. Dazu kam auch die Warnung Rektor Dietrichs. Aber würde man sich in Blankenburg unter diese autoritativen Stimmen beugen? Nach früheren Erfahrungen war gerade Blankenburg der Ort, wo geistliche Erregungen sich zu konzentrieren und erst auf ihre Höhe zu kommen pflegten. Dazu kam noch ein zweites. Blankenburg und deutsches Gemeinschaftswesen bilden kein organisches Ganzes; zwar die Allianzfreunde sind auch zumeist Glieder von Gemeinschaften. Aber nicht alle Gemeinschaften halten zur Blankenburger Allianz, ja sie sind nicht einmal mit ihr immer einverstanden. Vor allem war es die Haltung des Allianzblattes in den letzten Jahren, die vielfach mißbilligt wurde. Seine Tonart gegen Kirche und Pastoren entbehrte der Liebe wie der Gerechtigkeit, es trieb förmlich auf einen Bruch mit der Kirche hin. Das wollten die Führer der Gemeinschaften nicht, und unter der Hand suchten sie dem Unwesen zu steuern. Aber eben weil es im Grunde zwei Lager waren, hatten sie keinen direkten Einfluß darauf. Wie würde sich die Blankenburger Konferenz auch zu dieser Frage stellen? Siegte der Geist des Allianzblattes, siegte dazu vollends die Schwarmgeisterei von Hessen, so mußte es zu einem Riß in den Gemeinschaften kommen und zu einer bösen Verwirrung im Leben der deutschen Kirche. Denn das ist wohl nicht mehr zu bestreiten, daß das deutsche Gemeinschaftswesen bereits ein Faktor geworden ist, mit dem die Kirche zu rechnen hat. Die Konferenz fand vom 26. bis zum 31. August statt. Wie in früheren Jahren strömten große Züge von Besuchern herbei; man schätzt ihre Zahl auf 1700. Viele kamen in der Tat mit der Erwartung, diesmal etwas Besonderes zu erleben, etwas von dem, was sich in Hessen gezeigt hatte. Ein Element fehlte im Unterschied zu früher, zu allgemeiner Ueberraschung, nicht wenigen zum Schmerz: die Eng-

länder waren ausgeblieben. Ihren Platz auf der Plattform hatten Deutsche eingenommen, die als ruhige, nüchterne Männer bekannt waren. Aus welchen Gründen die Engländer wegblieben, ob infolge eines Versehens im Allianzbureau, wie einige sagten, oder aus anderer Ursache, jedenfalls bot schon der Anblick der Plattform den Eindruck, daß fremdes und undeutsches Wesen diesmal keine Stätte haben sollte. Wie sehr den Leitern auch sonst an Nüchternheit gelegen war, bewiesen sie durch die Herbeirufung des obengenannten Seitz aus Sachsen. Gerade dieser war ja gegen das „Zungenreden" ein Rufer im Streit geworden, und es lag fast eine Kundgebung darin, daß sie ihn kommen ließen; und wäre das zu viel gesagt, so war schon das genug, daß man den Rat eines solchen Mannes einforderte. Das, was er vertrat, fand fast allseitigen Beifall bei den Führern. Als einer derselben meinte, die von ihm geleitete Versammlung (wegen der großen Besucherzahl tagte man in drei Parallelversammlungen) sei auf dem Punkte, zum Zungenreden zu kommen, wurde mit Entschiedenheit erklärt, daß dies auf keinen Fall zu dulden sei. Der Verlauf der Konferenz wurde denn auch ganz anders, als man vorausgesagt hatte. Die Ansprachen waren wohl erbaulich, aber schriftgemäß; die Gebetsversammlungen lebendig, aber ohne Durcheinander. „Wer gesegnet werden wollte, konnte gesegnet werden", schrieb nachher ein Konferenzbesucher; andere nannten sie sogar eine reichgesegnete Konferenz. An Enttäuschten fehlte es natürlich nicht; es waren vor allem die aus Hessen Gekommenen, welche meinten, der Geist Gottes sei in der Konferenz gebunden gewesen. Daß auch keine Ausfälle gegen die Kirche vorkamen, sei noch besonders hervorgehoben."

Lepsius und die liberalen Christusleugner.

Der schlagfertige und immer interessante Dr. Lepsius läßt in einem Vortrage einen Mohammedaner und einen „christlichen" liberalen Theologen folgendes Zwiegespräch halten: „Liberaler Theologe: Ich glaube, daß Jesus ein großer Prophet war. Mohammedaner: Auch meine Meinung. L. Th.: Ich glaube, daß Gott gnädig und barmherzig ist. M.: Das steht auch fast auf jeder Seite des Koran. L. Th.: Ich leugne eine göttliche Dreieinigkeit. M.: Gerade so wie ich. L. Th.: Ich will nichts davon wissen, daß Christus Gottes Sohn ist. M.: Auch darin stimme ich mit dir überein. L. Th.: Ich glaube, daß der Mensch, um Gott wohlgefällig zu sein, seine Gebote befolgen muß. M.: So denke auch ich. Bei dem Barte des Propheten, du bist ein Mohammedaner! — Aber glaubst du auch, daß Jesus von der Jungfrau Maria geboren ist? L. Th.: Das muß ich bestreiten. M.: Glaubst du, daß Jesus gen Himmel gefahren ist? L. Th.: Das kann ich nicht glauben. M.: Hat Jesus Wunder getan? L. Th.: Nein. M.: Glaubst du, daß Jesus wiederkommen wird zum Weltgericht? L. Th.: Auch das muß ich bestreiten. M.: Bei dem Barte des Propheten, dann bist du weniger als ein Mohammedaner!"

Der Kampf gegen den Häckelschen Monismus.

Dr. Dennert legte hierüber auf der kirchlich-sozialen Tagung in Karlsruhe u. a. auch folgende Sätze vor: „1. Für diesen Kampf sind ganz unbedingt naturwissenschaftlich geschulte Männer nötig. 2. Diese Männer müssen die Apologetik nicht im Nebenamt, sondern als Beruf treiben. 3. Zur Ausbildung weiterer apologetischer Redner ist die Gründung eines naturwissenschaftlich-apologetischen Seminars notwendig, das zu gleicher Zeit eine apologetische Zentrale wird und sich später zu einem allgemeinen apologeti-

schen Seminar ausbauen läßt. 4. Ueberall, wo Freidenker u. s. w. redeten, sind sofort apologetische Redner zu senden, welche Lichtbildervorträge auf naturwissenschaftlicher Grundlage halten. Auch vorbeugend sind nach Möglichkeit überall solche Vorträge zu halten. 5. Die Zentrale verleiht auch zu diesem Zweck Projektionsapparate nebst Lichtbildern, sowie Vortragstexte, die von Sachkundigen ausgearbeitet werden. 6. In besonderen Diskussionsabenden ist das von gegnerischer oder befreundeter Seit Gehörte nach allen Richtungen hin zu besprechen. Material dazu liefert die Zentrale. 7. Die Wahl und Benennung der Themata für die Vorträge muß sehr sorgfältig erfolgen und sollte sich nach Möglichkeit nach den Gegnern richten. 8. Die Wirkung der Vorträge ist durch kostenlose Verteilung von wirkungsvoll abgefaßten Flugblättern der Zentrale zu erhöhen. Dieselben sind auch vor allem in die Versammlungen der Gegner zu werfen. 9. Die apologetische Auskunftsstelle ist von der Zentrale aus weiter auszubauen. Sie gibt Antworten auf Zweifelsfragen, Literaturnachweise u. s. w. 10. Beunruhigende Zeitungsnotizen u. s. w. seitens der Häckelschen Monisten sind sofort und schlagfertig von der Zentrale aus zu berichtigen und auf ihre tatsächlichen Grundlagen zurückzuführen."

Die jesuitische Durchseuchung Deutschlands.

Daß Deutschland zur Zeit der Haupttummelplatz des Jesuitenordens ist, das ist statistisch nachgewiesen schon allein durch die Zahlen, die der Orden selbst veröffentlicht hat. Wir lesen darüber folgendes:

Der Orden ist in fünf sogenannten „Assistenzen" eingeteilt mit folgenden „amtlichen" (also zweifellos zu niedrig angegebenen) Mitgliederzahlen:

Italien mit 1922, England mit 2754, Frankreich mit 3088, Spanien mit 3414, Deutschland mit 4336 Jesuiten.

Dabei ist zu beachten, daß die „Assistenz" England zugleich sämtliche englischen Kolonien und ganz Nordamerika, die „Assistenz" Spanien das ganze hyperpfäffische Süd-Amerika, die „Assistenz" Deutschland dagegen nur noch Oesterreich-Ungarn, Belgien und Holland umfaßt, und daß von den 4336 deutschen Jesuiten nur etwa 900 auf Oesterreich-Ungarn kommen! Abzüglich der auf Holland-Belgien entfallenden Ordensbrüder erfreut sich also das Deutsche Reich des überwältigenden Gros dieses Jesuitenheeres.

Die amtliche Jesuitenstatistik allein ist indessen noch kein genügender Beweis. Während in anderen Ländern der Jesuitenorden vom Klerus geradezu mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet wird, herrscht bei den deutschen Katholiken dafür der Wahn, die Kirche sei mit der Societas Jesu identisch und ohne sie überhaupt nicht denkbar, der Orden sei eine für den Katholizismus unentbehrliche Institution. Woraus ist nun diese Verblendung zu erklären? Einfach aus der Tatsache, daß Deutschland — von den „offiziellen" Jesuiten ganz abgesehen — mit einer Unzahl geheimer nicht-offizieller, aber dem Orden blind ergebener Jesuiten überschwemmt ist. Diese geheimen Jesuiten gehen samt und sonders aus dem jesuitischen Collegium Germanicum in Rom hervor (man beachte, daß auch der Jesuitengeneral hier zu residieren pflegt — welche Ehre für Deutschland!). Dieses Collegium Germanicum züchtet Jahr für Jahr 120 junge deutsche Theologen, die sieben Jahre ununterbrochen in dieser geistlichen Brutanstalt interniert sind, das Kollegium auch nicht einen Augenblick verlassen und demgemäß vom Geiste Loyolas bis ins Mark durchtränkt werden. Kehren die jungen Leute — als perfekte, wenn auch nicht amtlich registrierte Jesuiten — nach Deutschland zurück, so unterstehen sie

auch dort noch, und zwar auf Lebensdauer, den Befehlen des Ordens. Sie stehen auf grund feierlicher Gelübde mit der Leitung des Collegium Germanicum (das heißt also mit der Ordensleitung) in Korrespondenz, und erstatten über die Verhältnisse und Zustände ihrer deutschen Diözese genaue Berichte. Dafür werden sie von der in Deutschland allmächtigen Societas Jesu lanciert und protegiert, erhalten die besten Stellen in den Diözesen und werden als jesuitische Agenten und Spione mit Vorliebe in die „bischöflichen Kanzleien" und die „bischöflichen Ordinariate" gesetzt, wo sie zugleich beobachten, wie auch Einfluß auf Bischof und Klerus ausüben können. In häufigen Fällen trifft es sich übrigens, daß der Bischof selbst ein früherer Schüler des Römischen Jesuitenkollegs ist (zum Beispiel Korum-Trier) und sich somit mit seinen jesuitischen Beiräten und deren Hintermännern in Rom in völligem Einklange befindet.

Das enthüllt die traurige und schreckliche Macht, die sich der Jesuitismus in den letzten Jahrzehnten in Deutschland errungen hat. Man fragt sich gewiß mit Recht: Wie hat es in dem überwiegend protestantischen Lande dahin kommen können, daß der Jesuitismus solchen Eingang finden konnte in Deutschland. Wir vermessen uns nicht zu sagen, das oder das hätte in der Politik des deutschen Reiches geschehen müssen, um der Macht des politischen Papsttums die Spitze zu brechen. Die Frage darf ja aber doch wohl gestellt werden, ob es nicht möglich gewesen wäre, nach der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes im Jahre 1870 die damals starke antirömische Strömung im Klerus und Volk zu stärken und den sogen. Altkatholizismus zum Rang einer deutsch-katholischen Kirche emporzubringen. Bismarcks Kirchenpolitik war ein Fehlschlag: erst hat er mit strengen Kulturkampfgesetzen die Macht des Papsttums dämpfen wollen; nachher schlug er in eine befremdliche und andenkliche Papstfreundschaft um. In beiden Fällen hat die evangelische Kirche die Kosten tragen müssen. Ein religionsfeindlicher, verjudeter, doktrinärer Liberalismus im Reichstag und sonst ließ es nicht zu, der evangelischen Kirche eine würdige Stellung anzuweisen, sie von der Knechtschaft des Staats und des Parlamentarismus zu befreien, und auf eigene Füße zu stellen. Und dieser heillose, meist religionsfeindliche Liberalismus ist bis heute noch nicht überwunden. Die Strömung, welche es darauf abgesehen hat, Simultanschulen an die Stelle der konfessionellen Schulen zu setzen, ist auch eine Frucht dieses, das Volksleben zerfressenden Liberalismus. „Ein liberales Schulgesetz, zur Bekämpfung des Klerikalismus erdacht, aber zum Totengräber der evangelischen Schule geworden; bitterer läßt sich nicht die Wirkung des doktrinären Liberalismus illustrieren, wie er, von der Praxis unberührt, auch heute noch hin und her bei uns sein Wesen treibt und eben für die Simultanschule als sein Schoßkind schwärmt. Als ob es hier schon mit dem einen Wort getan wäre! Als ob es nicht immer auf die jeweiligen Gesamtverhältnisse eines Volkes wie einer einzelnen Gemeinde ankäme, ob die Simultanschule einen Fortschritt oder einen Rückschritt zu bedeuten hat! Für Oesterreich jedenfalls dürfte man Gott danken, wenn die neue Lage der Dinge uns wieder den Rückschritt der Konfessionsschule brächte, da er für protestantische Charaktererziehung unstreitig dort viel mehr einen Fortschritt bedeuten würde, wenn auch selbst die derzeitige klerikale Bevormundung der Schule die evangelische Bewegung nicht zu hemmen vermochte, sondern den Widerwillen gegen Rom in den Köpfen begabterer Schüler nur erst recht großgezogen hat, wie uns mancher Uebergetretene selbst versichert hat."

So lesen wir in dem erzliberalen Blatt „Chr. W." mit Bezug auf die

Schulverhältnisse in Oesterreich. Aber hat nicht der Liberalismus auch in Deutschland Totengräberarbeit getan, Kirche und Schule verwüstet, die Hauptmacht, welche allein dem Ultramontanismus gegenüber positive Kräfte entfalten kann, geschwächt und entmächtigt, indem an den Säulen der Wahrheit gerüttelt, die Fundamente der christlichen Religion erschüttert wurden? Glaube und Unglaube soll gleichberechtigt sein auf Kanzel und Katheder; die Kirche muß sich gefallen lassen, daß der Staat Professoren der Theologie anstellt, welche den Glauben aus den Herzen der Studenten reißen und Diener für die Kirche heranbilden, die nicht fest stehen auf dem echt evangelischen Fundament des Heils. Was kann die evangelische Kirche mit solchen gebrochenen Kräften ausrichten gegen die zielbewußte, einheitliche, starke Macht des politischen Papsttums und Jesuitismus?

Da darf es uns nicht wundern, wenn Gott der Herr dem deutschen Volk als Zuchtrute die Geißel des Jesuitenordens aufbindet und seinen Abfall und Gleichgültigkeit gegen das lautere Evangelium straft mit dem bittersten Feind des Evangeliums und aller echten Geistesfreiheit. Nur eine entschiedene Rückkehr des deutschen protestantischen Volks zu dem Heiland, der allein durch die Wahrheit zur Freiheit führt, (Joh. 8, 31. 32) kann das Volk auch wieder so mit Geisteskräften ausrüsten, daß es diese neuere Invasion des römischen Aberglaubens und römischer Knechtschaft siegreich überwinden und abschütteln kann.

Eine neue Methodistenkirche in England.

In der bekannten Wesley Chapel in London, der Kathedrale des Methodismus in England, versammelte sich am 17. September eine Körperschaft, deren Zusammenkunft einen historischen Charakter trägt und in den Annalen der Geschichte wird dieser Tag immer bedeutungsvoll sein. Es wurde an dem erwähnten Ort und Tag die erste Konferenz der „Vereinigten Methodistenkirche" abgehalten. Die Mitglieder gehörten zwar der Wesleyanischen Kirche in England nicht an, sie haben aber die Einladung gerne angenommen und die erste Konferenz dieser neuen Körperschaft in der historischen Methodistenkirche an der City Road abgehalten. Drei kleinere Körperschaften des Methodismus: "The Methodist New Connection." "The United Methodist Churches" und "The Bible Christians", haben sich zu einer Kirche verschmolzen und führen jetzt den Namen: „Die Vereinigte Methodistenkirche (United Methodist Church). Seit vielen Jahren haben die Führer dieser drei Kirchen an der Verschmelzung gearbeitet und nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten und mit viel Gebet und Arbeit ist das Werk endlich zustande gekommen. Man sagt, daß die Arbeit schon vor 40 Jahren eingeleitet worden sei; es wurde oft ein entschiedener Anlauf genommen, dann traten Enttäuschungen und unüberwindliche Schwierigkeiten ein und die Arbeit blieb wieder liegen, aber ganz aufgegeben hat man den Gedanken nie. Durch Geduld und Ausdauer und viel ernstes Gebet hat man schließlich das Ziel erreicht und es läßt sich denken, daß die Freude groß gewesen ist, als sich die Repräsentanten der „Vereinigten Methodistenkirche" schließlich am 17. September in der Kathedrale des Methodismus in London versammeln und sagen durften: „Mit Gottes Hilfe ist das Werk gelungen." Es stiegen an diesem Tage viele Dankgebete zum Herrn empor.

Die Hauptschwierigkeiten lagen weniger in den Kirchen selbst, als in den vorhandenen gesetzlichen Hindernissen. Das Parlament mußte erst ein Gesetz schaffen, wodurch die Verschmelzung ermöglicht wurde. Die neue Kirche

wäre sonst nicht im stande gewesen, das Eigentum der drei Kirchen zu beanspruchen.

Der erste wichtige Schritt dieser „Vereinigten Methodistenkirche" war die Gründung eines Danksagungsfonds im Betrage von eine halben Million Dollars. Dieses Geld soll verwandt werden zur Ausdehnung des Werkes in der Heidenwelt, sowohl wie für die einheimische Mission und ebenfalls zur Versorgung der ausgedienten Prediger. Schon in der ersten Versammlung ist ein Fünftel der nötigen Summe unterschrieben worden und die Aussichten sind sehr gut, daß in kurzer Zeit die ganze Summe aufgebracht werden wird. Als erster Präsident der neuen Kirche ist Rev. E. Boaden erwählt worden. Er ist bereits über 80 Jahre alt und möglicherweise der älteste Methodistenprediger Englands, der ein offizielles Amt bekleidet. Diese neue Kirche hat 180,000 Mitglieder, 2421 Kirchen, 322,758 Sonntagschüler, 848 Prediger und 5621 Lokalprediger.

Es ist mit der Verschmelzung dieser drei Kirchen in eine starke Methodistenkirche in der Vereinigungsfrage ein großer Schritt vorwärts getan worden und es ist nicht unmöglich, daß sich diese neue Kirche schließlich mit der Mutterkirche vereinigen wird. Es ist überhaupt in England eine Bewegung im Gange, die sich das Ziel gesteckt hat, alle Zweige des Methodismus zu einer einzigen Methodistenkirche zu verschmelzen. Es nimmt dies natürlich Zeit, aber Schritt für Schritt kommen sich die einzelnen Zweige näher und es steht zu hoffen, daß es in diesem Fall keine 40 Jahre nehmen wird, bis das große Werk der Verschmelzung in eine einzige große Methodistenkirche in dem Vereinigten Königreich zu stande kommt.

Wer regiert die römische Kirche?

Die Gesellschaft Jesu als oberste Leiterin der Kirche. Die gesamte Leitung der Römischen Kurie und Kirche ist von den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft des hl. Ignaz von Loyola erobert. Dekan des Kardinalkollegiums ist Luigi Oreglia di Santo Stefano, Schüler und Affiliierter der Gesellschaft Jesu, Haupt der Unversöhnlichen und Berater des Papstes Pius des 10. Das Staatssekretariat liegt in den Händen des Spaniers Raffaeli Merry del Val und seines Substituten, des Ligurers Della Chiesa, Affiliirten der Gesellschaft Jesu. Als Präfekt der Inderkongregation, als Referent der heiligen Inquisition und anderer wichtiger Verwaltungsausschüsse der Kurie amtet nicht etwa nach altherkömmlichem Brauche ein Dominikaner, sondern der Kardinal Andreas Steinhuber aus Passau, Priester der Gesellschaft Jesu. Die Bibliothek und das Archiv des Vatikans sind Mitgliedern der Gesellschaft Jesu überantwortet unter Leitung des Pastors Ehrle aus Isny S. J. Die Sternwarte des Vatikans, angeblich von amerikanischen Mäcenen unterhalten, hat zum Direktor den Jesuitenpater Hagen mit fünf Angestellten, sämtlich aus der Gesellschaft Jesu. Die von Laien verwalteten Museen, die Pinakothek und Druckerei des Vatikans sind der Kontrolle von Jesuitenpatres anvertraut, welche der General Xaver Wernz aus Rottweil zur Ernennung als Kustoden auf Zeit vorschlägt. Der Beichtvater des letzten Konklave wie des künftigen ist der Pater Palmieri S. J., das bedeutet, es wird keiner zum Papst gewählt, der nicht der Gesellschaft Jesu genehm ist. Als Hauptorgan der Kurie hat die "Civiltà catholica" einen Weltruf erlangt; sie ist durch päpstliches Breve zur Würde eines kirchlichen Instituts erhoben und wird ausschließlich von Jesuiten bedient; ihre politischen Leiter sind die Patres Zocchi und Passievich S. J. Zur obersten Lei-

tung der Organisation und Agitation der Klerikalen Italiens, welche die Bildung einer Zentrumspartei nach deutschem Vorbild im Parlament anstreben, ist der Pater Passievich berufen. Sodann liegt die Sorge um die Beschaffung der Mittel zur Bestreitung der Kosten für den päpstlichen Hofhalt der Gesellschaft Jesu ob. Sie verneint energisch jede Art von Kontrolle über die Einnahme und Ausgabe des Peterspfennigs: der Papst ist damit dem Jesuitenorden unterstellt als derjenigen Macht, „welche das Auf- und Niedersteigen der Einnahmen des Peterspfennigs zu regulieren und damit einen Druck auf das Pontifikat auszuüben versteht." Der Generaldirektor endlich des „Volksvereins für das katholische Deutschland" (Zentrumsorganisation) mit rund 600,000 Mitgliedern, Dr. Piper in München-Gladbach, Reichstagsabgeordneter für Krefeld, wird vom „Osservatore Cattolico" als „treuer, erprobter und erfolgreicher Jesuitenschüler" gerühmt. In der Redaktion jedes namhaften Zentrumsblattes im Deutschen Reiche und jeder klerikal-feudalen und christlich-sozialen Zeitung in Oesterreich sitzt ein Schüler oder Affiliirter der Ignazianer, der seine geheimen Weisungen aus dem Kollegium Germanicum bei San Niccolò da Tolentino auf dem Viminalischen Hügel zu Rom erhält.

Ein angeblicher protestantischer Irrtum (?)

In. Lit. Dig. kam ein Auszug aus einem katholischen Blatt "The Intermountain Catholic," in welchem der Schreiber es als protestantischen Irrtum bezeichnet, daß die Untertänigkeit unter den päpstlichen Stuhl die erste Pflicht des römischen Katholiken sei und seiner Treue gegen die Bürgerpflicht Eintrag tue. Er behauptet: der Papst in Rom übt nicht mehr Einfluß auf die politischen Rechte der Glieder der katholischen Kirche in Amerika aus, als der Sultan von Zulu.

Der Verfasser mag mit dieser Behauptung eine in Amerika vorhandene Tatsache aussprechen, obwohl auch das wohl mit Recht bezweifelt werden kann. Welcher Akatholik ist im Stande, die geheimen Einflüsse zu kontrollieren, die eine jesuitisch geschulte Priesterschaft in Kirche, Seelsorge und Beichtstuhl ausübt? Wer kann so leicht positive Gegenbeweise bringen, daß auch hierzulande die römischen Katholiken in Fragen der Politik von Rom aus regiert werden? Es mag sein, daß intelligente Katholiken sich von der priesterlichen Vormundschaft in Fragen der Politik lossagen. Daß aber die Kirche Roms nicht das Recht beansprucht, auch in allen Staatsangelegenheiten in Fragen der Gesetzgebung, der Erziehung der Kinder und drgl. die oberste Instanz zu sein und das letzte Wort zu haben und alle Gesetze zu annullieren, die nicht das Vorrecht der Päpste in der Weltherrschaft anerkennen, das kann ein katholischer Autor nur solchen weiß machen, die vom römischen Syllabus und der römischen Einmischung in die Staatspolitik nichts wissen, und die nicht wissen, daß das römische Kirchenrecht dem Staat das Recht abspricht über katholische Priester und Bischöfe zu richten in Fällen, wo sich dieselben gegen die Staatsgesetze vergangen haben. Ja nicht nur fordert die römische Kirche, daß ihr Klerus aller weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen sein soll, daß Kirchengüter nur nach römischem Recht, nicht nach dem Staatsrecht sollen verwaltet werden; sondern der Syllabus verdammt in Satz 54. die Lehre, daß Könige und Fürsten bei Entscheidung von Jurisdiktionsfragen über der Kirche stehen. Und in Satz 55 wird die Trennung von Kirche und Staat als Ketzerei verdammt. Satz 43 wird dem Staat das Recht abgesprochen, Konkordate mit dem römischen Stuhl aufzuheben ohne dessen Zustimmung oder gar im Widerspruch gegen den Papst. Kurz gerade

das politische Papsttum, die unausgesetzte Bevormundung, die die römische Kirche über den Staat beansprucht, das ist's was die unaufhörlichen Konflikte zwischen dem Staat und der römischen Kirche verursacht. Pfäffische Hinterlist und Verlogenheit sucht diese unbequemen Tatsachen zu leugnen oder sophistisch zu erklären, aber „Vernunft und common sense" auf die jener Autor sich beruft, sprechen gegen die römische Geisteskneehtung, welche jene Kirche über alle ihre Angehörigen ausübt.

Grabinschriften.

Protestanten geben ihrer Ansicht von dem zukünftigen Leben oft durch Inschriften auf Särgen Verstorbener Ausdruck. Bisweilen heißt es: „Selig im Herrn". "At Home" (Zu Hause). "At Rest" (In der Ruhe) u. s. w. Das römische Blatt "The Casket" liebt diese Inschriften nicht, es schreibt: „Die Inschrift "At Rest" sollte sich niemals auf einem katholischen Sarge finden. Sie besagt, daß der Verstorbene in die Herrlichkeit eingegangen sei, und das ist eine Aussage, die wir nur mit der größten Anmaßung machen könnten. Die katholische Inschrift ist: "May he rest in peace," das heißt: Möge er eines Tages in die Herrlichkeit eingehen. Wir wagen es nicht, Gott zu bitten, eine Seele in den Himmel aufzunehmen im Augenblick ihres Abscheidens von der Welt; wir bitten ihn, ihre Zeit im Fegfeuer zu verkürzen um der Gebete seiner Kirche willen und besonders um seines göttlichen Sohnes willen, dessen Opfer auf Golgatha in der Messe fortgesetzt wird." Treffend sagt der „Lutheraner": So viel Worte, so viel Irrlehren. Die Schrift weiß nichts von einem Fegfeuer, in das die Verstorbenen nach ihrem Tode kommen, weiß nichts von einer Fürbitte für die Toten und von der Möglichkeit, ihr Loos zu ändern, weiß nichts von der Messe, in der Christus täglich auf unblutige Weise geopfert werden soll. Die Schrift lehrt, daß es nach dem Tode nur zwei Orte gibt, Himmel und Hölle, Matth. 7, 13 f., und daß das ewige Schicksal der Menschen mit dem Eintritt des Todes auf ewig entschieden ist und keine Veränderung erleidet, Luk. 16, 22 ff. Die Schrift lehrt, daß man für die Lebenden bitten soll und nicht für die Toten, 1. Tim. 2, 1 ff., und daß Christus mit dem einen Opfer auf Golgatha die Erlösung vollendet hat und daher die römische Messe ein von Menschen erfundener Greuel ist, Hebr. 9, 26 ff.; 10, 12. Die päpstliche Irrlehre ist wider die Schrift und ohne wahren Trost.

Literatur.

Unser neuer Kalender für 1908 hat ja wohl, bis dieses Heft in die Hände der Synodalen kommt, in allen Häusern sein Erscheinen gemacht und wir kämen post festum, wollten wir ihn jetzt erst noch den Lesern in empfehlende Erinnerung bringen.

An die Spitze unserer Bücherschau stellen wir dieses Mal zwei neue Schriften, die von verschiedenen Verlagsbuchhandlungen uns zugingen:

Cremer, D. Hermann, „Ueber den Zustand nach dem Tode." Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben und über den Spiritismus. 7. Auflage. 1 Mk., geb. 1,50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Blau, Paul, Konf.=Rat. u. Hofpred., „Und dann?" Zehn biblische Betrachtungen über die persönliche Vollendung. Nebst einem Anhang: „Ist Christus wirklich auferstanden?" Geh. Mk. 2, geb. Mk. 2.80. Trowitzsch & Sohn Verlagsbuchhandlung, Berlin S. W.

Beide Schriften behandeln in einem Sinn und in einem Geiste das große Problem des Lebens nach dem Tode.

Dr. Cremers Schrift erlebte schon die 7. Auflage; und sie verdient es in vollem Maße. Die erste Auflage erschien schon 1868 unter dem Titel „Jenseits des Grabes." Diese Schrift greift tief ein in das praktische Glaubensleben der einzelnen Gläubigen; stellt besonders den Unterschied fest, der zwischen den düsteren Anschauungen der alttestamentlichen Gläubigen und den frohen Aussichten der Christen besteht. Die Leugnung des Jenseits wird auf ihre tiefste Quelle, die Beunruhigung des bösen Gewissens zurückgeführt. Die Auferstehung des Leibes wird als die letzte reifste Frucht der durch Christum erfolgten Erlösung in Anspruch genommen. Um jene Frucht zu erlangen, gilt es, hier schon durch den Glauben der Erlösung aus der Macht der Sünde und des Todes teilhaftig zu werden, so daß die Lebensmacht Christi in uns die Todesmacht überwinden und niederhalten kann. Auch die Frage nach dem Zwischenzustand, der Möglichkeit der Erlösung aus dem Totenreich und andere findet ihre biblische Beleuchtung und evangelische Beantwortung nicht im starren orthodoxen Sinn, der jede Hoffnung abschneidet, und doch mit entschiedenem Ernste, der keiner fleischlichen Sicherheit Raum gibt. Schön und trostreich ist sein Aufsatz über das Kindersterben; ernst warnend und abwehrend, was er über Spiritismus schreibt. Nicht zur Befriedigung eitler Neugierde, sondern zur Stärkung unsers Glaubens, zur Belebung unserer Hoffnung, zur Mahnung zur Treue bis in den Tod kann und soll uns das inhaltsreiche Schriftchen dienen.

Die zweite Schrift von Hofpred. Blau behandelt dieselben Fragen, und gibt wesentlich auch dieselben Antworten wie Dr. Cremer. Das kann ja auch fast nicht anders erwartet werden, da beide fest auf dem biblischen Grund und Boden stehen und das Zeugnis der Schrift benützen, um die ernsten Fragen des Jenseits durch das Licht der Offenbarung beleuchten zu lassen. In Anlage und Ausführung weicht ja diese zweite Schrift von der ersten ab. Es sind zehn Vorträge über bestimmte Themata, denen stets eine einschlägige Schriftstelle vorangestellt wird.

1. Gibt es ein Jenseits. 1. Petri 1, 3—9.
2. Das Rätsel des Todes. Röm. 5, 12—18.
3. Das Geheimnis des Lebens. Luk. 20, 37 f.
4. Zwischen zwei Welten. Luk. 16, 19—31.
5. Die Entwicklung der Seele im Jenseits. 1. Petri 3, 18—20.
6. Die Auferstehung der Toten. 1. Kor. 15, 35—49.
7. Vor dem Richterstuhl Christi. 2. Kor. 5, 10.
8. Verdammnis oder Wiederbringung. 1. Kor. 15, 25—28.
9. Die Seligkeit der Seligen. Offb. 21, 3—5a.
10. Ewigkeitsmenschen. Matth. 22, 23—30.

Anhang: Ist Christus wirklich auferstanden?

Daß die Auferstehung Jesu Christi das einzige Fundament unsers Glaubens an unsere eigene Auferstehung ist, wird von vornherein schon in der Schrift betont. Aber erst am Ende tritt Verfasser der Frage nahe, ob dieses Fundament auch fest stehe oder nicht. — Während Dr. Cremers Schrift den im Glauben Feststehenden Trost, Belehrung, Ermahnung und Warnung geben kann, wird Hofpred. Blau's Schrift, die mehr in systematisch wissenschaftlicher Form gehalten ist, den vom neueren Zweifel des Unglaubens Angekränkelten vielleicht zunächst mehr dienen als denen, die im Glauben unerschüttert sind.

Schön ist die Uebereinstimmung beider Schriften in Bezug auf das, was sie vom Zwischenzustand, der Predigt des Evangeliums im Totenreich, der Weiterentwicklung unentschiedener Seelen u. s. w. schreiben.

Eine Differenz ist bezüglich des letzten Endes der Verlorenen. Dr. Cremer bleibt bei dem Dualismus stehen, den das Neue Testament uns zeigt; Blau glaubt, daß die Höllenqual endlich zur Selbstvernichtung führt. Die Wiederbringung lehnen also beide ab. Blau sagt: „Das Nirvana, das Nicht- und Nichtmehrsein, nach dem sich der Buddhist (und der verkommene Christ. D. R.) als höchstem Lebensziel sehnt, ist für den Christen das schrecklichste Los der Verdammten."

Beide Verfasser sind darin eins, daß die vage Phrase von der Unsterblichkeit der Seelen keinen wirklichen Trost und Halt gewährt gegenüber der Macht des Todes. Nicht in einer der Seele inhärierenden Lebenskraft, die man als „Unsterblichkeit" zu bezeichnen beliebt, ist unsere Christenhoffnung und Trost begründet. Nein in der Seele ist die Todesmacht wirksam, die nur durch die Lebensmacht des lebendigen Gottes und die Kraft der Erlösung durch Christum überwunden werden kann, und zwar so, daß die Kraft des ewigen Lebens hier schon einsetzt, nach dem Tode fortwirkt und nach der Auferstehung sich vollendet.

Es empfiehlt sich, beide Schriften zu lesen und zu studieren, da sie auf's schönste sich ergänzen und ein kräftiges Zeugnis für die Wahrheit des Christenglaubens ablegen.

Schlatter, D. A. „Die Zweifel an der Messianität Jesu." (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. D. A. Schlatter und Prof. D. W. Lütgert. XI. Jahrgang 1907. Heft 4.) 1,50 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Inhalt: Der Ausgangspunkt des Zweifels. — Der Bruch Jesu mit Israel. — Die Beschränkung Jesu auf das Wort. — Die Passivität Jesu gegenüber seinem königlichen Namen. — Der Christusgedanke der Christenheit.

Das ist ein äußerst prägnantes, kraftvolles Zeugnis gegen die willkürlichen Konstruktionen der modernen Theologie, die unter dem Vorgeben der historischen Methode ein ganz anderes Bild vom Leben und Wirken Jesu zeichnen als die Geschichtsquellen es darbieten. Es wird hinfort kein Autor mehr berechtigt sein, auf historische Gründe hin Jesu die Königswürde abzusprechen, solange er nicht mit dieser kurzen aber klassischen Schrift Schlatters sich auseinander gesetzt hat.

Richter, G. „Die Epistel Pauli an die Römer" verdeutscht und erläutert. 1,50 M., geb. 2 M. 90 Seiten. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Zweck vorliegender Arbeit ist, in den eigentlichen Sinn und Gedankengehalt dieser wichtigsten aller neutestamentlichen Schriften ohne allen gelehrten Apparat einzuführen. Der Schrift liegen sehr ausgedehnte wissenschaftliche Arbeiten zu Grunde.

Die Anlage der Schrift ist folgende: Voran steht in ganzer Breite des Blattes eine deutsche Uebersetzung in kurzen Abschnitten, denen eine genaue Disposition und Inhaltsangabe vorangesetzt ist.

Unter dem deutschen Text ist dann der Raum in zwei Kollonnen geteilt; links die Ueberschrift: Exegetisches und Textkritisches; hier sind die griechischen Worte und Sätze eingefügt und erklärt; rechts: Erläuterungen, hier wird in knappen Worten jedesmal zum Text kurze prak-

tische Erklärung gegeben. — Der Erklärung soll aber schon die Uebersetzung dienen, die sehr frei mit dem Text umgeht und oft ganz bedeutend nicht nur vom Luthertext abweicht, sondern auch vom griechischen Grundtext. Einige Stichproben mögen das zeigen:

Kap. 1, 18. 19. Denn Gottes Zorn wird vom Himmel her geoffenbart über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die sich böswillig gegen die Wahrheit verschließen. Oder haben sie etwa nicht das Licht der Gotteserkenntnis? Gewiß; Gott selbst hat es ihnen angezündet u. s. w....

Kap. 2, 1. Darum bist du, o Mensch, der du noch sittliches Urteil hast und übst, erst recht unentschuldbar, wer du auch sein magst.

Kap. 9, 1. Ich sage die Wahrheit in Christo und mache keine leere Redensarten, wie ich euch mit gutem Gewissen versichern kann. 2. Wenn ich euch erkläre, daß ich sehr betrübt bin und ohne Unterlaß in meinem Herzen trauere. 3. Ja daß ich mich sogar selbst gern von dem Angesicht Christi verwerfen lassen möchte, wenn ich dadurch meine Brüder, die meine Verwandten sind nach dem Fleisch, retten könnte, u. s. w.

So ist überall schon die Uebersetzung bemüht, ein leichtes Verständnis des Textes zu vermitteln. — So wird auch diese kurze Erklärung des Römerbriefes neben den vielen anderen ihr Recht und ihre Stätte finden und behaupten können.

Samtleben, Dr. G. Die biblischen Wunder, ihre Möglichkeit und Wirkung beleuchtet. (Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis, herausgegeben von Pastor J. Möller und Generalsuperintendent W. Zöllner. Heft 9.) 1,80 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

In unserer Zeit wird mit Vorliebe versucht, die biblischen Wunder hinwegzuleugnen. Dieses ist aber nicht möglich, ohne den Wahrheitswert des christlichen Glaubens zu gefährden. Verfasser zeigt erstens, daß nur eine unwahrhaftige Naturforschung sich das Recht anmaßen kann, den Wundern die Möglichkeit abzusprechen, sodann, daß die Geschichtlichkeit der biblischen Wunder unanfechtbar ist. Die Schrift ist in erster Linie für gebildete Laien bestimmt. Nicht nur Theologen, sondern auch namhaften Naturforschern ist das Wort gegeben, um zu beweisen, daß sich heute der gebildete Mann nicht zu schämen braucht, an die Wunder der Bibel und insonderheit des Neuen Testaments zu glauben.

Mit großem Sammlerfleiß hat Verfasser sich bemüht, eine große Anzahl Autoren, die nicht zur Theologenzunft gehören, zum Wort kommen zu lassen. Er zitiert die scharfen Einwände der Wunderleugner alter, neuer und neuster Zeit und zeigt die Unhaltbarkeit auch der scharfsinnigsten Einwände, die Torheit, ja den frechen Uebermut der Wunderleugner, die, um zum Glauben zu kommen, Wunderexperimente fordern, denen schließlich doch wieder nicht geglaubt würde. Wer den sittlichen Charakter, Wert und Zweck der biblischen Wunder nicht in seinem Gewissen anerkennen will, für den haben auch bewiesene Wunder höchstens die Wirkung der Verstockung des Herzens.

Lubenow, H., Superintendent und Kreisschulinspektor. Monismus mit und ohne Gott. 2,80 M., geb. 3,50 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das vorliegende Buch verfolgt die Absicht, die Ueberlegenheit des christlichen Lehrsystems gegenüber dem Naturalismus jeder Art nach den verschiedenen in Betracht kommenden Beziehungen darzulegen. Weniger straff im

methodischen Aufbau sucht es durch reichlichen Gebrauch von Mitteln der Veranschaulichung dem Verständnis möglichst entgegenzukommen. Eine große Belesenheit, tüchtige Kenntnisse auf allen in Betracht kommenden Gebieten und eine gründliche philosophische Vorbildung befähigen den Verfasser zur Lösung seiner Aufgabe. Die Sprache des Buches ist gedrängt und geistvoll, der Ton vornehm. Durchweg spürt man den warmen Pulsschlag des mitten im praktischen Leben stehenden Mannes, dessen tiefgegründete Ueberzeugung es ist, daß allein die Triebkraft des christlichen Geistes eine gesunde Fortentwicklung der Menschheit möglich macht und sichert.

Der Aberglaube mancher sogen. „Modernen", daß die Naturwissenschaft geeignet sei, den Menschen auf eine bisher unbekannte Höhe sittlicher Vollkommenheit und innerer Glückseligkeit zu heben, wird hier gekennzeichnet als das, was er ist: Schwärmerische Ueberspanntheit! Der einzig haltbare Monismus ist der Monotheismus des Evangeliums.

Um den reichen, systematisch fortschreitenden Inhalt des Buches anzudeuten geben wir nachfolgende Einteilung:

I. Monismus: Entwicklung; Mensch und Tier; die organische Welt; Hilfssätze des Darwinismus; die Entstehung des Lebens; . . . . . des Menschen; . . . . . der Welt. Der falsche Monismus; Dualismus. Gott und Welt. Erkenntnis Gottes.

II. Religion: Vernunft. Die Vernunft als Anschauungsorgan. Entartung der Religion. Gott. Kultus. Der Verstand. Vernunft und Glaube.

III. Ethik: Idee. Die sittlichen Ideen. Moral ohne Religion. Entartung der sittlichen Ideen. Wahlfreiheit. Die Monistische Ethik und das Volk. Selbstliebe und Selbstsucht. Nächstenliebe. Darwinismus und Bibel. Sünde.

Für populäre Vortragsabende mit nachfolgender Debatte dürften die zwei vorstehend angezeigten Bücher ganz besondere Hilfsmittel darbieten.

Von Trowitzsch & Sohn Verlagsbuchhandlung in Berlin kam ferner: Nösgen, „Wesen und Wirken des Heiligen Geistes." II. Band. 302 Seiten. Preis: geb. 6,50 Mk.

Der erste Band des groß angelegten, systematisch ausgearbeiteten Werkes erschien schon vor etlichen Jahren und behandelte „Das Wesen des Heiligen Geistes." Dieser zweite Band behandelt nun das Wirken des Heiligen Geistes an den einzelnen Gläubigen und in der Kirche. Folgende Hauptstücke führen das Wirken des Heiligen Geistes aus: 1. Grundcharakter und die Gliederung des Wirkens des Heiligen Geistes. 2. Das berufende Wirken des Heiligen Geistes. 3. Das rechtfertigende Wesen des Heiligen Geistes. 4. Von der Wiedergeburt aus dem Heiligen Geist. 5. Vom heiligenden (erneuernden) Wirken des Heiligen Geistes. 6. Vom Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche. 7. Die der Kirche verliehenen Gaben. 8. Das Charisma der Prophetie und seine mündliche und schriftliche Bekundung. (Inspiration.) 9. Rückschlüsse auf das Wesen des Heiligen Geistes aus der Erfahrung von seinen Wirkungen. Bei der heute so schwärmerisch aufgeregten Christenheit, die vielfach Psychisches und Pneumatisches nicht unterscheiden kann, kann ein solch gründliches, auf Schrift und Erfahrung sich stützendes Werk gewiß der Beachtung und dem

Studium aller empfohlen werden, die berufen sind, einer so geistlosen Welt mit echten Geisteswaffen entgegen zu treten und ihr das geistgezeugte Wort des lebendigen Gottes zu verkündigen.

Zeitschriften aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart. Monatsschrift für Gebildete zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 43. Jahrgang 1907. (Januar bis Dezember.) Monatlich ein Heft von 32 Seiten. Preis vierteljährlich 1,50 Mk., mit Porto 1,65 Mk.

Inhalt des zehnten Heftes: Die großen Naturkatastrophen und der christliche Gottesglaube. Von Lic. E. Pfennigsdorf. — Die Philosophie der Gegenwart und das Problem der Religion. Von Otto Siebert. — Das Göttliche in der menschlichen Erscheinung Jesu. Von Kurt Reinhard. — Christus in der apologetischen Diskussion. Von A. von Bröcker. — Apologetische Rundschau: Was tut die Kirche? Vom Herausgeber. — Apologetischer Sprechsaal: Apologetische Flugblattmission. — Miszellen: 1. Theosophische Gesellschaft. 2. Mimikry. 3. Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. 4. Goethe und Haeckel. 5. Der Begriff der Dominanten. 6. Rosegger und sein Christusbild.

„Beweis des Glaubens" stellt sich die Aufgabe, alle Gebiete des modernen Geisteslebens in Wissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion unter fortwährende christliche Beleuchtung zu setzen, um auf diese Weise das christliche Urteil zu schärfen und die Macht und Wahrheit des christlichen Glaubens zu klarem Bewußtsein zu bringen. Zugleich ist er bestrebt, allen, welche an der Verbreitung und Förderung des christlichen Glaubens in unserer Zeit mitiarbeiten möchten, also Geistlichen, Lehrern, gebildeten Männern und Frauen aus allen Ständen die Waffen und Mittel dazu in die Hand zu geben. — Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, bestelle zur Probe das 4. Quartal letzten Jahres. Er wird von der Lektüre nicht enttäuscht sein.

* * *

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 30. Jahrgang 1907. (Januar bis Dezember). Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte 3 Mk., mit Porto 3,60 Mk.

Die Zeitschrift ist zur Genüge bekannt. Aus dem reichen Inhalt der uns vorliegenden Oktober-Nummer möchten wir besonders einen Aufsatz des Herrn Prof. S. Oettli erwähnen: „Die religionsgeschichtlichen Voraussetzungen der Religion Israels." Seit Anfang dieses Jahres bringt die Zeitschrift jährlich vier wissenschaftliche Artikel aus den verschiedensten Gebieten unter Berücksichtigung der neuesten Literatur. Dieselben dürften den Abonnenten besonders willkommen sein.

* * *

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Von Dr. Gottlob Mayer. 3. Jahrgang 1907. Januar—Dezember.) Jährlich 12 Hefte. 5 M., mit Porto 5,60 Mk. Probeheft gratis.

Inhalt des zehnten Heftes. Abhandlungen: Barthold Georg Niebuhr über Vereinigung der protestantischen Kirchen. Von Pfr. Reuter.—

Protestantische Glaubenskämpfe in Steiermark, Kärnten und Krain zur Zeit Ferdinands I. und Karl II. (Forts.) Von Past. G. Planitz. — Allgemeine Mitteilungen. — Landeskirchliche Umschau: Mecklenburg-Schwerin.

Dieses Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen des deutschen Protestantismus hat sich gut eingeführt. Aus Geschichte, Theorie und Gegenwart wird die Einheitlichkeit der evangelischen deutschen Landeskirchen klar beleuchtet, die kirchliche Lage der einzelnen Lande gezeichnet, die Literatur besprochen und kräftiger Anstoß zum Vorwärts gegeben.

* * *

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfr. Julius Richter. 13. Jahrgang 1907. Januar—Dezember.) Jährlich 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern) 3 Mk., mit Porto 3,0 Mk. Probeheft gratis.

Die Zeitschrift empfiehlt sich durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes und durch die fließende und dabei knappe Abfassung der einzelnen Artikel. Auch die uns vorliegende Oktober-Nummer bringt treffliche, reich illustrierte Artikel. An erster Stelle ein Lebensbild des Dr. Guido Verbeck, eines der größten japanischen Missionare, vom Herausgeber. Dann folgt ein besonders zeitgemäßer Aufsatz von Paul Richter: „Der Kampf gegen das Opium," welcher vortrefflich geeignet ist, über die zur Zeit wieder einsetzende chinesische Bewegung, den jahrhundertelangen Kampf gegen dieses Gift, zu orientieren. Hieran schließt sich ein Bericht des Missionars W. Leuschner über die Jahrhundert-Missionskonferenz in Schanghai, und den Schluß bilden Nachrichten vom großen Missionsfelde. Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, bestelle zur Probe das letzte Quartal letzten Jahres. Wir sind gewiß, daß er dauernd Abonnent wird.

* * *

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfr. Jul. und Pfr. Paul Richter. 9. Jahrgang 1907. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) 1 Mk., mit Porto 1,36 Mk. (In Partien billiger.) Vorstehende beiden Blätter zus. 3,75 Mk., mit Porto 4,35 Mk.

An der Lektüre dieser Zeitschrift wird unsere Jugend besondere Freude haben, zugleich wird auch das Interesse an der Mission geweckt und gefördert. Die uns vorliegende Oktober-Nummer bringt ein Lebensbild eines Chinesen, dann folgt ein Artikel „Unter Kri- und Tschippewä-Indianern" und den Schluß bilden kleine Erzählungen. Alles packend und interessant und dabei äußerst billig. Zur Verteilung in Vereinen u. s. w. (die Partiepreise erhalten) besonders zu empfehlen.

Außer diesen genannten Zeitschriften bringen wir zum Beginn des Jahres wieder in empfehlende Erinnerung folgende aus Deutschland kommende kirchliche Blätter:

Positive Union. Herausgeber Past. Dietrich, Berlin. Erscheint in Monatsheften im Verlag der Landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union, Berlin S. W. 68. Preis in Deutschland vierteljährlich 1,20 Mk. Vertritt die Interessen des christlichen Glaubens im Sinn der Positiven Union.

* * *

Das Reich Christi. Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Herausgeber: Dr. Joh. Lepsius. Gr. Lichtenfelde

Tempel-Verlag. Preis: Ausland per Jahr 6,50 Mk. — Enthält Beiträge von verschiedenen Autoren, die auf positivem Glaubensgrunde stehen.

* * *

Die Reformation. Deutsche evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde. Herausgeber Past. Ernst Bunke, Tempelhof-Berlin, Berliner Straße 15. Erscheint wöchentlich in Heften, mit monatlichen Beilagen über Literatur. Preis in Deutschland vierteljährlich 2 Mk. — Gibt Einblick in das kirchliche Leben in Deutschland.

* * *

Glauben und Wissen. Blätter zur Verteidigung und Vertiefung der christlichen Weltanschauung. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert. Godesberg. Verlag: Max Kielmann, Stuttgart. Erscheint in Monatsheften zum Preis jährlich 5 Mk. (in Deutschland). Diese Zeitschrift behandelt die umstrittenen theologischen und naturwissenschaftlichen Probleme der Gegenwart vom Standpunkt genauer Kenntnis der naturwissenschaftlichen Fragen und positiven Glaubens an die Offenbarung Gottes in Christo. Besonders der Häckelsche monistische Materialismus wird darin mit scharfen Waffen bekämpft.

* * *

Die Wartburg. Deutsch-Evangelische Wochenschrift. Amtliche Zeitschrift des Deutsch-Evangelischen Bundes für die Ostmark und des Salzbundes. Erscheint in München im Verlag von J. F. Lehmann. Preis in Deutschland vierteljährlich 1,50 Mk. — Der Inhalt des Blattes befaßt sich mit dem Verhältnis des Protestantismus zum ultramontanen Romanismus; bringt Nachrichten über die Kämpfe auf den beiderseitigen Grenzgebieten, über die Los von Rom-Bewegung u. s. w. ... — Wir würden gerne oft mehr von diesen Mitteilungen der Wartburg berichten, wenn nicht hier die Fülle des Materials zu groß wäre, so daß andere Materialien dadurch zu sehr verkürzt würden.

* * *

Katechetische Zeitschrift. Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule. Herausgeber: Aug. Spanuth, Pastor in Schulenburg. Erscheint im Verlag von A. Deichert, (G. Böhme), Leipzig; acht Hefte im Jahr. Preis vierteljährlich 2 Mk. — Hier wo dem Lehrer und Katecheten fast jede mustergiltige Anleitung und Anregung für Katechetik fehlt, dürfte diese Zeitschrift für viele Brüder sich in hohem Grade empfehlen.

* * *

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiher von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes:

Deutsche Schule, deutsches Recht! Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß. — Fließendes Wasser. Roman von Verhardine Schulze-Smidt. — „Zwecklos". Von Elimar v. Monsterberg. — Erinnerungen an den Fürsten Hohenlohe. Von J. Heckler. — Die alte Macht. Novelle von Rudolf Stratz. — Der Freiherr vom Stein. Von Herman v. Petersdorff. — Eifelstimmungen. Von Clara Viebig. — Aus dem Schuldkonto der Frau. Von Marie Diers. —

Ungedruckte Briefe Luise Reuters an des Dichters Jugendliebe. Von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz. — König und Revolutionär. — Moralischer Kunstgenuß. — Unartige Kinder. — Wie soll ich grüßen? — Herrenmenschen und Christentum. — Ueberkultur und Unkultur? — Strafe dem Pantoffelhelden. Von G. — Sensationsprozesse. Von Ph. Stauff. — Der Herrenmensch beim Kadi. Von Dr. W. L. Fritzsche. — Türmers Tagebuch: Hahnenkämpfe. Das Gespenst bei Licht. Die Faust in der Tasche. Wo liegt Deutschland? Worte, nichts als Worte. Das Jahrhundert des Kindes? Wir Suchenden. Ein Mädchenaufsatz aus Byzanz. Traum? Das deutsche Banner. — Buch und Leben. Waldgedanken von F. Lienhard. — Wie und wo stehen wir? Eine Umschau. — Theater und Religion. Von St. — Die „Braut von Messina" in der Arena von Vindonissa. Von H. Trog. — Heinrich Hansjakob. Von Karl Storck. — Typenbilden. Von L. Fahrenkrog. — Zu den Bildnissen in der deutschen Kunstgeschichte. Von H. Walling. — Joseph Joachim. Von Dr. Karl Storck. — E. T. A. Hoffmann und die Musik. Von Karl Storck. — Haydn, Mozart, Beethoven in der Instrumentalmusik. Von E. T. A. Hoffmann. — Kunstbeilagen: Strich-Chapell: Der Türmer. F. v. Wille: Das tote Maar. Eifeldorf. Ein stilles Tal. Mondnacht. Josef Joachim. Nach der Büste von Adolf Hildebrand. — Notenbeilage: Ouvertüre zur Zauberoper „Undine" von E. T. A. Hoffmann. Klavierauszug von Hans Pfitzner.

Der „Türmer" bringt in seinem soeben beginnenden zehnten Jahrgang einen neuen Roman von Bernhardine Schulze-Smidt, „Fließendes Wasser," zum Abdruck.

Der Türmer pflegt alle Künste und Wissenschaften, er ist eine Rundschau größten Stils über alle Gebiete des Wissenswerten und Schönen, gleichzeitig eine Heimstätte dichterischen und künstlerischen Schaffens. Nichts, was für den Gebildeten unserer Tage von Interesse und Bedeutung sein könnte, wird von ihm außer acht gelassen. Er will kein Fachblatt für irgend einen Zweig des Wissens, der Kunst und der Politik sein, obwohl er sich auf allen diesen Gebieten der Mitwirkung ihrer besten Vertreter erfreut; aber er will die Gesamtheit umfassen, die große Kulturströmung weisen aus dem Zusammenfluß der Einzelbestrebungen. Er will nicht für den Tag herrschen, aber auch nicht dem Tag dienen. Unbeirrt von den trüben Wogen eines aufgeregten Alltagslebens richtet er den Blick auf das Große, Dauernde, Ewige, ohne darum weltfremd zu sein. Ueber den Parteien stehend, will er ein Wächter sein über die heiligen Güter unsers Volkes, ein Warner vor allen Schäden und Schädlingen der Zeit. Keinem zuliebe, außer der Gesamtheit des Volkes, keinem zuleide, außer dessen Feinden, sucht er die Wahrheit zu ergründen: denn in der Erkenntnis der Wahrheit liegt das einzige Heilmittel gegen alle Schäden.

Der Verlag des Türmers.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. St. Louis, Mo. März 1908.

Eine neuere Lösung der johanneischen Frage kritisch beleuchtet.

Von Past. G. Brändli.

Mit der Echtheit des Johannes-Evangeliums, die noch im 31. Jahrgang (1903) unsers Magazins[1] einen so warmen und beredten Befürworter gefunden hatte, scheint es nun endgültig aus und fertig zu sein. Dr. W. Bousset, Professor in Göttingen, hat nämlich in der theologischen Rundschau[2] das entscheidende Wort gesprochen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen lassen sich kurz in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Der Apostel Johannes hat gleichzeitig mit seinem Bruder Jakobus (anno 44) in Jerusalem das Martyrium erlitten.
2. Darum kann er nie in Kleinasien gewesen sein.
3. Der Kleinasiatische Johannes ist der „Presbyter" gleichen Namens, der Gewährsmann des Papias.
4. Dieser Johannes Presbyter ist auch Verfasser der Apokalypse, und der „Zeuge" (Joh. 21, 24; vgl. 19, 35) des vierten Evangeliums, dessen Verfasser eine unbekannte Größe ist.

Wie kam Bousset zu diesen wirklich frappanten Resultaten, welche die Johanneische Frage sozusagen mit dem Apostel Johannes aus der Welt schaffen? — Ein bisher nur durch Georgios Hamartolos (9. saec.) überliefertes, und darum wenig gewertetes Zeugnis des Papias besagt nämlich, daß Johannes von Juden getötet worden sei, und so samt seinem Bruder (Jakobus) die Weissagung des Herrn (Mc. 10, 38 f.) erfüllt habe.[3] Legt der Zusammenhang, in dem dieses Papiaszeugnis

[1] Vgl. den Artikel: Ist die Echtheit des Johannes-Evangeliums zweifelhaft? in den Januar- und März-Heften des genannten Jahrgangs, von Past. G. F. Schütze.

[2] 8. Jahrgang 1905; S. 225—244; 277—295.

[3] Papiae Fragmenta No 11, in Gebhardt, Harnack & Zahn: Patrum apost. Opp. Fasc. I, pars II. pg. 96f.—

des Georgias steht, die Vermutung nahe, daß es sich hier einfach um eine irrige Auffassung und Wiedergabe eines papianischen Zeugnisses handle, so wird dieser Gedanke wieder zweifelhaft durch eine Entdeckung deBoors,[4] der im Kodex Baroccianus 142[5] eine Anzahl Fragmente aus der Kirchengeschichte des Philipp von Side (430) aufgefunden hat, unter denen das Fragment No. 6 für unsere Frage von ganz besonderem Interesse ist, indem es ebenfalls bezeugt, daß im zweiten Buch der Exegesen des Papias der Märtyrertod des Johannes wirklich bezeugt war.[6] Wenn aber deBoor nun sagt: „Es kann in Zukunft kein Zweifel mehr darüber walten, daß Papias wirklich überliefert hat, daß der Apostel Johannes von den Juden erschlagen worden sei,"[7] so ist das ein Urteil, dem wir nicht ohne Weiteres zustimmen können. Und selbst wenn es ein zuverlässig verbürgtes Zeugnis des Papias wäre, das hier vorliegt wider die einstimmige Tradition, daß Johannes, der Apostel, bis zum Greisenalter in Ephesus weilte, und daselbst eines friedlichen Endes sich habe erfreuen dürfen, so wäre damit noch lange nicht bewiesen, daß dieses ganz vereinzelte, widersprechende Zeugnis uns den wirklichen Tatbestand überliefert.— Wohl ist zuzugestehen, daß auch der älteste Texteszeuge für die Chronik des Georgios mit diesem oben erwähnten Fragment aus Philipp von Sides Kirchengeschichte übereinstimmt, indem er von einem friedlichen Ende des Johannes nichts weiß.[8]

Doch nicht das wichtige Fragment des Philipp von Side, das die Frage nach der Zuverlässigkeit des Papiaszeugnisses, für deBoor, endgiltig entscheidet, ist für Prof. Dr. Bousset ausschlaggebend für das Endresultat seiner Untersuchungen. Ihn leiten zunächst andere Erwägungen, die dann nur mit Hilfe des Philipp von Side in die rechte Beleuchtung gerückt werden. Er geht aus von dem Wort Jesu Mc. 10, 35 ff.,[9] das nach Bousset seine uns überlieferte Form nur dann annehmen, resp. in dieser Form sich hätte erhalten können, wenn dem Schreiber des Mc. Evang. das Martyrium der beiden Brüder feststand." — Die weitere Schlußfolgerung ergibt sich dann ganz von selber: J o h a n n e s m u ß v o r A b f a s s u n g d e s M c. E v a n g. d e n M ä r t y r e r t o d e r l i t t e n h a b e n. Und wenn das, dann am einfachsten mit Jakobus zusammen. Jedenfalls ist so die Möglichkeit ausge-

---

4) Vgl. Texte und Untersuchungen V, 2, S. 167 ff.

5) ibid. fol. 212—224.

6) Der betreffende Passus lautet: *Παπίας ἐν τῷ δευτέρῳ λόγῳ λέγει, ὅτ Ἰωάννης ὁ Θεολόγος καὶ Ἰάκωβος ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ ὑπὸ Ἰουδαίων ἀνῃρέθησαν.*

7) a. a.O., S. 177.

8) Der Cod. Coisl. 305 repräsentiert die älteste Bearbeitung der Chronik des Georgios, aus der das ersterwähnte Papiasfragment stammt. In späteren Bearbeitungen derselben ist es ausgelassen, und für die Worte des Coisl. 305: *μαρτυρίου κατηξίωται* heißt es in Handschriften des 10. u. 11 saec.: *ἐν εἰρήνῃ ἀνεπαύσατο.*

9) Vgl. besonders die Worte: „Den Kelch, den ich trinke, sollt ihr trinken, und mit der Taufe, mit der ich getauft werde, sollt ihr getauft werden."

schlossen, daß er bis in ein hohes Alter zu Ephesus geweilt, und daselbst eines friedlichen Todes gestorben ist.

Für Bousset steht von vorneherein fest, daß dies der eigentliche Gang der Dinge war. Er sagt wörtlich:[10] „Denn wenn auch nicht direkt gesagt wird, wann und wo Johannes den Märtyrertod erlitten hat, so ist bei der Art, wie Johannes und Jakobus einfach neben einander erwähnt werden,[11] der Schluß doch fast unabweisbar, daß nach Papias auch Johannes **in Palästina** (Jerusalem) und dann vor dem Jahre 70 von den Juden getötet sei. Unter allen Umständen aber könnte nach der Notiz des Papias der von den Juden getötete Zebedaide Johannes nicht mit dem kleinasiatischen Johannes identisch sein, der nach der Ueberlieferung sehr lange lebte, und eines friedlichen Todes gestorben ist."[12]

Auch für die Annahme des gleichzeitigen Martyriums der Zebedaiden wird einiges Beweismaterial beigebracht. Das Martyrologium Syriacum vom Jahre 411 sagt zum 26. Dezember: „Johannes und Jakobus, die Apostel, in Jerusalem." Die Ortsbezeichnung Jerusalem ist zweifellos als Ort des gemeinsamen Martyriums gemeint. Also auch hier gilt, der Apostel ist als Märtyrer bezeichnet; während die Tradition über den asiatischen Johannes nichts von einem Martyrium weiß.[13] — Ein weiteres Moment bietet Klemens von Alexandrien.[14] Nach einer von ihm zitierten Notiz des Gnostikers Herakleon haben nämlich von den Aposteln nur Matthäus, Philippus, Thomas und Levi kein Martyrium erlitten. „Es scheint, als wenn auch Herakleon den Zebedaiden nicht mit dem, eines friedlichen Todes gestorbenen, Johannes von Kleinasien identifiziert habe."[15] Ferner weist das apokryphe Martyrium Andraea prius c. 2 dem Petrus die Beschneidung, dem Jakobus und Johannes den Orient, dem Philippus die Städte Samariens und Asien als Wirkungskreis zu.

„Der Verfasser dieses Stückes kann von einem Jahrzehnte langen kleinasiatischen Aufenthalt des Apostels Johannes nichts gewußt haben." — Nach alledem steht fest, nämlich für Prof. Dr. Bousset: „**Der Zebedaide und Apostel Johannes kann nicht identisch sein mit dem kleinasiatischen Johannes, auf den man mit Einstimmigkeit später**[16] **die johanneische Literatur zurückführte.**"

---

10) a. a. S. 228. —

11) Das geschieht nicht bei Georgios, sondern nur bei Philipp.

12) Nur die sekundäre Bearbeitung der Chronik hat: „er entschlief in Frieden."

13) Aber wer würde aus der Zusammenstellung der beiden Apostel Paulus und Petrus im nämlichen Martyrologium ähnliche Schlüsse ziehen wollen, wie Bousset es tut im Blick auf Jakobus u. Johannes?

14) Strom. IV, 9, 71. —

15) Vom kleinasiat. Johannes ist aber das Patmos-Exil, und die Legende vom Oelmartyrium überliefert! —

16) d. h. etwa vom Anfang des zweiten Jahrhunderts an.

Ein weiteres Moment zur Erhärtung dieses Resultates versucht Bousset beizubringen mit dem Nachweis, daß die Mitteilungen des Irenäus V, 33, 3 f.; II, 22, 5; V, 5, 1 f.; V, 36, 1 f,; (V, 30, 1. 3), aus Papias stammen. Dieser Nachweis stützt sich auf V, 33, 3, wo Irenäus sagt: ταῦτα δὲ καὶ Παπίας. Hier verrät Irenäus sich selber. Hier gibt er einmal *seine wirkliche Quelle* an, aus der er schöpft (Papias), während er sonst *die Quelle seiner Quelle* (die Presbyter), die Gewährsmänner des Papias zitiert.[17]

Möglicherweise hat uns auch ein Abschreiber diesen Dienst geleistet, der einfach am Rande notierte, was dann später in den Text kam.[18] In jedem Fall aber ist diese „Entlarvung" des Irenäus von größter Tragweite: „*Damit ergäbe sich zugleich ein vollgültiger Beweis für die Identifikation des Presbyters Johannes bei Papias, und des Apokalyptikers (und damit auch des kleinasiatischen Johannes.)*"

Der ganze Zweck dieser mühsamen, weitausgreifenden Forschungen und Kombinationen gewinnt endlich (S. 278) klaren Ausdruck und unmißverständliche Fassung, indem über das vierte Evangelium geurteilt wird: „Daß dieses späte Evangelium mit dem Zebedaiden in keiner Weise zusammenhängt, ist mit der früheren Datierung von dessen Tode bereits erwiesen."— Der Zeuge, der hinter diesem Evangelium steht, ist der asiatische Johannes. Unter dem Eindruck der großen Gestalt des bis ans Ende des ersten Jahrhunderts in Kleinasien lebenden kleinasiatischen Johannes" hat der unbekannte Verfasser sein Werk entworfen.

Was freilich die Tradition von diesem asiatischen „Presbyter" Johannes weiß, ist weiter nichts als ein glänzender Nimbus, den eine spätere Epigonenzeit ihm ums Haupt gewoben hat. „Da schreibt, einige Dezennien nach dem Tode jenes Jüngers" (ein wirklicher Jünger Jesu ist er aber „vielleicht gar nicht" gewesen), „ein Unbekannter das vierte Evangelium." — „Ihm wächst jener Zeuge zu einer Ideal-Gestalt empor....., die er in unmittelbare Umgebung des Herrn einführt, in deren Namen er ein Evangelium schreibt."[19]

„So drängt sich (S. 288) von allen Seiten der Schluß auf: der unbekannte Jünger, der als Zeuge hinter dem vierten Evangelium steht, soll nach der Meinung seines Verfassers der kleinasiatische Johannes sein."

Dieser ist ja der Presbyter, der über Markus und Matthäus ziemlich geringschätzig aburteilt.[20] Er ist des Papias Gewährsmann und

---

17) a. a. O. 244.

18) a. a. O. 242, Anm. 2.

19) Unerklärlich ist bei dieser Auffassung nur, daß schon zurzeit seiner Entstehung dieses Evangelium gewertet wird *als das Werk des Apostels Johannes.*

20) Markus wird kritisiert als lückenhaft; Matthäus als schlechte griechische Uebersetzung (nach Boussets Erklärung).

Beurteiler der evangelischen Tradition. Die bevorzugte Nennung des Philippus und Andreas im Evangelium scheint auch hierfür zu sprechen, zusammen mit der Fassung jenes von Euseb zitierten Papias-Fragmentes.[21]

Also steht nach Bousset fest: Das vierte Evangelium stammt weder vom Apostel, noch vom Presbyter gleichen Namens. — Johannes, der Zebedaide, starb mit Jakobus im Jahre 44. — Er war demnach nie in Asien. — Der asiatische Johannes, der Verfasser der Apokalypse, ist der von Papias erwähnte „Presbyter."

Mit diesem Endresultat ist freilich die johanneische Frage abgetan. Aber eine andere Frage drängt sich je länger um so unabweisbarer dem aufmerksamen Hörer des gelehrten Göttinger Professors auf: heißt diese Methode nicht vielmehr den Knoten zerhauen, als ihn auflösen? Und gibt diese Untersuchung wirklich, wie behauptet wird, „besseren Aufschluß über die Entstehung des vierten Evangeliums?" Erklärt sie wirklich, „wie man in den ersten Dezennien des zweiten Jahrhunderts wagen konnte, den älteren Evangelien mit dem Anspruch der Ueberlegenheit ein neues Evangelium zur Seite zu stellen?" Wissen wir nun, nachdem wir Prof. Bousset gehört haben, „wie der große Unbekannte, der Verfasser des Evangeliums, dazu kam, seinen Hymnus auf die Person Jesu in ein Leben Jesu, die Erinnerung eines Augenzeugen, einzukleiden?"

Hier ist der Punkt, wo die Wege ganz entschieden auseinandergehen: Die Wege des Göttinger Professors, der uns glauben machen will, das Johannes-Evangelium, eine Fälschung, die nicht einmal die Autorität eines Herrnjüngers hinter sich habe, sei vermöge späterer darüber verbreiteter Lügen, endlich in der christlichen Kirche zu apostolischer Autorität herangewachsen; — und unsere Wege, d. h. die Wege derer, die das Unglaubliche nicht glauben, und das Undenkbare nicht denken können, daß das vierte Evangelium ein solches Lügengewebe, wie Prof. Bousset es uns vordemonstriert hat, zu seiner eigentlichen Grundlage haben könne.

Wir setzen an eben dem Punkte ein, der für Boussets Untersuchungen grundlegende und entscheidende Bedeutung hat, bei dem Herrenwort Mc. 10, 38 ff.: Die beiden Zebedaiden, samt ihrer Mutter, waren mit der Bitte zu Jesu gekommen, daß sie in seiner Herrlichkeit, einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken sitzen dürften. Jesus fragt die beiden Jünger: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder mit der Taufe, mit der ich getauft werde, euch taufen lassen?" Auf ihre zusagende Antwort nun spricht der Herr das bedeutsame Wort: „Den Kelch, den ich trinke, sollt ihr trinken, und mit der Taufe, mit der ich getauft werde, sollt ihr getauft werden."

Bousset behauptet nun, schon unter der Voraussetzung, daß hier

---

21) Andreas—Petrus—Philippus; ferner Johannes und Jakobus neben einander.

der Märtyrertod der beiden Jünger angedeutet sei: diese Form des Weissagungswortes Jesu sei nur erklärlich, falls dem Schreiber des Markus-Evangeliums das Martyrium des Jakobus und Johannes feststand. Es hält nicht schwer, die einfach grandiöse Willkür dieser Behauptung klarzustellen. Wir gehen zunächst von der historisch durchaus begründeten Voraussetzung aus, daß Johannes nicht den Märtyrertod erlitten habe. Und dann ist die nächste Konsequenz, die wir ziehen müssen, eben die Annahme, daß Jesus dieses Wort bei jener Gelegenheit gerade so gesprochen hat, wie es heute aufgezeichnet worden ist. Das, daß es ein Wort Jesu war, ist dem Evangelisten ein genügender Grund, es treu zu überliefern, und es nicht nach seinem Meinen und Verstehen abzuändern. Es ist viel leichter denkbar, daß später, auf Grund dieses Herrnwortes, die Sage vom Martyrium des Johannes sich bildete. Die Chronik des Georgios Hamartolos zwingt beinahe zu dieser Annahme, denn mit dem Hinweis auf die Erfüllung dieses Wortes Jesu, das er anführt, verbindet er die feierliche Beteuerung: „es ist ja unmöglich, daß Gott lüge." Dann beruft er sich auf Origenes, der in seinem Matthäus-Kommentar ebenfalls dafür Zeugnis ablege, daß Johannes Märtyrer geworden sei. Es ist aber längst erwiesen, daß diese letztere Behauptung des Georgios unrichtig ist, denn Origenes redet an der einzigen Stelle, die hier in Betracht kommen kann (in Matth. 16, 6, Opp. 3, S. 719 f.) nicht vom Märtyrertod des Johannes, sondern von seinem Patmos-Exil. — Nach dem Befund der historischen Zeugnisse liegt für uns absolut keine Nötigung vor, anzunehmen, daß dieses (dann nur sogenannte) Herrenwort seine Form der Tatsache verdanke, daß Johannes den Märtyrertod erlitten habe. Und damit fällt die stärkste Stütze der Hypothese Boussets.

Aber wir haben noch festeren Boden unter unsern Füßen. — Hätte der Schreiber von Akt. 12, 1 ff. die Sache so darstellen können, wie er es tut: „Er (Herodes) ließ aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert hinrichten," wenn etwa vier Jahrzehnte, ehe er so schrieb, beide Brüder das nämliche Schicksal ereilt hätte? Die Tradition hätte doch ganz unmöglich in der kurzen, zwischen dem Ereignis und seiner schriftlichen Fixierung liegenden Zeitspanne, vergessen können, daß nicht nur Jakobus, sondern gleichzeitig auch Johannes damals das Martyrium erlitten habe. — Und führt dann der Wortlaut jener Weissagung Jesu, Mc. 10, 38 ff., mit zwingender Notwendigkeit zu dem von Bousset urgierten Resultat? — Wir haben andere, ähnliche Worte Jesu, z. B. Matth. 10, 38: „Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir nach, ist mein' nicht wert!" oder Luk. 14, 27: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, kann nicht mein Jünger sein." Hier bedeutet „Kreuz" nach dem jeweiligen Zusammenhang: demütige Selbstverleugnung und williges sich beugen unter die Leiden, welche das Bekenntnis zu Christo in der Welt nach sich ziehen muß; daß solches Leiden in jedem Fall zum Aeußersten, zur Hingabe des Lebens um seines Namens wil-

len führen müsse, das etwa wäre die Konsequenz, die nach Bousset hier allein gezogen werden könnte, vernünftigerweise aber nicht gezogen werden darf, wenn man diesem Wort des Herrn nicht Gewalt antun will. Aehnlich wird es sich auch mit Mc. 10, 38 ff. verhalten. „Der Kelch, den er trinkt," — „die Taufe, mit der er getauft wird — fordert ja allerdings von ihm als letzte, bitterste Konsequenz die Opferung seines heiligen Lebens, für die Sünde der Welt. Diese letztere Notwendigkeit ist aber für seine Jünger ausgeschlossen. Darum auch dieses Herrenwort, auf seine Jünger übertragen, ohne in irgend einer Weise abgeschwächt zu werden, verstanden werden kann, von dem willigen, ja freudigen sich Ergeben in die Drangsale, welche infolge der Verachtung, des Hasses und der Verfolgung von seiten der Welt über die Jünger kamen. Mehr als einer von ihnen hat ja tatsächlich als letzte Folge dieses Welthasses das Martyrium erlitten. „Wenn euch die Welt haßt, so bedenket, daß sie mich zuerst gehaßt hat: ein Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie euch auch verfolgen." Joh. 15, 18. 20. Nehmen wir dazu Jesu Worte: Matth. 10, 17. 22. 24 ff. — Wenn wir nun voraussetzen, daß dem Verfasser des Markus-Evangeliums solche Aussprüche Jesu bekannt waren (vgl. Mc. 13, 9. 13), und daß er anderseits als Glied der jerusalemischen Urgemeinde die Gefangennahme des Petrus und Johannes (Akt. 4, 1 ff.), die Einkerkerung und Geißelung der Apostel (Akt. 5, 17 ff. 40), bei welcher Gelegenheit deren tumultuarische Hinrichtung nur durch das besonnene Eingreifen Gamaliels verhindert wurde (Akt. 5, 33—40) wohl kannte, so bedurfte es für ihn, der den Stephanus unter den Mörderhänden der Juden, und den Jakobus durch das Schwert des Scharfrichters hatte sterben sehen, der ferner die Drangsale der ersten Christenverfolgung miterlebt hatte (Akt. 7, 54 ff.; 8, 1 ff.; 12, 1 ff.), nicht erst noch des Märtyrertodes des Johannes, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Jesu Wort (Mc. 10, 38 ff.), das wohl zunächst zu den Zebedaiden gesprochen war, aber doch nicht nur ihnen, sondern auch den übrigen Jüngern galt, sich auch an Johannes erfüllt habe.

Jedenfalls steht nun so viel fest, daß Jesu Wort (Mc. 10, 39) weder von einem frühen Märtyrertod des Johannes, noch von einem gleichzeitigen der beiden Zebedaiden redet.

Erst durch die Kombination mit dem erwähnten Papias-Zeugnis vom Märtyrertod des Johannes konnte diese Wellhausensche und von Bousset adoptierte Auslegung von Mc. 10, 39 einen Schein von Wahrscheinlichkeit gewinnen. Aber so wie es verwendet wurde, ist auch damit ein schmählicher Mißbrauch getrieben worden.

Es verschlägt dabei nichts, ob wir das Papias-Zeugnis mit Bousset um 2—3 Jahrzehnte höher hinaufrücken als Harnack, der die Exegesen der Herrenworte des Papias etwa 150 ansetzt.

Die älteste Rezension dieses Zeugnisses haben wir in dem schon erwähnten Fragment aus der Kirchengeschichte des Philippus von Side: „Papias sagt im zweiten Buch, daß Johannes, der Theologe, und Jakobus, sein Bruder, von Juden getötet worden seien." So lesen wir daselbst kurz und bündig. Georgios ist in seiner Chronik etwas ausführlicher: „Papias nämlich, der Bischof von Hierapolis, der ihn (Johannes) selber gesehen hat, sagt im zweiten Buch der Herrnworte, daß er von Juden getötet worden sei, und so tatsächlich samt dem Bruder die über sie ergangene Weissagung Christi erfüllt habe."[22]

Der Wortlaut dieses Zitates aus Papias in den vorliegenden zwei Rezensionen, mögen sie in irgend einer oder gar keiner Beziehung zu einander stehen, zeigt jedenfalls so viel, daß es sich hier um eine sehr freie Wiedergabe dessen handeln muß, was Papias gesagt hat. Immerhin geht so viel daraus deutlich hervor, daß die beiden Ausschreiber des Papias gemeint haben, bei ihm zu lesen: der Apostel Johannes sei von Juden getötet worden; wie ja auch Papias meinte, ein Zeugnis für dieses Martyrium des Johannes bei Origenes gefunden zu haben. Da die eine Rezension, wie sie uns vorliegt im Codex Baroccianus 142, frühestens aus dem 9., die andere im Codex Coislinianus 305 aus dem 11. Jahrhundert stammt, beide also aus einer Zeit, die den urchristlichen Begebenheiten ferne genug lag, um einen Irrtum von seiten eines Abschreibers als möglich vorauszusetzen, so wäre man am ehesten geneigt, mit Zahn anzunehmen, daß hier einfach eine Verwechslung des Täufers mit dem Evangelisten vorliege. Es läßt sich eben nicht feststellen, wie viel von dem Gesagten auf spätere Abschreiber abzuschieben, und wie viel von Papias selber stammt. Denn auch das Exzerpt aus Philipp von Sides Kirchengeschichte stammt aus einer kurzgefaßten Epitome derselben, die deBoor nach 600 aber vor 800 datiert.[23]

Mit dem Zitat aus der Chronik des Georgios verhält es sich noch schlimmer. Diese Chronik liegt in verschiedenen Bearbeitungen vor, die alle, bis auf eine, darin übereinstimmen, daß sie den Passus vom Märtyrertod des Johannes auslassen. Die eine, den anderen widersprechende Bearbeitung, ist enthalten in der ältesten Handschrift unter dem Namen des Georgios, die etwa aus dem 11. Jahrhundert stammt. Wahrscheinlich aber ist diese Bearbeitung weiter nichts als eine Inter-

---

22) Der Wortlaut dieses Fragments ist folgender: Παπίας γὰρ ὁ Ἱεραπόλεως ἐπίσκοπος, αὐτόπτης τοῦτον γενόμενος, ἐν τῷ δευτέρῳ λόγῳ τῶν κυριακῶν λογίων φάσκει, ὅτι ὑπὸ Ἰουδαίων ἀνῃρέθη. πληρώσας δηλαδὴ μετὰ τοῦ ἀδελροῦ τὴν τοῦ χριστοῦ περὶ αὐτῶν πρόφησιν . . . . . . καὶ εἰκότως. ἀδύνατον γὰρ θεὸν ψεύσασθαι.

23) a. a. O. S. 168.

polation, die auf Rechnung eines Abschreibers der Chronik des Georgios zu setzen ist, stammt also gar nicht von Georgios selber.[24)]

Somit haben wir es nur noch mit dem Fragment aus der Kirchengeschichte des Philipp von Side zu tun. Und da nun hier Bousset selber den Ehrentitel „der Theologe“ einem späteren Abschreiber durch die Finger schlüpfen läßt, so darf man wohl fragen, ob nicht auch der Zusatz „sein Bruder“ (zu Jakobus) dem nämlichen Abschreiber zu verdanken ist?! Dann bliebe endlich aus dem Wirrwarr verschiedener Meinungen nur das allerdings sehr magere, aber doch positive Resultat, daß Johannes und Jakobus von Juden getötet worden seien! Nichts in diesem Wortlaut nötigt dann aber, an die beiden Zebedaiden zu denken, sondern vielmehr, da sich nur so der Plural: „von Juden“ befriedigend erklären läßt, muß man annehmen, Papias habe an jener Stelle, von der wir nicht genau wissen, was sie enthalten hat, von Johannes dem Täufer, der auf Befehl des Herodes enthauptet wurde, und Jakobus dem Gerechten, der nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Alten, ebenfalls von Juden, von der Zinne des Tempels geworfen und gesteinigt wurde, geredet.

Diese Ausführungen wollen nur zeigen, auf welch schwankem Grunde Boussets stolzes Gebäude errichtet ist. Denn selbst wenn wir annehmen, daß Papias im zweiten Buch einmal vom Märtyrertod des Apostels Johannes durch Judenhände geredet habe, so ist, wenn die ganze Interpolation in der Chronik des Georgios aus Papias stammen sollte, deutlich genug darauf hingewiesen, wie Papias auf diese Meinung verfallen konnte, nämlich, wie Wellhausen, und nach ihm Bousset, nur durch rigorose Ausdeutung des Herrnwortes Mc. 10, 39. Es heißt nach dem Zitat dieser Stelle im Codex Coisl. wörtlich: „Denn Gottes Zusage kann unmöglich gebrochen werden!“

Mag es sich hiemit jedoch verhalten, wie es will, jedenfalls kann dieses Papiaszeugnis, das ganz vereinzelt dasteht, und dessen originalen Wortlaut wir nicht kennen, nicht aufkommen gegen die Wucht des sonst einstimmigen Zeugnisses der Schrift und der alten Kirche über den Zebedaiden Johannes.

Auch die Martyrologien, die Bousset als Beweisstücke aufführt, können eher Mißtrauen erwecken, als in dieser Sache etwas beweisen. Das Martyrologium Syracum vom Jahre 411 wird schon durch die Notiz zum 28. Dezember entkräftet: „In der Stadt Rom Paulus, der Apostel, und Symeon Kephas.“ Denn kein wirklicher Kenner der altchristlichen Ueberlieferung glaubt noch daran, daß diese beiden Apostel gleichzeitig in Rom den Märtyrertod erlitten haben. Von Petrus

---

24) Dies zur Richtigstellung dessen, was Bosset S. 227 behauptet. de Boor vermutet, S. 178, nicht ohne Grund, daß der Interprolator der Chronik seinen Zusatz aus dem Kompendium der Kirchengeschichte des Philipp geschöpft habe. Und tatsächlich nötigt nichts zu einer anderen Erklärung.

wird sogar bezweifelt, ob er überhaupt je in Rom war, und wenn noch, dann jedenfalls nicht mit Paulus zu gleicher Zeit. — Also: die Nebeneinandererwähnung von Johannes und Jakobus beweist hier genau so viel, wie die von Paulus und Petrus!

Es war darum von jenem Martyrologen des 6. Jahrhunderts, der für den Apostel seiner Märtyrerliste einfach den Täufer Johannes einfügt, gar keine so üble Korrektur, wenn sie auch von Bousset mit einem hämischen Seitenblick auf Zahn angemerkt wird. Und wenn in solcher Korrektur sich auch nicht gerade eine Spur von glaubwürdiger Tradition nachweisen läßt, so zeugt sie doch von dem klaren Denkvermögen des Korrektors.

Das Schweigen jenes Gnostikers Herakleon, dem von Bousset so große Bedeutung beigemessen wird, könnte füglich mit Schweigen übergangen werden, wenn Bousset dasselbe nicht in so prekärer Weise aufgebauscht hätte zu einem beredten Zeugnis für den Märtyrertod des Apostels Johannes. Hätte er lieber die Zeugen, die wirklich reden, auch reden lassen! So sind wir aber genötigt, endlich noch etwas ausführlicher zu verweilen bei dem Zeugnis des Irenäus, dem mit wahrer Virtuosität seine Beweiskraft wegdisputiert wird. Es ist beinahe unglaublich, wie Bousset mit dem Zeugnis der Schriftsteller der alten Kirche seinen Mutwillen treibt, denn anders kann man sein Verfahren kaum bezeichnen. Hier nur einige Proben davon.

Schon dem Justin soll es passiert sein, daß er den Zebedaiden und den Apokalyptiker Johannes verwechselt habe.[25] — Im 21. Kapitel des vierten Evangeliums soll alles auf den Apokalyptiker, und nichts auf den Zebedaiden Johannes hinweisen. — Dieser Apokalyptiker ist, trotz dem gegenteiligen Zeugnis des Irenäus, kein anderer als der Presbyter Johannes, dessen Bekanntschaft wir bei Eusebmachen.[26] Von diesem redet Irenäus im Brief an Florin;[27] diesen meint auch das Zeugnis des Polykarp bei Irenäus.[28] Wenn aber Irenäus beidemal ausdrücklich von Johannes, dem Apostel, redet, so irrt er sich eben in gleicher Weise, wie schon vor ihm Justin.

Mit alledem ist aber nur Boussets Haupttreffer vorbereitet. Gilt es doch, des Irenäus Zeugnis überhaupt zu verdächtigen, und insbesondere seine Presbyter-Zeugnisse auf die Person des natürlich auch wenig zuverlässigen Papias zu reduzieren. Der Grundsatz, aus dem sich dann ganz von selbst alles Weitere ergibt, ist: Ire-

---

25) Dies wegen Dial. c. Tryph, 85; der einzigen Stelle, wo Justin überhaupt von der Apokalypse redet, sie aber ganz bestimmt als das Werk des Apostels Johannes bezeichnet: *καὶ ἐπειδη παρ' ἡμῶν ἀνήρ τις Ἰωάννης, εἷς τῶν ἀποστόλων τοῦ χριστοῦ ἐν ἀποκαλύψει γενομένῃ αὐτῷ* u. s. w.; es folgt Anführung der apokalyptischen Lehre vom Tausendjährigen Reich, Apok. 20, 5—7. — Auch Euseb hat diese Worte Justins so aufgefaßt. Vgl. Hist. eccl. IV, 18, 8: *μέμνηται δὲ καὶ τῆς Ἰωάννου ἀποκαλύψεως, σαφῶς τοῦ ἀποστόλου αὐτὴν εἶναι λέγων.*

26) Eus. hist. eccl. III, 39, 7.

27) Eus. hist. eccl. V, 20, 4 ff.

28) Eus. hist. eccl. V, 24, 6.

näus zitiert in Wirklichkeit nur Papias, nennt aber wohlweislich nicht dessen Namen, sondern dessen Quelle, die Presbyter![29] Und auch dieser Plural hat für Bousset weiter keine Bedeutung, denn hinter demselben wird von Papias nur sein Hauptgewährsmann, der Presbyter Johannes, versteckt. Also handelt sich's hier bei Papias und Irenäus um weiter nichts als eine recht erbärmliche, wenn auch wohlüberlegte Windbeutelei.

Hier erhebt sich nun aber die Frage: Wie war es nur möglich, daß eine solche Verwechslung des etwas obskuren Presbyters mit dem Apostel Johannes überhaupt stattfinden konnte? Daß man den Presbyter schon etwa vierzig Jahre nach seinem sanften Tode, mit dem angeblich schon hundert Jahre vorher getöteten Apostel gleichen Namens identifizieren konnte? Viel leichter wäre eine solche Verwechslung zu verstehen, wenn beide nebeneinander in Kleinasien gelebt hätten — aber dagegen zeugt ja, im Namen des Papias, Philipp von Side! — Bousset versucht hier nicht einmal eine Erklärung, sondern schweigt sich über diesen Punkt vollständig aus.

Ferner ist es ganz undenkbar, daß die Ueberlieferung des zweiten Jahrhunderts aus eitel Täuschung, Lug und Trug zusammengesetzt ist. Wer wollte denn heute noch aus solchem Wirrwarr heraus uns den eigentlichen Sachverhalt vordemonstrieren? Sollte wirklich ein zufällig uns erhaltenes Bruchstück einer Kirchengeschichte des Philipp von Side, das doch auch erst etwa aus dritter Hand, und durch verhältnismäßig junge Handschriften uns überliefert ist, ein so schiefes Licht auf alle diese alten Zeugen der christlichen Kirche werfen, daß sie entweder vor uns stehen als elende Einfaltspinsel, nicht einmal imstande, den Apostel vom Presbyter Johannes zu unterscheiden; oder dann als raffinierte Urkundenfälscher, die ganz genau wußten, warum sie „die Presbyter“ sagten, wo es doch eigentlich heißen sollte: „Papias“; oder die in der Mehrzahl redeten, wo der Wahrheit entsprechend die Einzahl stehen sollte?!

Wir haben kein Recht zu solchen Verdächtigungen, solange Bousset sich vor uns immer nur im Kreise dreht, und stets als bewiesen voraussetzt, was erst noch zu beweisen ist, daß nämlich Johannes, der Apostel, gleichzeitig mit seinem Bruder Jakobus in Jerusalem den Märtyrertod erlitten habe. — Und wenn zwei Zeugen gegen einander aussagen, so ist zuerst zu untersuchen, welcher von beiden der glaubwürdigere ist.

Hier steht die Sache verhältnismäßig einfach: eine Stimme zu Anfang des 5. Jahrhunderts erhebt sich wider das sonst einstimmige Zeugnis der vier ersten Jahrhunderte.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch das Zeugnis des Irenäus zu würdigen, wenn es nicht unterschätzt werden soll.

---

29) Vgl. Anm. No. 26.

Zunächst haben wir die von Bousset so schwer verdächtigten Presbyter-Zeugnisse des Irenäus ins Auge zu fassen. Hierbei halten wir die Stellen auseinander, wo Irenäus von einem bestimmten Presbyter redet[30] und wo bei ihm eine Mehrzahl derselben erwähnt wird.[31]

Die erstgenannte Reihe von Stellen enthält Zugnisse von einem Presbyter, der nicht nur Apostelschüler, sondern auch Herrnjünger (audierat ab his qui didicerant)[32] gekannt hat, und dazu selber Apostelschüler war (senior apostolorum discipulus). Diesen Mann hat Irenäus selber gekannt; (dicebat; reficiebat nos et dicebat; disputabat). So wie Irenäus von diesem Presbyter redet, pflegt man nur von einem zu reden, den man persönlich kannte: „er pflegte zu sagen," — „er pflegte uns zu ermahnen und zu sagen;" dieser Apostelschüler disputierte gelegentlich auch über die beiden Testamente; Irenäus hat also nicht nur aus Schriften Kunde von ihm, sondern hat ihn selber gehört! Und dieser Hauptzeuge des Irenäus ist einer von jenen Presbytern, welche die Träger der Lehre der Apostel für die Kirche sind.

Also verhält sich die Sache so: nachdem Irenäus (IV, 26, 2 ff.) die Autorität des Presbyter in Glaubenssachen ganz im Allgemeinen festgestellt hat, beruft er sich (IV, 27, 1 ff.) gegenüber den Häretikern, die er bekämpft, auf einen gewissen Presbyter, den er selber über die Grundlehren des Christentums hat reden hören.

Wer ist dieser Presbyter, an dem Irenäus mit solcher Ehrfurcht aufschaut; der nicht nur Apostel und Apostelschüler, sondern auch solche Herrnjünger, die nicht Apostel waren, gesehen hat? Ein Dokument, das uns Euseb aufbewahrt hat,[33] der Brief des Irenäus an den abtrünnigen Florin, gibt uns vielleicht auf diese Frage die rechte Antwort. Aus diesem Schreiben des Irenäus sehen wir nämlich, welchen unauslöschlich gewaltigen Eindruck es auf den damals noch jugendlichen Irenäus gemacht hat, den Polykarp zu sehen und zu hören, einen Mann, der noch trauten Umgang mit Johannes und andern Aposteln gepflogen

---

30) Iren. IV, 27, 1: audivi a quodam presbytero, qui audierat ab his qui apostolos viderant, et ab his qui didicerant... sicut dixit presbyter; 27,2: inquit ille senior; 28, 1: valde insensatos ostendebant presbyteri eos etc. 30, 1: sicut et presbyter *dicebat.* 31, 1: Talia quaedam enarrans de antiquis presbyter, *reficiebat nos et dicebat;* 32, 1: Huiusmodi quoque de duobus Testamentis *senior apostolorum discipulus disputabat;* zu vergleichen ist noch: IV, 4, 2: et bene qui dixit und IV, 32, 1 fin: Post deinde et omnis sermo ei constabit, si et Scripturas diligenter legerit apud eos qui in ecclesia sunt presbyteri, apud quos est apostolica doctrina. — Hier ist offenbar ein und derselbe Presbyter, ein Apostelschüler, der zuverlässige Gewährsmann des Irenäus.

31) II, 22, 5; IV, 32, 1; V, 5, 1; (V, 30, 1) V, 33, 3; V, 36, 1.

32) Die obige Erklärung des qui didicerant=qui discipuli fuerant ist die einfachste.

33) Hist. eccl. V, 20, 4 ff.

hat. Er schreibt darüber: „Jene früheren Erlebnisse habe ich besser im Gedächtnis, als was erst vor Kurzem geschah. So könnte ich sogar noch den Platz zeigen, an dem der ehrwürdige Polykarp saß, wenn er lehrte; seinen Ausgang und seinen Eingang, seine Haltung und seine Gebärden, seine Reden, die er an die Menge hielt, und wie er erzählte von seinem Verkehr mit Johannes und den übrigen, die den Herrn gesehen haben, und wie er sich an deren Worte erinnerte, was er über den Herrn von ihnen gehört hatte, und über dessen Wunder und Lehre, wie sie Polykarp von denen, die das Wort des Lebens geschaut hatten (1. Joh. 1, 1) empfangen hat — alles verkündete er im Einklang mit den Schriften—: All das hörte ich durch Gottes Huld, die mir damals widerfuhr, und grub es ein mit Aufmerksamkeit zur steten Erinnerung, nicht auf Papier, sondern in mein Herz, und stets bin ich durch Gottes Güte imstande, diese Dinge richtig wiederzugeben."

Auch in seinem Brief an den forschen, römischen Bischof Viktor[33] in Sachen des Passahstreites erwähnt er den Polykarp, der mit Johannes, dem Jünger des Herrn und andern Aposteln vertrauten Umgang hatte. Wie hoch Polykarp im Ansehen des Irenäus steht, sagt die Bezeichnung: „Jener ehrwürdige und apostolische Presbyter!" im ersterwähnten Brief an Florin. Und daß hier das Letztere nicht nur eine hochklingende Phrase ist, dafür zeugt jene Mitteilung des Irenäus[34], daß Polykarp nicht nur ein Jünger und Zeitgenosse von Aposteln und solchen, die den Herrn gesehen haben, sei, sondern auch von Aposteln in Asien, in der Gemeinde zu Smyrna, als Bischof eingesetzt worden sei. Ihn habe er in früher Jugend gesehen!

Irenäus hatte wahrlich nicht nötig, wenn er Presbyterzeugnisse anführen wollte, den Papias auszuschreiben, oder gar unter falscher Flagge zu segeln. Man hat so sehr großen Nachdruck darauf legen wollen, daß Johannes bei Irenäus meistens entweder mit dem bloßen Namen benannt wird, oder dann „der Jünger des Herrn" heißt. — In einer der letztgenannten Stellen (im Brief an Viktor) soll diese Bezeichnung sogar beweisen, daß der so Genannte nicht dem Kreis der Apostel angehören könne, der nachher genannt werde. Aber der Titel: „Jünger des Herrn" für Johannes war Ehrentitel, und ist abgeleitet aus der ständigen Bezeichnung des Apostels im Evangelium. Eine Parallele hiezu haben wir in Paulus, der für die alte Kirche einfach „der Apostel" war; ebenso galt Johannes als „der Jünger."

Bei diesem Sachverhalt aber ist es viel wahrscheinlicher, daß auch die übrigen Presbyterzeugnisse des Irenäus auf diese Quelle zurückzuführen sind, als daß sie aus der trüben Quelle kommen, welche Bousset entdeckt zu haben meint. Denn Polykarp ist ein Presbyter, der Apostel und Apostelschüler, sowie auch andere, persönliche Jünger des Herrn, gekannt hat. Und mit Johannes, dem Apostel, der

---

33) Eus. hist. eccl. V, 24, 2 ff.
34) Iren. adv. haer. III, 3, 4.

in Asien weilte bis zu den Zeiten Trajans, hatte er, der Asiate, vertrauten Umgang.—Daß Irenäus gelegentlich einmal Papias zitiert, und aus dessen fünfbändigem Werk eine ihm richtig scheinende Stelle aufführt zur Bestätigung seiner chiliastischen Gedanken und Hoffnungen, das gibt keine Berechtigung, noch viel weniger enthält es irgend eine Nötigung, ihn zum Falschmünzer zu stempeln. Und wäre jenes Papiasfragment, wie Bousset anzunehmen geneigt ist, Interpolation irgend eines Abschreibers, so könnte daraus noch viel weniger eine Verdächtigung des Irenäus abgeleitet werden. Denn die eschatologischen Gedanken, mit denen Papias operiert, lagen damals sozusagen in der Luft.[35]

Jedenfalls steht vorläufig soviel fest, daß die Presbyterzeugnisse des Irenäus, vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht dazu verwendet werden können, uns das Zeugnis des Irenäus vom „**Apostel Johannes**," denn dieser ists, und kein anderer, von dem er redet, zu entkräften. Darin werden wir nur bekräftigt, wenn wir noch kurz die weiteren Presbyterzeugnisse des Irenäus,[36] und an diese anschließend sein Zeugnis vom asiatischen Johannes, überblicken.

Zunächst wird aus einem Ueberblick über die Presbyterzeugnisse des Irenäus das eine zur Evidenz klar, daß er unter dem Johannes, der bis zu Trajans Zeiten mit den asiatischen Presbytern zusammenlebte, nicht den Presbyter, sondern den Apostel versteht. Denn wenn er sagt: „etliche von ihnen haben nicht nur Johannes, sondern auch andere Apostel gesehen," so wird doch durch diese Redewendung Johannes nicht aus dem Kreise der Apostel ausgeschlossen, sondern er ist darin inbegriffen.

---

35) Eus. a. a. O. III, 39, 13: „Ueberdies ist er (Papias) den aller vornehmsten Kirchenmännern nach ihm, Ursache ähnlicher Meinung, wie er sie hatte, geworden, da sie das Altertum, dem der Mann angehörte, mit Ehrfurcht betrachteten, wie tatsächlich Irenäus, und wo etwa einer mit ähnlichen Gedanken auftauchte." —

36) Vgl. oben Anm. No. 31, wo die in Betracht kommenden Stellen aus Irenäus aufgeführt sind. Es erübrigt hier nur noch, aus jenen Stellen das, worauf es hier hauptsächlich ankommt, zu zitieren: et omnes seniores testantur, qui in Asiam apud Ioannem discipulum domini convenerunt. Permansit autem cum eis usque ad Traiani tempora.

Quidam autem earum *non solum Ioannem, sed et alios Apostolos* viderunt. — — (vgl. hierzu auch Eus. h. e. III, 23, 3). — Qui in ecclesia sunt presbyteri, apud quos est apostolica doctrina. — —

Dicunt presbyteri, qui sunt apostolorum discipuli. — —

(Et testimonium perhibentibus his, qui facie ad faciem Ioannem viderunt. — —

Quemadmodum presbyteri meminerunt, qui Ioannem, discipulum domini viderunt. .. Haec autem et Papias, Ioannis auditor, Polycarpi autem contubernalis — — (zu diesem letzteren ist zu vergleichen: Eus. h. e. III, 39, 1).—

Et quemadmodum presbyteri dicunt. — —

Dicunt presbyteri apostolorum discipuli. — —

Besonders wichtig sind die Präsentia: testantur, dicunt (3 mal), welche jedenfalls den Schluß nahe legen, daß wenigstens ein Teil dieser apostol. Presbyter dem Irenäus noch persönlich bekannt waren.

Diese asiatischen Presbyter sind für Irenäus auch die zuverlässigen Träger und Uebermittler der reinen Lehre der Apostel, und haben, eben als Apostelschüler, besondere Autorität im Gegensatz zu den Gnostischen Irrlehrern, welche Irenäus bekämpft. Auch scheint Irenäus an mehr als einer der angeführten Stellen von Leuten zu reden, die er kennt. Zweimal redet er noch von Presbytern, die Johannes von Angesicht zu Angesicht gesehen haben;[37] und er beteuert feierlich, daß, was er mitteile, eben diese seine Gewährsmänner von Johannes selber gehört haben. Und mit nichts ist angedeutet, daß er an diesen letzteren Stellen, wo von der Apokalypse die Rede ist, einen anderen Johannes meint als den Evangelisten und Apostel, von dem er sonst auch redet.

Wäre hier überhaupt noch ein Schwanken der Meinung möglich, so ist dieses vollends ausgeschlossen, wenn wir schließlich in aller Kürze noch das Zeugnis des Irenäus von Johannes überhaupt betrachten. Wir haben hier eine ganze Reihe von Stellen, die wir der Uebersicht wegen klassifizieren.

Zunächst überblicken wir diejenigen Stellen, wo einfach „Johannes" zitiert wird, sei es als Verfasser des Evangeliums oder der Apokalypse.[38]

Diese Gruppe von Johanneszeugnissen des Irenäus lassen kaum einen Zweifel daran aufkommen, daß man sich zur Zeit, als Irenäus schrieb, völlig klar war über die Person des Johannes, des Evangelisten und Apokalyptikers. Man brauchte nur seinen Namen zu nennen und seine Schriften zu zitieren. Denn man wußte in jenen Kreisen, für die Irenäus schrieb, nur von einem Johannes, der als Evangelist und als Seher der Apokalypse in Betracht kommen konnte. Es wäre durchaus unbegreiflich, wie Irenäus, wenn er zwei verschiedene Personen hätte bezeichnen wollen, einfach beide unter einem Namen, ohne irgend welche unterscheidende Merkmale, genannt hätte. Also: Evangelist

---

37) Iren. V, 33, 3; V, 36, 1 u. dazu vgl. Eus. hist. eccl. V, 8, 5. 6. — Von besonderer Wichtigkeit ist hier, was sich uns später noch weiter bestätigen wird, daß Iren. den Apostel Johannes auch als Verfasser der Apokalypse bezeugt.

38) Iren. III, 11, 2: ipse Joannes dicens: folgt: Joh. 1, 10. 11. — III, 11, 9 ist Johannes zuerst nur im griech. Text des Anastasius Sinaita genannt mit dem Zitat Joh. 1, 1 ff. (vgl. Quaest. 144). Im weiteren Verlauf aber redet Irenäus von solchen, welche illam speciem non admittunt, quae est secundum Joannis evangelium. —

III, 16, 2: Joannes unum et eundem novit verbum dei (vgl. Joh. 1, 1 ff).

IV, 14, 2; 18, 6; 21, 3; V, 34, 2: Joannes in Apocalypsi ait; folgt: Apok. 1, 15; — 11, 19; 21, 3; — 6, 2; — 20, 6.

IV, 20, 11: Joanne non sustinente visionem, mit Bezug auf Apok. 1, 17. —

V, 28, 2: Cuius (scil. iniquitatis) adventum Joannes in Apocalypsi significavit; folgt: Apok. 13, 2 ff.

V, 35, 2: In Apocalypsi vidit Joannes, was Apok. 21, 2 u. 20, 11 ff. beschrieben ist.

V, 30, 3 sagt nur, daß der qui et apoc. viderat, sicherlich den Namen des Tieres (Apok. 17) kund getan hätte, wenn es jener Zeit von Nutzen gewesen wäre.

und Apokalyptiker sind für Irenäus eine Person, mit Namen Johannes.

Aber nun, wer ist Johannes, der für Irenäus und seine Kirche eine so hohe Autorität ist? Eine zweite Reihe von Stellen nennt ihn: Johannes, des Herrn Jünger! Damit werden wir einen Schritt weiter geführt. Denn daß hier von persönlicher Jüngerschaft die Rede ist, darüber belehrt schon die hohe Bedeutung, welche diesem Herrnjünger Johannes und seinen Schriften beigemessen wird.[39] Die Parallele zu Johannes, dem Jünger des Herrn, finden wir nur in Paulus, dem Apostel Jesu Christi! Hier der Apostel κατ' ἐξοχήν, dort der Jünger κατ' ἐξοχήν.

Doch wir sind nun nicht einfach auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen, wenn wir fragen, wer dieser oft erwähnte Johannes, des Herrnjünger, ist? Völlige Klarheit hierüber gibt uns eine dritte Reihe von Stellen bei Irenäus, die es nun außer allen Zweifel setzen, daß von niemand anders die Rede ist als vom Apostel Johannes![40]

---

39) Als der Evangelist wird Joh. der Jünger des Herrn: domini discipulus, oder disc. dom., charakterisiert: II, 22, 3 sicut Ioannes, dom. disc., meminit, mit Bezug auf Joh. 2, 23; 4, 50; 5, 1 ff. 6, 1 ff. — III, 11, 1: Hanc fidem annuntians Ioannes, dom. disc., volens per evangelii annuntiationem auferre eum, qui a Cerintho inseminatus erat hominibus, errorem. III, 16, 5: quemadmodum Ioannes Domini discipulus confirmat dicens: folgt Joh. 20, 31.

Als Verfasser der zwei ersten Johannesbriefe: I, 16, 3: Ἰωάννης δέ, ὁ τοῦ κυρίου μαθητής, ἐπέτεινε τὴν καταδίκην αὐτῶν, μηδὲ χαίρειν αὐτοῖς ὑφ' ἡμῶν λέγεσθαι βουληθείς, dann folgt 2. Joh. 11.

III, 16, 8: quos et dominus nobis cavere praedixit, et discipulus eius Joannes in praecdicta epistola (vgl. das vorhergehende Zitat) fugere eos praecepit, dicens: folgt 2. Joh. 7. 8. — und unmittelbar darauf: et rursus in epistola ait: folgt 1. Joh. 4, 1 — 5.

Als Apokalyptiker: IV, 20, 11 sed et Joannes Dom. disc. in apocalypsi sacerdotalem et gloriosum regni eius videns adventum; folgt Apok. 1, 12 ff. —

V, 26, 1: significavit Joannes dom. disc. in Apocalypsi — folgt Apok. 17, 12 ff. — V, 35, 2: Mit Bezug auf Apok. 21, 1 ff: novam superiorem Hierusalem ait domini discipulus Joannes descendere etc.

Auch diese Stellen beweisen, daß Johannes, der Herrnjünger, der Evangelist und Apokalyptiker, für Irenäus eine Person ist.

40) Hier ist von besonderer Wichtigkeit die Stelle I, 9, 2: Iren. geht davon aus, daß Johannes einen Schöpfergott und einen Eingeborenen, nämlich Christum Jesum, verkündige. In der ersten Ogdoade der Gnostiker sei weder von Jesus, noch von Christus, dem Lehrer des Johannes, die Rede. ἐν ᾗ οὐδέπω Ἰησοῦς, οὐδέπω Χριστὸς ὁ τοῦ Ἰωάννου διδάσκαλος. Von diesem Johannes wird unmittelbar weiter gesagt: Ὅτι δὲ οὐ περὶ τῶν συζυγιῶν αὐτῶν ὁ ἀπόστολος εἴρηκεν u. s. w.

II, 22, 5 ist schon früher erörtert; auch da wird Johannes, der Jünger des Herrn, unter die Apostel gezählt.

III, 3, 4: Hier wird Polykarp als Gewährsmann für die Ueberlieferung aufgeführt, daß Johannes, der Herrnjünger, als er in Ephesus baden gehen wollte, und im Badehause den Cerinth sah, mit den Worten entwichen sei, er fürchte, das Badehaus möchte einstürzen, da Cerinth, der Feind der Wahrheit, darin sei. Ebenso wird die Begegnung des Polykarp mit Marcion geschildert; beides um zu illustrieren: tantum apostoli et horum discipuli habuerunt timorem, ut neque verbo tenus comunicarent alicui eorum qui adulteraverant veritatem.

Jesus Christus heißt hier der *Lehrer des Johannes*, der unmittelbar darauf *Apostel* genannt wird. — Mit Bezug auf eine Streitfrage über Jesu Alter beruft sich Irenäus einmal auf das Zeugnis aller Presbyter, die in Asien mit Johannes, dem Jünger des Herrn, verkehrt hatten. Etliche von ihnen haben *nicht nur Johannes, sondern auch noch andere Apostel* gesehen.

Kann Johannes deutlicher, als es hier geschieht, Johannes, von dem bei Irenäus so oft die Rede ist, dieser einzigartige Jünger des Herrn, zugleich als der Apostel bezeichnet werden, der bis in sein hohes Alter zu Ephesus weilte. *Die Apostel*, zu denen Johannes zählt, und *deren Schüler*, denen Polykarp zugehört, samt den Presbytern Asiens — diese sind die treuen und zuverlässigen und in der Kirche angesehenen Gewährsmänner des Irenäus. —

Zur völligen Erhärtung des bereits Gesagten diene noch die Anführung zweier Stellen, in denen Johannes, der Evangelist und Apokalyptiker, ganz deutlich und unmisverständlich identifiziert wird *mit dem Jünger, der beim letzten feierlichen Mahl an der Brust Jesu lag*. Die erste Stelle, Iren. III, 1, 1, besagt: „Johannes, der Jünger des Herrn, *der sogar an seiner Brust lag*, hat auch selbst das Evangelium herausgegeben, als er zu Ephesus in Asien lebte.“[41] Die andere Stelle, Iren. III, 20, 11, lautet: „Als Johannes aber die Vision (Apoc. 1, 17) nicht ertragen konnte — (denn, sagt er, ich fiel zu seinen Füßen wie tot) — da sprach, ihn belebend und ermunternd, der Logos — *derselbe, an dessen Brust er beim Mahle lag*,[42] als er fragte wer er sei, der ihn verraten werde:“ (dann folgt das Wort des Herrn Apoc. 1, 17. 18). — *So redet nicht einer, der über die Person, von welcher er redet, nicht völlige Klarheit hat.*

Angesichts dieser „Wolke“ von Zeugen und Zeugnissen, die man nur braucht sagen zu lassen, was sie sagen *wollen*, haben diejenigen, welche noch an die Authentie der johanneischen Schriften glauben, nicht die mindeste Ursache, die Segel zu streichen vor der „höheren“ Kritik, die ja nicht erst neuerdings an diesen Schriften geübt wird. Gerade die ungeheuere Mühe und der Scharfsinn, welche von Prof. Dr. Bousset darauf verwendet worden sind, das klare Zeugnis des Irenäus umzudeuten und zu verdächtigen, um ihm seine Kraft zu nehmen, zeigt uns nur, wie unbequem der negativen Kritik diese Zeugnisse sind, und wie gerne man sie um jeden Preis aus der Welt schaffen möchte. Aber, solange es überhaupt noch eine ehrliche Bibelkritik gibt, die für das Neue Testament die altkirchlichen Zeugnisse noch etwas will gelten lassen, so-

---

41) Vgl. auch Euseb hist. eccl. V, 8, 4: *ἔπειτα Ἰωάννης ὁ μαθητὴς τοῦ κυρίου, ὁ καὶ ἐπὶ τὸ στῆθος αὐτοῦ ἀναπεσών, καὶ αὐτὸς ἐξέδωκε τὸ εὐαγγέλιον, ἐν Ἐφέσῳ τῆς Ἀσίας διατρίβων.*

42) Vgl. Joh. 13, 23—25; und dazu 19, 26; 20, 2; 21, 7. 20. —

lange wird auch die Stimme des Irenäus unter diesen Zeugen des christlichen Altertums einen guten Klang haben. Ein Mann wie er, der die kirchlichen Verhältnisse in Asien und in Europa gründlich kannte, und kaum ein halbes Jahrhundert nach dem apostolischen Zeitalter schrieb, der konnte ganz unmöglich das vierte Evangelium dem Apostel Johannes zuschreiben, wie er es tut in jenem großartigen Zusammenhang: III, 2, 7—9, wenn er nicht damit die Meinung der gesamten Kirche seiner Zeit ausgesprochen hat. — Nein, jener obskure Dunkelmann, den uns Bousset als Verfasser des Joh. Ev. unterschieben möchte, hat mit dieser herrlichen Schrift gar nichts zu tun; der existiert vielmehr nur in der verirrten Phantasie jenes Gelehrten, der leider ganz vergessen zu haben scheint, daß er uns auch eine einleuchtende Erklärung dafür schuldig ist „wie der große Unbekannte, der Verfasser des Evangeliums," sobald sein „Hymnus auf die Person Jesu" das Licht der Welt erblickt hatte, mit dem, jedenfalls noch größeren, damals allbekannten Lieblingsjünger des Herrn, dem Zebedaiden Johannes, verwechselt werden konnte! —

Solange diese Erklärung ausbleibt, und nur leere Behauptungen aufgestellt werden über die Person des Verfassers des 4. Ev., (auf Grund von Mc. 10, 35ff., und einer erst im fünften Jahrhundert formulierten, uns aber erst in späteren, sicher fehlerhaften Rezensionen überlieferten Notiz aus Papias, trotz dem sonst übereinstimmenden Zeugnis des kirchlichen Altertums), solange folgen wir lieber nicht der tendenziösen Geschichtskonstruktion des Göttinger-Professors, sondern halten fest an dem Greifbaren, das die altchristliche Tradition uns bietet, und dessen immer noch genug übrig bleibt, nachdem ehrliche, wissenschaftliche Kritik und Forschung ihre Arbeit getan, d. h. alles Zweifelhafte und Unhaltbare daraus entfernt hat. — Zu diesem Letzteren zählen wir aber niemals Johannes, den Zebedaiden, den Apostel des Herrn und Verfasser des vierten Evangeliums!

Der unfruchtbare Reformkatholizismus und die Schellhetze der Ultramontanen.

Eine Tragödie der Jahrhunderte.

Wir glauben, unseren Lesern einen Dienst zu tun, wenn wir ihnen nachfolgende treffliche Ausführung mitteilen, die wir im Novemberheft 1907 des „Türmers" fanden. Dieselbe kann uns einigen Aufschluß darüber geben, wie es kommt, daß selbst gebildete Katholiken nicht brechen mögen mit einer Kirche, die — nach unserem Urteil — so ganz und gar von einer kulturfeindlichen, herrschsüchtigen Gesellschaft — genannt Societas Jesu — beherrscht wird, und die jeder freien, wahrhaft religiösen Geistesbewegung unerbittlich den Krieg erklärt.

Wir können da Einblicke gewinnen in das innere Wesen des Ka=

tholizismus, in seine Macht über die Gemüter, aber auch in die geheimen Umtriebe und Intriguen, womit mißliebige Männer zu Tode gehetzt werden. Es folgt hier die Darstellung des „Türmers."

Karl Jentsch führt in einem Aufsatz „Reformkatholizismus" in der Wochenschrift „Morgen" aus: „Auch in ihren bösesten Tagen sei die Kirche nie ganz und gar in groben Pharisäismus und theurgischen Götzenkult versunken: „sondern sie hat beides nur in Verbindung mit echt christlichen Geistesgütern gehegt und ausgebildet, und darum ist eine Reform im Sinne der katholischen Reformer so unendlich schwer, weil jeder Versuch, das Unchristliche auszumerzen, auch das damit verflochtene Christliche zu gefährden scheint. Besonders weil die Kirche noch einem zweiten Bedürfnis Zugeständnisse machen mußte: dem der Grübler, das Unwißbare zu wissen. Das hat zur Ausbildung einer christlichen Metaphysik geführt, in welche von geistvollen Theologen die theoretische Begründung der Bräuche eingegliedert worden ist,*) so daß sich nun die Katholiken eines wohlgefügten, durch Konsequenz, Durchsichtigkeit und Geschlossenheit sowohl die logischen wie die ästhetischen Ansprüche befriedigenden Systems der Populärphilosophie erfreuen. Die Unhaltbarkeit der Prämissen zu erkennen, aus denen es herausgesponnen ist, dazu gehört ein besonderes kirchengeschichtliches Studium, und das System im ganzen unannehmbar zu finden, dazu gehören historischer Sinn, tiefes Nachdenken und feines Empfinden. Auch ist das 'unannehmbar' nur relativ zu verstehen. Und hier haben wir nun eben die schwer lösbare Verflechtung zu beachten. Werden die Dogmen der Kirche wörtlich, ihr Kult, ihre Sakramente und Sakramentalien als wirkungskräftige Heilmittel verstanden, so sind sie unannehmbar für die moderne Vernunft. Als Gleichnisse dagegen haben jene, als Symbole, Erziehungs- und Erbauungsmittel diese einen hohen Wert. Und überhaupt: mit dem Wust offenbar falscher Meinungen abergläubischer und sonst bedenklicher Bräuche werden dem Katholiken durch seine Kirche eine Menge Güter von unschätzbarem Kulturwert vermittelt: die ewig wahren Gedanken des Evangeliums und vieler Geisteshelden, die, im Geiste des Evangeliums lebend, im Laufe der christlichen Jahrhunderte den Schatz erbaulicher, nützlicher, tröstlicher Vorstellungen gemehrt haben; das Recht auf die Benützung eines schönen, oft großartigen Gotteshauses, das der Arme als sein Sonntagsheim leidenschaftlich liebt; ein die Sinne wie das Herz befriedigender Gottesdienst; süße und erhabene Melodien und Harmonien, von denen schon manche einzelne mächtig genug ist, den einmal davon Ergriffenen zeitlebens an die Kirche zu fesseln; unzählige Anregungen und Antriebe zum Guten, namentlich zur Uebung der Charitas, und großartige Veranstaltungen; endlich die Pfarrseelsorge, die überall, wo sie tüchtige und gewissenhafte Männer zu Organen hat, als eine Wohltat empfunden wird. Dieses und man-

*) Man vergleiche Möhlers theologische Ausdeutungen römischer Dogmen, wie sie im nächsten Heft (Maiheft) in dem Aufsatz „Die römische Messe" zitiert sind. (D. R.)

ches anderen der aufgezählten Güter erfreuen sich ja auch die evangelischen Christen. Aber die deutschen Katholiken sehen, daß die Mehrzahl der Evangelischen unkirchlich geworden ist, und sie schließen daraus, daß ihre eigenen Geistlichen recht haben mit der Behauptung: der Kirchenglaube ist ein unteilbares Ganzes, aus dem man nicht mißfällige Stücke nach Belieben aussondern kann; bricht man aus dem kunstvollen Bau der Kirchenlehre auch nur einen Stein heraus, so stürzt jener ein; wer die katholische Kirche verläßt, der verliert, vielleicht nicht sofort, aber mit der Zeit, das Christentum. Daß in den romanischen Ländern noch weit größere Massen unkirchlich geworden sind als in den protestantischen Gegenden Deutschlands, daß dagegen in den angelsächsischen Ländern die Bevölkerung, wenn auch in viele Sekten gespalten, doch im ganzen gläubig geblieben ist, diese Tatsache fängt erst jetzt, nach der französischen Katastrophe, das Nachdenken der deutschen Katholiken zu beschäftigen an. *Nur in den vorwiegend protestantischen Ländern ist fast jeder Katholik ein wirklicher Katholik*, in den *katholischen* Ländern sind *die wirklichen Katholiken eine ohnmächtige Minderheit.*

Die dem modernen Geschmack nicht zusagenden und die der heutigen Erkenntnis widersprechenden Dinge im Katholizismus, wie die Spezialheiligen für verschiedene Gebrechen und Nöte, die bekleideten Puppen in der Kirche, die Wundergeschichten der Ablässe, die Reliquien sind es gerade, an denen das Herz des Bauern hängt; der gebildete Katholik aber läßt sie sich gefallen, weil er fürchtet, Reformbestrebungen möchten den Bau der Kirche zertrümmern und ihm jene wahren Güter rauben. Besonders eines macht ihm Sorge. Die römische Kirche hat dem philosophischen *Materialismus*, dem krassen Diesseitsglauben *niemals das geringste Zugeständnis eingeräumt*, den Glauben an den persönlichen Gott, an das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode und die jenseitige Vergeltung unerschüttert festgehalten. Diese drei Ideen hat das Christentum nicht erst in die Welt gebracht, aber es hat sie, die eben nur philosophische Ideen waren, zur felsenfesten Ueberzeugung der Massen erhoben. Diese Ideen stecken dem Menschen ein klares Ziel, nach dem er seinen irdischen Wandel ordnen kann, und das ihn sowohl vor Verzweiflung wie vor Hybris und Zügellosigkeit schützt; weit entfernt davon, den Menschen fürs Diesseits untüchtig zu machen, macht ihn der vernünftige Jenseitsglaube gerade tüchtig. Darum wünschen die gläubigen Katholiken auf das lebhafteste, daß dieser Glaube ihren Kindern erhalten bleibe, und sie fürchten, er möchte ihnen verloren gehen, wenn sie nicht mehr an den Katechismus glauben. Die *Tatsache*, wie gesagt, daß er *den Bewohnern der katholischen Länder in weit größerem Umfange verloren gegangen ist als den protestantischen Angelsachsen*, drängt sich ihnen erst jetzt auf. Die Jesuitenpartei, deren Stärke ja überhaupt in der starren Systematik

und in der logischen Konsequenzmacherei liegt, bietet natürlich alles auf, die Katholiken in dem Glauben an die Unteilbarkeit des katholischen Dogmensystems zu erhalten; teils wird sie dabei von ihrer aufrichtigen bigotten Ueberzeugung geleitet, teils mehr oder weniger unbewußt vom hierarchischen Interesse, dem grade die anstößigsten Dogmen und der Volksaberglaube als die festesten Stützen des Papalsystems und der priesterlichen Gewalt über die Gemüter unentbehrlich sind.

So pflegen denn seit der Reformation alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche von Auswüchsen, wie sie es nennen, zu reinigen, nach folgendem Schema zu verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprechen, jubeln die nichtkatholischen Preßstimmen zu (die die Sache gar nichts angeht); die Zionswächter erklären die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion gegen die Kirche, und das Volk sagt sich schon selbst, ehe es ihm seine ultramontanen Berater gesagt haben: dieser Mann, dem die 'Protestanten, Juden und Freimaurer' zustimmen, ist sicherlich ein Feind der Kirche. Der Reformer sieht sich darum bald vor die Wahl gestellt, ob er sich löblich unterwerfen oder die Kirche verlassen will. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts wurden von dem stürmischen Beifall der über die kirchliche Mißwirtschaft wütenden Bevölkerung getragen. Dem heutigen Reformer stellen sich die Mißbilligung und der Argwohn des mit seiner Kirche ganz zufriedenen Volkes als unüberwindlicher Wall entgegen.

Und das schlimmste: die Reformer selbst sind sich über das, was sie eigentlich wollen, nicht klar. Sie wollen orthodox bleiben, aber mit dem Orthodoxismus lassen sich Reformbestrebungen nicht vereinigen. Die 'Mißbräuche', die der Reformer beklagt, sind keineswegs Auswüchse, wie er meint, sondern sie gehen mit Notwendigkeit aus zwei Grunddogmen der Orthodoxie hervor, von denen das eine den Tatsachen der Geschichte, das andere dem modernen Empfinden und der Vernunft widerspricht. Dieses, das Höllendogma, haben alle drei Orthodoxien gemeinsam. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, der glaubt natürlich auch an das Walten der Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, also an jenseitige Belohnungen und Strafen. In dem Zeitalter, wo dem Moloch Kinder verbrannt wurden, und in dem darauffolgenden, wo man im Zirkus zur Ergötzung des Pöbels Menschen schlachtete und wo die Neronen rasten, mußte wohl die verdorbene Phantasie die jenseitige Strafjustiz mit allen Greueln der irdischen Gegenwart ausstatten; und wenn ein frommer christlicher Kaiser, Theodosius, seiner beleidigten Majestät in Thessalonich 7000 Menschen opferte, wenn, wie man aus Predigten des Chrysostomus erfährt, die Bewohner Antiochiens wegen Beschimpfung der Bildsäulen des Arkadius und Honorius eine ähnliche Strafe zu erwarten hatten, so darf man sich nicht wundern, daß die verschrobenen Theologengehirne folgerten: da Gottes Majestät unendlich hoch über der des Kaisers steht, so gebührt ihren Beleidigern, und solche sind alle Sünder, unendliche, d. i. ewige Strafe. Seine vollendete Ausbildung empfing das Höllendogma in der

Zeit, da die Menschen, deren Phantasie sich beständig mit dem Teufel beschäftigte, selbst Teufel geworden waren, als Landsknechte im Kriege, als Obrigkeiten unter dem Vorwande der Strafjustiz ihre Mitmenschen mit mehr und ärgern Martern peinigten, als Dantes Dichterkraft zu erfinden vermocht hatte. Dieser grausame Fanatismus des 16. und 17. Jahrhunderts war eine Doktor Eisenbart-Kur, welche die Vorsehung der in Liederlichkeit versunkenen spätmittelalterlichen Christenheit verordnete, aber vom Christentum und von der Vernunft, die beide zusammengehörten, war es das grade Gegenteil. Man schwankt, welchem von beiden man die Palme der Unvernunft reichen soll: Calvin, der die ungeheuere Mehrheit der Menschen von Ewigkeit — zur Verherrlichung der Gerechtigkeit Gottes — für die ewige Höllenpein und für die diese rechtfertigenden Laster und Verbrechen prädestiniert sein läßt, oder dem katholischen System. Diesem nach hat ein dummer Teufel Gottes Schöpfung verdorben, die dann durch die Erlösung nur ganz kümmerlich wieder zurechtgerückt wird. Denn der ewigen Verdammnis verfallen bleiben alle die Milliarden der Ungetauften, die getauften Ketzer und die unbußfertig oder ohne priesterliche Absolution sterbenden Katholiken. Daß und wie ein kleiner Bruchteil der Menschheit gerettet wird, setzt der Unvernunft die Krone auf. In der Theorie freilich spricht die Kirche sogar den Ketzern die Seligkeit nicht ab, beileibe nicht! Wenn diese bona fide ihrem Irrglauben ergeben sind und wenn sie vor ihrem Tode eine 'vollkommene' Reue über ihre Sünden 'erwecken', so können sie gerettet werden. Da aber die ethische Leistung, die der Katechismus ausführlich beschreibt, ungeheuer schwierig ist, so verliert diese Milderung des grausamen Dogmas bei näherer Betrachtung jeden praktischen Wert. Und was jenen winzigen Bruchteil der Menschheit vor dem ewigen Feuer bewahrt, das sind bei Licht besehen und im Grunde genommen — zwei von den Priestern geübte, mit magischer Wirkungskraft ausgestattete Zeremonien: die Taufe und die Absolution.

Das moderne vernünftige Empfinden verwirft das Dogma, das die Gottheit nicht nur tief unter das sittliche Niveau des gewöhnlichen guten Menschen, sondern sogar unter das der Vertreter des Cäsarenwahnsinns hinabdrückt. Man muß sich in die Seelen der Allongenperücken hineinversetzen, die den Foltermeister desto glänzender besoldeten, je besser er die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer Bosheit monatelang zu martern, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wenn man den Gott der Orthodoxie verstehen will. Und auf diese Vorstellung von Gott ist nun die ganze Erlösungs- und Heilsmittellehre gebaut; diese bricht also zusammen, sobald die Unvernunft des Höllendogmas durchschaut ist. Aber wer daran festhält, dem kann man es nicht übelnehmen, wenn er angesichts dieser entsetzlichen Aussicht es macht wie Schwerkranke, die zu allen Kurpfuschern ihre Zuflucht nehmen, wenn er nicht genug Zaubermittel kriegen kann, die drohende ewige Pein abzuwenden, und so die Klerisei zur Erfindung immer neuer und immer geschmackloserer Zeremonien und Märlein geradezu drängt.

Die zweite Quelle der ‘Mißbräuche’ ist die Lehre vom Papste als der unfehlbaren Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten, zu denen bekanntlich so ziemlich alle menschlichen Angelegenheiten gestempelt werden können. Viele geschichtliche Tatsachen widerlegen dieses Dogma, aber schon eine einzige genügt: die Bulle des achten Innozenz (Nocens nennt ihn wegen seiner Laster das Epigramm eines Zeitgenossen), vom Jahre 1484, die durch die Dogmatisierung des dümmsten und abscheulichsten Aberglaubens mehr und schlimmere Greueltaten verschuldet hat, als jemals Mongolenhorden im Bereiche der Christenheit verübt haben. Nichts als Verachtung verdient die Ausrede, diese Bulle sei nicht ex cathedra geflossen. Besonders unsere schwachmütigen deutschen Reformer pflegen sich in ihren Gewissensnöten damit zu helfen, daß sie solchen päpstlichen Erlassen, die sich mit dem modernen Empfinden und der modernen Erkenntnis schlechterdings nicht vertragen, den ex cathedra-Charakter absprechen. Damit machen sie aber das Unfehlbarkeitsdogma selbst zunichte. Denn was entscheidet dieser Methode nach über den ex cathedra-Charakter? Ihr subjektives Empfinden. Das war denn doch wahrhaftig nicht die Meinung der Jesuiten, die das Dogma durchgedrückt haben, das subjektive Empfinden deutscher Professoren zur höchsten Autorität zu erheben, von der die Erlasse der päpstlichen Autorität erst ihre Beglaubigung zu empfangen hätten. Besonders da das moderne deutsche Gemüt und die moderne deutsche Vernunft von dem Verstande und dem Empfinden der herrschenden Jesuitenpartei das grade Gegenteil sind. Was der heutige Deutsche als unchristlich erkennt: die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes, die modern-katholischen Andachten mit den daran geknüpften Ablässen, die Wundersucht, die es schließlich fertig gebracht hat, an den Teufel Bitru zu glauben, grade diese Dinge sind der Unfehlbarkeitspartei ans Herz gewachsen, und grade diese wollte sie durch die Unfehlbarkeitserklärung gegen die moderne Zweifelsucht und den modernen Unglauben sicherstellen; war doch das neue Dogma nur die Vorbereitung für ein zweites, das dem Kirchenstaate die Weihe einer göttlichen Institution verleihen sollte. Die gütige Vorsehung hat, indem sie den Gegenstand des geplanten Dogmas hinwegfegen ließ, die Katholiken vor der Schmach bewahrt, diesen jämmerlichen Staat, der ein beständiges Aergernis für alle Frommen und Einsichtigen war, auch noch als eine göttliche Einrichtung anerkennen zu sollen.

Wir sehen: ohne entschiedenen und offenen Bruch mit der Orthodoxie gibt es keine Reform im Sinne der katholischen Reformer. Solange sie die zwei Dogmen nicht preisgeben, aus denen diese ‘Auswüchse’ hervorwachsen, ist ihr Kampf gegen diese vergebens. Denn grade diese Auswüchse sind es, an denen die Betschwestern mit leidenschaftlicher Inbrunst hängen, die von fanatischen Mönchen inspirierten Betschwestern aber beherrschen seit Pius IX. die Kirche. Was den Betschwestern verdächtig erscheint, das wird als Ketzerei denunziert, und das Wort eines Ketzers gilt nichts beim katholischen Volke. Und grade diese Aus-

wüchse sind es, auf denen die Macht der Kurie und der Hierarchie beruht, wie denn das kuriale und das hierarchische Interesse zur Ausbildung der Dogmen sehr kräftig mitgewirkt haben. Die Lehre vom Ablaß in ihrer letzten Ausgestaltung darf geradezu eine Erfindung der päpstlichen Finanzkunst genannt werden, und bei dem Dogma von der Transsubstantiation hat das priesterliche Interesse wenigstens unbewußterweise Geburtshilfe geleistet. Namentlich beschränkten Köpfen dünkt es ein unendlicher Vorteil, daß sie als 'Schöpfer Gottes' auf die wohlfeilste und bequemste Weise eine Stellung hoch über der gesamten Laienwelt einnehmen, die sie durch Leistungen mit aller Anstrengung niemals erlangen würden. Als Pius IX. die deutschen Bischöfe zu dem Konzil einlud, dessen Zweck ja bekannt war, da wäre es ihre Pflicht gewesen, öffentlich zu erklären: 'Wir versagen dem von der Weltgeschichte geweihten Stuhle Petri unsere Ehrfurcht nicht, und erkennen in einer kirchlichen Zentralinstanz eine aus mehreren Gründen nützliche Einrichtung. Aber den Papst oder vielmehr seine theologischen Berater, deren wissenschaftliche und sittliche Qualifikation hinlänglich bekannt ist, für das inspirierte Organ Gottes ansehen zu sollen, das ist eine Zumutung, für die es keine parlamentarische Bezeichnung gibt. Zu der Konzilskomödie, die diese monströse Lehre dogmatisieren soll, geben wir uns nicht her.' Diese Gelegenheit, endlich einmal Klarheit zu schaffen, haben die deutschen Bischöfe versäumt (auch die französischen und die englischen wären zu dieser Aktion berufen gewesen; die spanischen, die italienischen, zum Teil auch die österreichisch-ungarischen, haben kein Urteil über Fragen der Geschichte und über Forderungen der Vernunft). Sie haben es versäumt, teils weil sie selbst noch im Orthodoxismus befangen waren, teils um nicht die Einheit der Kirche zu sprengen, teils aus Furcht vor den Betschwestern, von denen sie verketzert worden sein würden; teils im hierarchischen Interesse, dessen sich nun einmal ein Kirchenfürst nicht leicht entschlagen kann. So hat man denn den Papst für unfehlbar erklären lassen, und von einem Recht des Widerspruchs gegen den Unfehlbaren kann offenbar keine Rede sein . . .

Freilich haben die Schellaffäre und der neue Syllabus — angesichts des Zustandes der katholischen Kirche in Frankreich und Italien — in so vielen gläubigen aber zugleich gebildeten Katholiken Deutschlands die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt, daß einige Tröpflein davon sogar in den Spalten der „Germania" durchsickern. Sie seufzt u. a.: 'Man kann bald Worte wie Wissenschaft, Kultur, Bildung, Fortschritt nicht mehr aussprechen, ohne von den Eiferern der Ketzerei verdächtigt zu werden.' Allein in der Masse der deutschen Katholiken sind die oben beschriebene Gemütsverfassung, die das orthodoxe Kirchentum in Bausch und Bogen festhält, und der Glaube an den 'heiligen Vater' noch unerschüttert, und so dürfte denn der 'Felsen Petri' auch von diesem kleinen Sturm nicht ins Wanken gebracht werden.

Indes: Tropfen höhlen den Stein, und Erkenntnisse wie gereinigte Gemütsverfassungen brechen sich Bahn. Vor reichlich zweihundert Jahren glaubten die gelehrten Theologen und Juristen aller drei Konfessionen in Deutschland steif und fest an Hexerei, und der Gefahr, selbst lebendig verbrannt zu werden, setzte sich aus, wer — nicht etwa den Hexenwahn, sondern nur — das empörende, allen Grundsätzen vernünftiger Rechtspflege Hohn sprechende Verfahren gegen die vermeintlichen Hexen bekämpfte. Heute lebt kaum noch in einem entlegenen Dorfe ein altes Weiblein, das die Krankheiten von Mensch, Vieh und Feldfrüchten auf den Teufel und seine menschlichen Verbündeten zurückführte. So wird in wiederum zweihundert Jahren, wahrscheinlich schon viel früher, der gebildete Teil der europäischen Menschheit nicht mehr verstehen, wie jemals von gelehrten Leuten das Höllendogma geglaubt und die damit untrennbar verbundene Vorstellung von der Gottheit gehegt werden konnte, und wie ein historisch unterrichteter Mann den Chef der bureaukratischen Behörde, die weniger Achtung verdient und schwerere Verschuldungen auf sich geladen hat als irgend eine andere, für den von Gott eingesetzten und inspirierten Lehrer der Menschheit hat halten können ... Dann wird es Zeit sein, zu fragen, wie die katholische Kirche reformiert werden könne, d. h. wie man die genannten beiden Glaubenssätze samt ihren theoretischen und praktischen Konsequenzen ausscheiden könne, *ohne daß der Christenheit die im Katholizismus ruhenden Kulturgüter verloren gehen.* Als Symptome davon, daß der historische Sinn und die historische Erkenntnis, vor denen das Papstdogma wie Nebel vor der Sonne zerrinnt, in streng katholische Kreise einzudringen beginnen, verzeichne ich zwei Werke Albert Ehrhards ('Der Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts' und 'Kultur und Katholizismus') und eine Aeußerung der Historisch-politischen Blätter. Dieses von den beiden Görres (Vater und Sohn) begründete, lange Zeit hindurch angesehendste Organ der deutschen Katholiken *bestreitet* die Behauptung des unglückseligen Professor Commer, daß alle Päpste, seit der kirchlichen Renaissance (d. h. genau gesprochen seit dem großen Abfall des Nordens, der die römische Kirche zum Versuch einer Selbsterneuerung zwang) Führer der Sittenreform gewesen seien, und meint, weil auch die Päpste als Menschen der Geschichte, der Sphäre des Veränderlichen angehörten, so dürfe auch von einer Reform des Hauptes der Kirche gesprochen werden. Fehlt nur noch ein Schritt zu der Erkenntnis, daß *die Päpste bloß Menschen* — Menschen in einer geschichtlich gewordenen, sehr merkwürdigen und sehr einflußreichen Position — sonst aber nichts sind und nie etwas anderes gewesen sind."

* * *

Gewiß, kommen wird einst der Tag —: um das zu wissen, bedarf es keiner prophetischen Gaben. Es ist so sicher wie alles gesetzmäßige Geschehen. Wie nichts auf der Welt dem göttlichen Entwick-

lungswillen, dem eigentlichen Schöpfungswillen auf die Dauer widerstehen kann, wie auch die römische Kirche im Laufe der Jahrhunderte schon mancherlei Entwicklungen durchgemacht hat, wie sie einer Forderung der Vernunft und Wissenschaft nach der anderen, widerwillig zwar und nach äußerstem Gegendruck, aber der Not gehorchend hat nachgeben müssen, so wird sie auch weiter dazu genötigt werden —: von innen, aus ihrem eigenen Schoße, aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus. Aber bis dahin scheint noch ein langer Weg zu sein: — die zwei Jahrhunderte, die Jentsch annimmt, dünken mich nicht zu hoch gegriffen. In der Zwischenzeit wird der Kompromiß regieren. Die Kirche wird es im allgemeinen auch weiter bei äußerlicher Unterwerfung bewenden lassen, mit dem innerlichen Glauben an einzelne Dogmen nicht so genau nehmen, wenn nur die Dehors und die äußere „Autorität" gewahrt bleiben. Offene Widersacher aber — und könnten sie sich auf Jesus und die zwölf Apostel berufen und wären sie auch sonst überzeugte, in Leben und Lehre vorbildliche katholische Christen — wird sie nach wie vor schonungslos zur Strecke bringen.

Wie sie — Schell zur Strecke gebracht hat! — Ein Mann, der „von katholischen Eltern geboren, von katholischen Lehrern erzogen, in katholischer Luft herangewachsen ist und dort seit Jahrzehnten lebt und wirkt," kommt in der „Neuen Zürcher Zeitung" noch einmal auf den Fall zurück:

„Man kann der katholischen Kirche für gewöhnlich nicht den Vorwurf machen, daß sie ihre Leute nicht kennt und nicht zu belohnen versteht. Es gibt kein Geheimwesen, das selbst den verwegensten Ehrgeiz so sehr zu stillen vermag wie Rom. Aber Rom kennt nur die Leute, die sich ihm, ihm allein zur Verfügung stellen, rückhaltlos, bedingungslos. Es hatte für einen Hergenröther den Purpur, für Döllinger den Bannfluch. Rom will nur den Kampf für Rom, nicht den Kampf für den Katholizismus, nicht den Kampf für die Religion, nicht den Kampf für die Wahrheit, für das Recht und das Vaterland und wie die großen Ideale alle heißen mögen, für die die deutschen Träumer so gerne schwärmen. Schell aber hatte ja wohl für den Katholizismus gelebt und gestritten, aber nicht von römischen Prälaten, nicht von herrschsüchtigen und hochmütigen Monsignori in ihren weibischen Prunkgewändern, nicht von Loyolas tückischen Söhnen hatte er das Heil der Kirche und die religiöse Wiedergeburt der Menschheit erwartet. Als echter deutscher Professor hatte er auf eine Vertiefung und Verinnerlichung der mehr und mehr zum bloßen Mechanismus und Fetischismus erstarrenden kirchlichen Religiosität, auf eine Verständigung und Versöhnung der Kirche mit der modernen Welt gedrungen, einen Platz auch für deutsches Wesen und deutsche Eigenart im großen Bau des Katholizismus gefordert. Und das verzieh man ihm nicht. Man verzieh es ihm nicht, daß er lebte. Man verzieh es ihm nicht, daß er wirkte und mit mächtigem Wort und mächtiger Schrift

zahllose Geister gewann. So traf ihn der römische Bannstrahl. Schell leistete Uebermenschliches an heroischer Selbstüberwindung, indem er sich unterwarf. Er wußte es nur zu gut: man rechnete sicher darauf, daß er sich rebellisch widersetzen und so den von seinen Gegnern heißersehnten Anlaß geben würde, ihn aus dem Lehramte zu entfernen und für immer unschädlich zu machen.

Mit dem ungeheuren Opfer persönlicher Selbstverleugnung hatte er sich das Zugeständnis ruhiger Lehr- und Gelehrtentätigkeit zu erkaufen gehofft. Er täuschte sich. Man stürzte ihn von einem Verhör zum andern, von einer Untersuchung, von einer Anklage, von einer Aufregung in eine andere, obschon — oder gar weil? — man wußte, wie schwere Spuren diese furchtbaren seelischen Erschütterungen in seinem physischen Befinden hinterlassen hatten. Nicht mehr zufrieden mit seiner Unterwerfung, verlangte man seinen Widerruf, seinen *wissenschaftlichen Selbstmord*. Schell litt unsäglich. Er litt um so mehr, je klarer er einsah, wie leicht sein Verhalten mißdeutet, als Verrat an der Wissenschaft, als schwächliche Nachgiebigkeit wider hierarchische Machtgelüste ausgelegt werden konnte. Er war stolz auf seinen Beruf, Lehrer der Theologie, des in seinen Augen erhabensten Faches, an einer deutschen Hochschule zu sein. Noch jüngst hatte er als Rektor der Universität die goldene Kette getragen und an der Spitze des akademischen Lehrkörpers das neue prächtige Universitätsgebäude bezogen, dem er die stolze, noch heute in großen Buchstaben am Giebel der Hauptfront prangende Aufschrift gab: Veritati! Und nun sollte er seine in jahrzehntelanger heißester Arbeit errungene wissenschaftliche Ueberzeugung verleugnen? Und wie er seine eigene Ueberzeugung heilig hielt, so achtete er auch die ehrliche Ueberzeugung anderer. Ohne nach dem Glaubensbekenntnis zu fragen, sprach er sich jederman gegenüber mit einer Offenheit aus, die allen jenen rätselhaft sein muß, welche, an argliſtige Verschlagenheit gewöhnt, in der Sprache ein Mittel nicht zur Offenbarung, sondern zur Verschleierung der eigenen Gedanken sehen . . .

Mit den Segnungen seiner Kirche war Schell zur ewigen Ruhe bestattet worden; der Erzbischof von Bamberg, sein Freund und Kollege von ehedem hatte ihm die letzte Ehre erwiesen und am offenen Grabe mit tiefergreifenden, warmen Worten sein Lebenswerk gefeiert. So schien der Makel, der seit der Zensurierung auf dem Namen der verblichenen Gelehrten lag, der Verklärung des Todes gewichen zu sein. *Das durfte nicht sein. Selbst im Tode durfte er keine Ruhe finden.* Wie einst die Kirche, die liebende Mutter, den im Banne Gestorbenen die Grabesruhe nicht gönnte, sondern die Totengrüfte öffnen, den Sarg aus der geweihten Erde entfernen und die Asche in die Winde zerstreuen ließ, so wühlten Hyänen auch im frischen Grabe Schells, sein Andenken schändend. Dem Wiener Dogmatiker *Commer* war es beschieden, dem toten Löwen, für den er im Leben stets nur Worte überschwenglichster Anerkennung gehabt,

empörende Fußtritte zu versetzen; und Rom gab sich zum grenzenlosen Erstaunen der anständigen Welt dazu her, das elende, von Verdrehungen, Entstellungen und Verdächtigungen strotzende Commersche Machwerk mit Lobsprüchen zu überhäufen. Um den römischen Stuhl wider die fortschrittliche Bewegung heiß zu machen, jagte man ihm kindische Furcht mit dem Schreckensgespenst einer internationalen Laienorganisation ein, die sich sofort als harmlose Gesellschaft zur Abfassung einer Bittschrift um Milderung der Indexbestimmungen entpuppte. Alle Welt lachte. Die Leute, die den heiligen Stuhl zum Commerbrief gedrängt und geschoben hatten, befanden sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sie hatten den heiligen Stuhl in der unerhörtesten Weise kompromittiert. Und als gar noch die Briefe bekannt wurden, die Commer vor Jahren an den lebenden Schell geschrieben, Briefe, die die hellste Bewunderung für den größeren Freund atmeten und die späteren gewissen- und lieblosen Urteile Commers über Schell Lügen straften, als sich der wahre Charakter des Mannes in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit enthüllte, da schien das schändliche Treiben der Schell-Feinde heillos entlarvt zu sein. So galt es denn, zu retten, was noch zu retten war, und die freventlich mißbrauchte und in den Kot gezogene kirchliche Autorität, so gut es ging, wieder zu Ehren zu bringen. Man versuchte es durch um so skrupellosere Verunglimpfung Schells, den man als einen unehrlichen, innerlich mit der Kirche zerfallenen charakterschwachen, ja charakterlosen, gemeingefährlichen Menschen verächtlich zu machen trachtete . . . Vollends aber hoffte man mit Hilfe des Katholikentages ans Ziel zu kommen, der ja nicht ohne guten Grund gerade nach Würzburg berufen war.

Vielfach hat man es auffallend gefunden, daß der Würzburger Katholikentag, der unter so ungünstigen Auspizien zusammentrat, so friedlich verlief, und daß gerade der Schellhandel nicht, wie sogar die Führer gefürchtet hatten, Mißhelligkeiten und Streitigkeiten hervorrief. Man hat diese für den Augenblick überraschende Erscheinung damit erklären wollen, daß man im Schellhandel das Werk römischer Umtriebe erblickte, von denen sich der deutsche Katholizismus unwillig abgewandt habe. Nichts ist unrichtiger als dies. Die Schellhetze ging überhaupt nicht von Rom, sondern von Deutschland selbst aus. Will man sich über die Entstehung des schmählichen Commerbuches und des unglückseligen päpstlichen Schreibens an Commer näher unterrichten, so muß man sich nach Würzburg und Wien wenden, auch am Rhein, in Trier und Köln soll einiges zu erfragen sein. Schon in den 1890er Jahren hatte eine Konferenz preußischer Bischöfe an den damaligen Würzburger Bischof Franz Joseph v. Stein, den jetzigen Erzbischof von München, das Ansinnen gerichtet, wider Schell einzuschreiten. Bischof v. Stein, eine vornehme Natur, früher selbst akademischer Lehrer, hatte dies abgelehnt, worauf es die preußischen Bischöfe für angezeigt hielten, in die bayrischen Kirchenverhältnisse einzugreifen und die Klage wider Schell in Rom zu erheben, die von

Bischof Korum von Trier gelegentlich eines längeren römischen Aufenthaltes nachdrücklich betrieben wurde. In Norddeutschland, dann insbesondere in Würzburg selbst und in Innsbruck hatte Schell stets seine erbittertsten Feinde; alles, was dem Jesuitismus dem Rocke oder der Gesinnung nach angehörte, stimmte mit voller Kehle in das vielstimmige Crucifige ein, und der neue Würzburger Bischof Schlör, ein durchaus unselbständiger, wissenschaftlich unbedeutender Mann, hatte für die Klage wider Schell stets ein offenes Ohr.

Von Würzburg aus wurde die berüchtigte Corrispondenza Romana bedient und mit den im Würzburger Ordinariat hinterlegten Protokollen über die Verhandlungen ausgerüstet, die Bischof Schlör mit Schell geführt hatte und die den urkundlichen Beweis liefern sollten, daß Schell widerrufen und seine eigenen Lehren als irrig bezeichnet habe, was der Gelehrte selbst stets auf das allerentschiedenste bestritt. Zum Lohne für die Schergendienste, die er geleistet, sollte der Würzburger Oberhirte Gegenstand feierlicher Orationen auf dem Katholikentage werden, was auch wirklich geschah. Denn trotz einiger, in der Menge und im Ansehen der Schellschen Anhänger begründeten Bangigkeit baute man zuversichtlich auf den Katholikentag. Man konnte es, man kannte ja seine Leute. Man wußte im voraus, daß er hauptsächlich doch nur von Geistlichen besucht sein werde, die durch den päpstlichen Commerbrief im voraus eingeschüchtert waren. Man hatte zudem die Leitung der Versammlung vollständig und fest in der Hand. In den öffentlichen Sitzungen durften nur die wohlbewährten Männer sprechen, die von langer Hand dazu vorausbestimmt waren; und selbst sie durften nur über die mit ihnen vereinbarten Themata reden und mußten sogar die Reinschrift ihrer Vorträge dem Preßausschuß zur Prüfung unterbreiten, auf dessen Wunsch zum Beispiel Prof. Spahn überall, wo in seiner Rede der Name Schell vorkam, diesen streichen mußte. Prof. Sickenberger, der in einer Sektionssitzung fortschrittliche Anträge im Sinne der Münchner Krausgesellschaft vertrat, wurde sofort niedergebrüllt und mundtot gemacht. Der Katholikentag war ja, was man niemals vergessen darf, nur eine Zentrumsheerschau; nicht die Katholiken als solche, am allerwenigsten die freiheitlich und fortschrittlich gesinnten, sondern nur die Zentrumskatholiken, die ausgesprochenen Ultramontanen, kamen hier zu Worte; und die führende Rolle, die Zentrumsparlamentarier wie Gröber und Wacker, spielten, läßt über die wahre Natur des Würzburger Tages keine Zweifel übrig. Eben deshalb konnte man ja auch der Zustimmung des Katholikentages zur Verurteilung und Preisgabe Schells sicher sein, weil man der Zustimmung des Zentrums sicher war. Die leitenden Zentrumsmänner haßten Schell und seine Richtung, die Verkörperung des schon von F. X. Kraus so warm und eindringlich empfohlenen religiösen Katholizismus, der dem im Zentrum vertretenen politischen Katholizismus selbst-

verständlich ein Pfahl im Fleische ist. Das Zentrum haßte Schell und seine Schule, weil es die Ideale haßte und haßt, die Schell und seinen Freunden heilig waren und sind, Ideale, die nicht so sehr in Schells großen Werken, als vielmehr in seinen Reden und Vorträgen und in kleineren Schriften und Aufsätzen, insbesondere aber in der berühmten Broschüre 'Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts' zum Ausdruck gelangt waren.

Schell sah im Umsichgreifen des Jesuitismus eine schwere Gefahr für den Katholizismus; das Zentrum verehrt und unterstützt in den Jesuiten seine getreuesten Helfershelfer. Schell predigte die persönliche Initiative, die lebendige Tatkraft des einzelnen; das Zentrum liebt die Herdenmenschen. Schell hob überall und immer das den christlichen Konfessionen Gemeinsame hervor, trat für den Frieden und die Versöhnung ein; das Zentrum ist schon seiner Existenz als einer rein konessionellen Partei nach ein lebendiger Protest gegen allen Ausgleich und alle Verständigung. Schell schwärmte für die Wissenschaft, für die Universitäten und freie Forschung und wollte auch den Theologen den Zugang zu den Hochschulen erschlossen wissen; das Zentrum sieht Wissenschaft und freie Forschung mit scheelen Augen an, bewilligt den Universitäten, was es nicht gut verweigern kann, und spricht geistiger Bevormundung und Gängelung das Wort. So bestanden zwischen Schell und dem Zentrum die schärfsten Gegensätze. Nicht weniger als dem Zentrum waren und sind aber die Schellschen Ideen Rom und den Bischöfen, besonders den preußischen Bischöfen, zuwider; so ergab sich ein Zusammengehen des Zentrums mit dem Episkopat und Rom wider Schell und seinen Anhang von selbst. Die fortschrittlichen, auf das praktische kirchliche, religiöse und wissenschaftliche Leben abzielenden Bestrebungen Schells waren es auch, die namentlich die preußischen Bischöfe alarmierten. Die dogmatischen Sonderlehren, die man ihm vorwarf, bildeten nur den Vorwand ihres Einschreitens, höchstens, daß etwa die Rücksicht auf die von Schell bedrohte Höllenlehre noch in die Wagschale fiel, da man sich nur mehr mit der Furcht vor dem Teufel die Massen zu zähmen getraut. Die preußische Strammheit, die sich in Norddeutschland auch in kirchlichen Dingen so unangenehm fühlbar macht, drohte durch die Schellschen Gedanken von der persönlichen Aktivität bedenklich gelockert zu werden. Die Gläubigen und die Rekruten, die Pfarrer und Geistlichen als schneidige Feldwebel, die Bischöfe als die kommandierenden Generale, die doch nur nach römischer Losung marschieren, — dieses erhabenste Ideal preußischer Kirchenzucht — in Köln, Trier, Münster und anderen Orten wird man uns verstehen — mußte durch Schells Gedanken erheblich erschüttert werden.

Nach dem allem erklärt es sich, wenn Herodes und Pilatus, Zentrum und Episkopat, sich die Hände reichten zum gemeinsamen Streit wider Schell und die Schellianer. In Würzburg wurde der Liebesbund neuerdings besiegelt. Während in den öffentlichen Versammlun-

gen der Name Schells nicht einmal genannt werden durfte, wurde in den geschlossenen Sitzungen des katholischen, d. h. des Zentrumspreßvereins aufs lebhafteste tagelang über die Schellsache verhandelt; und nach eingehendsten, zum Teil hitzigen Erörterungen wurde ein Einvernehmen erzielt, das den vollen Sieg der borniertesten Reaktion bedeutet. Die verständigere und vornehmere Auffassung, die in den Spalten der „Köln. Volkszeitung" und der Berliner „Germania" zutage getreten war, mußte vor dem rohen Terrorismus der süddeutschen Hetzer die Segel streichen. Damit hatte man erreicht, was man beabsichtigt hatte. Die niederträchtigsten Umtriebe wider Schell, die sich im Commerbuche und im päpstlichen Commerbriefe verdichtet hatten, hatten durch die Katholikenversammlung, d. h. durch das Zentrumslager Deckung und Zustimmung erhalten. Schell war geächtet!

Das ist der Dank, den der Katholizismus einem seiner edelsten Söhne zollte. Was hatte sich Schell abgemüht, um selbst Leute, die dem Christentum längst entfremdet waren, in die Kirche zurückzuführen! Kollegien Publica über Publica abgehalten, und der größte Hörsaal der Universität hatte nicht ausgereicht, um die Hörer alle zu fassen, die sich in seine Vorlesungen drängten. Studenten aller Fakultäten, Beamte, Lehrer, Offiziere, Damen der höchsten Gesellschaftsklassen, sie alle hatte er für die überirdische Schönheit des Christusbildes begeistert, das so leuchtend vor seiner Seele stand, in ihren Herzen aber längst verblaßt war. In jugendlichem Feuereifer, in nie versagender Hilfsbereitschaft hatte er Kanzel und Beichtstuhl aufgesucht, um allen alles zu werden; im strengsten Winter war er stundenlang durch den tiefsten Schnee gewatet, um einem alten Landpfarrer auszuhelfen. Mit verschwenderischen Händen hatte er gespendet, zahlreiche Studierende unterstützt und geholfen mit Rat oder Tat, wo er irgendwie helfen konnte. Und wie er gelebt, so war er im Gedanken an Christus gestorben. Nach seinem Tode fand man in seiner Rocktasche einen Rosenkranz und ein zerknittertes Papierstück mit Aufzeichnungen zu einem Vortrag über Christus, den er in Berlin hatte halten wollen.

Und diesen Mann hatte der Katholizismus nicht zu ertragen vermocht, hatte ihn verfolgt und zu Tode gehetzt und noch im Grabe verflucht und Hyänen und Schakalen zum Fraße hingeworfen. Selbst wenn Schell geirrt hatte — gehorsam hatte er sich unterworfen. Was hätte er denn mehr tun sollen? Und seine großen, tiefen Gedanken, waren sie keines Dankes wert? . . ."

Ist das nicht eine erschütternde Tragödie? Ein leibhaftiger Jünger des Herrn, ein wiedergeborener Johannes! Aber — haben sie nicht auch — Christus gekreuzigt?

War Judas zugegen bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls?

Referat, verlesen vor der Plum Grove Pastoral-Konferenz von P. H. Schmidt.

Nachfolgende Arbeit war von dem entschlafenen Verfasser eingesandt und von der Redaktion fürs Märzheft fertig gemacht, ehe die traurige Kunde von seinem Heimgang erschien. Sie folgt nun unverändert, so wie sie fertig gemacht war.

Diese Frage zu beantworten ist mir der Auftrag geworden. Da diese Frage eine Streitfrage ist, deren endgiltige Lösung in befriedigender Weise wahrscheinlich nie befolgen wird, so darf natürlicherweise vom Referenten nicht erwartet werden, daß er über die Köpfe der Theologen hinweg eine endgiltige Lösung finden soll; dazu fehlen ihm einmal die notwendigen literarischen Hilfsmittel, dann auch der theologische Scharfsinn, der aus Weiß Schwarz zu machen versteht und umgekehrt. Der Referent hat darum weiter nichts tun können als seine eigene Ansicht darstellen, wie sie sich ihm, auf Grund der ihm zugänglich gewesenen Hilfsmittel, entwickelt hat.

„War Judas zugegen bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls?" — Nach. Matth. 26, 21—25, Marc. 14, 18—21 und Luc. 22, 21—23 muß Judas zugegen gewesen sein, denn die Synoptiker berichten einstimmig: Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verraten, und Lucas berichtet ausdrücklich die nicht mißzuverstehenden Worte: die Hand meines Verräters ist mit mir über Tische, und Johannes berichtet auch: daß Jesus dem Judas den Bissen reichte; da muß er doch zugegen gewesen sein! — Man wendet aber dagegen ein: Alle diese Stellen beziehen sich nicht auf das heilige Abendmahl, sondern auf das Passahmahl, das Osterlamm; nach dem Passahmahl aber, also unmittelbar vor der Einsetzung des heiligen Abendmahls sei Judas hinausgegangen, nach Joh. 13, 30, um sein finsteres Werk auszuführen. — Das ist aber ein Mißbrauch der heiligen Schrift, die nur durch sich selbst ausgelegt werden kann. Es ist noch n i e m a n d auf den Gedanken gekommen, zu behaupten, Christus habe das heilige Abendmahl nicht gestiftet, weil Johannes dessen Einsetzung nicht erwähnt; nun steht aber ausdrücklich unmittelbar nach den Einsetzungsworten, Luc. 22, 21: die Hand meines Verräters ist mit mir über Tische! (Judas fuhr mit der Hand zugleich mit dem Herrn nach der Schüssel, Matth. 26, 23.) Man sucht nun um diese Stelle herumzukommen indem man sagt: Lukas berichtete nicht chronologisch genau (Lange, exeg. Erläuterungen, § 6). Einen Beweis dafür habe ich nicht finden können, auch ist es doch sehr bedenklich, einem Verfasser der Evangelien chronologische Ungenauigkeiten in die Schuhe zu schieben, bloß um eine theol. Meinung damit zu schützen! — Auch streitet diese Beschuldigung gegen meine Auffassung von der Inspiration, die nicht zugestehen kann, daß solche Ungenauigkeiten überhaupt vorkommen können, selbst wenn sie höchst unwichtig wären. Wäre Judas nicht zugegen gewesen, wäre seine

Gegenwart unvereinbar mit dem heiligen Charakter des Sakraments, dann hätte Lucas und auch Matth. und Marc. nicht so berichten dürfen, oder es müßte eine Stelle vorhanden sein, die klar den Ausschluß des Judas mit Angabe des Grundes bewiese. — Ferner ist das heilige Abendmahl das Sakrament des Neuen Bundes; unmittelbar vor seiner Einsetzung wurde zum letztenmal das Sakrament des Alten Bundes gefeiert und eingeleitet mit den Worten Jesu, Luc. 22, 15: Mich hat herzlich verlanget, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide. Es wird nun niemand leugnen wollen, daß Judas an dieser Feier teilgenommen hat. Ist nun auch das Osterlamm nur ein Schatten der zukünftigen Güter, so bleibt es doch immer das Sakrament des Alten Bundes, dem Bundesvolke gegeben zur Errettung von der bösen Plage der Sünde und des Todes. — Ich kann nicht einsehen, daß da in bezug auf Judas ein Unterschied besteht, daß er wohl beim Essen des Osterlamms zugegen sein konnte, aber nicht beim erstmaligen Genießen des heiligen Abendmahls; Judas war beim Essen des Osterlamms ein ebensolcher Heuchler, wie er es sein mußte bei der Teilnahme am heiligen Abendmahl. Gewiß war Judas tief gefallen; von keinem Menschen sonst heißt es, Joh. 6, 70. 71: Habe ich nicht euch Zwölfe erwählet und euer einer ist ein Teufel? — Und Matth. 26, 24: Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet, doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird. Es wäre ihm besser, daß derselbe Mensch nie geboren wäre! — Aber Petrus hat sich doch auch schwer an seinem Meister versündigt und ihn schmählich verleugnet, und aller Scharfsinn der Dialektik wird die Sünde des Petrus im Vergleich mit dem Verrat des Judas nicht geringer erscheinen lassen; allein die Reue des Petrus macht den Unterschied; höchstens könnte man sagen: in Petrus hatte die Sünde noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen. — Wäre es die Unwürdigkeit des Judas, die den Herrn gleichsam gezwungen hätte, die Schar der Zwölfe vor der Einsetzung des heiligen Abendmahls zu reinigen und zu sichten, so hätte die Strafe auch den Petrus treffen müssen, und waren die anderen alle so würdig, wie es das heilige Abendmahl dann von ihnen voraussetzen mußte? — Erhebt sich nicht während der Feier der Rangstreit unter ihnen, wer von ihnen der Größeste sei? Luc. 22, 24. Ferner müßte unsere jetzige Abendmahlspraxis gewaltige Veränderungen erfahren und da wir keine Herzenskündiger sind, müßten wir die Beicht- und Bußpraxis der katholischen Kirche zu der unsrigen machen, um einigermaßen sicher sein zu können, daß kein Unwürdiger bei unsern Abendmahlsfeiern Zutritt fände. Es hat zwar nur den einen Judas gegeben, der sich an der Person des Herrn so schrecklich vergangen hat, aber ich bin überzeugt, es gibt auch in unserer Zeit noch viele, die unter gleicher Verdammnis stehen. Wir sehen aber auch, wie der Herr, trotzdem, daß er nach Matth. 26, 24 von Judas das schrecklichste sagt, was von einem Menschen gesagt werden kann, er dennoch bei der Gefangennahme sich von

ihm küssen läßt, ja zu ihm spricht: Mein Freund, warum bist du gekommen? Matth. 26, 50. Das sind doch deutliche Zeichen, wie der Herr gleichsam seine Liebe verschwendet, wozu anders als, wenn es möglich wäre, auch Judas zu retten? Hier zeigt sich auch besonders klar der Unterschied zwischen Judas und Petrus, denn Judas bleibt von der Liebe Jesu ungerührt, während Petrus, als ihn, Luc. 22, 61, der Blick des Herrn trifft, sofort die Größe seiner Schuld empfindet, hinauseilt und bitterlich weint in göttlicher Traurigkeit. Noch ein Moment kommt hier in Betracht und verdient alle Beachtung: Als der Herr bei der Feier des Passahmahles von seinem Verräter redet, Matth. 26, 21; Marc. 14, 18; Luc. 22, 21; Joh. 13, 10. 21, fragen die Jünger, nicht Judas allein, Herr bin ichs? — Diese Frage kann doch keine andere Auslegung finden als die, daß die Jünger, bestürzt über das Ungeheuerliche der Anklage, in ihrem Gewissen die Möglichkeit erkannten, daß sie selbst, ein jeder von ihnen, sich dieser Sünde schuldig machen könnten. Marc. 14, 19. Es war eine Anklage gegen sie alle. — Ich kann darum aus allen diesen Gründen nicht einsehen, daß Judas absolut hätte ausgeschlossen werden müssen, weil seine Gegenwart unerträglich wirken mußte, nicht nur für den Herrn, den Einen Reinen, sondern auch für die nachfolgenden Geschlechter, auch für das Geschlecht unserer Zeit, denn wer da stehet, und sei es wie Johannes, gleichsam an der Brust Jesu, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, besonders wenn er sich etwas darauf einbildet. Das heilige Abendmahl wäre dann eben nicht ein Mahl für arme Sünder, es müßte dann nicht mehr heißen: „für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden," es wäre nur ein Mahl für absolut Reine und Heilige, die vollkommen sein müßten bis zum Grad der absoluten Sündlosigkeit. — Ich gestehe nun zu, daß ich damit noch nicht mit absoluter Ueberzeugungskraft bewiesen habe, daß er zugegen gewesen sein muß! — Ich spreche nur meine persönliche Ansicht aus und suche dieselbe zu stützen durch die angeführten Schriftstellen, das aber will ich zugestehen, daß die Beschäftigung mit dieser Frage mir äußerst interessant gewesen ist! Man hat dabei Gelegenheit, in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens sowohl als auch in die höchsten Höhen der Liebe des Heilandes Blicke zu tun, die nicht in menschlichen Worten und Ausdrücken geschildert werden können, dazu ist unsere Sprache zu arm. Jedenfalls sollte das Nachdenken über die vorliegende Frage den Erfolg bei uns haben, daß wir es sowohl mit uns selbst und auch mit unseren Beichtkindern recht genau nehmen bei der Vorbereitung und dem Genusse des heiligen Abendmahls, denn das ist doch sicher, daß Judas durch die frevelhafte Weise, mit der er teilnahm an der Feier des Passahmahles und der ersten Feier des heiligen Abendmahles seinen seelischen Zustand zum unseligen Abschluß gebracht und dem Gericht der Verstockung gänzlich und endgiltig anheim gefallen ist durch eigene Schuld. Luc. 22, 3;Joh. 13, 2; Joh. 13, 30. — Schließlich erlaube ich mir die Ansicht auszusprechen, daß, wenn wir uns infolge unserer Erfahrungen in unserm Amtsleben vielfach bekla=

gen müssen über die immermehr zunehmende schreckliche Gleichgiltigkeit gegen die Predigt des Evangeliums, über die beispiellose Selbstgerechtigkeit eines großen Teiles unserer Gemeindeglieder und endlich über den meist gänzlichen Mangel der Sündenerkenntnis und darum auch der Bußfertigkeit, die Ursache dieser bösen, das Fundament des Christentums unterminierenden Schäden zum großen Teil zu suchen sein wird in dem vielfach unwürdigen, weil unbußfertigen Genuß des heiligen Abendmahls. 1. Cor. 11, 26—31.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Der geehrte Bruder kann sich wohl beruhigen bei der Entscheidung, die er „über die Köpfe der Theologen hinweg" in dieser Frage getroffen hat. Wir meinen, daß jeder unbefangene Bibelleser, der ohne ein theologisches Vorurteil die betr. Stellen liest, zu der Ueberzeugung kommen muß, daß Judas bei der Stiftung des heiligen Abendmahls mit zugegen war.

Hören wir, was Dr. Rud. Stier —der doch auch ein Theologe war und ein genauer Bibelausleger — zu dieser Frage schreibt:*)

Daß Judas, wie sonst von alters her allgemein angenommen war und eigentlich immer nur aus inneren Gründen bestritten wurde, das Sakrament mit empfangen hat, in das „Für euch" noch als der Verlorene dennoch zum Zeugnis eingeschlossen: Das freilich steht uns unzweifelhaft fest nach allen vier Evangelisten bei rechtem Zusammenlesen, insonderheit nach dem nicht zu brechenden Buchstaben des Lucas und Marcus. In Luc. 22, 21 läßt sich das πλὴν ἰδού unmöglich so leicht abweisen wie Ebrard spricht: Hätte nur Lucas nicht durchweg die Art, um Akoluthie unbekümmert frei zu verbinden!" Denn dies wäre doch allzufrei: Das noch dem Herrn selbst als fortgesetzte Rede in den Mund gelegte Wort ist etwas ganz anderes, als die (auch von uns noch anerkannte) Nachholung des Rangstreites . . . . Zuletzt entscheidet wenigstens für unsere Schriftlesung unbedingt Marc. 14, 23. Das dürre Wort: Und sie tranken alle daraus (Vergl. Matth. 26, 27) in einem Zusammenhange, wo V. 17 und 20 die Zwölfe genannt sind, aber keine Silbe von Entfernung des Einen unter ihnen etwas sagt. So weit Stier.

Wir meinen, wenn irgendwo, so ist hier bei diesem Anlaß das sogen. argumentum ex silentio berechtigt und am Platz. Wäre Judas vor dieser Stiftung hinausgegangen, so hätte sicher einer der Synoptiker und nicht bloß Johannes, der von der Stiftung nichts berichtet, es sagen müssen.

Wir haben dem Verfasser gleich nach der Einsendung des Referats unsere volle Zustimmung zu seiner Arbeit mitgeteilt. Wir wünschten aber, daß er noch in einem Zusatz die folgerichtigen Konsequenzen beifügen möchte, die sich aus der Tatsache ergeben, daß Judas bei der Stiftung des heiligen Abendmahls mit zugegen war. Er meinte aber,

*) Reden Jesu, von Dr. R. Stier, 5. Band, 2. Auflage, Seite 125.

ich könnte ja selbst in einem Nachsatz noch auf diese Konsequenzen aufmerksam machen. Es geschieht daher im Einverständnis mit dem geehrten Verfasser, daß wir noch folgenden Zusatz beifügen.

Der Herr, der Herzenskündiger, der den Judas durchschaut hat in seiner ganzen Bosheit und schon Joh. 6, 70 als „Teufel" bezeichnete, er hat trotzdem den Judas um sich geduldet bis zum letzten Augenblick. Daraus ergibt sich allein die Regel, wie Jesu Jünger mit der Verwaltung des heiligen Abendmahls umzugehen haben. Und welche Regel ist das?

Die Prediger haben gewiß die heilige Pflicht, die Christen auf den Ernst und die Wichtigkeit dieser heiligen Feier hinzuweisen. Sie müssen das apostolische Wort: „Der Mensch prüfe sich selbst," 1. Kor. 11, 28 f. allen Christen, besonders den Kommunikanten ernstlich ins Gewissen schieben. Das kann geschehen teils in der Predigt, teils in der allgemeinen Beichte, teils in einer persönlich-individuellen Privatbeichte. *Weiter aber geht das Recht des administrierenden Geistlichen nicht.* Nachdem der Herr selbst den Judas mit geduldet hat beim heiligen Abendmahl, *bestreite ich jedem Geistlichen*, er sei wer er wolle, *das Recht, irgendeinen seiner Mitchristen*, der die Beichtfrage bejaht hat, *vom Tisch des Herrn zu weisen.* Wenn der Herzenskündiger den Judas zugelassen hat, wer bin ich und wer bist du, daß wir uns sollten das Recht anmaßen zu tun, was der Herr und Meister nicht getan hat, der ein Recht dazu hatte und dabei nicht fehlgegangen wäre?

Es darf ja auch kein Richter einen Menschen von der Eidesleistung zurückweisen und wenn er gleich fest überzeugt ist, daß derselbe einen falschen Eid zu schwören beabsichtigt.

Von diesem Standpunkt aus beurteile man das gewalttätige und rechthaberisch-herrschsüchtige Tun *der* Lutheraner, welche sich erfrechen, alle Logenmitglieder aus der Kirchen- und Abendmahlsgenossenschaft auszuschließen. Es ist dies eine Anmaßung und ein Gewissenszwang in der evangelischen Kirche, die von päpstlichem Zwang sich nicht viel unterscheidet. Wir glauben, daß unter den Logengliedern sich viele heilsbegierige Sünder finden, die das heilige Abendmahl mit mehr Recht und mit mehr Segen genießen können, als mancher von Hochmut geschwollene rechtgläubige Lutheraner, der in seinem Herzen Gott dankt, daß er nicht ist wie andere Leute: Ketzer, Falschgläubige, Reformierte, Verirrte, Sektierer oder gar — wie dieser Logenbruder!

Wir wollen damit die Loge als solche nicht rechtfertigen. Wir können unser Urteil darüber haben und auch aussprechen, wo es am Platz ist. Aber das berechtigt uns nicht, uns eine Macht anzumaßen, und sie auszuüben, die uns der Herr nicht verliehen hat und — die er selbst nicht geübt hat.

Die Sonntagsfrage vom evangelischen Standpunkt betrachtet.

Von Past. G. Fr. Schütze.

Der Verfasser dieser Zeilen hatte sich schon mit den Vorarbeiten zu einem Aufsatz über die Sonntagsfrage beschäftigt, als im Septemberheft vorigen Jahres die Abhandlung von Dr. W. Weber erschien. Bei vielem Schönen und Richtigen, das jener Aufsatz enthielt, vermißt man aber doch die praktische Anwendung auf die Gegenwart. So sei es mir erlaubt, dieses Thema noch einmal zu behandeln und zwar mit besonderer Rücksicht auf die praktische Bedeutung für uns und unser Gemeindeleben in der jetzigen Zeit.

Es wäre also kurz der Standpunkt des Neuen Testamentes darzulegen und sodann die praktische Konsequenz aus demselben zu eruieren. Zunächst müssen wir aber noch erst den falschen Lehrsatz widerlegen, als sei der Sonntag nur eine christliche Ueberkleidung des jüdischen Sabbats, und als sei der Sabbat nur ein Teil des jüdischen Zeremonial- oder Kultusgesetzes. Da aber dieses nur einen propädeutischen Zweck gehabt habe, so sei es jetzt obsolet und nicht mehr verbindlich. An seine Stelle sei vielmehr bei den Christen der Sonntag getreten. Zur Bekräftigung dieser Ansicht weist man darauf hin, daß schon die Prophetie des Alten Bundes gegen die Sabbate u. s. w. eiferte (Jes. 1, 13 f.), sowie daß auch Paulus schon die Beobachtung von Tagen, Festen u. s. w. verbot (Gal. 4, 10).

Jedoch ist, wie schon gesagt, diese Argumentation grundverkehrt; denn Jesaja redet nicht von der Sabbatheiligung, sondern eben vielmehr von seiner Entheiligung durch mechanisches, geistloses Halten desselben. Abusus non tollit usum. Weiter aber sehen wir, daß Paulus, der im Galaterbrief so scharf eifert, doch auch ebenso stark die Gewissensfreiheit proklamiert (1. Kor. 10, 29) und das Halten des Sabbats jedem so überläßt, wie er es vor Gott verantworten kann. (Röm. 14, 5 f). Ueberdies und vor allem macht die Stellung des Sabbatgebotes im Dekalog es unmöglich, dasselbe als ein nur temporäres Zeremonialgesetz aus demselben herauszureißen. Vielmehr gehört das vierte Wort des Dekalogs wie die andern neun zu dem ewig gültigen Grundgesetz des Reiches Gottes, der magna charta des Monotheismus. Bestreiter des Siebente-Tag-Adventismus sind ganz entschieden im Unrecht, wenn sie ihn mit diesem Argument widerlegen wollen. Nein, hat das übrige Gesetz noch bindende Kraft, so hat es das Sabbatgebot ganz gewiß auch (Gal. 5, 3; Jak. 2, 10).

Tatsächlich halten wir aber doch nun den Sabbat nicht mehr, sondern den Sonntag. Haben wir dafür ein neutestamentliches Recht? Was sagt Jesus selbst dazu? Gewiß hat Dr. Weber völlig Recht, wenn er behauptet, daß Jesus für seine Person den Sabbat gehalten habe. Wie hätte er auch sonst (Joh. 8, 46) der erzürnten Menge der Juden die Worte entgegenschleudern können: Welcher unter euch kann mich einer

Sünde zeihen, wenn man ihm die Uebertretung der Sabbatgebote hätte nachweisen können? Sie schweigen still, und ihr Widerspruch (V. 48) bezieht sich nicht im geringsten auf seine Behauptung der eigenen Sündlosigkeit, sondern ist mehr ein Schimpfen aus Verlegenheit, weil sie keinen Grund zur Antwort haben. Dennoch möchte ich nicht so ganz absolut behaupten, daß der Herr keinen Teil an der Einführung des Sonntags gehabt habe. Jedenfalls hat er sehr viel zu tun gehabt mit der Abschaffung des Sabbats. Durch sein Wort von des Menschen Sohn, als dem Herrn über den Sabbat, und durch seine Krankenheilungen am Sabbat mit dem Hinweis auf Barmherzigkeit und Liebe (Mark. 3, 1—6; Luk. 13, 10—17) hat er das Sabbathalten bei seinen Jüngern unmöglich oder wenigstens unnötig gemacht.

Wir haben aber kein positives Wort aus Jesu Munde über den Feiertag. Was schadet das? Bei dem strengen Eifern um das Gesetz, das ein Petrus und Jakobus noch lange nach Pfingsten beweisen, würde ihnen eine Abschaffung des Sabbats Aergernis gegeben haben. Die Sabbatfrage gehörte offenbar zu jenen Dingen, die die Jünger noch nicht tragen konnten, die ihnen aber später der Geist offenbaren sollte (Joh. 16, 12 f).

Als den äußerlichen Urheber der Sonntagfeier dürfen wir vielmehr, wie Dr. Weber es ganz richtig darlegt, den Apostel Paulus halten. Es handelte sich für ihn vor allem darum, die innerliche Scheidung vom Judentum auch äußerlich zu dokumentieren durch einen anderen Feiertag. Was konnte ihm näher liegen als unter den sechs Wochentagen den Erinnerungstag der Auferstehung des Herrn zu wählen? Wir sehen also, die Entstehung des Sonntags ist rein menschlich zu erklären. Bedenken wir aber andererseits, daß Paulus sich bei der Predigt „seines" Evangeliums immer auf Christum als den unmittelbaren Ursprung beruft, und zwar mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß, wo er eine eigene Privatmeinung (1. Kor. 7, 12) gibt, er es jedesmal ausdrücklich vermerkt, so dürfen wir den Schluß ziehen, daß er den Sonntag auf göttliche Autorität hin zum christlichen Feiertag bestimmt hat.

Wie stimmt denn nun unsere bisherige Auseinandersetzung zu Christi Wort in der Bergpredigt, daß er das Gesetz nicht auflösen wolle, sondern erfüllen? Vorzüglich; Christus hat das Sabbatgesetz erfüllt. Von ihm an feiern seine Jünger nicht einmal die Woche Sabbat, sondern alle ihre Tage sind geheiligt, ihr ganzes Leben ein fortwährender Sabbat.*) Wo aber schon der Prophet, dessen Antitypus Jesus ist, es aufs strengste verboten hat, Tagewählerei zu treiben (5. Mos. 18, 10. 14), da konnte Jesus auch nicht einem Tag vor den andern einen Vorzug geben. Christus ist des Gesetzes Ende; wer an ihn glaubt, dem ist der Sabbat, wie der Montag oder Freitag, ein Sonntag; dem ist das ganze Leben

---

*) Vergl. Luther: Wider die himmlischen Propheten (Berl. Ausg. Ergänzungsband I, S. 20: „Jes. 66, 23, das ist, täglich wird es Sabbat sein im N. T., kein Unterschied der Zeit."

ein Gott geheiligter Feiertag. Für den, der da glaubt, gibt es kein Sabbatgebot mehr; wie überhaupt — man verstehe mich richtig — für den Christen es überhaupt keine zehn Gebote mehr gibt, sondern was immer von Gott an Gesetzen und Geboten gegeben sein mag, in dem einen Gebot der Liebe zu Gott und den Nächsten involviert ist. Die Feier des Sonntags ist dagegen von Paulus um der menschlichen Ordnung willen befohlen, als Tag der Verkündigung des Wortes Gottes*) und Ausübung der Nächstenliebe (Act. 20, 7; 1. Kor. 16, 1). Endlich bemerken wir, daß Paulus, wo immer er auch über den Sonntag spricht, niemals das Arbeitsverbot des Alten Testaments erneuert.

Somit ist der Sabbat abgetan, oder besser erfüllt in Christo. Es liegt dem Sonntagsgedanken absolut fern, eine Umgestaltung des jüdischen Sabbats sein zu wollen. Das ist gerade der Fehler so vieler, besonders englischer Brüder, daß sie allmählich wieder von Christo zu Mose zurückgeglitten sind und durch die Begründung des Sonntags auf dem jüdischen Sabbat wieder das Element der Selbstgerechtigkeit haben eindringen lassen. Vielmehr ist der Sonntag absolut menschlich frei; an dem Tage selbst ist nichts gelegen, die Einrichtung selbst ist alles. Darum halte ich es für einen sehr glücklichen praktischen Griff unseres Luthers, wenn er an Stelle des Sabbats den Feiertag setzt.

Resumieren wir also so weit unsere Ergebnisse, so können wir sie in folgende kurze Leitsätze fassen:

1. Das Sabbatgebot ist nicht aufgehoben, sondern in Christo erfüllt: Das ganze Leben des Christen soll ein ewiger Sabbat sein.
2. Der Sonntag ist eine menschliche Einrichtung, insofern gerade die Wahl des ersten Wochentages ins Auge gefaßt wird.
3. Der Sonntag ist eine göttliche Einrichtung, insofern er dient zur Verkündigung des Wortes Gottes und der Nächstenliebe.
4. Das Arbeitsverbot des Alten Testaments ist nicht erneuert, sondern die Liebe zu Gott und zu den Nächsten sind die Hauptpunkte der christlichen Sonntagsfeier.

Wir sehen also, daß wir als evangelische Christen dem Sonntag gegenüber eine tiefe, religiöse Ehrerbietung schuldig sind; daß wir aber andererseits ihm auch mit vollkommen souverainer Freiheit gegenüberstehen. Gehen wir nun zu der praktischen Anwendung unserer Sätze.

Da müssen wir zunächst fordern, daß der Sonntag heilig gehalten werde, weil er eine göttliche Einrichtung ist. Aber wie geschieht das? Fassen wir das Wort in dem Sprachgebrauch als Gott darbringen als etwas, was ihm bisher schon an und für sich gehört (cf. Cremer s. v. ἅγιος und ἁγιάζω), so ergibt sich eine Tautologie (vergl. oben). Fassen wir es aber als „Gott etwas erst zueignen, mit ihm in Verbindung bringen", so ist es ein Widerspruch in sich selbst. Wenn wir nach Hebr. 10, 10 schon geheiligt sind, so sind es auch unsere Tage, die wir also als

*) Vergl. Luther (l. c. Seite 26): „auch ist er (der Sabbat) darum zu halten, daß man predige und Gottes Wort höre."

Christen nicht erst mit Gott in Verbindung bringen können. Wir müssen uns vielmehr nach einem andern Worte umsehen, dessen Begriff deckt, was wir als die Hauptsache am Sonntag hingestellt haben, nämlich ein Wort das bezeichnet „die Liebe zu Gott und dem Nächsten zu fördern." Ein solches Wort finden wir aus Luthers „Feiertag" in feiern. Wir feiern etwas und wir feiern von etwas. Wenn wir die großen Taten Gottes an uns feiern, so wird unsere Liebe zu Gott befördert. Und wenn wir von der jedenfalls egoistischen Werktagsarbeit feiern, so gewinnt die Nächstenliebe in uns Raum.

So heißt unsere Grundforderung in der Beobachtung des Sonntags: Sonntagsfeier.

Damit schließt sich aus die puritanisch-fanatische Sonntagsbeobachtung, die man weder Heiligung noch Feier nennen kann. Sie verbietet irgend welches Tun außer Kirchgang, Bibel-, Gesangbuch-, und Gebetbuchlesen. Das ist kein Sonntag mehr, sondern alttestamentlicher Sabbat. Auch praktische Erwägung spricht gegen solche Beobachtung des Herrentages. Sie macht den Sonntag nicht zu einem Freudentag, wie er sein soll, (— die alte christliche Kirche betete am Sonntag nicht knieend, sondern stehend —) dem man entgegenjauchzt: Hallelujah schöner Morgen! sondern zu einem Tage, dem man nur mit Grauen entgegensieht und mit Langeweile zubringt. Er wird so zu einem Joche, das unsere Kinder, sobald sie nur irgend können, abstreifen, und nur zu leicht zu einer Ursache, daß gerade so viele junge, geistig regsame Leute das Kind mit dem Bade ausschütten und sich den Glauben überhaupt verekeln lassen. Eine weitere praktische Mahnung zum Nachdenken bietet die Statistik. In London war vor 30 Jahren (wie es jetzt ist, weiß ich nicht) puritanische Sonntagsruhe Gesetz. Als eine Folge davon ließ sich konstatieren, daß die meisten Verbrechen von allen Nächten der Woche gerade begangen wurden zwischen Sonntagmitternacht und Montag früh.

Auch die Rücksicht auf den überarbeiteten Pastor sollte von solcher Sonntagsfeier abhalten. Wo eben nichts als Kirchengehen erlaubt ist, ist die natürliche Folge, daß diese eine erlaubte Tätigkeit auch im ausgedehntesten Maße geübt wird. Da muß der Pastor zwei bis dreimal predigen, Sonntagschule, Gebetstunde, Jugendvereine und was weiß ich, abhalten. Wir wissen, daß wir auch an den sechs Werktagen nicht auf dem Lotterbette liegen. Kommt nun für den Sonntag stets solche Arbeitslast hinzu, so kann es gar nicht ausbleiben, dast die Predigten je länger, je mehr seicht und oberflächlich werden, wodurch natürlich die Liebe zu Gott in der Gemeinde sehr (!??) gestärkt wird. Einmal in der Woche predigen, das muß jeder Pastor können, zweimal in der Woche, das nimmt einen ganzen Mann; aber zweimal jeden Sonntag, das kann schließlich jeder Narr.

Ebenso müssen wir aber das andere Extrem der Sonntagsbeobachtung abweisen, wie sie besonders „die Freunde der persönlichen Freiheit" anstreben, da man vom Worte Gottes feiert und sein eigenes Fleisch

feiert. Es ist nicht nötig zu beweisen, daß, wo der Bierkessel das Symbol des Sonntags ist, von Christentum keine Rede sein kann; das ergibt sich von selbst.

Gehen wir nun über zu der kirchlichen Bedeutung des Sonntags, so ist er ja für das Leben der Gemeinde von vitaler Bedeutung, ja conditio sine qua non, weil er eben der Tag der gemeinsamen Gottesanbetung ist. Luther spricht mit vollstem Recht im „Was ist das?" zum dritten Gebot kein Wort von dem Tage selbst, sondern nur von Predigt und Gottes Wort. Und nur von diesem Gesichtspunkte aus können wir die Einstellung der Sonntagsarbeit fordern, daß dem Arbeiter Gelegenheit gegeben werde, nicht, wie es so oft gesagt wird, seinen religiösen Pflichten nachzukommen, sondern sich Lebenskraft für die kommende Woche zu holen. Wer nicht in Gott leben will, der mag ruhig arbeiten.*) Das Gericht wird ihn ereilen, nicht weil er am Sonntag gearbeitet hat, sondern weil er sein Herz von Gott gewandt hat. Erklärt aber ein Mensch, daß er Gott und sein Wort lieb habe, so dürfen wir von ihm auch erwarten und fordern, daß er mit uns am Tage des Herrn im Gotteshause sich vereinige, Gottes Liebe zu feiern. Natürlich müssen wir uns hüten, den sonntäglichen Kirchenbesuch zu einer Bedingung für die Seligkeit zu stempeln. Viel Kirchenlaufen bringt gewiß nicht in den Himmel, aber gar kein Kirchengehen bringt gewiß in die Hölle, eben nicht ex opere non operato, sondern weil es ein Beweis ist, daß der Mensch keine Liebe zu Gott hat. Ein Ausfluß der Liebe zu Gott muß der Kirchenbesuch und die Einstellung der Arbeit sein, sonst hat es keinen Zweck. So viel über den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst.

Wie steht es nun mit den Sonntagskasualien? Nun, Taufen und Hochzeiten könnte man sich schon gefallen lassen, da sie dem Charakter des Sonntags als Freudentag entsprechen. Anders aber ist es mit den Sonntagsleichen. Erstens widerspricht der ernste Trauercharakter dem Sonntag, und sodann ist der Grund für die häufigen Sonntagsbegräbnisse eitel Ehrgeiz und Prahlerei, man will eben eine „schöne Leiche", d. h. möglichst großes Gefolge haben. Das ist aber Selbstliebe anstatt Nächstenliebe, wie wir sie für den Sonntag forderten. Also, ganz von den praktischen Gründen gegen die Sonntagsbegräbnisse abgesehen, müssen wir schon aus rein christlichen Gründen uns dagegen erklären, und sollte jeder Pastor, so viel an ihm ist, daran mitarbeiten, daß diese unchristliche Unsitte abgeschafft werde.

Aber wir sind noch nicht fertig mit der Frage der Sonntagsarbeit.

---

*) Vergl. Luther (l. c. Seite 26): „Daß man aber den Sabbat oder Sonntag auch feiert, ist nicht vonnöten, noch um Moses Gebots willen; sondern daß die Natur auch gibt und lehret, man müsse ja zuweilen einen Tag ruhen, daß Mensch und Vieh sich erquicken; welche natürliche Ursache auch Mose in einem Sabbat setzte, damit er den Sabbat, wie auch Christus Matth. 12, 1 ff. und Mark. 3, 2 ff. tut, unter die Menschen setzt. Denn wo er allein um der Ruhe willen soll gehalten werden, ist es klar, daß wer der Ruhe nicht bedarf, mag den Sabbat brechen und auf einen andern Tag dafür ruhen, wie die Natur gibt u. s. w.

Wir hören so oft den Einwand: Wir müssen unser Vieh doch versorgen, wir müssen kochen, Geschirr reinigen. Ungeschickte Verteidiger des Sonntags antworten da so oft: Gewiß, Arbeiten der Not und der Liebe sind erlaubt. Ich aber sage: **Nein!** Denn wenn man sich erst darauf einläßt, Arbeiten der Not anzuerkennen, dann werden die Notfälle immer häufiger und größer, das Gewissen immer laxer, sodaß der Sonntag sich zuletzt gar nicht mehr von den Wochentagen unterscheidet. Besonders in landwirtschaftlichen Getrieben konstruieren sich die Durchschnittsmenschen gar so leicht eine Not heraus, um am Sonntag arbeiten zu können. Da wird jedes kleine Wölkchen am Himmel zum Beweis der Not, daß das Heu eingefahren, die Erbsen geschnitten werden müssen. Ja, ich habe einen Mann gekannt, der bei strahlendstem Sonnenschein arbeitend die Entschuldigung wußte: „Das Wetter ist zu schön, als daß es lange anhalten könnte. Sie sehen also, ich muß heute mein Heu einbringen." Das konnte ich nun zwar durchaus nicht einsehen, wohl aber ist es mir völlig klar, daß alle solche Reden von Not nichts weiter sind als Mangel an Gebet und Gottvertrauen. Darum muß man gerade bei solchen Berufen, die ein gewisses Quantum von Sonntagsarbeit erheischen, wohl zusehen, daß die Gewissen geschärft werden, damit man sich nicht selbst belügt.

Das einzig gültige Kriterium für Sonntagsarbeit ist die Liebe. Was aus Liebe zu Gott und den Mitmenschen getan werden kann, das **muß** man tun, und dessen Unterlassung ist Sünde. Dann aber ist solche Arbeit ein Gott viel wohlgefälligerer Gottesdienst, als die Not vor Augen habend, still auf den Kirchbänken zu sitzen. Ich erinnere mich, einmal in einer Landgemeinde den Gottesdienst unterbrochen zu haben, um mit meinen Männern ein in der Nähe ausgebrochenes Feuer zu löschen, und ich denke, dieser Dienst sei Gott gefälliger gewesen, als wenn wir den armen Nachbar hätten derweile abbrennen lassen. Bei der Sonntagsarbeit gibt es also nur ein Entweder — Oder. Entweder die Arbeit geschieht aus Liebe zu Gott und meinem Nächsten und muß an dem Tage geschehen eben dieser Liebe wegen; dann ist da der kategorische Imperativ: Du mußt am Sonntag arbeiten! Oder aber das ist nicht der Fall, dann ist die Arbeit Sünde. Für erlaubte Arbeit ist meines Erachtens am Sonntag kein Raum. Selbst die gemeinste Arbeit wird durch den Geist Gottes, den Geist der Liebe geadelt, so daß sie zum vollendeten Gottesdienst im Geist und Wahrheit wird. Man vergleiche die Rede Jesu über Sabbatarbeit an Ochsen und Eseln (Luk. 13, 15). Auch diese Arbeit charakterisiert sich als Arbeit der Liebe, bezw. Barmherzigkeit, und daß auch mein Vieh mein Nächster sein kann, beweist das Bibelwort: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes."

Es ist weiter auch schon öfter die Frage aufgeworfen, was besser sei, sich am Sonntag dem Müssiggang, aller Laster Anfang, zu ergeben, oder zum Zeitvertreib eine Handarbeit, eine Zeitung, ein Buch vorzunehmen. Gewiß ist Müssiggang unter allen Dingen das am wenigsten zu Erwählende. Aber andererseits ist die Zeit nicht unser, sondern Gottes, und darum viel zu kostbar, daß wir sie vertreiben und totschlagen,

d. h. vergeuden sollten. Vielmehr wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, den Sonntag zu feiern, oder wie unser Katechismus sagt, den g a n z e n Sonntag zu verwenden zu unserm und des Nächsten Heil und also zur Ehre Gottes.

Hiermit aber kommen wir schon zu der Frage nach der sozialen Bedeutung des Sonntags, d. h. also in gesellschaftlicher und geselliger Beziehung. Leitmotiv unserer Sonntagsfeier muß wieder sein das eine Wort: Liebe. Der Gottesdienst ist zu Ende. Was sollen wir nun den ganzen übrigen Tag anfangen? Wir verwerfen wieder ausdrücklich den asketischen Charakter, daß ich, wenn ich lesen will, nur religiöse Bücher lesen darf, daß meine Musik nur Choräle und Sonntagsschullieder sein darf, daß meine Unterhaltung mit Freunden nur in den höchsten Regionen der christlichen Wahrheit weilen darf. Das Wort „ d a r f “ allein involviert Zwang. Aus Zwang resultiert Furcht. Wer aber Furcht hat, ist nicht völlig in der Liebe. Das ist mir vor allem die Hauptsache am Sonntag, daß er kein Zwangsinstitut sei, sondern eine Gelegenheit zur Betätigung der Liebe. Deshalb fasse ich die Grundsätze für die soziale Beobachtung des Sonntags zusammen in Pauli Wort: Ich habe es alles Macht, aber es frommt mir nicht alles.

Ich habe es alles Macht. Hier tritt unser evangelisches Bewußtsein in absoluter Freiheit zu Tage. Es gibt nichts, was am Sonntag nicht erlaubt wäre. Erlaubt mir mein Gewissen nicht irgend etwas am Sonntag zu tun, so darf ich es auch am Alltag nicht tun. Was am Sonntag Sünde ist, ist es auch an jedem andern Tage, denn jeder Tag unseres Lebens soll ja ein Sabbat sein.

Von diesem Standpunkte aus möchte ich auch die geselligen Veranstaltungen unserer Gemeinde geregelt sehen. Die Frage, ob es überhaupt Sache der Gemeinde sei, irgendwelche derartige Unterhaltungen, seien es nun Unterhaltungen, Fairs, Bazare, Ausflüge, Piknіks u. s. w. zu haben, wollen wir nicht berühren. Das ist ein Thema, das in einem besonderen Aufsatz besprochen zu werden verdient. Aber vorausgesetzt, sie seien vor dem Gewissen zu rechtfertigen, so dürfen wir auch nicht am Sonntag sie abweisen. Besonders die sogenannten Gemeindefeste, da man am Sonntag im Freien zusammenkommt, den Gottesdienst in Gottes freier Natur abhält und nachher noch einige Stunden im traulichen Gespräch verbringt, halte ich für unbedenklich, ja gerade vielmehr für dem Sonntagscharakter entsprechend. Sie sollen dienen, die Glieder derselben Gemeinde, die besonders in größeren Städten nur im Sonntagsgottesdienst einander treffen, auch menschlich einander näher zu bringen. Es ist der Zweck der Beförderung der Nächstenliebe und der Liebe zur Gemeinde, der dabei erreicht werden soll und erreicht werden kann.

Freilich können solche Veranstaltungen auch ausarten, indem sie dienen zur Förderung der Unmäßigkeit, der Weltlichkeit, des Mammonismus, des Versäumens der Gottesdienste. Dann sind sie gewiß vom Uebel, zu verdammen. Aber nicht nur am Sonntag: sondern ebenso=

wohl am Alltag. Ich will eben für den Sonntag keinerlei Extraschranken aufgerichtet sehen. Ich habe es alles Macht, **aber!!!**

Es frommt nicht alles. Wo mein Tun am Sonntag dem schwächeren Bruder zum Aergernis wird, da soll ich es unterlassen. Die Konstitution der Vereinigten Staaten spricht jedem Individuum Freiheit zu, solange sie nicht die Freiheit eines anderen beeinträchtigt (interfere). Das ist gewiß ein berechtigter Standpunkt, nicht nur der Welt, sondern auch der Christen. Schon Paulus verbittet es sich, daß seine Freiheit sich von eines anderen Gewissen richten lassen soll. (I. Cor.. 10, 29.) Und mit Recht. Wohin sollte man kommen, wenn man sich von jedem Narren sollte richten lassen? Da müßte man ja auch, um der Welt keinen Anstoß zu geben, Gott aufgeben. Aber das ist auch meine Meinung nicht, sondern es handelt sich um die Liebe zu dem schwächeren B r u d e r. Manch einer würde unbedenklich am Sonntag z. B. Wagners Parsival oder Haydns Schöpfung hören und in seinem Herzen darüber beten können; während manche Bruder aus dem unwissenden Volk, das nicht zu scheiden weiß, sich sehr daran stoßen würde, daß der Pastor am Sonntag in eine "show" geht. Ob nun der zotigste Tingeltangel oder die erhabenste Himmelsmusik, die breite Masse nennt es "show." Darum gilt es Anstoß zu vermeiden und lieber aus Liebe zu dem Nächsten selbst das aufgeben, was mein gutes Recht ist, als den Schafen meiner Herde der Anstoß zur Versuchung zu werden. Es frommt eben nicht alles!

Und darum müssen wir auch die Gewissen in bezug auf den Sonntag schärfen, sowohl die eigenen, um niemand Grund zum gerechten Anstoß zu geben, als auch die der Nächsten, daß sie nicht unbegründetes Aergernis nehmen. Zwischen dem absoluten Nichtstun des Sabbats und der gänzlichen Nichtbeachtung des Sonntags gibt es doch so viele Zwischenstufen. Man könnte leicht in die Gefahr kommen, in katholischer Weise eine Kasuistik zu schreiben, wenn man genau definieren und festsetzen wollte, was für den Sonntag gehörig sei und was nicht. Im Bewußtsein evangelischer Gewissensfreiheit wollen wir aber keinen Zwang dulden. Als allgemeine grundlegende Regel sei nur so viel hingestellt. Unser Sonntag werde so hingebracht, daß wir weder den Ungläubigen Gelegenheit geben, an unserem Betragen das Christentum zu verurteilen, noch auch den Gläubigen Anlaß, über uns zu seufzen. Wir verstehen hier unter den Gläubigen zunächst unsere evangelischen Glaubensgenossen, dann aber auch Kirchenleute anderer Synoden, die durch gleiche Abstammung und Sprache Sinn und Verständnis für unsere deutsche Art haben. Nicht dagegen verstehen wir darunter Leute, die, in anderer Sprache, Sitte und Gewohnheit aufgezogen, ein Geschäft daraus machen, statt vor der eigenen Tür zu kehren, "the dear German brethren" zu bemäkeln. Solchen gegenüber heißt es: Ein jeglicher sei s e i n e r Sache gewiß. Und doch, wenn ich allein unter solchen anderssprachigen und andersgesitteten Christen lebte, würde ich lieber, extra parietes wenigstens, mich ihrer Art anbequemen,

um nicht Aergernis zu geben. Die Liebe über alles. Die Sabbatarianer pflegen gerade am Sonntag, die Methodisten am Charfreitag, die lärmendsten und schmutzigsten Arbeiten vorzunehmen, wenn sie mit Protestanten zusammenwohnen, gleichsam als einen Protest gegen die Andersgläubigen. Gewonnen und bekehrt wird dadurch niemand, nur Haß und Aerger angerichtet. Das ist gegen das Gebot der Nächstenliebe.

Aber auch daß Christus nicht von uns gelästert werde. Da wird manchmal der Gewissenszwang der Liebe die Gewissensfreiheit unterdrücken müssen. Im allgemeinen sei nur soviel gesagt, daß am Sonntagnachmittag gesellige Zusammenkünfte mit Verwandten, Nachbarn und Freunden ganz unbedenklich sein dürften, wenn sie nur nicht zur Verbreitung von Klatsch und Tratsch dienen; wenn sie nur nicht mit Kaufen und Verkaufen sich befassen. Da gilt es eben ein feines Gewissen haben. Auch insofern, ob man nicht dem Gastgeber und vor allem dessen Gesinde den Feiertag raubt. Kurz, was die Geselligkeit am Sonntag angeht, so heißt die echt evangelische Regel: Viele Freiheit — ich habe es alles Macht — aber noch mehr Gewissen und Liebe — es frommt nicht alles!

Es bleibt noch der Sonntag in seinen sozialen Beziehungen zu betrachten. Der Mensch ist ein „Herdentier." Allein verkommt er. So sind denn seine Beziehungen zu den anderen Menschen durch bestimmte Bedingungen, im Urzustand: die Faustkraft, im jetzigen: die Gesetze, geregelt. Welches sind nun die Anforderungen, die wir an die Gesetzgebung stellen müssen, um dem Sonntag seinen biblischen Charakter zu bewahren? Können wir überhaupt Anforderungen an den Staat richten, wo wir doch hier die freie Kirche im freien Staate haben? Etwa daß er uns mit dem Polizeiknüppel, dem Strafrichter und im letzten Fall mit Kanonen helfe unser Sonntagsideal verwirklichen? Nun, die Unsinnigkeit solchen Ansinnens kann ein jeder einsehen; würde uns auch solche Forderung wenig nützen, wo unsere oberste gesetzgebende Behörde, der Congreß, selber am Sonntag Sitzungen abhält.

Der Sonntag ist aber doch gesetzlicher Feiertag! Das ist eben noch ein Ueberrest aus der Zeit, da der Staat noch die Kirche bevormunden zu müssen meinte, und der nur wegen seiner wohltätigen ökonomischen Folgen aufrecht erhalten wurde. Für den religiösen Sonntag hat der moderne Staat verzweifelt wenig übrig. Gesetzt, der Staat würde den Sonntag, weil er nur religiöser Feiertag sei, abschaffen, so würde die Sozialdemokratie ihn ganz gewiß als erste ihrer Forderungen auf ihr Programm setzen, nicht wegen der Religion, sondern weil der Arbeiter einen Ruhetag braucht. Es ist also krasser Utilitarismus, der den Sonntag hält oder bricht, eben wie es ihm paßt. Dieselben Eisenbahngesellschaften, die am Tage des Herrn allen Personenverkehr hindern (natürlich nur aus Frömmigkeit!) benutzen zu derselben Zeit den Umstand, daß die Geleise frei sind, um möglichst viele Frachtzüge zu befördern. Dieselben Gesetzgeber, die am Sonntag jeden

Kaufladen und jede Wirtschaft mit drakonischer Strenge schließen, halten die Apotheken und Restaurants offen, damit sie nicht des lieben Ice Creams entraten müssen. Darum behaupte ich, wenn jemand unserer modernen sozialen Sonntagsbeobachtung religiöse Motive unterschieben will, das ist eitel Heuchelei. Die moderne Gesellschaftsordnung hat für den biblischen Sonntag absolut kein Verständnis.

So können wir auch weder vom Staat noch von der Gesellschaft irgendwelche Förderung unseres Sonntagsideals erwarten. Darum ist es die Pflicht der Kirche, auf die Gesellschaft einzuwirken, und zwar fortgesetzt durch ihre Gemeindeglieder, bis der biblische Sonntag zu seinem Recht kommt. Freilich wird das eine Arbeit sein, nicht für Monate und Jahre, sondern für Generationen, beinahe möchte ich sagen Jahrhunderte. Von uns wird es keiner erleben, aber darum müssen wir doch das Ziel unentwegt im Auge behalten.

Unser Ziel ist aber ein doppeltes, nämlich einmal, daß der Sonntag nicht unterschätzt werde. Zu diesem Zwecke muß also die absolute Sonntagsruhe auf unserem Programm stehen, aus dem Grundsatz der Nächstenliebe heraus. Du willst am Sonntag feiern, zwinge deinen Nächsten nicht zur Arbeit. Zwar läßt sich die Arbeit z. B. in einer Millionenstadt nicht gänzlich unterdrücken. Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke z. B. werden auch am Sonntag unentbehrlich sein. Aber alles, was nicht unbedingt nötig ist zum Leben, sollte ruhen. Alle Verkaufsläden, vielleicht mit Ausnahme der Milchhändler und Fleischer in den heißen Monaten, sollten geschlossen sein, und auch für diese könnte die Verkaufszeit auf die frühen Morgenstunden beschränkt werden. Apotheken sollten natürlich offen sein, aber nur für ärztliche Rezepte. Aber sonst kann bei nur gutem Willen vieles eingeschränkt werden. Ob ich nun Sonntag oder Montag von dem neuesten Eisenbahnunglück lese, ob ich mich am Sonntag früh oder Samstag abend rasieren lasse, ist doch ganz einerlei. Und so gibt es tausenderlei kleine Kleinigkeiten, an die man sich nach und nach gewöhnt hat, die man aber sehr gut entbehren könnte, weil sie dem Sonntag seine stille Ruhe nehmen, wenn wir nur so viel Nächstenliebe hätten, daß wir dem Bruder seinen Sonntag nicht stehlen.

Das andere Ziel aber ist, daß der Sonntag nicht überschätzt werde. Wie sehen den Sonntag gesetzmäßig auf eine Stufe gestellt mit den höchsten nationalen Feiertagen, dem laborday, flagday u. s. w. Da geht keine Post, da ist kein Laden offen, da arbeitet keine Fabrik. Aber an den höchsten christlichen Festtagen, Karfreitag, Weihnacht, Himmelfahrt, da muß der Postbote seine 20—30 Meilen fahren, der Mann aus der Familie heraus an die Arbeit, da feiert kein Mensch; und nun gar die zweiten Feiertage, wer hält die noch? Macht man aber darüber einem Fabrikherrn u. s. w. Vorstellungen, da wissen sie sofort ganz genau, daß der Staat mit dem Christentum nichts zu tun hat. Und darum habe ich erst gesagt, der christliche Sonntag des modernen Staates sei nur eine enorme Heuchelei. Deshalb gilt es, den Sonntag auf das ihm gebüh-

rende Maß zurückzuführen. Besonders bei den Englischen ist der Sonntag so eine Art noli me tangere, wie auch bei den Wilden der Südsee Tage als "tabu" erklärt werden können, d. h. als Tage, an denen nichts getan werden darf. Daß es aber für den Christen viel höhere Festtage gibt, bei denen die Liebe Gottes viel lauter zu uns spricht als die 52—53 ersten Wochentage, das bleibt unberücksichtigt. Darum muß unser Streben sein, diesen hohen Festtagen mindestens dasselbe Maß sozialer Beachtung zu sichern, wie dem Sonntage. Das erfordert die Liebe zu Gott. Wieder verweise ich auf Luthers Katechismus, der im vierten Gebot nicht Sonntag, sondern Feiertag sagt.

Wir sind zu Ende. Die Sonntagsfrage ist nicht so gar schwer im biblischen Sinn zu beantworten, wenn man nur im Auge behält, was nach Christus die beiden einzigen wichtigen Gebote sind, nämlich: Gott über alles lieben und den Nächsten wie sich selbst.

Die Russelliten.

Ihre Theorie und Praxis.

Skizze von J. Niemann, Braddock, Pa.

Im Jahre 1831 trat aus dem Kreise der baptistischen Sekte der „Sabbatarier" der amerikanische Bauer W. M. Miller auf und rief mittelst Vorträgen und Schriften sowohl in den Ver. Staaten, wie auch in England eine bedeutende Bewegung hervor durch seine Behauptung, durch Schriftstudien entdeckt zu haben, das Ende der Welt trete mit dem Jahre 1843 ein. In weiten Kreisen fand der fromme Rechenmeister Beifall; sogar Prediger verschiedener Kirchengemeinschaften fielen ihm zu. Seine Anhänger erhielten bald den Namen „Adventisten," während sie ihrerseits alles, was ihnen opponierte, kurzweg „Babel" nannten.

Als nun der von Miller angekündigte Tag sich näherte, wurden seitens seiner Anhänger die Geschäfte zugemacht und die Güter weggeschenkt. Indeß brachte der betreffende Tag weder morgens, mittags noch auch abends irgend eine sonderliche Veränderung — Jesus kam nicht. Welch eine Enttäuschung! doch man beruhigte sich bald wieder; denn noch einmal wurden die prophetischen Bücher vorgenommen, deren Zahlen geprüft, gerechnet und wiedergerechnet, bis sie es herausgefunden, daß sie sich bisher um ein Jahr verrechnet hätten. Nun war die Begeisterung noch gewaltiger, wie vorher; im Oktober 1844 sollte also Jesus gewiß kommen. Die Feld- und Gartenfrüchte blieben unberührt und die Güter wurden abermals verteilt. Wieder kam der erwartungsvolle Tag, und siehe, auch diesmal blieb der angekündigte Besuch von oben aus.

Jetzt traten die schlimmsten Folgen ein: früher wohlhabende Familien waren jetzt aller Mittel entblößt. Eine große Anzahl der Schwärmer mußte festgenommen und unter ärztliche Bewachung gebracht werden, damit sie nicht sich selbst oder den Ihrigen ein Leid zu-

fügten. Hunderte fielen überhaupt von Gott ab und warfen sich dem Unglauben oder dem Spiritismus in die Arme; die wildeste Verwirrung entwickelte sich. Indessen war auch ein Teil der Adventisten selbst jetzt noch nicht geheilt vom geistlichen Dünkel. Allerlei Ausreden wurden betreffs der großartigen Täuschung hergesucht, und schließlich hat eine andere sich von den Milleriten abzweigende Partei das Jahr 1854 festgesetzt als das der Wiederkunft Christi. Bezeichnender Weise behauptet diese Richtung, die noch den Seelenschlaf und die Vernichtung der Gottlosen in ihr Lehrprogramm aufgenommen hat, niemals den Tag der Wiederkunft Christi bestimmt zu haben — so schämen sich jetzt die Kinder jener naseweisen Väter. —

I. Theorie.

Sich an den Adventismus anlehnend, aber doch über ihn hinausgehend, hat seit 1879 der baptistische Kaufmann Charles F. Russell aus Allegheny, Pa., ebenfalls begonnen, zugleich durch Wort und Schrift chiliastische Lehren zu verbreiten. Auch bei seiner Schriftauslegung dreht sich alles um die Wiederkunft des Herrn, welche nach Russells Berechnung um 1914 zu erwarten sein soll. Doch darf schon eigentlich nicht mehr geredet werden von einer Wiederkunft Christi, weil Russell zeitlich wie sachlich scheidet zwischen Gegenwart (par-ousia) und Erscheinung (epiphania), behauptend, der Herr sei bereits seit 1874, wenn auch vorderhand nur unsichtbar, auf Erden gegenwärtig zum Gericht. Russel baut sich sein System auf allegorischem Wege auf, und zwar so:

Die beiden Häuser Israel

oder das wechselseitige Verhältnis zwischen mosaischer und christlicher Heilszeit.

Israel nach dem Fleisch.	**Israel nach dem Geist.**
Ein Haus von Knechten. 1. Kor. 10, 18; Röm. 9, 7. 8; 4, 16; Ebr. 3, 5.	Ein Haus von Söhnen. Gal. 4, 5—7, 30. 31; 6, 15. 16; Joh. 1, 12; Röm. 8, 15.
In Jakobs zwölf Söhnen gegründet. 1. Kön. 18, 31.	In Jesu zwölf Aposteln gegründet. Offenb. 21, 14.
Ein König- und Priestertum — ein hl. Volk. 2. Mose 19, 6.	Ein königliches Priestertum — ein hl. Volk. 1. Petr. 2, 5. 9.
Aron, der fleischliche Hohepriester. Ebr. 9, 7.	Jesus, der geistliche Hohepriester. Ebr. 9, 11.
Beschneidung des Fleisches. Röm. 2, 28. 29.	Beschneidung des Herzens. Röm. 2, 28. 29.
Gesetz der Sünde und des Todes. Röm. 8, 2.	Gesetz des Geistes des Lebens in Christo Jesu. Röm. 8, 2.
Irdische Verheißungen. 1. Mose 13, 14—17; Apostg. 7, 2—5.	Bessere Verheißungen. Ebr. 9, 23; 11, 40.
Gefangenschaft im wirklichen Babylon. 2. Chron. 36, 20.	Gefangenschaft im mystischen Babylon. Off. 17, 5; 18, 4.
Länge der Gnadenzeit 1845 Jahre von Jakobs Tod bis Israels Verwerfung und Anfang des geistlichen Israels im Jahre 33 n. Chr.	Länge der Gnadenzeit 1845 Jahre von Jesu Tod bis zum Anfang der Herrschaft Christi und der Verwerfung Babylons im Jahre 1878.

Das nominelle System (pharisäisches Judentum) im Jahre 33 n. Chr. verworfen. Matth. 23, 38.	Das nominelle System (kirchliches Christentum) im Jahre 1878 ausgespieen. Off. 3, 16.
37 Jahre des Fallens bis zum Jahre 70.	37 Jahre des Fallens bis zum Jahre 1914.
Ende einer 40jährigen Erntezeit. Luk. 2, 10. 16.	Ende einer 40jährigen Erntezeit. Matth. 13, 24—30; 36—43.
Gegenwart Christi im Fleisch als Schnitter. Joh. 4, 35—38.	Gegenwart Christi im Geist als Schnitter. Off. 14, 14. 15.
Das Leben und Sterben Christi zur Versöhnung der Stein des Anstoßes.	Das Leben und Sterben Christi zur Versöhnung wieder der Stein des Anstoßes.

„Er wird sein der Stein des Anstoßes den *beiden* Häusern Israels".— Jes. 8, 14.

Sie wußten nicht die Zeit ihrer Heimsuchung.

Der Herr dargestellt als Bräutigam, Schnitter und König.

Joh. 3, 29; 4, 35. 38; Matth. 21, 5; 9, 4; 2. Kor. 11, 2; Off. 14, 14. 15; 17, 14.

Eine Adventsbewegung zur Zeit der Geburt Christi, 30 Jahre ehe er kam, um bei seiner Taufe als Messias gesalbt zu werden. Matth. 2, 1—16; Apstg. 10, 37.38.	Eine Adventsbewegung im Jahre 1844, 30 Jahre vor der Zeit seiner Gegenwart behufs Erweckung und Prüfung seiner Kirche. Matth. 25, 1.
Wirkliche Gegenwart des Herrn als Bräutigam und Schnitter im Oktober des Jahres 29.	Wirkliche Gegenwart des Herrn als Bräutigam und Schnitter im Oktober 1874.
Im Jahre 33 (3½ Jahre später) nahm er Macht und Titel als König an.	Im Oktober 1878 (3½ Jahre später) nahm er wieder Macht und Titel als König an.

Gericht — das erste Werk des Königs.

Das nominelle jüdische Haus verworfen; der eigentliche Tempel gereinigt. Matth. 20, 18; 21, 5 ff.; 23, 27.	Das nominelle christliche Haus verworfen; der geistliche Tempel gereinigt. 1. Petr. 4, 17; Off. 3, 16; Mal. 3, 2.
Zerstörung des jüdischen Gemeinwesens, 37 Jahre nach Israels Verwerfung, oder in 40 Jahren vom Beginn der Ernte, im Jahre 70.	Zerstörung des nominellen Christentums, 37 Jahre nach seiner Verwerfung, oder in 40 Jahren vom Beginn der Ernte, im Jahre 1914.

Das Millemium oder 1000jährige Reich, das mit Vollendung des jetzigen 40jährigen Gerichtes anbrechen soll, faßt Russell als Zeit der Wiederherstellung, und zwar nicht nur der Natur, sondern auch der Kreatur. Davon ausgenommen ist allein die Braut Christi, die Gemeinde der Heiligen, welche sich bei der Auferstehung der Gerechten (der ersten Auferstehung) mit dem Erlöser dergestalt vereinen soll, daß dann Haupt und Leib *den* Christus bilden, d. h. die Gläubigen sollen dann faktisch *göttlicher* Natur werden. Dann soll die Versöhnung tatsächlich und buchstäblich ein At-one-ment (Atonement), eine *Einsmachung* zwischen Gott und Mensch werden. — Russell ist weit davon entfernt, dem Wortlaut nach den Sündenfall und seine Störungen sowie das Erlösungswerk mit seinen Segnungen in Abrede zu stellen. Er betont im Gegenteil beides konstant und konkret; aber stets vom Standpunkt des Theosophen.

Um dem Leser Russells Idee von der schließlichen Vergöttlichung des gefallenen Menschen zu geben, lasse ich ihn in den hier folgenden Auszügen selbst reden. Bei Gelegenheit einer Betrachtung von Joh. 1, 1—18 sagt er zu dem Satz: „In ihm war Leben“: „Unser Herr ist hier kontrastiert zu anderen Menschen. Er unterschied sich von andern, weil er, obschon im Fleisch, so doch nicht vom Fleische geboren war, d. h. Christus empfing sein Leben nicht von einem menschlichen Erzeuger, wiewohl dasselbe zeitweilig genährt ward durch eine menschliche Mutter. Dies war die Besonderheit, die ihn von der ganzen Rasse abhob. Diese Lebensvollkommenheit bildete eben bei ihm den Kontrast zu der Unvollkommenheit der Uebrigen des menschlichen Geschlechtes. Das Todesurteil über Vater Adam, welches seine Nachkommen in zunehmendem Maße von ihm erben, hat allesamt in geistiger und sittlicher Weise heruntergebracht.“

Später kommt Russell an den Satz: „Das Wort ward Fleisch,“ Hierüber schreibt er: „Es war das Wort, — der von Gott vor Grundlegung der Welt gezeugte Sohn —, der zum Fleische ward; mithin war die Geburt Christi keine gewöhnliche. Andrerseits beachte auch, daß dieser Satz nicht lehrt, das Wort sei inkarniert oder in ein Fleisch eingegangen, als wäre der Mensch Jesus vom Wort besessen gewesen. Es heißt vielmehr, das Wort ward zum Fleisch gemacht. Lasset uns hier nichts verdrehen. Die Lektion sagt ja, der einzig Große, der Anfang der göttlichen Schöpfung, der einzig Geborene des Vaters, voller Gnade und Weisheit, kam von oben her als Geisteswesen, ward nun aber Fleisch und wohnte unter uns. „Der Mensch Jesus“ war somit kein inkarniertes Wesen, sondern derjenige, welcher beim Vater gewesen war und dessen geistliche Natur jetzt ausgewechselt ward gegen eine menschliche Natur. Er wechselte: das Göttliche ward menschlich.

Es war bei Jesu Weihe oder Uebergabe, symbolisiert durch die Wassertaufe, daß er die Salbung des heiligen Geistes erhielt zu einer neuen oder geistlichen Natur, ebenso hoch oder höher, wie zuvor. Von diesem Augenblick an war Jesus der „Gesalbte,“ griechisch Christus, hebräisch Messias. Er war gesalbt mit dem heiligen Geist, mit dem Freudenöl, mehr als seine Gesellen. Und unmittelbar nach dieser Salbung des Meisters begann er mit der Auswählung derer, die seine Miterben sein sollen, anderswo Glieder seines Leibes, die Unter-Priester, die Braut oder das Weib des Lammes genannt. In dem vorhergehenden Verse haben wir schon gesehen, wie etlichen seiner Gesellen die Freiheit verliehen ward, Söhne Gottes zu werden, empfangen (gesalbt) vom heiligen Geist, mit der Aussicht, schließlich dieselbe herrliche Natur zu erhalten, wie Christus.

Es war nicht das fleischgewordene Wort, das erhöht und verherrlicht ward; vielmehr gab das fleischgewordene Wort sich dem Vater als lebendiges Opfer, führte den Blut-Bund hinaus, auf Golgatha bekennend: Es ist vollbracht! Das Opfer war jetzt vollendet — das fleischgewordene Wort war gestorben — es hörte auf zu sein. Und

das fleischgewordene Wort ward nicht wieder lebendig gemacht. Nein; er gab sein Leben zum Lösegeld für viele, für Adam und sein ganzes Geschlecht; er ward nie wieder Mensch, nahm nie wieder sein Opfer zurück. Somit können wir jetzt frei — straflos — ausgehen, wie geschrieben steht: Er soll nicht ins Verderben hinunterfahren; denn ich habe eine Versöhnung (ein Lösegeld) für ihn gefunden. Hiob 33, 24.

Aber wenn das fleischgewordene Wort starb und nicht wieder erstand, was ist dann vom Tode auferstanden? Und wer ist der Herr der Herrlichkeit, der nun immerdar lebt? Wir antworten: Der Herr der Herrlichkeit ward gezeugt zu der Zeit, als das fleischgewordene Wort sich selbst überantwortete, nämlich gelegentlich der Weihe des Herrn und der Symbolisierung dieses Bundes am Jordan. Nicht der neugeborene Sohn Gottes, gezeugt durch den Heiligen Geist, sondern das fleischgewordene Wort opferte sich selbst, gab sich als Mensch selbst auf mit all seinen irdischen Rechten, und zwar zur Restaurierung Adams und aller, die seinethalben zum Tode verurteilt waren. Diese neue Kreatur war es, — wiedergezeugt von Gott durch den Heiligen Geist, die in dem Maße zunahm, wie das fleischgewordene Wort abnahm und schließlich starb. Diese neue Kreatur war es, die den Menschen Jesus aufopfert und dann vom Vater anerkannt ward; dies neue Wesen war es, das sein Fleisch hingab für das Leben der Welt (Joh. 6, 51); diese wiedergeborene Kreatur war es, die in der Auferstehung befreit ward vom Vater, um dann später in die Höhe zu fahren, vor dem Vater zu erscheinen für die Kirche, die sein Leib — das Priestertum ist; ebenso aber auch für den Glaubenshaushalt, d. h. für die gegenbildlichen Leviten."

Anderswo führt Russell dann aus, daß Christus erst in der Auferstehung das Ebenbild seines Vaters ward, ihm gleich betreffs Wesen und Würde. Woraus Russell dann den Schluß zieht, daß die Verklärten, die Teilhaber der ersten Auferstehung auch gottgleich sein werden: allmächtig, allwissend, heilig, ewig u. s. w.

So werden also etliche Menschen zu Göttern — die Heiligen. Russel schreibt bezüglich ihres Werdeganges: „Nach Christi Hingang zum Vater sind die Gläubigen aus dem Volke Israel, nicht minder aber auch die Berufenen aus den Nationen privilegiert, in des Meisters Fußtapfen zu wandeln. Es ist zwar wahr, sie haben kein so vollkommenes Fleisch, wie er; von ihnen kann nicht gesagt werden: in ihnen war Leben. Und dennoch besitzen sie auch Leben, aber übertragenes, weil sie glauben, sie sind ja gerechtfertigt durch den Glauben; ihre Sünden und Schwächen sind zurechnungsweise bedeckt. Mithin sind sie vom göttlichen Standpunkt betrachtet, fortan wie ihr Herr. Sie haben ja auch ihr Fleisch gekreuzigt, sind auch vom Geist gezeugt; deshalb betrachtet sie Gott gleichfalls als neue Kreaturen. Daraufhin haben sie aber auch Aussicht, Christo gleich zu werden in der Auferstehung. Aehnlich ihm werden sie niemals wieder Menschen werden; denn nachdem sie als neue Kreaturen vollendet sein werden, werden sie gleich sein ihrem

Haupt; ihn sehen, wie er ist, und teilnehmen an seiner Glorie. Sie werden verwandelt werden; sintemal Fleisch und Blut das Himmelreich nicht ererben können." 1. Kor. 15, 50.

Was wird nun aber aus der übrigen Menschheit? Ihr wird im 1000jährigen Reich, wie Russell darzutun versucht, die Möglichkeit zur Wiederherstellung gegeben. Christus nämlich wird gleich am ersten Tage des Milleniums mit der Auferweckung beziehungsweise Wiederherstellung der „anderen Toten" beginnen, deren Zahl Russell auf etwa 150 Billionen schätzt. Diese Nichtgläubigen haben allerdings keine Aussicht, zu werden wie Gott. Doch werden sie wieder Menschen, ja Menschen nach Gottes Ebenbild, wenn sie wollen. Sie können nämlich wieder zurückkehren zu der Vollkommenheit Adams vor dessen Fall. Zu dem Ende wird auch die Erde wieder als Paradies hergerichtet. Diese Massenveredelung, die wegen der Bindung Satans nach Russells Ansicht erfolgreich sein wird, steht unter der direkten Leitung Christi, während die verklärten Brautleute — vorab natürlich sämtliche Russelliten — durch Wort und Tat Mission treiben sollen, anhebend unter den Ersten und Erweckten — den Juden. Wer sich nun im Glauben bewährt, der darf mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen; die es aber selber auch nur zum perfekten Adam, zum vollkommenen Menschen bringen können, weil sie ja nicht im Kirchenzeitalter zwischen dem ersten und zweiten Kommen Christi zum Glauben gekommen sind. In anbetracht dessen preisen die Russelliten auch unermüdlich diese wundervolle Zeit von 1878 bis 1914 mit dem stehenden Eingangsgruß: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfahren wird! Sie denken dabei eben an ihre gegenwärtige und zukünftige Mission. Russell ist nämlich der Meinung, daß Gott ihn zum Mundstück seines Geheimnisses benutze, das er den vorigen Geschlechtern verborgen habe — das Geheimnis vom Reich.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Das Moody Bibel-Institut in Chicago.

Vor uns liegt ein Bericht vom Sekretär A. P. Fitt des genannten Instituts vom 31. August 1907, dem wir nachfolgende Data entnehmen:

Gegründet wurde dieses Institut von dem im Jahre 1899 entschlafenen bekannten D. L. Moody, der als Evangelist Jahre lang im Segen gewirkt hatte. Es wurde begründet im Jahre 1886 mit der Absicht, Laien beiderlei Geschlechts heranzubilden, die als Gehilfen der Pastoren und sonst in allerlei christlichen Werken sich in den Dienst des Meisters stellen könnten. Im Jahre 1889 wurden Gebäulichkeiten erworben, um das Werk auf eine mehr permanente und fortlaufende Grundlage zu bringen, mit Dr. Torrey als Superintendent. Seit jener Zeit war das Institut nie geschlossen, nicht einmal während der festgesetzten Vakanzen. Verschiedene Departements wurden seitdem zugefügt und das Werk wurde beständig erweitert.

Neben dem regelmäßigen Bibelkurs bestehen nun unter anderem Departements für Kolportage für Ausbreitungswerk, für Korrespondenz, für Abendlektionen, für Musik.

Das Hauptziel, welches das Institut verfolgt, ist „Seelen zu gewinnen.“ „Wir fragen nichts darnach, lediglich nur berufsmäßig gelehrte Bibelausleger oder Evangelisten oder andere (christliche) Arbeiter ausgehen zu lassen. Unser ganzer Fleiß ist darauf gerichtet, dem Herrn geweihte Männer und Frauen auszusenden, die theoretisch und praktisch ausgerüstet sind, um Seelen zu gewinnen und (geistlich) aufzubauen durch evangelische Arbeit, Bibelauslegung und irgend eine andere Art christlicher Betätigung. Und wo Männer oder Frauen nicht persönlich ins Institut kommen können, so versuchen wir sie zu erreichen, entweder durch Korrespondenz, durch gedruckte Schriften oder durch Extension-Workers", also Arbeiter, die auswärts den Zweck des Instituts zu erfüllen suchen!“

Seit die verschiedenen Departements eröffnet wurden, sind 3071 Männer und 1919 Frauen in die Listen des Instituts eingetragen. Der gegenwärtige Bestand betrug am 26. September 1907 223 Männer und 114 Frauen als für das reguläre Departement eingetragene Studenten. Ueber vierzig Männer und zirka zwanzig Frauen wurden noch erwartet.

Das Institut fordert von seinen Studenten keine Bezahlung für den Unterricht, verlangt aber, daß sie für ihren eigenen Lebensunterhalt selbst aufkommen, während sie das Institut besuchen. Viele suchen sich durch Nebenarbeit so viel zu erwerben, um ihren Unterhalt zu bestreiten; manche bekommen für Aushilfe in pastoraler Arbeit und sonst eine Vergütung.

Doch aber hatte das Institut auf diese Weise durch die unentgeltliche Erziehung im letzten Jahr die Ausgabe von $57,899.12. Das Defizit betrug aber nur $1475.60. Der Endowment-Fond beträgt $198,032.74. Für das neu beginnende Jahr wird veranschlagt, daß wenigstens noch $30,000 nötig sind, um das Werk wie bisher fortzuführen. Um das Werk dem Bedürfnis gemäß betreiben und ausdehnen zu können, sind weitere Gebäulichkeiten für Schlafsäle, Klaßzimmer, Verwaltung u. s. w. nötig, wofür die Summe von ca. $350,000 veranschlagt ist. Anfragen für ausgebildete Arbeiter kommen von allen Seiten, auch aus entfernten Ländern, und es ist gewiß ein segensreiches Werk, das da getrieben wird im Namen des Herrn. Möge der Herr ihm Freunde erwecken, die willig sind, aus ihrem Ueberfluß zum Unterhalt und Ausdehnung des Werks nach Kräften beizusteuern.

Die Jungfrau von Antipolo.

Unter dieser Ueberschrift teilt ein Methodistenprediger in Manilla auf den Philippinen-Inseln dem „Central Christian Advocate“ folgendes mit: „Die Jungfrau von Antipolo ist nichts anderes als ein hölzernes Götzenbild, wiewohl eines der berühmtesten und kostbarsten, die auf den Philippinen-Inseln in der römisch-katholischen Kirche zu finden sind. Dasselbe ist eine kleine Figur von etwa drei Fuß Länge mit einem Halsband von Perlen und Diamanten geziert und mit der kostbarsten Seide gekleidet. Die Finger sind mit Diamant-Ringen geschmückt und ebenfalls glänzt ein brillanter Diamant auf der Stirne. Dieses Bild wurde vor mehr als 200 Jahren durch die spanischen Mönche von Mexiko nach den Philippinen-Inseln gebracht, und weil sie eine sehr ruhige Seefahrt hatten, gaben sie der Figur den Namen: "The Lady of Peaceful Voyage." In dem Städtchen Antipolo wurde ein

Tempel für dieses Götzenbild errichtet, und Tausende pilgern dorthin, um es anzubeten. Es wird demselben eine merkwürdige Wunderkraft zugeschrieben. Nur einmal in hundert Jahren wurde die Figur aus der Stadt genommen. Vor zwei Jahren brachte man dieselbe nach Manilla, wo viele Tausende sie verehrten. Ehe die Figur von Antipolo nach Manilla gebracht wurde, wurde eine Bittschrift an den Papst zu Rom gesandt, unterzeichnet von dem amerikanischen Gouverneur der Philippinen, dahinlautend, daß die Jungfrau von Antipolo als die Schutzheilige der Philippinen vom Papste bezeichnet werden möchte. Das Götzenbild wurde in der Gegenwart des Gouverneurs James F. Smith und seiner Gattin in Antipolo enthüllt. Eine Kabeldepesche schilderte die Begebenheit wie folgt: „Padre Chonco, der Priester, welcher die Aufsicht über diesen Tempel hat, stand in seinem priesterlichen Ornat bereit, um den Gouverneur und seine Gattin an den Altar zu begleiten, während die andern Mitglieder der Gesellschaft zurückblieben. Als die Jungfrau von Antipolo ihren Blicken enthüllt wurde, fielen der Gouverneur und Frau Smith auf ihre Kniee und blieben mehrere Minuten in dieser andächtigen Stellung, während der Priester und seine Gehilfen Weihrauch opferten. Nachher wurde dem Gouverneur und seiner Gattin, sowie den andern Mitgliedern der Gesellschaft, das seltene Vorrecht zuteil, hinter den Altar zu treten, um die wunderbare Figur zu beschauen." Dazu bemerkt der „Christliche Apologete": „Daß der höchste Vertreter der amerikanischen Regierung auf den Philippinen sich zu einem götzendienerischen Akt erniedrigen sollte, ist eine Schmach für die Nation, welche er in dieser hohen Ehrenstelle repräsentiert. Man wird auf den Philippinen-Inseln, wo der Katholizismus 300 Jahre lang regierte, nicht leicht zwischen James F. Smith in seinem persönlichen Charakter als Katholik und James F. Smith als Gouverneur der Philippinen unterscheiden; und diese öffentliche Verehrung eines katholischen Götzenbildes seinerseits wird von dem Volk im allgemeinen als eine Huldigung seitens der amerikanischen Regierung angesehen werden. Wir glauben aber nicht, daß das amerikanische Volk es dulden wird, daß der Gouverneur dieses neuen amerikanischen Besitztums eine wächserne Nase in der Hand der römisch-katholischen Priester sein sollte." (Luth. Kchztg.)

Das Kirchenjahr.

Die deutschen Kirchen, die vom deutschen Mutterland abstammen, haben auch hier das Kirchenjahr treu und fest bewahrt und wissen, welch ein Segen mit dieser guten altkirchlichen Sitte verbunden ist. Das Kirchenjahr ist es auch, warum viele deutsche Pastoren mit den sogen. internationalen Sonntagschullektionen sich nicht befreunden können, weil dort die edle Sitte der kirchlichen Festzeiten ganz unbeachtet blieb.

Wie ganz anders ist das in den englischen Kirchen! Ob in der Episkopal-Kirche das Kirchenjahr beobachtet wird oder nicht, ist uns unbekannt. Alle andern englischen Denominationen aber wissen nichts von einem solchen feststehenden Zyklus kirchlicher Feste, die nach dem Kalender seit Jahrhunderten geregelt sind. — Doch es scheint auch da allmählich den Gemütern aufzudämmern, wie verkehrt es war, daß die englischen Reformatoren so völlig tabula rasa gemacht und mit dem römischen Sauerteig auch so vieles hinausgekehrt haben, das ein Segen für die Christen war und ist, wo man es nur recht gebraucht.

In "Hom. Rev." findet sich (Dez. 1907) ein prächtiger Artikel von

Past. Ch. Jefferson in New York, worin er nachweist, wie viel Gutes es für eine Christen-Gemeinde hat, wenn ihr Jahr um Jahr in richtiger Zeitfolge nacheinander die großen Heilstaten Gottes in besonderen Festzeiten vorgeführt werden. Wir, die wir das aus Erfahrung kennen, brauchen uns nicht ausführlich darauf einzulassen und das wiederzugeben, was der Verfasser darüber zu sagen hat. Doch ist es schön und empfehlenswert zu lesen.

Auf eins aber möchten wir aufmerksam machen. Der Verfasser weist nach, daß es nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für den Diener des Worts von großer Wichtigkeit ist, wenn er Jahr um Jahr die alten, großen Hauptwahrheiten wieder zu verkündigen hat. Das kann nur dazu dienen, ihn immer tiefer in die Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit einzuführen. Wenn auch kein vorgeschriebenes Perikopensystem immer wieder zu denselben Texten führt, das wiederkehrende Fest treibt doch von neuem, sich in die alten Heilstatsachen anbetend und meditierend zu versenken. Und wo das Kirchenjahr fest steht, wird viel Qual und viel Torheit der Textwahl zu Ende kommen. Hier dürfte gerade ein Hauptschaden der englischen Kirchen seine tiefer liegende Ursache haben. Verfasser sagt: „Mancher Prediger geht durch das Jahr in wilder Jagd nach Texten, und nicht wenige haben verzweiflungsvoll nach Themata gegriffen, die keinen rechtmäßigen Platz auf der christlichen Kanzel haben, und deren Behandlung nur Mißachtung auf den Namen Christi brachte. Eins der betrübendsten Aergernisse der letzten Jahre war der schlechte Geschmack, den viele Prediger in der Wahl ihrer Gegenstände für die Kanzel gezeigt haben. Alles das ist die natürliche Frucht eines Systems, das keinen bestimmten Kurs für Kanzelthemata vorschreibt und einem Prediger erlaubt zu wandern, wohin immer es ihm beliebt. Es ist darum nicht einer der letzten Gründe, welche für die Beobachtung des Kirchenjahres können geltend gemacht werden, daß dasselbe einen einschränkenden Einfluß ausüben kann auf solche Prediger, auf deren individuelles Urteil man sich nicht sicher verlassen kann, und daß dasselbe sie mehr zu dem Werk hält, welches die Kirche ihnen anvertraut hat."

Zuletzt aber führt der Verfasser noch etwas aus, was auch für uns in der zweiten sogenannten festlosen Hälfte des Kirchenjahrs von Bedeutung sein dürfte. Er spricht von den Gedächtnistagen der Apostel und hervorragender Gottesmänner. Er meint, auch das Leben hervorragender Männer, besonders solcher, die Gott der Herr als Werkzeuge zum Aufbau seines Reiches gebrauchte, dürfte der Gemeinde in besonderen Festen vorgeführt werden. Das Kirchenjahr dürfte also wohl auch auf die Kirchengeschichte, die Ausbreitung des Reiches Gottes in alter und neuer Zeit u. dergl. Rücksicht nehmen. Die Schlußgedanken, die er hier ausspricht, sind sehr beachtenswert, doch dürfte es uns zu viel Raum in Anspruch nehmen, sie in extenso mitzuteilen.

Eine optimistische Weltbetrachtung finden wir in "Hom. Rev." als editorielle Beurteilung der heutigen Weltströmung.

Am Ende einer Jahreswoche des neuen Jahrhunderts, meint das Blatt, wäre es Zeit, darauf zu achten, was im religiösen Fortschritt am meisten hervortritt. Was im letzten Jahrhundert am meisten hervorragte, das war die ethische Entwicklung der Religion, der Staatsgesetze, der Strafgesetze, der Philanthropie, der Theologie und der internationalen Beziehungen, ein Fortschritt, der größer ist als in allen vorangegangenen christlichen Jahrhunderten. Es stellten schon sich Zeichen der Entwicklung ein auf dem Felde

der Volkswirtschaft und zivilen Gesellschaft. Seit 1900 haben sich diese Zeichen vielfach vermehrt, die deutlich hinweisen auf den Eintritt eines großen Wechsels.

Die, welche sich an die Flut der Publikationen erinnern, die seinerzeit den Weg bahnten für eine große Veränderung, die durch den blinden Widerstand von Fürsten und Priestern in die Raserei der französischen Revolution getrieben wurde, können die prophetische Bedeutung nicht unterschätzen, welche der gegenwärtigen Flut von Publikationen zukommt, die brennende soziale Fragen behandeln, und deren Lösung fordern, friedlich, wenn möglich, aber Lösung auf jeden Fall. Solche Publikationen wie: „Religiöse Anstrengungen für soziale Verbesserung", „Christentum und soziale Probleme", „Christliche Theologie und sozialer Fortschritt", „Die soziale Bedeutung der Lehrweise Jesu", „Jesus Christus und die heutige Zivilisation", „Die Kirche und der Wechsel der Gesellschaftsordnung", — Publikationen, von denen eine ganze Anzahl in Bänden und Magazinen erschienen, neben den Auslassungen von mancher Kanzel und Plattform, zeigen unmißverständlich, daß wir an der Schwelle eines entwicklungsgemäßen Fortschritts stehen, gerade als ob Jesus anfinge zu sagen: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen." Diese alttestamentliche Auffassung vom Reich Gottes, die Jesus sich aneignete und verkündigte — die menschliche Gesellschaft erneuert durch das Prinzip religiöser Bruderschaft an stelle des selbstischen Interesses — scheint jetzt wieder neue Macht über das christliche Bewußtsein zu gewinnen, nachdem seine Entwicklung so lange aufgehalten wurde, da der Traum des ersten Jahrhunderts aufgegeben war, daß Jesus bald wiederkehren und sein Reich auf sichtbarem Thron aufrichten werde. Diese soziale Seite des Evangeliums, die so lange vernachlässigt war, beginnt wieder zu erwachen, und verspricht eine Wiederbelebung der Kraft des Christentums. Die organisierte Kirche ist — es ist wahr, den Massen gleichgültiger geworden. Aber die Idee Jesu von einer neuen sozialen Ordnung, in welcher Mitgefühl und Dienst an den Brüdern die Stelle der Selbstsucht und des Widerstreits einnehmen, hat die sogenannten abgefallenen Massen ergriffen und auch eine rasch anwachsende Zahl seiner gläubigen Bekenner. Das ist eine strikte Fortsetzung des ethischen Fortschritts des letzten Jahrhunderts und das am meisten hervorragende Zeichen und Charakteristikum des religiösen Fortschritts des gegenwärtigen Jahrhunderts. Unter den vielfachen Zeichen, daß das Alte vergeht und dem Neuen Platz macht, ist hier ein Grund zu hoffen, daß das Neue mit Frieden kommen wird und nicht mit der Gewalt des Schwertes.

Es läßt sich nicht leugnen, auch andere Autoren weisen darauf hin, daß z. B. die von Haß gegen die Kirche strotzende Sozialdemokratie doch nicht umhin kann, von der Person Jesu mit Hochachtung zu reden. Auch Dr. Barth weist in seinem Buch „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu" auf der letzten Seite darauf hin, daß der Spott der Sozialisten Halt macht vor der Person Jesu. Er sagt: „Es gibt etwas, worüber auch der eifrigste Sozialist nicht Lust hat zu spotten. Das ist die P e r s o n J e s u , seine Gesinnung gegen die Menschen, die Reinheit seiner Absichten, die Vorbildlichkeit seines Wandels, die Erhabenheit seines Todes. Hier ist der archimedische Punkt, welchen keine Macht der Erde uns entreißen kann. Geben wir uns Mühe, anstatt mit kirchlichem Amtsbewußtsein auf die Armen unserer Tage herunter zu predigen, ihnen Jesus in seiner menschlichen Niedrigkeit vor Augen

zu malen und uns mit ihnen von der Liebe Christi zum Glauben an die Liebe Gottes zu erheben. Das ist der alte Weg, welcher nie am Ziele vorbeiführen wird. Nicht aus Lehrsätzen (so gut, wahr und rechtgläubig sie sein mögen D. R.) fließt der Geist Gottes, der zu solcher suchenden Hirtenarbeit die Kraft gibt, wohl aber aus der Liebesfülle Jesu, des Menschgewordenen und Auferstandenen."

Wie man in der Generalsynode über die Konkordienformel, eine der wichtigsten lutherischen Bekenntnisschriften, urteilt, ersehen wir aus nachstehendem Artikel, der kürzlich im „Lutheran Observer" (Zeitschrift der Generalsynode) erschien und nach der Uebersetzung eines anderen Blattes folgendermaßen lautet: „Es ist für eine protestantische Kirchengemeinschaft fast einfach unmöglich, alle ihre Glieder an eine gewisse Reihe von Formeln zu binden, die man früher einmal für die einzige richtige Auffassung der Wahrheit ansah. Unsere uns angeborene germanische Liebe zur Unabhängigkeit wird eine solche Bevormundung nicht für immer ertragen. Aus diesem Grunde nehmen wir von der Generalsynode eine so feste Stellung gegen die Konkordienformel ein. Wir wollen sie uns nicht unterschieben lassen von übelberatenen Freunden aus Achaia; wir mißtrauen ihren Geschenken. Wir sind der Ueberzeugung, daß die lutherische Theologie nach dem Tode von Luther und Melanchthon einen gewaltigen Schritt rückwärts gemacht hat. Den wahren Geist hat man herausgepreßt, aber den Leichnam hat man wundersam einbalsamiert nach allen bekannten Rezepten und Formeln der Scholastik. Wir weigern uns aber, diese Mumie als den Leben enthaltenden und Leben mitteilenden Körper anzuerkennen. Mit der großen Mehrzahl der wahren Lutheraner in der Welt wollen wir sie lieber in einem Glaskasten aufbewahren, damit unsere Gelehrten sie besichtigen können, aber nicht für andere praktische Zwecke."

Wenn das von der Generalsynode allgemein angenommen wird, darf sie sich nicht wundern, wenn das Generalkonzil und die Synodalkonferenz drei Kreuze machen vor ihr und von ihr möglichst weit abrücken.

Spaltung innerhalb der Allgemeinen Evang. Luth. Konferenz.

Der „Luth. Herold" schreibt: Wir haben unsern Lesern bereits mitgeteilt, daß die engere Konferenz der Allgemeinen Evang. Luth. Konferenz, eine Art Exekutive derselben, im Oktober die lutherisch gesinnten Lutheraner innerhalb der preußischen Union in den Verband der Allgem. Konferenz aufgenommen hat, und daß damit die separierten Lutheraner sowie die Vertreter etlicher lutherischer Landeskirchen durchaus nicht zufrieden sind, und von einem Austritt reden. Dieser ist nun erfolgt.

In einem Zirkularschreiben, das Dr. Resch im Namen der Minderheit — bei der Abstimmung stimmten 42 für und 32 gegen Aufnahme der Lutheraner in der preußischen Union in den Verband der Allgem. Evang. Luth. Konferenz — entworfen hat, heißt es:

„Die Glieder der Minderheit, welche schon vor Beginn der Sitzung eine vertrauliche Vorbesprechung abgehalten hatten, traten auch nach erfolgter Abstimmung in später Abendstunde des 17. Oktobers noch einmal zusammen, um über ihr weiteres Verhalten zu beraten.

Allseitig trat hierbei der Wunsch hervor, daß die innige Gemeinschaft, durch welche die Gesinnungsgenossen in den Stunden des Kampfes nur noch

enger verbunden worden sind, auch nach dem Ausscheiden aus der „Engeren Konferenz" noch weiter gepflegt werden möchte."

Freie Konferenzen werden zunächst vorgeschlagen und als geeignete Orte für dieselben Leipzig, Neuendettelsau und Hermannsburg genannt. Das Organ der Verbindung soll „Der alte Glaube" sein. Dieser Vereinigung werden sich voraussichtlich anschließen: Die luth. Freikirchen in Preußen, in Hessen, in Baden, die freikirchliche Kreuzgemeinde in Hermannsburg, der Lutherische Pastorenbund in Hannover, die Vereinigung Lutherischer Glaubensgenossen in Dresden, die sächsische Chemnitzer Konferenz (mit großer Majorität), der Hauptprediger-Verein in Reuß ä. L., die Thüringer kirchliche Konferenz (mit großer Majorität), die Evang. Luth. Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission in Bayern, die Evang. Luth. Konferenz für Württemberg, die Evang. Luth. Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission in Elsaß-Lothringen, die Konferenz Slowakischer Pfarrer Augsb. Konf. in Ungarn, Verband der Lutherischen Gotteskasten, Konferenz der Evang. Luth. Diakonissenanstalten. Unter den Namen einzelner hervorragender Lutheraner, die zu diesem Bunde halten, erwähnen wir Graf Bernstorff, Pfarrer Gußmann, Prof. Hashagen, Schuldirektor Seebaß, seither Schatzmeister der Allgem. Konferenz, Pfarrer Schmidt, Preßburg in Ungarn, Prof. Dr. Theol. Bezzel, Neudettelsau, Missionsdirektor Dr. Theol. Haccius, Hermannsburg.

Wie es scheint, ist die General-Synode ebenfalls in den Verband der Allgemeinen Konferenz aufgenommen worden. Obwohl sie von den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche nichts wissen will und nur die Augsburgische Konfession — ob nun die geänderte oder ungeänderte ist eine Frage — als eine richtige Darstellung der „fundamentalen" Lehren der Heiligen Schrift gelten läßt. Da fragt sich's dann: welche Lehren der Heiligen Schrift sind denn fundamental und welche sind nicht fundamental? Was ist denn wesentlich zum Christentum und was ist unwesentlich? Daß darüber die Meinungen namentlich in der General-Synode weit auseinander gehen, weiß jeder, der die Geschichte dieses Körpers in den letzten fünfzig Jahren kennt. Da sind uns die Lutheraner in der Union denn doch noch zehnmal lieber als diese Leute, bei denen Kanzel- — und Abendmahlsgemeinschaft und Logenwesen in üppigster Blüte stehen. Solcher Liberalismus ist denn doch auch den Vereinslutheranern fremd.

Die Allgem. Evang. Luth. Kirchenzeitung, die seit deren Gründung das anerkannte Organ der Allgem. Evang. Luth. Konferenz gewesen ist, stellt die Aufgabe der Vereinslutheraner so dar:

„Als im Jahre 1868 die Allgem. Evang. Luth. Konferenz zum ersten Male in Hannover zusammentrat unter der Führung von Männern wie Harleß, Kliefoth, Koopmann, Langbein, Philippi, Thomasius, Petri, Niemann, Uhlhorn — diese alle gehörten damals zur „Engeren Konferenz" — da waren neben Luthardt, der die Eröffnungspredigt hielt, noch zwei Festprediger gewählt: ein Vertreter der Freikirchen, Max Frommel aus Ispringen, und ein Vertreter der preußischen Vereinslutheraner, Konsistorrialrat Bieck aus Erfurt. So weit war man davon entfernt, den landeskirchlichen Lutheranern in Preußen den lutherischen Namen abzusprechen. Auch an der Debatte über Kliefoths Referat über Artikel 7 der Augsburgischen Konfession beteiligten sich neben den Freikirchlern Zöllner und Moraweck die Vereinslutheraner Bieck und Arndt-Wernigerode. Also damals unter Luthardts und Kliefoths Führung sah man die Lutheraner innerhalb der Union als

Brüder an. Wenn die lutherische Konferenz in den letzten Jahren von dieser Anschauung abkam und in die Konferenz kirchenpolitische Gesichtspunkte hineintrug, als wäre sie eine Vertretung der organisierten lutherischen Kirchen, und nicht eine freie Konferenz von Vertretern des lutherischen Bekenntnisses, so war das vielmehr ein „Abrutsch“, nämlich von ihrem ursprünglichen Wesen. Ihr jüngster Beschluß dagegen war ein Akt der Selbstbesinnung und eine Rückkehr zu ihrem Ursprung.“

Das rheinisch-westfälische evang.-luth. Wochenblatt hatte nämlich diese Aufnahme einen Abrutsch genannt und gesagt, die Allgem. Evang. Luth. Konferenz könne nun füglich das Wort „lutherisch“ in ihrem Namen streichen und sich nur „Allgemeine Evangelische Konferenz“ nennen.

Ueber Sonntagsgesetze und die Temperenzfrage haben sich die lutherischen Pastoren in Fort Wayne, Ind., von den Pastoren anderer Gemeinschaften dazu gedrängt, wie folgt erklärt: 1) „Wir halten es nicht für eine Angelegenheit von Pastoren und Gemeinden als solchen, Uebertreter weltlicher und staatlicher Gesetze aufzuspüren, vor dem weltlichen Gericht zu verklagen und bestrafen zu lassen, denn nicht der Kirche, sondern dem Staat hat Gott das Schwert in die Hand gegeben.“ 2) „Wir halten dafür, daß jeder Christ einem Gesetze, das die weltliche Obrigkeit — hierzulande durch die vom Volke erwählten Vertreter in ihrer Mehrheit — erläßt und welches nicht gegen ein klares Gebot oder Verbot Gottes verstößt, gehorsam zu sein schuldig ist. „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen“, sagt der Apostel Petrus. Röm. 13, 1 heißt es: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Es geht uns als Kirche und Prediger nichts an, wenn der Staat z. B. ein Sonntagsgesetz erläßt aus sozialen, bürgerlichen Gründen, damit Menschen und Vieh einen Ruhetag haben, wie unser Bekenntnis sagt. Wir haben erst dann als Kirche etwas gegen Sonntagsgesetze, wenn der Staat uns diese als göttliches Gebot auflegen wollte. Es wäre gegen Kol. 2, 16. Es geht uns als Kirche gar nichts an, wenn der Staat selbst Prohibition einführen will oder eingeführt hat, so lange die Prohibition als eine weltliche Maßregel behandelt wird und der Staat nicht etwa auch den Gebrauch des Weines beim heiligen Abendmahl untersagt. Man kann verschiedener Meinung sein, ob ein Prohibitionsgesetz wirklich dem äußerlichen Frieden und der äußerlichen Ordnung dient. Die Ansichten darüber sind geteilt; aber sofern es sich bei der Prohibition um eine staatliche Maßregel handelt, so wäre es höchst töricht, wenn wir als Kirche auf Einführung oder Abschaffung der Prohibition dringen wollten. Als Bürger mögen wir Stellung nehmen, aber als Kirche geht uns die Prohibition nichts an. — Wir sind aber auch Sonntagsgesetzen und Prohibition, so lange sie auf bürgerlichem Gebiet bleiben, willig untertan als einer äußerlichen bürgerlichen Ordnung. Wir halten es nicht für recht, solche Gesetze, wo sie in einem Staate zu Recht bestehen, einfach zu ignorieren, sie beiseite zu setzen, sie zu übertreten. Sind wir der Ueberzeugung, daß solche Gesetze nicht heilsam und dienlich für das Gemeinwohl des Staates sind, dann sollen wir als Bürger durch die vom Volk erwählten Vertreter darauf hinarbeiten, daß diese Gesetze womöglich aufgehoben werden, und so nach unserer Ueberzeugung der Stadt Bestes suchen. Nicht aber sollen wir uns selbst gegen das Gesetz auflehnen, ebensowenig sollen wir andere, die sich eidlich verpflichten, alle be-

stehenden Gesetze des Landes oder Staates durchzuführen, zu bewegen suchen, das Gesetz zu ignorieren und die Uebertretung desselben ruhig hingehen zu lassen und so ihr Amtsversprechen zu brechen. (D. L. Her.)

Das amerikanische Christentum und die „Kreuz-Zeitung.

Folgenden Artikel fanden wir in der „Germania" von Milwaukee: Wie wenig man drüben immer noch mit amerikanischen Verhältnissen vertraut ist, dafür liefert die „Berliner Kreuz-Zeitung" einen recht eklatanten Beweis. In einer Beleuchtung der gegenwärtigen inneren Verhältnisse und Stimmungen in Amerika kommt sie nämlich auch auf das amerikanische Christentum zu sprechen und sagt da: „Konfessionelle Streitigkeiten gibt es hier nicht, oder sie sind doch so unbedeutender Art, daß sie kaum erwähnt zu werden verdienen. Es kommt hin und wieder vor, daß ein Sektenprediger dem andern seine Zuhörer abspenstig zu machen sucht, zumal ein materieller Vorteil damit verbunden ist, indem jeder Platz in der Kirche 5 Cents kostet, und das Geld fließt in die Tasche des betreffenden Geistlichen. Bemerkenswert ist, daß sich hier ein christlicher Oekumenismus ausbildet, der aber ganz eigentümlicher Art ist." Ganz „eigentümlicher" Art allerdings — wenn die „Kreuz-Zeitung" mit dieser albernen Notiz die Wahrheit geschrieben hätte. Sie verrät damit aber nur eine ganz bodenlose Unkenntnis. Die amerikanische Kirche ist eine vom Staat unabhängige und muß daher sich selbst unterhalten, was — aber auch nicht überall — wohl dadurch geschieht, daß eine sogenannte „Stuhlrente" erhoben wird, die, wenn sie auch den Wert von 5 Cents (!) übersteigt, doch nicht die Veranlassung sein kann, daß ein Sektenprediger einem andern seine Zuhörer abspenstig macht. Der amerikanische Pastor ist mit ganz vereinzelten Ausnahmen kein „Bauchdiener" und kein Geldmacher. Fette Pründen gibt es kaum, und die sichere Versorgung durch den Staat fehlt. Dafür ist aber das religiöse Leben in Amerika weit reger als in Deutschland, was sich die konservative, überdies amerika-feindliche „Kreuz-Zeitung gesagt sein lassen sollte.

In demselben Artikel sagt die „Kreuz-Zeitung" auch, daß die öffentliche Meinung in Amerika gewisse Kriterien aufgestellt hat, die für ein Christentum amerikanischer Façon maßgebend sind. Man müsse 1) an die Bibel glauben, 2) jeder Denomination ihre absolute Freiheit zugestehen, 3) den Sabbat heiligen und die Kirche besuchen, und 4) für Temperenz eintreten. Dazu sei bemerkt, daß man doch Punkt 1 und 3 hoffentlich auch in Deutschland zu den Erfordernissen, die an einen Christen zu stellen sind, zählen wird, und daß auch Punkt 2, die volle Religionsfreiheit, für Deutschland gilt. Es bliebe also noch Punkt 4. Wer jedoch die amerikanischen Kirchen kennt, weiß, daß trotz aller Prohibitionssucht kaum eine Kirche das Prohibitionsgelübde fordert.

Wir erlauben uns hierzu auch noch einige Bemerkungen zu machen:

1. Der Artikelschreiber hat wohl nur englisch-amerikanisches Kirchentum kennen gelernt und darüber sich seine Gedanken gemacht. Deutsche Kirchen scheint er kaum zu kennen. Stuhlrente ist ja wohl hauptsächlich in englischen Kirchen Gebrauch und ist dort eben die Art und Weise, wie man das nötige Geld zum Unterhalt des Pastors und der Gemeinde z. T. wenigstens aufbringt. Bei dem überaus losen, lockeren Zusammenhang vieler englischer Gemeinden mag es schwer halten, eine Gehaltsliste mit feststehenden Mitgliederbeiträgen aufzubringen, wie das in deutschen Gemeinden mit fest-

stehender Gliederzahl eher möglich ist. Daß aber ein Kirchenplatz von Sonntag zu Sonntag 5 Cents koste und das Geld in die Tasche des Pastors fließe, ist wohl nur ein Mißverständnis des Schreibers.

2. Bezüglich des „Konfessionalismus" ist auch ein Körnchen Wahrheit in dem Artikel enthalten. Nämlich es ist gewiß, daß „christlicher Oekumenismus" unter den amerikanischen Denominationen sich heranbildet, der darauf bedacht ist, konfessionelle Gegensätze auszugleichen. Man kennt im englischen Kirchenwesen nicht die gehässige Exklusivität, die man leider zum Ueberdruß in den deutsch-lutherischen Kirchen dieses Landes überall findet. Die englischen Pastoren großer Städte können daher gemeinsame Konferenzen halten, können sich auf gemeinsame Tätigkeit fürs öffentliche Gemeinwesen verständigen; sie können unter sich brüderlich verkehren, ohne immer auf den einen Punkt hinzusteuern, in dem die eine Denomination von der anderen sich unterscheidet.

Anders freilich im konfessionell-lutherischen Lager. Da ist der Götze, dem alles andere geopfert wird: Absolute Einheit der Lehre in jedem noch so untergeordneten Punkt. Man mag hinsehen, in welches kofessionell gefärbte Blatt man will: immer und immer ist es das konfessionell-besondere, auf dem herumgeritten wird. Es scheint den lutherischen Brüdern absolut unmöglich zu sein, die großen wichtigen Hauptpunkte, in welchen alle evangelischen Christen wirklich eins sind, zu fassen. Ebenso ist es ihnen unmöglich einzusehen, daß Einigkeit der Lehre und Verfassung nie die Grundlage für Einheit aller christlichen Glaubensgenossen sein kann. Die verschiedenen Geistesgaben und deren Entwicklung, die durchaus verschiedene Anlage der Gemüter wird stets Verschiedenheit im Verständnis der einzelnen Wahrheiten erzeugen. Der einseitige Doktrinarismus hat aber ihre Augen so sehr verblendet, daß sie ohne konfessionelle Disputate gar nicht mehr sein können. Jede noch so geringe Abweichung von irgend einer Lehre soll und muß sogleich zur Kirchentrennung führen.

Läßt man etwa bei Konferenzen sich von Nichtlutheranern einladen, auf ihrer Kanzel zu predigen, so wird das bei leibe nicht benützt, um die Bruderliebe und brüderliche Einheit in allen Hauptpunkten zu betonen. O nein! Das läßt der doktrinäre Hochmut dem Konfessionalismus nicht zu! Da muß ein Zeugnis abgelegt werden, d. h. man muß gerade auf dem Sonderbekenntnis herumreiten, wodurch man von den andern sich unterscheidet. Daß dadurch die andere Gemeinde eher geärgert als erbaut wird, was kümmert das den konfessionellen Bruder! Er kann und will es nicht lernen, daß die Bruderliebe unendlich höher steht, als die Festsetzungen einer starren Dogmatik.

Ein Ethiker schrieb: „Die Kirche wird sich bei den mächtigen Kämpfen, die sie zu bestehen hat, immer klarer bewußt werden, daß sie gleich einem Heer in Feindesland ihre Kraft nicht in Verteidigung vieler Punkte zersplittern darf. Sie hat sich vielmehr um wenige Hauptpositionen zu scharen, hier aber auf Tod und Leben zu kämpfen. Das Zentrale und spezifisch Christliche ist aber einerseits die Gottmenschlichkeit oder mit praktisch-ethischer Wendung: die Anbetung Jesu Christi und die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Ersteres unterscheidet uns von den Nichtchristen, letzteres von den römischen Christen. Mit diesen Fundamentalartikeln steht und fällt das ganze Christentum. Was die übrigen Glaubensartikel betrifft, so wisse man, daß der Herr geboten hat,

unser Auge auszureißen und unsere Hand abzuhauen, wenn sie Aergernis geben; daß wir somit auch verbunden sind, Lieblingsgedanken, Lehren und Fündlein, mögen dieselben auch völlig schriftgemäß sein, sogleich zu verschweigen oder wenigstens *nicht mehr zu betonen*, wenn ein *christlicher Mitbruder* dadurch geärgert oder Hader in der Kirche angerichtet würde. Ja, es will uns beinahe bedünken, als ob die Tugenden der Selbstverleugnung, der Gelassenheit, Demut und Friedfertigkeit herrlicher strahlten, als die richtigsten Bestimmungen der Konkordienformel über Abendmahl und Gegenwart Christi."

In der Tat: ethische Leistungen in der Richtung der Bruderliebe und Einigkeit müssen höher eingeschätzt werden als intellektuelle Haarspaltereien und Definitionen, die den Frieden und die Einheit des Leibes Christi zerstören. Aber von diesem traurigen Unfrieden und Zwiespalt der deutschen konfessionellen Kirchen scheint allerdings jener Artikelschreiber der „Kreuz-Zeitung" wenig gemerkt zu haben.

3. Was endlich die „Germania" zu Punkt 4 am Schluß bemerkt, ist leider doch auch nicht ganz richtig. Die Prohibitionssucht artet neuerdings in den amerikanischen Kirchen, besonders denen von methodistischer Richtung, in einen förmlichen Gesetzeszwang aus. Wie die Konfessionellen nicht ohne Hetzjagd wider die Sekten und Andersgläubigen sein können, so kann man heute kaum ein Blatt von methodistischer Observanz finden, in dem nicht das Steckenpferd der Prohibition geritten würde. Wer da nicht mittut, gilt kaum noch als Christ.

Statistik der Baptistenkirche. Das neue Jahrbuch der amerikanischen Baptisten enthält, wie gewöhnlich, eine große Fülle von Angaben und Statistiken bezüglich dieser Denomination. Es gibt in den 52 Staaten und Territorien der Ver. Staaten, Puerto Rico mit eingeschlossen, 47,852 regelmäßige Baptisten-Gemeinden. Die Zahl der Taufen betrug 266,423, also durchschnittlich 729 für jeden Tag im Jahr. Die ganze Gliederschaft beträgt 4,812,653. Die Denomination hat 33,381 Versammlungshäuser. Die Gemeindeausgaben beliefen sich auf $15,242,919. Die sämtlichen für Gemeindezwecke und auswärtige Zwecke aufgebrachten Gelder erreichten die Summe von $19,821,734, eine Zunahme gegen das vorige Jahr von $1,888,761. Die Baptisten der Vereinigten Staaten haben neun theologische Seminare mit 100 Professoren und 1071 Studenten; 89 Universitäten und Colleges mit 1872 Professoren und 29,667 Studenten; 95 Akademien und sonstige Lehranstalten mit 848 Lehrern und 15,986 Schülern. Die Zahl der baptistischen Blätter beträgt 59.

Jüdische Sonntagschulen. In "Hom. Rev." vom Dezember v. J. findet sich ein interessanter Bericht über jüdische Sonntagschulen, dem wir das folgende entnehmen:

Die jüdischen Sonntagschulen werden *Sonntag* morgens gehalten. Sie werden von über 30,000 Schülern besucht, und zwar sowohl in reformjüdischen als auch orthodoxen Synagogen gehalten. Ihre Dauer ist 2½—3 Stunden. Die Judenkinder erhalten da gründlichen Unterricht in dem Alten Testament und auch in der nachbiblischen Geschichte. Da der jüdische Gottesdienst Samstags gehalten wird, so ist Sonntags Zeit genug für den Jugendunterricht. Wird in der Synagoge etwa Sonntags Gottesdienst gehalten, so beginnt er um 12 Uhr mittags. Der Name „Sonntagschule"

wurde von Anfang an gebraucht, doch kommt auch dafür der Name Sabbathschule vor.

Die jüdische Sonntagschule steht unter der Leitung eines männlichen Vorstandes mit dem Rabbiner als Superintendent und einem Laien als Prinzipal. Manche Sonntagschulen haben besondere Gebäulichkeiten, doch meist sind sie im Unterbau der Synagogen. Sie haben einen Versammlungssaal für alle Schüler und besondere Klassenzimmer für jede Klasse, die etwa 15—20 Schüler haben. Jeder Lehrer und Schüler hat sein besonderes Pult.

Schon 1847 wurde in New York in einer Synagoge die Konfirmation eingeführt; 1852 in Richmond. In Reform-Synagogen ist sie jetzt überall gebräuchlich und auch orthodoxe Synagogen führen sie ein. Der Konfirmation geht ein Unterricht im jüdischen Glauben voran durch den Rabbiner. Die Konfirmation wird am Pfingstfest gehalten. Zuerst war das 12. Jahr dafür gebräuchlich, jetzt wird sie hinausgeschoben auf etliche spätere Jahre (13—16). — Es ist eine Bewegung im Gang, ein einheitliches Lektionsblatt mit abgestuftem Lehrgang herauszugeben. Jesus und Paulus werden in jüdischen Klassenzimmern respektvoll zitiert. Juden haben ihr eigenes Urteil darüber, was diese Personen gelehrt haben. Liberale Juden betrachten Jesus als den größten ihrer Propheten. Seine Lehren würden wahrscheinlich in den Schulen der Reformjuden noch mehr Raum finden, wenn sie nicht fürchteten, dadurch den Bruch zwischen ihnen und den orthodoxen noch zu erweitern. — Die jüdischen Sonntagschulen werden von September bis Juni gehalten. Bezahlte Lehrer werden, wo es möglich ist, angestellt. Auch schriftliche Examen werden in der Regel gehalten.

In der Hand des Herrn mag auch dieses Werk dazu dienen, die Herzen des jüdischen Volks vorzubereiten für die volle Erkenntnis des Heils in Christo.

Ausland.

Die missourische „Lehre und Wehre" schreibt über:

Unierte Abendmahlspraxis in der sächsischen Landeskirche.

Gelegentlich eines Angriffs gegen die Leipziger Mission spricht sich die „Neue Sächsische Kirchenzeitung" über die innerhalb der sächsischen Landeskirche allgemein geübte unierte Abendmahlspraxis folgendermaßen aus: „Daß die Leipziger Mission mit ihrem engen Standpunkt in der Frage der Abendmahlsgemeinschaft in Sachsen sehr vielen Widerspruch findet, beweist uns eine unerwartet große Anzahl von Zuschriften gerade auch von sehr missionsfreundlichen Männern, die es noch immer für eine Art moralischer Pflicht hielten, der nun einmal in Sachsen ansässigen, dazu evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in erster Linie ihre Mitarbeit zuzuwenden. Voraussetzung war dabei allerdings, daß diese Mission auch nicht nur lutherisch, das heißt, separiert, sondern zugleich evangelisch sei. Es ist ja bei der Freizügigkeit der Gegenwart der tatsächliche Zustand in Sachsen, und wir freuen uns dessen herzlich, daß ohne jede Verleugnung unserer Sonderart doch den andern Evangelischen Kirchen- und Abendmahls-Gemeinschaft nicht verweigert wird, wo man sie bei uns sucht und erbittet. Im Streite um diese Frage sind einst etliche aus der Landeskirche ausgeschieden und zur Separation gegangen, wohin sie gehören. Verwundert, aber ohne Erschütterung sahen unsere Gemeinden diesen Austretenden nach, die für ihren Glauben eine Gefahr darin sahen, daß Evangelische (Unierte) in sächsischen Kir-

chen zum Mahl der Gemeinschaft mit Gott und ihrem Heiland zugelassen wurden. Wir möchten wohl wissen, ob es in Sachsen Geistliche gäbe, die z. B. einen preußischen Evangelischen, der in ihrer Kirche zur Abendmahlsfeier erschiene, am Altare zurückwiesen und von der Teilnahme ausschlössen. Die Versündigung an dem nach Gottes Gnade verlangenden Gemüt des Abgewiesenen und das Aergernis für die eigene — ich nehme an: fromme und andächtige — Gemeinde wären so ungeheuer, daß wir uns diesen Fall in der Praxis nicht denken können; von der Theorie sprachen wir No. 12, 186. Bei dieser Sachlage stellt sich die Leitung der Leipziger Mission in ausgesprochenen Gegensatz zu der sächsischen Landeskirche, auf deren Kräfte und Gaben sie doch mit großer Bestimmtheit rechnet. Auf diese Landeskirche fällt dadurch zugleich der falsche Schein einer Engherzigkeit, die sich doch im schlimmsten Falle nur ganz vereinzelten Kreisen in ihrer Mitte tatsächlich als notwendige Betätigung genuinen Glaubens darstellt. Aus diesem Grunde hat die Haltung und Stellung der Leipziger Mission eine wesentliche Bedeutung für Sachsen und seine Landeskirche; und deshalb scheint es geboten, einmal die Frage zu stellen, ob die Leipziger Mission sich mit der lutherischen Separation identifizieren will oder nicht. Eine runde, klare Antwort wird allen Zweifeln und Aergernissen ein Ende machen, und die Besprechung in den Vorständen der Missionszweigvereine u. s. w. werden zur Klärung wesentlich beitragen. Von sehr hohem Interesse ist auch die Frage, wie sich die in Leipzig wohnenden Mitglieder des Missionskollegiums zur Frage der Abendmahlsgemeinschaft mit andern evangelischen Missionen stellen, und zwar zunächst mit den deutsch- evangelischen in Ostafrika. Unsers Wissens sind zwei Leipziger theologische Mitglieder des Kollegiums weitherzig genug, in der Praxis auch nichtsächsischen Evangelischen, d. h. solchen, die sich nicht ausdrücklich als lutherisch bezeichnen, den Zutritt zum Kommunionaltar zu gestatten. Trifft das zu, so wäre um so mehr die Frage, ob man draußen versagen wollte, was man daheim gewährt. Wir können es nicht glauben und brauchen deshalb kein Urteil über diese Möglichkeit auszusprechen." — Tatsächlich ist also die sächsische Landeskirche ebenso uniert wie die preußische, und es wäre endlich an der Zeit, daß sie aufhörte, sich heuchlerisch evangelisch-lutherisch zu nennen." So meint „L. u. W." Wir meinen umgekehrt: Es wäre endlich an der Zeit, daß Missouri das „Evangelisch" in seinem Namen streichen würde und sich nicht mehr heuchlerisch „evangelisch-lutherisch" nennte; zumal es das Lutherisch ja darein setzt, sich möglichst weit von allen evangelischen Glaubensbrüdern zu separieren und über alle Nichtmissourier das "Damnamus" zu sprechen.

Evangelisch? oder Evangelisch-Lutherisch? Evangelisch-Reformiert?

Der „Alte Glaube" alteriert sich darüber, daß die Reichsstatistik über den religiösen Bekenntnisstand der Bewohner Deutschlands, so viel es geht, einfach die Bezeichnung „Evangelisch" zu grund legt, statt durch sonderkonfessionelle Bezeichnungen das Bewußtsein des beklagenswerten Zwiespaltes auch im Volk von Haus zu Haus neu zu erwecken und jeden Familienvater zu zwingen, zu sagen, ob er evangelisch-lutherisch oder evangelisch-reformiert sei. Die Kirche in Württemberg, die doch auch eigentlich lutherisch ist, hat längst den Namen lutherisch fallen lassen und gebraucht nur den Namen „Evangelisch." Es kann ja doch sicher jede einzelne Landeskirche

ihr konfessionelles Gepräge sich bewahren, ohne darum es schon im offiziellen Namen auszudrücken. Aber das ist eben das πρῶτον ψεῦδος des konfessionellen Luthertums, daß es die konfessionellen Differenzen zu solcher Wichtigkeit aufbauscht, daß Kirchen-, Abendmahls- und sogar Gebetsgemeinschaft soll unmöglich gemacht werden zwischen den verschiedenen protestantischen Konfessionsgenossen. Darum soll schon der Name als strenge Scheidewand eine chinesische Mauer aufrichten und den Zwiespalt verewigen zwischen den Lutheranern und Reformierten.

Der „A. G." regt sich gewaltig auf darüber, daß in verschiedenen deutschen Staaten nur die Rubrik „Evangelisch" im statistischen Bogen stand. Ihm ist eben das „Lutherisch" oder Reformiert", — das, was die Leute trennt — wichtiger, als das, was sie eint im Glauben und im Geist der Liebe.

Stettiner Festwoche. Alljährlich Anfangs Oktober wird die Stettiner Festwoche gefeiert, in welcher verschiedene Themata zur öffentlichen Verhandlung gebracht werden. Bei der letzten Feier dieser Festwoche waren folgende Themata der Hauptinhalt der Verhandlungen:

1. Frl. Mathilde Kirschner, Tochter des Oberbürgermeisters von Berlin, referierte auf grund ihrer Tätigkeit über die Frage: „Wie ist die Lage der Fabrikarbeiterinnen zu bessern?" — Im „Charlottenheim" in Stettin sucht man diese Arbeit zu fördern.

2. Ueber Mitarbeit der Männer und Frauen an den kirchlichen Aufgaben der Gegenwart, war ein weiterer Gegenstand der Verhandlung.

3. Ueber „Das Kreuz Christi" hielt Prof. Dr. Kögel einen Vortrag. Er sammelte alle seine Gedanken unter die Aufschrift: Jesu Kreuz — Jesu Tat! Jesus hat in aktiver Willensfreiheit sein Kreuz gewollt und gewußt. Man versteht das Kreuz nur als Abschluß seines und Gottes ganzen Heilsratschlusses. Es ist das Ende der Heilsgeschichte. Gerade in seinem Sterben kommt Jesu Gottheit zur Erscheinung. Am Kreuz ist das Ziel von Jesu Wirksamkeit erreicht: Gott an den Menschen dienen, Gott seine Ehre verschaffen im ernstesten Gericht über die Sünde der Welt (der alte Anselmsche Gedanke), doch so, daß dadurch den Menschen zugleich das Heil zuteil wird. Von hier aus ergibt sich ein volles Verständnis der dogmatischen Begriffe: Genugtuung, Strafe, Sühne, Stellvertretung.

Der gedankenreiche Vortrag war eine geschlossene Position gegen moderne Gedankenreihen; daher bot er weil großzügig prinzipiell, keine rechte Gelegenheit zur Debatte, die ja naturgemäß nur hätte kurz sein können. Und in Kürze löst sich dies Problem nicht: es geht weiter durch die fragenden Christen. Und es ist gut, so prinzipiell einmal wieder angefaßt zu werden.

4. Das vierte zeitgemäße Thema war natürlich die Mission, innere und äußere Mission. Es traf sich gut, daß gerade in diese Tage das 25. Jahresfest der Anstalt für Epileptische „Tabor" (verbunden mit Kückenmühle) fiel. Der Festgottesdienst war sehr stark besucht. Auch unser neuer Oberbürgermeister, Dr. Ackermann, zeigte durch sein Erscheinen sein Interesse. Die Predigt hielt Gen.-Sup. Dr. Büchsel, den Bericht gab der erste Vorsteher der Kückenmühler Anstalten, Past. Bernhard. Mit wenig Geld und Land hat man begonnen, jetzt hat „Tabor" 32 Gebäude auf seinem Gebiete und bietet vielen armen Kranken Zufluchtsstätte.

Am 9. Oktober sprach Gefängnisprediger v. Rhoden-Düsseldorf über erbliche Belastung und ethische Verantwortlichkeit. Erbliche Belastung sei ein moderner Ausdruck für die alte Wahrheit der Vätersündenheimsuchung an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Es dürfe aber doch unserm verweichlichten Geschlecht nichts erspart bleiben von der Verantwortlichkeit, die dem einzelnen und der heutigen Gesellschaft in noch höherem Maße auferlegt sei als sonst. Die ethische Verantwortlichkeit werde durch die Anerkennung der erblichen Belastung nicht aufgehoben, sondern verschärft.

An der Diskussion beteiligten sich unter anderen Past. Bernhardt-Kückenmühle und der Oberarzt dieser Anstalten, Dr. Schnitzer.

An einem der späteren Tage referierte Sup. Brandin-Berlin noch darüber, was die Frauenhilfe zur Unterstützung der Bestrebungen des bekannten Trostbundes tun kann. Daß die Frauen, die öfter ins Krankenzimmer kommen als der Pastor, viel tun können, ist klar.

In der Jahresversammlung des Pommerschen Gefängnisvereins sprach Past. v. Rhoden, Geschäftsführer der Rheinisch-westfälischen Gefängnis-Gesellschaft, über Wichern und die Gefängnisreform. Die Tatsachen sind bekannt. Das Interesse an der Gefängnissache sprach sich noch in anderen Rednern aus.

Nun zur Aeußeren Mission. Höchst interessant und „ziehend" bewies sich der Vortrag des bekannten Divisionspfarrers Schmidt-Potsdam über Kriegserlebnisse und Mission in Deutsch-Südwestafrika. Die Sache und der Mann stehen seit langem in allgemeinerem Interesse.

Berlin II. berichtete über die Goßnersche Mission. Missionsdirektor Hennig von der Brüdergemeinde gab Bericht über seine Visitationsreise in Deutsch-Ostafrika. Auch dem Kinder-Missionsgottesdienst war eine eigene Verhandlung gewidmet.

Kirchgang im Berliner Dom.

Ueber die kalte Pracht des neuen Berliner Domes ist schon viel geschrieben worden. Das Stimmungsbild, das ein Mitarbeiter des Türmers (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) in Form eines Briefes an seine Schwester auf dem Lande über einen Sonntaggottesdienst im Dom entwirft, zeigt die ganze Misere dieses neudeutschen Kirchenbetriebes.

„Die heilige, teure Stimme der Religion klang leiser, nun wir uns im Strom der Kirchenbesucher verloren. Um uns sonntäglich geputzte Menschen, die aus fröhlichen Augen neugierige Umschau halten, bis die Schutzmannsgestalten der Kirchendiener sie mit Liturgiezettel, energischer Platzanweisung und finsterem Beamtenblick zu Untertanendemut schrecken. Zu preußischer, nicht zu christlicher. Halb verstohlen, mit unterdrücktem „Ah" bestaunt ihr naiver Geschmack die Fülle glänzenden Materials, das Schimmern von Gold, Marmor und Sammet, wie einstens runde Semitenaugen sich an den Schätzen im Tempel Salomonis weideten. Mächtig setzt die Orgel ein — wenige singen; wie im Queuegedränge an Theaterkassen erwartet man das Signal, das Ende des ersten Verses, um mit unanständiger Hast sich behaglichen Sitz zu erobern. Keine Gemeinde, Neugierige mit weltlichen Gedanken und Gebärden, ohne Gesangbuch, gelangweilt num das Programm studierend. Und in der kalten Museumspracht des hellen Kuppelbaues kämpfst du vergebens um andächtige Stimmung. Der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte — ihn sollen wir in kostbarem Farbenspiel, zwischen märchenhafter Verschwendung bunten Gesteines und goldenen Schnitzwerks erwarten?

Wohl begnadet der Ewig-Eine zuzeiten Sterbliche, daß ihre Hand in göttlichem Kunstwerk seine Sprache rede — hier vernehmen wir aus den Wänden das Prahlen des unheiligen Geistes eitler Prunksucht. Doch still, himmlische Weisen erklingen, und mit den Harmonien des wunderstimmigen Chors schwindet um uns der seelenlose Schimmer, lösen sich die theatralischen Warenhaustransparente zu unbestimmt rosiger Tönung. Zerrissen flattern nun Bibelworte vom Altar, wir finden uns wieder mit ängstlichem Herzen zum Gemeindegesang, fremd und hart hallt tüchtiges Protestantenlied inmitten katholischer Pracht. Und nun der Geistliche auf wohltuend schmuckloser Kanzel — wieder regt sich kindliche Hoffnung: Wird es ein Menschenfischer sein? Sicherlich, sagt dir weltliche Erinnerung, ruft man die besten Gottesgaben zum Werk in des Königs Gemeinde, wird hinreißender Glaube in grenzenloser Liebe uns herzliche Hoffnung erwecken . . . Laß mich schweigen, liebste Schwester, von kaltsinnigen Priesterworten von Buchstabendienst und von unchristlichem Verachten, von Schmeichelwort zu den Mächtigen und wohlhäbigem Unverstand gegenüber den geringsten Brüdern des Herrn. Wenn ich an manche heilige Stunde der Jünglingsjahre zurückdenke, im Dunkel des alten Landkirchengestühls dem himmlischen Feuer des weißhaarigen Mannes meine Seele öffnend, und dann . . . Dem Weltlichen versagt sich das Wunder des Geistes; gleichgültig sei dir die Form des göttlichen Dienstes, sündig kritische Betätigung gegenüber dem redlich strebenden Diener der Kirche. Nun, ich schweige. Nach scharfer Verdammung der römischen Irrlehren und des „falschen Propheten" der mohammedanischen Gotteskinder hebt der strenge Priester noch einmal die Stimme, den Frieden des Herrn ob uns erflehend. Die Liturgie beginnt von neuem, unharmonisch hallend und rauschend, und verdrossen strebt verstörter Sinn hinaus in die graue, sonnenlose Welt."

Das Christentum mit dem auswechselbaren Boden.

Im preußischen Herrenhause gab es kürzlich wieder einmal eine Duelldebatte. Dazu äußert sich der Herausgeber des „Türmers" in seinem „Tagebuche" wie folgt:

„Worin der Katholizismus den Protestantismus immer wieder tief beschämt, das ist seine Stellung zur „Duellfrage." Schon daß Christen, als welche sich die Anhänger des gesellschaftlich und staatlich privilegierten Totschlags, um nicht zu sagen Mords, zum größten Teil demonstrativ gebärden, eine solche „Frage" mit dem Aufwande ihres ganzen „positiven Christentums" und „Apostolischen Glaubensbekenntnisses" nicht zu bewältigen vermögen, schon das muß recht kuriose Vorstellungen von der Fundamentierung sotanen Glaubensgebäudes erwecken.

Und welches Echo fand der Ruf des katholischen Grafen Praschma nach Abschaffung der Duellunfugs im allerchristlichsten Hause der geborenen Gesetzgeber, der privilegierten Stützen von Thron und Altar? Der Justizminister Beseler glaubte es ablehnen zu müssen, seine Stellung zum Duell überhaupt darzulegen, der evangelische Graf Schulenburg aber machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern bekannte mit erfreulicher Offenheit: „Ich gebe zu, daß das Duell sich vom christlichen Standpunkt aus nicht rechtfertigen läßt. . . . Aber dahin, daß wir das Duell abschaffen, werden wir niemals gelangen. . . . Es gibt gewisse Arten von Beleidigungen, die nicht durch Richterspruch, sondern einzig und allein mit der Waffe in der Hand gesühnt werden können." (Lebhafter Beifall vom bibelfesten hohen Hause!)

Die Religion, das Christentum, hat also zugestandenermaßen für seine „positiven" Bekenner, die in der „Kreuzzeitung" unentwegt und allezeit das Banner des Apostolikums „hochhalten", keineswegs in allen Stücken verbindliche Kraft. Es hat dafür den unschätzbaren Vorzug auswechselbarer Böden, die man je nach Bedarf und Bequemlichkeit ein- und ausschalten kann. Ist demnach auch die „positive", die „unerschütterliche Grundlage unseres Glaubens" immerhin irdischem Wechsel und Wandel unterworfen, so entschädigt sie dafür durch ihre vielseitige Verwendbarkeit und praktische Handhabung. Schon aus diesem Grunde muß die Religion dem Volke erhalten werden. Eben ihre bequeme Handhabung macht sie so sehr geeignet dazu. Mit etwas Uebung, man nennt es auch Drill, läßt sich da schon manches erreichen."

Das ist eine unauslöschliche Schmach für Deutschland, daß es diesen Schandfleck mittelalterlicher Barbarei nicht austilgen kann und zwar offenbar, weil eben der Kaiser selbst dem falschen Ehrbegriff huldigt, als ob der Offizier eine andere Ehre hätte als der Civilist.

Ueber das Bordellunwesen in Deutschland, das als die wesentlichste Ursache des schwunghaften Mädchenhandels betrachtet wird, sprach am 27. September der bekannte Vorkämpfer der Sittlichkeitssache, Ortspastor Bohn-Berlin, auf der 5. deutschen Nationalkonferenz zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels, in sehr beachtenswerten Ausführungen. B. meint, die konzessionierten Bordelle seien anscheinend schon völlig mit dem Volksleben verwachsen. Der Bürgermeister, der in einer kleinen Stadt der Provinz Sachsen die Konzession zu dem dortigen Bordell erteilt habe, könne Mitglied der Provinzialsynode sein. Ein Brauereidirektor, der in einer anderen Stadt den Vertrag der Brauerei, die das Bordell finanzierte, unterschrieben habe, sei Mitglied des Gemeindekirchenrates. (Hört! hört!) Die allerchristlichsten Herren in der Stadtverwaltung von Bremen deckten und verträten das dortige Bordellsystem. In der Ausdehnung der Bordelle über Deutschland sei deutlich der Beweis des französisch-napoleonischen Einflusses am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu erkennen. Schlesien, Posen, Ostpreußen, Westpreußen, das östliche Pommern und Brandenburg seien fast ganz von Bordellen frei. Dagegen habe im Königreich Sachsen und Provinz Sachsen fast jede kleine Stadt ihr Bordell! In der Provinz Hannover kämpfen die Bordellunternehmer augenblicklich einen tatkräftigen Kampf. Sie haben in Celle, Hameln und einigen anderen Orten festen Fuß gefaßt. Die Hochburgen der Bordelle seien Köln, wo ein ganzer Stadtteil von Bordellen durchsetzt sei, in Hamburg, wo ebenso wie in Frankfurt a. M. die Bordellanlagen sich an verschiedenen Punkten befinden. Von besonders gefährdeten Universitätsstädten seien Greifswald, Halle, Leipzig, Braunschweig, Karlsruhe, Freiburg und Straßburg zu nennen. Der Verdienst der Bordell-Inhaber sei ein ganz ungeheurer. Ein Reinverdienst eines Bordell-Inhabers von 100,000 Mark jährlich gehöre keineswegs zu den Seltenheiten. Der Kampf gegen die Mädchenhändler sei ein so schwieriger, weil ihnen so ungeheure, leichtverdiente Geldsummen zu Gebote ständen. Es sei gerichtlich festgestellt, daß die Unternehmer bis 1000 Dollars für ein Mädchen zahlen. Der Mädchenhandel werde nur allein durch das Bordellwesen ermöglicht. In Frankreich schafft man die Bordelle ab, so schloß der Redner, es ist dort zu spät. Das Volk ist ein sterbendes Volk. Vielleicht ist es bei uns noch Zeit. Und obwohl die Zeichen der Zeit ernst sind, ist es vielleicht bei uns noch möglich, nach Abschaffung unsere Volkskraft zu erhalten, Volk und Jugend sitt-

lich reifer zu machen. Vom Standpunkt der Menschenrechte und der Freiheit aus muß alles mithelfen, daß die Bordelle in Deutschland sittlich überwunden werden!

Das Syrische Waisenhaus.

Nahe dem Hügel Golgatha bei Jerusalem steht seit fast 50 Jahren das Syrische Waisenhaus, einst als schlichtes Waisenhaus begründet, jetzt ein Missionshaus, unter dessen Namen eine ganze Reihe von Anstalten und Missionsschulen zusammengefaßt werden, nämlich:

1) Das Syrische Waisenhaus für Knaben aus Palästina und Syrien, in dem schon über 2000 Kinder des Landes evangelisch erzogen sind;

2) das Mädchenwaisenhaus mit 36 Kindern des Heiligen Landes;

3) das armenische Waisenhaus mit jetzt noch 70 Zöglingen;

4) die große Industrie-Anstalt, die den Zöglingen die Möglichkeit mannigfaltigster Berufsausbildung bietet, aber auch nach Kräften zum Unterhalte der Anstalt beisteuert;

5) die evangelische Volksschule in der Stadt Jerusalem, die in ihren schönen neuerbauten Räumen in nächster Nachbarschaft der Erlöserkirche und der Grabeskirche 400 eingeborene Stadtkinder unterrichtet;

6) das Seminar, in dem arabische Lehrer, Prediger, Evangelisten für den evangelischen Missionsdienst ausgebildet werden;

7) das Blindenheim für 40 bis 50 Blinde, das dem unbeschreiblichen Blindenelend in Palästina einigermaßen steuern soll;

8) die Gemeinde der um das Mutterhaus her angesiedelten ehemaligen und anderer einheimischer Christen, von Jahr zu Jahr wachsend;

9) die Landwirtschaftliche Kolonie Bir Salem am Gestade des Mittelmeeres im ehemaligen Philisterlande, nahe bei dem Lydda der Apostelgeschichte, deren ganzes Areal im vorigen Jahre nach endlosen Mühen ganz in seinen Besitz übergegangen ist;

10) das Waisenhaus in Bir Salem, erst vor einigen Monaten eröffnet, wo die Kinder von Jugend auf zu bäuerlicher Arbeit erzogen werden.

Die Eröffnung dieses neuen Waisenhauses war unabweislich geworden. Verwaist zu sein, seinen Weg durchs Leben ohne Vater und Mutter, die auf dem Kirchhof zur letzten Ruhe gebettet sind, suchen zu müssen, ist schon bei uns, wo für jedes Waisenkind ein Waisenhaus bereit ist, ein herbes Los. Aber was ist's erst dort in jenem Lande, wo sich niemand der Aermsten annimmt, wo man sie oft wie Tiere aufwachsen und leiblich und geistig umkommen läßt! Und solcher Kinder mußten in den letzten 10 Jahren ein ganzes Heer, mehr als 3000, zurückgewiesen werden! Das neue Waisenhaus bietet die Möglichkeit, mehr Waisen zu retten, sie zu evangelischen Christen zu erziehen und sie der langsam aufblühenden evangelisch-arabischen Kirche des Heiligen Landes zuzuführen.

Rückfall ins Heidentum.

Wo nicht alles die, — schreibt Dr. Dennert — welche am Glauben Schiffbruch erlitten haben, Ersatz für das Verlorene suchen! Mit am wunderlichsten ist vielleicht, daß jetzt in Paris der altägyptische Isiskultus wieder aufgewärmt wird. Ein Journalist, Jules Bois, ist auf die Idee gekommen, und ein Graf, Mac Gregor, mit seiner Frau haben sich als Oberpriester Rametes und Oberpriesterin Anari zur Verfügung gestellt. In einem kleinen Pariser Theater vollziehen diese armen betörten Menschen den Isisdienst

ganz nach dem alten ägyptischen Muster. Oberpriester und Oberpriesterin singen dabei eintönige Hymnen, welche die Isis als Mutter der Götter, der Menschen und alles Lebenden preisen und verherrlichen! Beide vollführen mit andren symbolische Tänze u. s. w. Unter anderm wird durch das Kämmen der Haare die Fruchtbarkeit des Nils versinnbildlicht! Man denke, an der Seine!

Ist es nicht im höchsten Grade charakteristisch? Weil die Menschen den Wundern des Christentums entgehen wollen — ein wunderloses nimmt ja schließlich jedermann noch gern an — verlassen diese Leute den Glauben ihrer Kindheit und ihrer Volksgenossen, und wo enden sie? Bei dem Hokuspokus des Altertums und bei längst verschollenen Kultushandlungen. So geht es dem Aberwitz des 20. Jahrhunderts. — Und doch auch wieder so lehrreich: der Mensch kann ohne Religion eben nicht leben, und wenn er dem lebendigen Gott entgehen will, so sucht er sich etwas anderes und wären es so vertrocknete Mumien wie Isis und Osiris.

Französisch-katholische Priester.

Bekanntlich wurde in Frankreich durch Aufhebung des sog. Konkordats allen Pfarrern der Staatsgehalt gestrichen, und die Kirche kann nun sehen, wo sie für ihre Diener das Brot hernimmt. Der Papst sorgt nicht für sie; der hat mit seinem Peterspfennig selbst Last genug, bis er ihn beisammen hat und sich und seinen armen Kardinälen den Tisch deckt. Und die Kirchen-Gemeinden sind so gleichgültig als möglich angesichts der Notlage ihrer Priester. Was also tun? Da schrieb ein beherzter Priester — übrigens schon vor längerer Zeit — ein Buch mit dem Titel: „Die möglichen Berufe des Priesters von morgen.“ Er gibt da seinen Amtsbrüdern den Rat: Ergreifet ein Handwerk! Paulus webte ja auch Teppiche und Petrus flickte Netze. Dieser Weckruf fand denn auch einen außerordentlichen Widerhall. Viele Priester nähren sich heute selbst. Die meisten sind Landwirte geworden, namentlich Bienenzüchter, was auch Fuzet, der Erzbischof von Rouen, besonders empfiehlt. Andere züchten Hühner, Kaninchen, alle Arten Geflügel und sogar die in Frankreich mit Leidenschaft gegessenen Weinbergsschnecken. Dieser ist Winzer, jener Drechsler, ein dritter Maschinenbauer geworden. Kunstschlossereien, Uhrmacher-, Optiker- und Juwelierwerkstätten haben andere Priester gegründet, die auf die Mildtätigkeit ihrer Gemeinde nicht angewiesen sein wollen. Sogar Tapezierer, Schneider und Sticker findet man in der langen Liste. Es gibt in den Pyrenäen Priester, die wollene Strümpfe und Jacken verfertigen. Zahlreich sind die Buchbinder. Die Photographen sind gar nicht zu zählen.

Die französischen Protestanten, die bekanntlich die Trennung der Kirche vom Staat ohne Widerstand hingenommen und die vorgeschriebenen Kultusgenossenschaften gebildet haben, sind mit der neuen Ordnung der Dinge nun doch nicht recht zufrieden. Der Organisator des protestantischen Kultus in Paris, Armand Lads, erhebt im „Journal des Debats“ folgende Vorwürfe gegen das Trennungsgesetz: „Die Behauptung ist falsch, daß die neue Kultusgesetzgebung tolerant und freiheitlich sei. Ist ein Gesetz liberal, das den Kultusvereinen verbietet, sich der Armen anzunehmen und ihnen auch nur die kleinste Summe zu verteilen? Ist ein Gesetz liberal, wodurch das Kapital für den Unterhalt des öffentlichen Kultus auf ein lächerliches Minimum beschränkt wird? Ist es liberal, den Sterbenden zu verbie-

ten, ihre Kirche zu bedenken? Ist es liberal, daß ein einfaches Gericht einen Kultusverein auflösen darf, wenn die Gründer aus Versehen irgend eine der zahlreichen Formalitäten vergessen haben? Ist es liberal, Kirchen und Pfarrhäusern ruinöse Steuern aufzulegen?

Du sollst dir kein Bildnis machen; bete sie auch nicht an (2. Mose 20, 4 u. 5). Am 8. Dezember, dem Tage, an dem vor 50 Jahren das Dogma der unbefleckten Empfängnis verkündet wurde, soll Papst Pius 10. in der Basilika von St. Peter eine feierliche Krönung der heiligen Jungfrau vornehmen. Wie der „Gaulois" schreibt, wird bereits die kostbare Krone, die für diese Zeremonie bestimmt ist, hergestellt. Alle Diamanten und Perlen, aus denen die zwölf Sterne bestehn, die die Krone bilden werden, sollen durchweg Familienreliquien sein, die von den Besitzern dem Vatikan zu frommen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden. Mehrere der fünfstrahligen Sterne, in deren Mitte große Solitärs glänzen, sind schon fertig, und jeder hat einen Durchmesser von 12 Zentimetern. Ein goldener Reifen wird sie alle zu der Krone vereinigen. Die Marienstatue, die diese Aureole tragen wird, ist dieselbe, die Pius 9. anläßlich der Proklamierung des Dogmas krönte.

Literatur.

Für Gottes Wort und Luthers Lehr. Biblische Volksbücher. In Verbindung mit zahlreichen namhaften Theologen herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. Dr. Joh. Rump. Preis der Serie von 10 Heften 6 Mark. Jedes Heft ist auch einzeln käuflich. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Von den verschiedensten Seiten ist häufig das Bedauern darüber ausgesprochen, daß man nicht imstande sei, an der Hand zuverlässiger Apologetik die Ergebnisse positiver Schriftforschung für sich und andere zu verwerten. Diesem Bedürfnis kommt in dankenswerter Weise das vorgenannte Unternehmen entgegen, das auf grund der bereits erschienenen Hefte, sowie der Namen der bewährten Mitarbeiter die weitgehendste Beachtung verdient. Es sind wirkliche Volksbücher, wissenschaftlich zwar, aber frei von allem gelehrten Beiwerk. Bis jetzt sind erschienen:

I. Hoppe, Edm., Prof.: „Naturerkenntnis und Christentum." 80 Pf.

Verfasser ist ein schrift- und christusgläubiger Naturforscher, der mit scharfen Waffen dem sich spreizenden Un- und Halbglauben entgegentritt. Die ersten zwei Kapitel sind immerhin keine leichte Speise und für den gemeinen Mann aus dem Volke zu schwer. Es sind erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen, die philosophische Schulung voraussetzen zu ihrem Verständnis. Dagegen die Kapitel: „Gott und die Welt", „Christus, das Wunder", „Der Glaube" sind kurze und treffliche Darlegungen, wie unhaltbar sowohl der Pantheismus, als auch der wunderleugnende Deismus ist. Nur der in der Welt wirkende, lebendige und persönliche Gott, der mit der Welt und dem Menschen finale Zwecke verfolgt, kann dem denkenden Forscher genügen und sowohl die übernatürliche Geburt Jesu, sowie die Auferstehung Jesu erklären, und das Gerede vom Eingriff in die Naturgesetze erweist sich als törichtes und oberflächliches Geschwätz, da ja die sogen. Naturgesetze nur Sätze sind, welche der beobachtende Verstand des Menschen abgeleitet hat aus der Erfahrung, — Sätze, die immer wieder teils korrigiert, teils ganz ver-

worfen werden müssen, weil neue Entdeckungen u. s. w. ihre Unhaltbarkeit bewiesen haben. Gebildete Leser aus dem Volk werden die Schrift gewiß mit großem Gewinn lesen und daraus sehen, wie unhaltbar so viele aus dem Lager der oberflächlichen Naturwissenschaftler und der dichtenden Philosophen und Theologen vorgebrachte Einwendungen als nichtig und töricht hinfallen.

II. Gemmel, Lic. S.: „Die Herrlichkeit der heiligen Taufe." 70 Pf.

Ein feiner Unterricht über „Was wir an unsrer Taufe haben", mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Stellen der Heiligen Schrift, die genau erklärt werden.

Ausgehend vom Taufbefehl des Herrn schreitet Verfasser fort zu den Aussprüchen der Apostel Petrus und Paulus und sucht die hohe Bedeutung der heiligen Taufe so aus dem ganzen vollen Christenglauben zu begründen, daß es für den unbefangenen bibelgläubigen Leser aus dem Volk zu einer glaubenstärkenden Ermunterung werden kann, diese Schrift gründlich zu studieren und sich anzueignen. Doch befremdet es uns, daß Verfasser mit unerschütterlicher Zuversicht annimmt, Matth. 28, 18 ff. sei gerade vor der Himmelfahrt gesprochen. Die Harmonistik der Evangelien und Apostelgeschichte, zusammen mit 1. Kor. 15, 6 führt doch zu einem ganz anderen Ergebnis und Verfasser machte auch keinen Versuch, seine damit in Widerspruch stehende Annahme irgendwie zu rechtfertigen. — Den Wert seiner sonstigen Ausführungen kann das freilich nicht beeinträchtigen. — Wer etwa eine Reihe von Predigten über die heilige Taufe halten wollte, hätte in dem Buch eine treffliche Anleitung dafür.

III. Wustmann, Lic. G.: „Jesus und Paulus." Die Abhängigkeit des Apostels von seinem Herrn. 60 Pf.

Die Stellung des Verfassers kennzeichnet das Wörtchen „und" im Titel. Er kennt kein „Entweder — oder." Der Schriftbeweis ist überaus reichhaltig; die kritischen Fragen (Wrede) sind mutig gelöst.

Bekanntlich hat die neuere negativ gerichtete Theologie durchaus einen Gegensatz zwischen dem, was sie „Evangelium Jesu" nennt und dem „Evangelium des Paulus" feststellen wollen. Sie kann ja auch gar nicht anders. So lange ihr Jesus nicht der Heiland der Sünder ist, hat sie auch für das „Evangelium von Jesus Christus unserem Herrn", wie Paulus es verkündigt hat, keinen Gebrauch, sondern es zeugt scharf gegen ihre eigene Fälschung des Evangeliums. Sie beschuldigt umgekehrt den Apostel, daß er das Evangelium Jesu verfälscht habe.

In vorliegender Schrift versucht nun Verfasser in durchaus irenischer Weise, ohne jede polemische Schärfe nachzuweisen, wie Paulus zu seinem Evangelium von Jesus Christus gekommen sei. Es wird auf die religiöse Erfahrung des Apostels der Hauptnachdruck gelegt und nachgewiesen, wie diese apostolische Verkündigung durchaus im Einklang steht mit dem Wort, Leben, Wirken und Tod Jesu. — Wir gestehen, Verfasser ist unserm Urteil nach zu irenisch. Es ist ja nicht zu leugnen, nur eine Theologie, die alles Verständnis für die innersten Erfahrungswahrheiten des Christentums verloren hat, und die keinen Heiland für die Sünder braucht, nur eine solche Theologie kann einen Widerspruch und Fälschung konstruieren zwischen Jesus und Paulus. Eine Theologie, die auch in den Synoptikern die wichtigsten Aussprüche Jesu wegstreicht, weil sie ihr nicht in ihr System passen, sollte

gar nicht so ernst genommen werden. Peinlich berührt es, wenn Verfasser es gar nicht wagt, wichtige Herrenworte, wie Matth. 28, 18 ff., als unbedingt echt in Anspruch zu nehmen; oder wenn er so leise nur an das Evangelium Johannes erinnert, als ob man dessen Echtheit nicht mit eben solcher Festigkeit und Dreistigkeit behaupten dürfte als umgekehrt jene negative Seite mit aller Dreistigkeit ihre angeblichen Forschungsresultate ausposaunt und unter das Volk bringt. Solch zaghaftes Auftreten dürfte bei vielen im Glauben Erschütterten gerade die Wirkung haben, daß sie noch zweifelhafter werden und denken, es handle sich nur um einen dialektischen Kampf der streitenden Theologen, bei dem es noch unsicher ist, wer von ihnen den Sieg davon tragen werde.

Daß Verfasser es durchaus mit dem von Paulus verkündigten Evangelium hält, steht freilich fest. Doch hätte mutiger gegen die mutwillige Verdrehung und Leugnung der negativen Seite gezeugt und protestiert werden dürfen. In dieser Beziehung gibt das an zweiter Stelle genannte Schriftchen von Gemmel über die Taufe Seite 60 f. ein bestimmtes Urteil über die Echtheit von Matth. 28, 18 ff.

Dalton, Hermann, „Aus dem Tagebuche eines evangelischen Seelsorgers.“ Preis 2.40 Mk.; geb. 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.)

Inhalt: Einer Mutter Gebet und seine Erhörung. — Nach Sibirien verbannt. — Besessen? — Vor dem Selbstmorde bewahrt. — Aus dem Leben zweier Magdalenen. — Obrigkeitlich geschütztes Laster. — Aus dem Leben zweier Trunkenbolde. — Zelle oder gemeinsame Haft? — Gewissensfreiheit.

Der durch seine packenden und interessanten Schilderungen wohlbekannte Verfasser bietet seinen Verehrern soeben eine neue Schrift. Sie bildet gleichsam eine Ergänzung zu seinem vor einigen Jahren erschienenen Buche „Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde.“ (3.60 Mk.; geb. 4.20 Mk.) Wie in diesem, so gibt er auch mit seiner neuen Arbeit in einer Reihe frischer, fesselnder Bilder einen wichtigen Ausschnitt aus reichem und reich entwickeltem evangelischem Gemeindeleben, und zwar nicht in schulwissenschaftlicher Gestalt, sondern dicht am Wegesrand der Seelsorge gesammelt.

Jedem Geistlichen wird das Buch großen Gewinn bringen, aber auch jeder Laie, der Interesse für seine Kirche hat, wird reichen Segen von der Lektüre haben.

Um die Anschaffung der beiden Bände zu erleichtern, werden dieselben unter dem Titel „Beiträge zur Förderung evangelischen Gemeindelebens“ zusammen gebunden für 6 Mk. geliefert.

Die Erzählungen des Verfassers, der ca. 40 Jahre eine reformierte Gemeinde in Petersburg, Rußland, bedient hat, sind in hohem Grade ergreifend und zeigen, wie groß namentlich die Aufgabe der christlichen Kirche ist gegen das „obrigkeitlich geschützte Laster“ in allem Ernst anzukämpfen.

Da es Erfahrungen aus großstädtischem Gemeindeleben darstellt, dürfte das Buch gerade den Geistlichen, deren großstädtische Amtstätigkeit sie in ähnliche Lagen bringen kann, ein Vorbild vor Augen stellen, mit welch heiligem Ernst, gepaart mit erbarmender herzlicher Liebe, die Diener Christi den auf tiefer Stufe stehenden Menschenkindern entgegenkommen und nachgehen müssen, wenn sie ihrem Herrn treu dienen wollen.

Cremer, Lic. E., Pastor in Rehme (Westf.): „Rechtfertigung

und Wiedergeburt." (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. XI. Jahrg. 1907. Heft 5.) Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der Verfasser bietet die erste zusammenfassende Darstellung des viel verhandelten Problems. Die Arbeit zerfällt in einen geschichtlichen und einen dogmatischen Teil. Indem der Verfasser sagt: Rechtfertigung und Wiedergeburt, tritt er der üblichen Kombination zwischen Wiedergeburt und Bekehrung entgegen und erneuert die ursprüngliche reformatorische Position, für welche hier der eingehende biblische Beweis geführt wird. Die Schrift zeigt, was ursprüngliches Luthertum ist. Sie ist so entschieden lutherisch, als sie gegen modernes Luthertum opponiert. Sie läuft hinaus auf eine Apologie der lutherischen Rechtfertigungslehre. „Die ganze Bedeutung der Rechtfertigung für Glauben und Leben läßt sich nicht umfassender aussprechen als in dem Satz: die Rechtfertigung ist die Wiedergeburt."

Vom Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, kam uns zu: „Das Wort des Heils", Serie I., enthaltend folgende vier Schriften: „Evangelium Matthäus", ausgel. von Past. Studemund, Schwerin, 90 Pf.; „Evangelium Lukas", ausgel. von Past. M. Ulbrich, Cracau, 75 Pf.; „Römerbrief", ausgel. von Past. H. Meinhof, Halle a. S., 75 Pf.; „Die beiden Briefe Petri", ausgel. von Past. Dr. W. Busch, Frankfurt a. M., 75 Pf. — Wir lassen hier den Prospekt der Verlagsstelle im Wortlaut folgen, um zu zeigen, was hier geboten wird.

Das Wort des Heils. Eine volkstümliche Auslegung der Bücher des Neuen Testaments in Einzelheften von 60—100 Seiten. In Verbindung mit den Pastoren Thiele, Studemund, Ulbrich, Brüssau, Lic. Hadorn, Meinhof, Dr. Conrad, Dr. Witz-Oberlin, Direktor Joh. Burckhardt, A. Cordes, Insp. Haarbeck, Fr. Berlin, Direktor Hennig, P. Blau, Rothweiler, Lic. Cremer, herausgegeben von Past. Herm. Josephson. Einzelpreis der Hefte je nach Umfang 50—90 Pf. Subskriptionspreis: 4 Serien @ 5 Hefte pro Serie bei Vorausbezahlung der ganzen Sammlung statt ca. Mk. 3.70 nur Mk. 2.50. Jedes Heft ist in sich abgeschlossen, umfaßt ein Buch des Neuen Testaments und ist einzeln käuflich.

In allem Streit der Weltanschauungen bleibt Gottes Wort der feste Grund, auf dem unsere evangelische Kirche aufgebaut ist. Schriftverständnis in die weitesten Kreise unseres Christenvolkes hineinzutragen, gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben unserer Zeit.

Alle Arbeit wird vergeblich sein, wenn nicht „Das Wort des Heils in dem Herzen unseres Volkes wieder lebendig wird und es durchströmt mit Heil und Kraft aus der Höhe! Gottlob, dürfen wir erkennen, daß ein neues Verlangen nach Gottes Wort in weiten Kreisen der Christenheit rege zu werden beginnt. Bibelstunden, Bibelbesprechstunden, Bibelkurse u. a. suchen diesem Verlangen zu begegnen. Aber nicht jeder kann an einem Bibelkurse teilnehmen und die Bibelbesprechstunde erfordert sorgfältige Vorbereitung daheim.

Diesem Zwecke, in das Verständnis der Heiligen Schrift in schlichter, volkstümlicher Weise einzuführen, soll die vorliegende Auslegung dienen; sie ist geschrieben vom Standpunkte des Offenbarungsglaubens aus, ohne gelehrte Spitzfindigkeiten und wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Gläubige praktische Theologen sind es, die die Auslegung besorgen; ihre theologische Stellung ist bekannt und bietet Gewähr dafür, daß

Jesus Christus, der gekreuzigte und auferstandene Heiland,
wie im Mittelpunkte der Schrift, so auch in dem dieser Auslegung steht. Ihm zur Ehre ist sie geschrieben und herausgegeben. Möchte sie ihm viele Herzen zuführen!

Bestimmt ist diese Auslegung für die weitesten Kreise, für alle, besonders nicht theologisch gebildete Leser der Heiligen Schrift, denen daran liegt, sei es zu eigener Erbauung, sei es zur Vorbereitung auf Bibelstunde oder Kinderlehre in das Verständnis des Wortes Gottes einzudringen. Besonders wichtig scheint daneben aber auch der Gebrauch der Hefte bei der Hausandacht. Die Reihe der Abschnitte gibt dem Hausvater fortlaufend Anweisung, wie er seine Textverlesung einteilen mag; die „Zusammenfassung“ am Ende jedes Abschnittes demjenigen, dem die ganze Auslegung Vers für Vers zu lang, ein kurzes, erklärendes Wort zur Vermittelung des rechten Verständnisses. Aber auch für Unterrichtszwecke in Brüder- und Schwesteranstalten, im Kindergottesdienst und im Bibelkursus wird man diese Auslegung begrüßen. Sei es, daß die Hörer sich danach vorbereiten, sei es, daß sie das im Unterricht Empfangene mittelst derselben vertiefen.

Jedes Buch ist in zusammenhängende Abschnitte eingeteilt, an deren Spitze der Hauptinhalt knapp und klar kenntlich gemacht ist, dann folgt die möglichst schlichte und leicht verständliche Auslegung, und am Schluß jedes Abschnittes eine kurze, klare Zusammenfassung des Hauptinhaltes desselben.

Der billige Preis der Hefte (50—90 Pf.) ermöglicht auch dem schlichtesten Bibelleser die Anschaffung; will er sich nicht allmählich das ganze Werk anschaffen, so ist ihm, da jedes Evangelium, jede Epistel einzeln und in sich abgeschlossen zu haben ist, Gelegenheit gegeben, sich nur die Auslegung desjenigen Bibelteiles zu kaufen, der gerade durchgesprochen wird.

Der Bibeltext selbst ist nicht beigefügt, da jeder Leser ja im Besitze seiner Bibel ist und der Preis der Auslegung denkbar niedrig gestellt werden sollte.

So weit der Prospekt.

Wir halten dafür, daß für einfache Bibelleser aus dem Volk diese Art der Auslegung vorzüglich ist. Sie gibt ganz kurz gefaßte Einteilungen und Ueberschriften der Kapitel und einzelnen Abschnitte. Auch die Auslegung ist sehr kurz und bündig: Der ganze Matthäus umfaßt 93 Seiten, Lukas 80, Römer 80, Petribriefe 72 Seiten. Bei den drei letztgenannten Schriften folgt jedem Abschnitt eine kurze Zusammenfassung mit praktisch-herzmäßiger Anwendung. Besonders für Hausandacht oder stillen Gebrauch im Kämmerlein dürften die Schriften sehr zu empfehlen sein.

Wir möchten unsere Leser nochmals aufmerksam machen auf eine Art von Publikation, welche sowohl dem Diener des Worts als dem gebildeten Gemeindeglied und Christen gute Dienste leisten kann in den verworrenen Geistesströmungen unserer Zeit.

Im Verlage von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde erscheint in einzelnen Heften: „Biblische Zeit- und Streitfragen“ zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Lic. Dr. Kropatscheck, Prof. theol. in Breslau. Erscheint in Serien von je 12 Heften. Subskriptionspreis per Serie Mk. 4.80. Außerhalb der Subskription kosten die ein-

zelnen Hefte 40, 50 oder 60 Pf. Zwei Serien sind schon erschienen. Die 3. Serie ist bei der 7. Lieferung angekommen. Es sind bedeutende und wichtige Themata, die in diesen Heften abgehandelt werden. Aus der 3. Serie heben wir hervor das 1. und das 7. Heft: „Die Irrtumslosigkeit Jesu" und „Jesu Wissen und Weisheit." Beide Hefte sind von Dr. L. Lemme verfaßt, dem bedeutendsten Ethiker der neueren Zeit.

Diese beiden Schriften sind ungemein inhaltsreiche und ernste Zeugnisse gegen den modernen evolutionistischen Unglauben, der von einem lebendigen, allmächtigen persönlichen Gott nichts wissen will und auch in der „religionsgeschichtlichen" Richtung der jetzigen Theologie sich breit macht. Aber auch das aufs Aeußerliche gerichtete, ängstlich-gesetzliche Christentum, das mit Gesetz, Symbolen, Lehrautorität und Verbalinspiration der vom Glauben abfallenden Menschheit aufhelfen will, kann hier in diesen, aus den Tiefen der göttlichen Wahrheit geschöpften Schriften lernen, wie töricht und dem Geist Christi zuwider das Unternehmen ist, mit solchen äußerlichen Pflästerchen der dem Geist Christi entfremdeten Christenheit aufhelfen zu wollen.

Neueste Sendungen.

Vorbemerkung. Bücher, die nicht sechs bis acht Wochen vor dem fälligen Termin des Erscheinens einer Nummer des Magazins eintreffen, können in der Regel nicht mehr besprochen werden, da mindestens sechs Wochen vor dem Termin das Manuskript abgeschlossen und in die Druckerei geschickt wird. Nachfolgend angezeigte Schriften waren an die frühere Adresse des Redakteurs nach Missouri gesandt und kamen kurz vor den Festtagen hier an. Wir können heute nur die Titel der betr. Bücher angeben, da mehr Raum nicht zur Verfügung steht, und zum Lesen und gründlicher Prüfung diesesmal die Zeit fehlt.

I. Aus dem Verlag von Richard Mühlmann (Max Grosse), Halle a. S., kommen nachfolgende Schriften:

Dächsel, Th., Superintendent in Militsch, „Konfirmation und Erstkommunion." Referat erstattet auf der Versammlung der Freunde der Abendmahlsgemeinschaften. Verlag (Max Grosse). 1908. 30 Pf.

In der gegenwärtigen kirchlichen Krisis ein sehr aktueller und zeitgemäßer Gegenstand.

Müller, Georg, weil. Prediger zu Bristol, „Christliche Ratschläge." Mit einem Bildnisse Georg Müllers. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung. 2. Auflage. 1908. Halle a. S. Mk. 1.20; in Geschenkband Mk. 2.

Der bewährte Glaubensmann gibt hier allen seinen Glaubensbrüdern und -schwestern Ratschläge für den Lebensweg.

Kaiser, D. theol. P., Pfarrer in Leipzig, „Den Kindern das Himmelreich." Ein zweiter Jahrgang christlicher Reden an kleine und auch größere Leute. 2. Auflage. Halle a. S. 1908. Mk. 4; in Geschenkband Mk. 5.

Dieser Band bildet die vielverlangte Fortsetzung des ersten Jahrganges von Kinderpredigten, die unter dem Titel „Von Kind auf!" erschien, und ist für Kinder von 12 bis 14 Jahren bestimmt.

Der als Prediger und als Dichter schon lange rühmlich bekannte Autor, Pfarrer Dr. P. Kaiser, bietet uns hier Kinderpredigten, die besonders auch den Katecheten als mustergiltige Ansprachen über wichtige Themata zu empfehlen sind. Von Trinitatis an werden die 10 Gebote behandelt und andere Katechismusstücke.

H. Hoffmann, weil. Pastor in Halle, „Christblumen“, 5. Auflage, und „Neue Christblumen“, 3. Auflage. Zwei Sammlungen von Ansprachen zu Christvespern, gehalten in der St. Laurentiikirche in Halle. Jede Sammlung kostet brosch. 80 Pf.; in Geschenkband Mk. 1.20; beide Sammlungen in einen Geschenkband geb. Mk. 2.

Dürfte den lieben Amtsbrüdern für das künftige Weihnachtsfest (1908) zur Beachtung empfohlen werden. Frühzeitige Bestellung würde jedem diese schönen Ansprachen rechtzeitig in die Hand geben, um daraus Anregung für die Christfeier mit den Kindern zu bekommen.

T. Norrmann, „Kreuzblumen.“ Religiöse Gedichte. Halle a. S. 1907. Eleg. kart. Mk. 1.50.

Kreuzblumen, gepflückt auf dem Kreuzesweg, in der Nachfolge des heil. Kreuzträgers. Einige Gedichte auf die kirchlichen Festzeiten; eine Anzahl vereinigt unter der Ueberschrift: „Ab und auf“; zuletzt etliche auf: „Helden und Märtyrer.“ Ein hübsches Geschenksbüchlein für besondere Veranlassungen.

Berkemeier, Dr. G. C., Luther. Pastor und Direktor am Wartburg-Waisenhause in Mt. Vernon, „Ein Abcedarium, christlichen Jungfrauen gewidmet.“ Bevorwortet von Adolf Stöcker. Zweite illustrierte Auflage. Halle a. S. C. Ed. Müllers Verlag. 1908. Mk. 3; in Geschenkband Mk. 4.

Verfasser ist der Sohn des † Immigrantenmissionars Berkemeier vom luth. Emigrantenhaus in New York. Sein Buch bietet ein prächtiges Geschenk für Konfirmandinnen, eine prächtige Mitgabe fürs Leben dar. In alphabetischer Reihenfolge werden Themata zur Sprache gebracht, die heutzutage in unserer amerikanischen Jugend hochnötig und wichtig sind und jeder christlichen Jungfrau ins Gewissen eingeprägt werden sollen und dürfen.

II. Aus dem Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme) in Leipzig: Dr. H. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii, Halle a. S.: „Neutestamentliche Bibelstunden. I. Band. Die Apostelgeschichte S. Lucä. 2. Auflage. Mit Vorwort von D. M. Kähler. 320 S. Preis: broch. Mk.5.20. Dr. Hoffmanns Bibelstunden bedürfen für den Kenner der Schriften des Verfassers keiner weiteren Empfehlung. In früheren Heften wurden Schriften von Dr. Hoffmann besprochen.

„Offenbarung und heilige Schrift.“ Dogmatische Erörterungen von C. Henrik Scharling, Prof. Dr. theol.. Berechtigte Uebersetzung von Geo. Johannes. Mk. 4; eleg. geb. Mk. 4.80.

Erfreulicherweise findet in neuerer Zeit ein reger Austausch deutscher und dänischer Geisteserzeugnisse statt. Werke deutscher Gelehrten werden ins Dänische übersetzt, und umgekehrt werden uns hervorragende Neuheiten des dänischen Büchermarktes in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht. Zu letzteren gehört auch Professor Scharlings „Offenbarung und heilige Schrift.“ Im Gegensatz zum Grundtvigianismus und der Richtung der sogenannten Inneren Mission gehört Scharling der kirchlichen Richtung an. Das Buch zeichnet sich aus durch klare und präzise Darstellung und dürfte besonders für jüngere Theologen (Studenten und Kandidaten) zur Einführung in die Probleme von Nutzen sein. Aber auch der gebildete Laie wird hier über viele wichtige Punkte — Wunder, Prophetie, evangelische Glaubensprinzipien, Katholizismus und Protestantismus u. s. w. — die nötige Orientierung finden,

denn der Verfasser versteht es, außerordentlich anschaulich und gemeinverständlich darzustellen.

III. Von C. Ludwig Ungelenk, Verlagsbuchhandlung, Dresden-A., Wallstraße 6:

1. „Pastoralblätter", 50. Jahrgang, 1. Heft, pro Sem. 4.—
Die in ihren Jubeljahrgang tretenden Pastoralblätter erbitten bei diesem außergewöhnlichen Zeitpunkt freundliche Beachtung und Würdigung.

2. „Vereinsbühne", Heft 4—21, @ 25 Pf. Sittlichen Ernst und gesunden Humor sucht die „Vereinsbühne" zu vereinigen und dabei Aufführungen darzubieten, die ohne Bühnendekoration und Theaterkostüm eine gewisse Wirkung ermöglichen.

Das bietet für deutsche Jugendvereine eine sehr anregende und mustergiltige Unterhaltung dar. Freilich es erfordert tüchtige deutsche Kräfte, um die dargebotenen Stücke effektvoll darzustellen. Zur Pflege des Deutschen in unseren Kreisen sehr zu empfehlen.

3. Kluckhun, Bibelkunde, 4. Auflage. 30 Pf. Ein Hilfsbüchlein für den Schul- und Konfirmandenunterricht. Das Erscheinen einer 4. Auflage beweist, daß des Verfassers Darstellung vielen gleichartigen Schriften überlegen ist und darum Beachtung verdient.

Als Leitfaden im Konfirmandenunterricht und für Konfirmanden, aber auch für ernste Bibelchristen zu gebrauchen. Gibt kurzen Unterricht über Inhalt, Entstehungszeit und Verfasser der biblischen Bücher.

4. „Aus Ost und West." Erzählungen aus der Mission. Für die Jugend gesammelt. Bevorwortet von Missionar em. E. R. Baierlein. 2. Auflage, geb. Mk.1.60. Hübsche, anregende Erzählungen aus der Mission aus alter und neuer Zeit.

5. „Der Weg zur Ewigen Schönheit." Lebensweisheit für Jungfrauen. Von Dr. Ernst Sindel. Ohne Goldschnitt Mk. 3.50; mit Goldschnitt Mk. 4. Ein würdiges und ernstes Geschenkbuch für Konfirmandinnen und angehende Jungfrauen, wie es besser, vollständiger und ergreifender kaum zu finden ist.

IV. Von Jennings & Graham, kam:

„Die Bekämpfung religiöser Irrlehren." Eine billige Pamphlet-Ausgabe, bestimmt für den Massenabsatz.

Um Irrlehren zu bekämpfen und auf deren Gefahren aufmerksam zu machen, wurden bisher gewöhnlich größere und umfangreiche Werke geschrieben, die deshalb ihren Zweck verfehlten, weil nur einzelne Exemplare in geringer Anzahl meistens an Prediger verkauft wurden, und somit nicht in die Hände des gewöhnlichen Publikums gelangten.

Die Verleger nachstehender Schriften setzen voraus, daß sich Prediger und Laien aller Christlichen Benennungen für die größte Verbreitung dieser zeitgemäßen, billigen Serie interessieren werden. Mancher wohlhabende Laie, wenn besonders durch den Prediger darauf aufmerksam gemacht, würde gerne $5.00 (mehr oder weniger) für einen derartigen guten Zweck opfern, damit eine große Anzahl dieser Schriften an den rechten Plätzen gratis verteilt werden können.

No. 1. „Die Gebetsheilung", Lehre und Irrlehre, von J. A. Diekmann.

No. 2. „Der Mormonismus", populär und geschichtlich dargestellt von Prof. E. Weiffenbach.

No. 3. Die „Christliche Wissenschaft", (Christian Science), eine Untersuchung der Hauptlehren u. s. w., von Prof. C. J. Stückemann.
No. 4. „Der Spiritismus", von Prof. T. Rodemeyer.
No. 5. „Der Adventismus", von Rev. C. Hohn.
No. 6. „Der Hypnotismus", von Rev. A. Bucher, D. D.

Jedes Pamphlet enthält zirka 64 Seiten mit gefälligem Umschlag. Wir bitten um tätige Verwendung. Preis des einzelnen Exemplars, portofrei, 10 Cts.; das Dutzend, netto, 80 Cts., Porto 20 Cts.; das Hundert, netto, $6.00, nicht frankiert.

Die Besprechung aller dieser Themata und richtige Beleuchtung derselben ist im hohen Grade nötig bei unserem so unbefestigten Christenvolk, das jedem religiösen Schwindler zur Beute wird.

Aus demselben Verlag kam:

„Die Morgenröte in China." Von Th. K. Rodemeyer. 220 Seiten. Eine Nennung der Kapitel bezeichnet den Inhalt des Buches: 1. Das Land; 2. Geschichte Chinas; 3. Die Religionen Chinas; 4. Charakterzüge der Chinesen; 5. Christliche Missionen bis zur Gegenwart; 6. Kräfte, die jetzt am Wirken sind; 7. Blutzeugen der Religion Jesu Christi.

Wer die jetzt so brennende Frage, wie es mit China steht und werden wird, vom echt christlichen Standpunkt aus studieren und verstehen lernen will, der greife zu diesem Buche, das kurz und bündig diese ernste Frage behandelt. Um so nötiger ist es, daß ernste Christen hier die rechte Stellung gewinnen, als ein unchristlicher, selbstsüchtiger Patriotismus hier so viele zu feindselig ausschließender Gesinnung wider die Chinesen treibt

Pilgerklänge. Eine Liedersammlung für Erbauungs- und Heilsversammlungen. Redigiert von Fred. Menz. Ein Buch ähnlich den wohlbekannten Evangeliumsliedern, die seit Jahren sich auch in unseren Christenhäusern und Vereinen Heimatrecht erworben haben. Möge auch dieses Buch daneben eine Stätte finden.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart. Monatsschrift für Gebildete zur Begründung nud Verteidigung der christlichen Wahrheit. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 43. Jahrgaeg 1907. (Jan.—Dez.) Monatlich ein Heft von 32 Seiten. Preis vierteljährlich Mk. 1.50, mit Porto Mk. 1.65.

Inhalt des elften Heftes: Die größte Kulturmacht. Von E. Pfennigsdorf. — Der Philosoph Glogau als christliche Persönlichkeit. Von Walter Frühauf. — Hemmungen des Evangeliums beim modernen Industriearbeiter. von Dr. J. G. Cordes. — Christliche Streiflichter auf die moderne Bühne. Von Adeline Gräfin Ranzau. — Apologetische Rundschau: Blicke in die atheistische Propaganda. Der Keplerbund. Vom Herausgeber. — Miszellen: 1. Isolde Kurz über Adolf Hildebrand, den Bildhauer; 2. Bunsen, der berühmte Heidelberger Chemiker; 3. Theater und Religion; 4. Eine Stadt ohne Alkohol; 5. Der Sozialismus als Weltanschuung.

Inhalt des zwölften Heftes: Ist die Wissenschaft wider den Glauben? Von E. Pfennigsdorf. — Was ist gut? Von Paul Blau. — Die Philosophie der Gegenwart und das Problem der Religion. II. Von Otto Siebert. — Was heißt „christliche Dichtung?" Von Dr. Ger-

hard Heine. — Miszellen: 1. Helmholtz über den Alkohol; 2. Alkohol; 3. Stimmen religiöser Sehnsucht; 4. Der Moltke=Harden=Prozeß; 5. Der Bü=low=Brand=Prozeß; 6. Die Gesetzgebung und die Homosexuellen; 7. Unter=suchung über Zivilisation, Moral und Evangelium in China. — Inhalt des 43. Bandes.

Es ist erfreulich, daß diese Zeitschrift in den letzten Monaten unter der trefflichen Leitung des Herrn Lic. E. Pfenningsdorf einen großen Zuwachs von Lesern erhalten hat. Der treffliche, vielseitige Inhalt macht dieses leicht erklärlich. Schon aus den vorstehenden Inhaltsangaben ist ersichtlich, daß die Zeitschrift so recht für den weiteren Kreis der Gebildeten geeignet ist, ihnen ein Führer im Labyrinth des modernen Geisteslebens zu sein. Einzel=hefte werden für 60 Pf. abgegeben. Probehefte liefert der Verlag auf Wunsch gratis.

Theologischer Literatur=Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 30. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte Mk. 3, mit Porto Mk. 3.60.

Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Eini=gungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Dr. Gott=lob Mayer. 3. Jahrgang 1907. (Jan.—Dez.)

Inhalt des zwölften Heftes. Evangelisches Hausbuch für Deutsche im Auslande. Vom Herausgeber. — Allgemeine Mitteilungen. — Landeskirchliche Umschau: Württemberg. Schlesien. — Büchertisch.

Mit diesen Heften liegt der dritte Jahrgang vollständig vor und kann zum Preise von Mk. 5 durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Auch die beiden ersten Jahrgänge sind noch vorrätig und zum ermäßigten Preise von je Mk. 2.51 zu beziehen.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Am Weihnachtsabend 1906. Aus dem noch unveröffentlichten „Skizzen=buch meines Lebens." Von Dagobert v. Gerhardt=Amyntor. — Fließendes Wasser. Roman von Bernhardine Schulz=Smidt (Fortsetzung). — Der Skan=dal. Ein Brief an den Herausgeber von Dr. Richard Bahr. — So jemand im Finstern wandelt. Skizze von E. v. Weitra. — Rechtsprechung und persön=liche Ehre. Von Ph. Stuff. — Cäsarenwahnsinn. — Auch homosexuell? — Revolution von oben. Von G. — Kultur oder Barbarei? Von Augusta Ben=der. — Zum Moltke=Harden=Prozeß. Von einer Badenerin. — Türmers Tagebuch: Am Unkenteich. Kryptoabsolutismus. Oeffentliches Verfahren. Es war einmal! Knüppel aus dem Sack. — Sully Prud'homme. Von Anna Brunnemann. — Kopf= und Herzensrechner. Von Felix Poppenberg. — Gute Kinderbücher. Von Prof. Ludwig Gurlitt. — Am weihnachtlichen Bü=chertisch. Von Karl Storck. — Ein Meister der religiösen Kunst. Von Oskar Beyer=Dresden. — Kunstgeschichtliche Weihnachtsbücher. Von Karl Storck. — Neumusikalisches Heldentum. Von Dr. Karl Storck. — Richard Wagner als Aesthetiker. Von St. — Kunstbeilagen: E. v. Gebhardt: Christus in Be=thanien; Einzug in Jerusalem; Gethsemane; Tanz um das goldene Kalb; Moses am feurigen Busch; Moses Tod. Prof. Ed. v. Gebhardt. — Notenbei=lage: Aus dem Weihnachtsoratorium von Joh. Seb. Bach.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. St. Louis, Mo. Mai 1908.

Von der römischen Messe.

Von Past. E. Otto.

Wenn es bei der Zufälligkeit, mit der namentlich hierzulande je und dann Kirchengemeinschaften entstanden sind, vorkommen mag, daß das Lehrganze einer solchen ephemeren Gemeinschaft ein Gemisch von mancherlei unzusammenhängenden und eigentlich einander widersprechenden Anschauungen enthält, so wird es sich doch bei Gemeinschaften von wirklich historischer Bedeutung anders verhalten, nämlich so, daß jede ihrer Lehrbestimmungen als Glied eines Systems sich mit innerer Notwendigkeit gestaltet und aus der Gesamteigentümlichkeit der betreffenden Gemeinschaft erklärbar ist, wie umgekehrt aus jedem einzelnen Lehrstücke das Lehrganze und die Gesamteigentümlichkeit der betreffenden Kirche sich herauserkennen läßt, so daß in jedem Gliede das Ganze sich spiegelt; letzteres wird natürlich um so mehr der Fall sein, je mehr das betreffende Lehrstück von zentraler Bedeutung ist. Dies ist in besonderem Maße der Fall bei der römisch-katholischen Lehre von der Messe, in welch letzterer der Kultus jener Kirche kulminiert, und in welcher das Doppelantlitz derselben uns entgegentritt.

Der Name "Missa" kann über Wesen und Bedeutung der Feier wenig Aufschluß geben, denn er ist zweifelhaften Ursprungs und streitiger Bedeutung. Daß er mit dem Verbum mittere zusammenhängt, das aber wieder verschieden nüanzierte Bedeutung haben mag (schicken, übersenden, übermitteln, wegschicken, entlassen u. s. w.), ist ja gewiß. Es fragt sich aber, ob das Wort missa adjektivisch (als femin. part. perf. passivi) zu fassen ist, wobei das Substantiv ecclesia zu ergänzen sein wird, oder ob es als eigen gebildetes Substantiv, Missa = Missio, genommen werden muß. Jedenfalls ist es in letztgenannter Bedeutung ein spätlateinisches, fast nur der kirchlichen Sprache angehöriges Wort. Es befindet sich allerdings auch der militärische Ausdruck: miles stabit ad missam (der Soldat soll auf seinem Posten stehn), aber auch da ist ja fraglich, ob nicht die adjektivische Bedeutung zu Grunde liegend, und

ein Substantivum, etwa expeditionem oder custodiam zu ergänzen ist. Das Wort missa ist ja zur Bezeichnung für die in Rede stehende Feier schon früher gebraucht worden, aber der erste, sagen uns die Gelehrten, der eine Erklärung des Wortes gegeben hat, ist der Bischof Isidorus von Sevilla († 636) gewesen. Er sagt: „Die “Missa” ist zur Zeit des Opfers, wenn die Katechumenen hinausgeschickt werden, indem „der Levit“ ausruft: Wenn noch einer der Katechumenen hier ist, so möge er hinausgehn, und daher heißt es “missa,” weil diejenigen dem Sakrament des Altars nicht beiwohnen dürfen, welche noch nicht wiedergeboren sind.“ Es ist klar, daß er das Wort “missa” in seiner adjektivischen Bedeutung mit Ergänzung des Substantivs Concio, Versammlung, auffaßt. Nun schließt allerdings auch die eigentliche, nach Entlassung der Katechumenen unter den Gläubigen allein gehaltene Feier nach dem Ritual auch mit dem Entlassungsworte: ite, ecclesia missa est, und man hat demnach von einer doppelten missa, m. catechumenorum und m. fidelium gesprochen, aber in beiden Fällen hat das Wort missa die Bedeutung „Entlassung.“ Ob Isidorus bei seiner gegebenen Erklärung seinem eigenen Ingenium folgt, oder ob er eine herkömmliche Tradition wiedergibt, sagt er nicht, das letztere ist das wahrscheinlichere. Wenn man daran denkt, wie oft im Volksmunde Namen für eine Sache gebildet werden, welche von einem rein äußerlichen, das Wesen wenig zeichnenden und nur in die Augen oder Ohren fallenden Merkmale hergenommen sind, so muß man wohl sagen, daß die Erklärung des Isidorus eine durchaus plausible ist. Hat er recht, so ergibt sich freilich daraus, daß der Name Missa, Messe, ein ziemlich unglücklich gewählter ist. Man darf sich, ohne der Würde der Sache zu nahe zu treten, die Entstehung des Namens wohl folgendermaßen denken: In der ersten Zeit der Kirche, als die Verfolgungen, die sie von der nichtchristlichen Welt zu erfahren hatte, das Bewußtsein ihrer engen Zusammengehörigkeit als eine Familie und Hausgenossenschaft Gottes immer wieder wach erhielten, feierte die ganze Gemeinde am Schlusse jedes ihrer Gottesdienste, wenigstens sonntäglich, das Gedächtnismahl ihrer Erlösung und ihrer brüderlichen Zusammengehörigkeit; allmählich erkaltete mit dem Nachlassen der Verfolgungen auch die Inbrunst, und die Beteiligung der ganzen Gemeinde blieb wohl als Forderung bestehen, aber mehr und mehr bürgerte die Unsitte sich ein, daß die Gemeindeglieder sich der regelmäßigen Beteiligung am heiligen Mahle entzogen und den an die Katechumenen und die nichtchristlichen Zuhörer gerichteten Ruf des Leviten auch als das Signal für ihre eigene Entlassung betrachteten, sodaß nur der Priester und die eigentlichen Kirchendiener zurückblieben, so wurde der Name Missa immer mehr zur Bezeichnung desjenigen Teiles des Gottesdienstes, bei dem die Gemeinde nichts zu tun hat, oder bei dem sie wenigstens entbehrlich ist, und wenn einer fragte: was wird denn jetzt noch in der Kirche vorgenommen, so hieß die Antwort: Missa est, es ist die Messe. Möhler, der glänzende Apologet eines idealisierten Katholizismus sagt in seiner Symbolik:

„Der **Uebelstand**, daß nicht mehr sonntäglich kommuniziert wird, sondern der Priester allein den Leib des Herrn genießt, ist nicht der Kirche als Schuld beizumessen, da vielmehr alle Gebete, die mit der heiligen Handlung verbunden sind, die Gegenwart der Gemeinde voraussetzen, sondern der Lauheit der Mehrzahl ihrer Glieder." Jedenfalls gehört es nicht zum Wesen der Messe, daß die Gemeinde bei ihr unbeteiligt bleibe, aber auch nicht, daß sie daran beteiligt sei, und sonach ist der Name für die Sache wenig bezeichnend. Die Kirche hat gegen den „Uebelstand" gestritten, ein Chrysostomus hat gegen denselben geeifert, aber sie hat schließlich sich demselben gefügt, und wie sie den Namen aus dem Volksmunde in ihre offizielle Sprache aufgenommen, so hat sie auch ihre Theorie danach eingerichtet, und daß sie das vermocht hat, ist für sie charakteristisch.

Wenn der evangelische Prediger auf einen Sonntag die Gemeinde zum Abendmahl einladet, und es finden sich keine Gäste ein, so wird er das auch bedauern, er wird nicht aufhören, wieder und wieder einzuladen; wenn aber die Gemeinde beständig und prinzipiell sich der Teilnahme an der Feier entzieht, wird er entweder seine Stelle niederlegen, oder wird sich der Gemeinde gegenüber nur noch als Missionar betrachten, was einschließen würde, daß er nicht mehr als ihr Beamter Gehalt von ihr zu beziehen hätte, aber es wird ihm nicht beikommen, daß er, um die kirchliche Ordnung aufrecht zu erhalten, für sich allein kommunizierte, gleichwie es ihm nicht beikommen würde, vor absolut leeren Kirchenbänken zu predigen. Ein Brenz hielt es wohl nicht für unter seiner Würde, seine gediegenen Predigten vor einer sehr geringen Zuhörerschaft zu halten, sich tröstend mit dem Brünnlein auf dem Marktplatze, das Tag und Nacht sein Wasser fließen läßt, gleichviel, ob Leute kommen zu schöpfen, oder nicht, aber in völlig leerer Kirche hätte er auch nicht die Kanzel bestiegen.

Man wird nicht sagen können, daß, wo die katholische und protestantische Kirche nebeneinander bestehen, so daß sie miteinander verglichen werden können, es für die erstere charakteristisch sei, größere Nachgiebigkeit gegen Uebelstände in ihren Gemeinden zu zeigen, im Gegenteil wird ja in vielen Beziehungen größere Strenge in Geltendmachung ihrer Forderungen den Gliedern gegenüber bei ihr zu finden sein. Wenn also im Punkte der Messe ihre Nachgiebigkeit gegen einen Uebelstand so weit geht, daß sie nicht nur ihre Praxis, sondern auch ihre Theorie danach eingerichtet hat, so muß dies darin liegen, daß ihre eigene Gesamteigentümlichkeit, die Auffassung, welche sie von ihrer Aufgabe und Stellung in der Welt hat, es ihr ermöglicht und sie dazu treibt. Nach katholischer Auffassung ist die Erklärung des Isidorus von der Entstehung des Namens Missa (nämlich scil. concio oder ecclesia) eigentlich unrichtig, und der Name Missa-Missio ist deutsch zu übersetzen als **Uebermittelung**, Darbringung, nämlich an Gaben an die Gottheit, als Opfer, er ist einfach die Uebersetzung des griechischen Ausdrucks für die Feier, „λειτουργία," Gottesdienst, welcher auch ursprünglich die

Vollziehung öffentlicher Leistungen namentlich religiöser Art, Opferbesorgung, bedeutet. Die Auffassung der Handlung als Opfer war ja auch dem Isidorus geläufig, wenn er im oben angeführten Wort sagt: Missa est tempore sacrificii.

Möhler sagt: Die Messe ist so alt wie die Kirche, und ist in ihren bedeutenderen Formen nachweisbar im zweiten und dritten Jahrhundert schon vorhanden. Das sind zwei Behauptungen, von denen die erste nur halb richtig ist, und die zweite, wenn sie vielleicht zuzugestehen ist, doch ein Geständnis enthält, welches die erste eigentlich aufhebt. Richtig ist an der ersten, was ja niemand bestreiten wird, daß die Messe auf die von Christo eingesetzte Feier seines Todes im heiligen Mahle zurückgeht, so daß ihre Existenz ohne diese Einsetzung nicht zu erklären wäre; die zweite Behauptung enthält das Geständnis, daß das Vorhandensein der Messe in den Anfangszeiten, aus denen die Schriften des Neuen Testamentes stammen, eben nicht nachweisbar ist.

Möhler sagt ferner: „Die Kirche ist, von einer Seite betrachtet, auf eine abbildlich lebendige Weise der durch alle Zeiten erscheinende und wirkende Christus, dessen versöhnende und erlösende Tätigkeit sie daher ewig wiederholt und ununterbrochen fortsetzt. Der Erlöser lebte nicht bloß vor achtzehnhundert Jahren, so daß er seitdem verschwunden wäre, und wir uns seiner nur noch geschichtlich erinnern könnten wie irgend eines verstorbenen Menschen; vielmehr ist er ewig lebendig in seiner Kirche und macht dies auf eine sinnliche, den sinnlichen Menschen begreifliche Weise im Altarsakrament anschaulich. Er ist in der Verkündigung seines Wortes der bleibende Lehrer, in der Taufe nimmt er ohne Unterlaß in seine Gemeinschaft auf, in der Bußanstalt vergibt er dem reumütigen Sünder, stärkt das heranreifende Alter in der Firmelung mit der Kraft seines Geistes, haucht dem Bräutigam und der Braut eine höhere Anschauung der ehelichen Verhältnisse ein, einigt sich mit allen, die dem ewigen Leben entgegenseufzen, auf das innigste unter den Formen des Brotes und Weines, tröstet die Sterbenden in der Oelung und setzt in der Priesterweihe die Organe ein, durch welche er alles dies in nie ermüdender Tätigkeit wirkt." Abgesehen von dem bei ihm vorauszusetzenden und von uns abzulehnenden Begriffe der „Kirche," und von der Bezugnahme auf spezifisch katholische Institutionen wüßten wir nicht, warum wir uns diese, eine ideale Auffassung bekundenden Worte ihrem Kern- und Grundgedanken nach nicht völlig aneignen könnten; ja, wir glauben auch an eine unvergängliche, lebendige Wirkung Christi in seiner Kirche. Wir glauben es dem edlen Denker auch, wenn er sagt, aus diesem Glauben sei die Messe entstanden; aber wir müssen hinzusetzen, daß in der Aneignung und Verarbeitung dieses wahren Grundgedankens durch Menschen sich Entstellungen und Vergröberungen angesetzt haben, und daß es nach dem Worte Pauli geht: einen andern Grund kann zwar niemand legen außer dem, welcher gelegt ist, daß aber auf diesen Grund neben Gold und Silber auch Holz, Streu und Stoppeln gebaut werden mögen.

Haben uns die Worte des Symbolikers den Grundgedanken gezeigt, aus dem Praxis und Lehre der Katholischen Kirche von der Messe sich entwickelt haben, so können wir nun auch das Resultat kurz zusammenfassen, zu welchem dieser Grundgedanke, sozusagen, unter den Händen menschlicher Gedanken, Gefühle und Interessen sich im Laufe der Zeit entwickelt hat. Wir knüpfen dies an den Ausspruch des tridentinischen Concils Sess. XXII, cp. 2: Quoniam in divino hoc sacrificio quod in missa peragitur, idem ille Christus continetur et incruente immolatur, qui in ara crucis se ipsum cruente obtulit, docet sancta synodus, sacrificium istud vere propitiatorium esse, per ipsumque fieri, si cum vero corde et recta fide, cum metu et reverentia, contricti ac poenitentes ad Deum accedamus. (Da in diesem göttlichen Opfer, das in der Messe vollzogen wird, eben derselbe Christus enthalten ist und unblutig geopfert wird, welcher auf dem Altare des Kreuzes sich selbst blutig geopfert hat, so lehrt die heilige Synode, daß dieses Opfer ein wirklich versöhnendes sei und durch ihn selbst geschehe, wenn wir mit wahrem Herzen und rechtem Glauben, mit Furcht und Ehrerbietung zerknirscht und büßend zu Gott nahen.) Die Hauptpunkte, die wir hervorzuheben haben, sind: 1. Die Messe ist ein Opfer, 2. der Gegenstand, der geopfert wird, ist Christus selbst (und zwar in seinem Fleische und Blute, wie er hier gelebt und gelitten hat), 3. der das Opfer Vollziehende ist Christus selbst (durch seine geordneten Diener), 4. Dies Opfer (scil. dies Meßopfer, nicht bloß das einstige Selbstopfer am Kreuze) ist ein versühnendes, 5. Die Bedingungen der heilskräftigen Wirkungen sind der rechte Glaube und die bußfertige Gesinnung (doch ist der objektive Charakter des Sühneopfers vom höheren oder niederen Grade, in welchem die Bedingungen heilskräftiger Wirkungen vorhanden sind, nicht abhängig).

Der erste und zweite Punkt sind die bedeutungsvollsten und grundlegenden, der dritte und vierte drücken ebensowohl das Resultat als auch das zu Grunde liegende treibende Motiv für die Entwickelung der beiden ersten Behauptungen aus. Die Auffassung vom Charakter der Handlung als eines Opfers, und die Lehre von der Wandelung der Elemente, der Transsubstantiation, sind korrelat und haben sich in gegenseitiger Wechselwirkung entwickelt.

Das oben angeführte Wort Möhlers, die Messe sei so alt wie die Kirche, dürfen wir wohl nicht nach dem Kanon auslegen, daß die wahre Kirche Gottes schon so lange vorhanden gewesen sei, als es gläubige Menschen gegeben habe, also daß schon Abel in seinem Opfer die erste Messe zelebriert habe, sondern er meint damit, daß Christus in der Nacht, da er verraten ward, die Messe eingesetzt habe, daß er den Seinen geboten habe: bringet zu allen Zeiten dieses mein Fleisch und Blut, das ich jetzt in die Hand nehme, und das so aussieht wie Brot und Wein, aber in Wahrheit Fleisch und Blut ist, dem Vater als Opfer dar. Das ist doch eine ganz abenteuerliche Vorstellung, und wenn Augustin sich einmal zu der Aussage verstiegen hat, kein Mensch könne es fertig brin-

gen, daß er sich selber mit seinen Händen aufhebe und trage, das habe nur Christus selber einmal getan, so ist das nur eine rhetorische Spielerei.

Die Anknüpfung, welche die Idee vom Meßopfer im Neuen Testament selbst findet, reduziert sich darauf, daß der Tod Christi am Kreuze selber als ein Opfer aufgefaßt wird, und daß zum andern die Teilnahme am heiligen Mahle der höchste Ausdruck für die Teilnahme am christlichen Gemeindeleben überhaupt in Parallele gesetzt wird mit der Teilnahme sowohl der Opfergemeinschaft Israels, als auch mit den Opfermahlen der Heiden.

Mit der Berufung auf die unbeschränkte Allmacht Gottes läßt ja sich alles als möglich hinstellen, und so kann Möhler den Glauben der Katholischen Kirche in Bezug auf den Inhalt des in der Messe sich vollziehenden Hergangs so darstellen: „Nach den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel und der einstimmigen Lehre der Kirche, die von unmittelbaren Schülern der Jünger des Herrn schon bezeugt wird, halten die Katholiken fest, daß im Sakramente des Altars Christus wahrhaftig gegenwärtig sei, und zwar in der Weise, daß der allmächtige Gott, dem es zu Kana in Galiläa gefiel, Wasser in Wein umzuschaffen, das innere Wesen des gesegneten Brotes und Weines in den Leib das Blut Christi v e r w a n d e l e." Wenn er dabei von klaren Aussprüchen Christi redet, so kann er damit nur auf die Einsetzungsworte Christi selber Bezug nehmen, deren Form uns in ältester authentischer Ueberlieferung durch Paulus, 1. Cor. 11, übermittelt ist. Zusammengehalten mit der schon angeführten Behauptung Möhlers, daß die Messe so alt sei wie die Kirche, ergibt sich die Folgerung, daß Christus in der Nacht, da er verraten ward, mit klarem Worte die Verwandlung des inneren Wesens der Elemente in seinen Leib und sein Blut ausgesprochen und den Seinen die fortgesetzte Opferung dieses seines Leibes und Blutes befohlen habe.

In einem früheren Artikel über das heilige Abendmahl haben wir uns darüber ausgesprochen, daß wir die vierfache Relation, die das Neue Testament über die Einsetzung des heiligen Abendmahls enthält, für ein unanfechtbares Zeugnis ansehen, d a ß das heilige Mahl eine Stiftung Jesu selber ist, und daß kein irgendwie haltbarer Grund zu der Annahme vorhanden ist, die Sitte des Abendmahls sei aus irgend welchen sonstigen Motiven in der Gemeinde eingebürgert, und erst nachträglich sei ihr durch Berufung auf persönliche Stiftung durch den Herrn die höhere Sanktion gegeben, daß aber andererseits die bei aller wesentlichen Uebereinstimmung vorhandene Differenz der Relationen zwischen Paulus und Lukas einerseits, und Matthäus und Markus andererseits ein Beweis dafür ist, daß wir keine protokollarisch genaue Wiedergabe der Worte Jesu von unsern heiligen Schriftstellern zu erwarten haben, sondern daß es nicht unberechtigt ist, anzunehmen, daß sich der Herr in viel ausführlicherem Redestrom über die Bedeutung der von ihm verordneten Handlung ergossen hat. Vergeblich und über-

flüssig wäre daher die Untersuchung, welche der zwei Relationsgruppen, die Paulinische oder die Matthäische die ursprüngliche und korrektere sei, und wir dürfen getrost die des Paulus als die wohl zuerst schriftstellerisch fixierte herausnehmen und uns an sie halten.

Demnach hat also Jesus nach katholischer Auffassung mit klarem Worte gesagt: „Das i s t mein Leib." Natürlich können wir nicht bestreiten, daß, mag nun Jesus griechisch gesprochen haben mit dazwischen stehender Kopula ἐστί, oder, wie wahrscheinlich, aramäisch ohne dazwischen stehende Kopula: „Das mein Leib," dies heißen k a n n : Dies, was ich jetzt in der Hand habe, i s t das, als was ich's benenne, mein Leib und nichts anderes, obwohl es die Gestalt von Brot hat; aber daß dieser Inhalt m i t k l a r e m W o r t e ausgesprochen sei, wird doch nur die Voreingenommenheit behaupten können, wenn man daran denkt, wie so oft die Verbindung von Subjekt und Prädikat durch die Kopula ἐστίν oder die kopularische Nebeneinandersetzung derselben im Munde Jesu offenbar zur Verbindung von Sache und B i l d derselben dient, wenn man daran denkt, wie Jesus gesagt hat: der Acker i s t die Welt, der Same i s t das Wort Gottes, ich b i n der Weinstock, ihr s e i d die Reben, ich b i n die Tür u. s. w. Also von einer Berufung auf Jesu klares Wort: das ist mein Leib (und demnach kein Brot) kann auch mit der Berufung auf Gottes Allmacht nicht die Rede sein. Desgleichen müssen nach katholischer Auffassung, da ja Jesus in der Nacht, da er verraten ward, die Messe, welche ein Opfer ist, eingesetzt hat, die Worte: „τοῦτο ποιεῖτε εἰς τὴν ἀνάμνησίν μου" als die eigentlichen (klaren) Einsetzungsworte angesehen und demnach übersetzt werden: Τοῦτο, dies, nämlich meinen Leib ποιεῖτε bereitet, bringet dar, opfert zu meinem Gedächtnis. Nun k a n n allerdings, was niemand bestreiten wird, das Pronomen τοῦτο auf das vorausgehende Substantiv σῶμα bezogen werden, und ποιεῖν oder das entsprechende hebräische oder aramäische Zeitwort k a n n, wo der Zusammenhang deutlich darauf hinweist, in dem Sinne von zubereiten, opfern, verstanden werden, konf. Exod 12, 16 ff., aber hier ist doch durchaus keine Hinweisung auf solche Bedeutung im Zusammenhange gegeben. Jedenfalls könnten die Jünger an diesem erstmaligen Opfermahle nicht mit heilskräftiger Wirkung teilgenommen haben, weil sie den heiligen Leib nicht "cum recta fide" genossen hätten, sie haben nicht daran gedacht, daß sie etwas anderes als Brot aus der Hand des Herrn empfangen hätten, und haben es wenigstens unterlassen, von diesem großen Wunder irgendwo und wie zu zeugen, sie haben wohl davon gezeugt, daß sie mit dem Herrn gegessen und getrunken haben nach seiner Auferstehung, aber davon, daß sie schon bei seinen Lebzeiten seinen Leib gegessen haben, lesen wir nichts.

Nehmen wir nun die zweite Hälfte der heiligen Einsetzung in der Paulinischen Darstellung hinzu, die mit einem „desselbigen gleichen" angeschlossen ist, so sehen wir vollends, daß von einer Verwandlung nicht die Rede ist, denn der Kelch, den der Herr parallel mit seinem Leibe darreicht, wird doch nicht verwandelt. Achten wir darauf, daß

in der ersten Hälfte der Einsetzung der Herr das Dargebotene seinen Leib nennt (nicht sein Fleisch), und daß doch mit Leib die ganze sinnlich materielle Seite des Menschen gemeint ist, das Blut mit eingeschlossen, so sehen wir ja, daß in der Einsetzung des doppelten Ritus, der Darreichung des Brotes und der des Kelches, der Herr ein doppeltes Bild für ein und dieselbe Sache gebraucht; beide Male drückt er in eindrucksvollem Abbilde dieselbe Heilstatsache aus: „Ich gebe mein Leben für euch," nicht so, daß die zweite Hälfte der Einsetzung zur Ergänzung der ersten dienete und erst beide zusammen die Heilstatsache vollkömmlich veranschaulichten, sondern so, daß jede der beiden Einsetzungen für sich dieselbe vollkömmlich abbildet und die zweite zur Bekräftigung der ersten dient. Es ist ja überflüssig, viel Worte darüber zu machen, daß von einer biblischen Begründung der katholischen Auffassung durch klare Worte des Herrn nicht die Rede sein kann, und daß wir volle Berechtigung haben, bei unserer evangelischen Auffassung, wie sie in Luthers Uebersetzung ausgedrückt ist, stehen zu bleiben: Dieses (was ich jetzt tue) tut zu meinem Gedächtnisse. Das heilige Abendmahl soll nach der Stiftung des Herrn ein Gedächtnismahl seines versühnenden Todes sein.

Eine Modifikation der Vorstellungen von dem Sinne der heiligen Stiftung ist allerdings schon biblisch vorbereitet durch den Ausdruck in der Rede Jesu bei Johannes 6, 53: „Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch," und V. 55: „Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut der rechte Trank." Obwohl selbstverständlich der Ausdruck dort erst recht bildlich zu verstehen ist, und obwohl der Ausdruck „Fleisch" im Johanneischen Sprachgebrauche bekanntlich auch die ganze sinnlich materielle Seite des Menschendaseins mit Einschluß des Blutes bezeichnet, so weist der Ausdruck doch auf das Bestehen eines Vorstellungskreises hin, nach dem man unter Fleisch und Blut die beiden nur durch die blutige Tötung getrennten Bestandteile des Leibes verstand, so daß, auf das Abendmahl übertragen, man unter dem Brote das Sinnbild des blutleeren Leibes erblickte, und zum Vollgenusse die Ergänzung durch das Trinken des Blutes hinzukommen mußte; und von hier aus mußte sich die Vorstellung vom Abendmahle als einer geheimnißvollen Opfermahlzeit für antikes Denken notwendig entwickeln.

Da der ganze Gottesdienst im antiken Leben, bei den Heiden wie beim Volke Israel im Opferkultus nicht nur kulminierte, sondern eigentlich bestand, so ist es ja innerlich notwendig, daß das ganze Erlösungswerk Christi, vorab sein Tod, auch unter dem Gesichtspunkte eines Opfers betrachtet ward. Jesus selbst hat nie mit ausdrücklichem Worte gesagt, daß er sich zum Opfer darbringe, aber wenn er sagt, daß er sein Leben gebe zum Lösegeld für viele, und wenn er den Kelch die neue Bundesstiftung in seinem Blute nennt, so sind doch diese Aussprüche als jener Bezeichnung völlig gleichwertig zu betrachten. Paulus nennt Christum unser Passahlamm, für uns geopfert; kurz, es

ist kaum nötig zu beweisen, daß der Tod Jesu von ihm selbst und von seinen Jüngern als ein Opfertod angesehen worden ist.

Von hier aus ist der Schritt naheliegend, das heilige Mahl, in welchem die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Gläubigen und die Teilhaberschaft an der Gnade der Erlösung zum vorzüglichsten Ausdrucke kommt, als eine Opfermahlzeit darzustellen, in welcher die Teilnehmer die Gaben Gottes genießen, aber auch zugleich durch den Genuß zur Befestigung der Gemeinschaft mit Gott ermuntert und verpflichtet werden. In diesem Sinne verwendet Paulus den Hinweis auf das Sakrament, 1. Kor. 10, um an die sittlichen Verpflichtungen, die mit dem Christenstande verbunden sind, zu erinnern, und vor Verführung in heidnischen Götzendienst, in Kultus und Wandel, zu warnen. Warnend weist er hin auf das Beispiel des alten Volkes Israel, das auch Gottes sichtbare Gnadenerweisungen erfahren, geistliche Speise genossen und geistlichen Trank getrunken hat und doch sich dadurch nicht vor dem Untergange hat bewahren lassen; so sollen auch die Christen nicht in fleischlicher Sicherheit sich auf einen magischen Schutz durch die Gnadenmittel verlassen, ohne im ernsten, sittlichen Kampfe der Versuchung durch heidnisches Wesen zu widerstehn. Und dann fährt er fort: „Sehet an den Israel nach dem Fleisch; welche die Opfer essen, sind die nicht in der Gemeinschaft des Altars?" Die Kinder Israels werden durch die Opfergemeinschaft zu einem Volke verbunden und von allen andern abgegrenzt; dieselbe einigende und von der Welt abgrenzende Macht muß der Einfluß der christlichen Gemeinschaft ausüben: „Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Dämonen Kelch, ihr könnt nicht zugleich teilhaftig sein des Herrn Tisches und des Tisches der Dämonen." In beiden Vergleichen, mit den Opfern Israels und denen der Heiden, wird der Hinweis auf das heilige Mahl verwendet, um dadurch den sittlich verpflichtenden, heiligenden Charakter des christlichen Gnadenstandes zu veranschaulichen; in beiden Vergleichen liegt der Begriff einer Opfermahlzeit zu Grunde, in welcher Gott als Geber, nicht als Empfänger der Gaben erscheint.

Von dem Gedanken an eine Opfermahlzeit, in welcher Gott als der Austeiler der ihm zugehörigen Gaben an die Empfänger dargestellt wird, liegt der weitere Schritt nicht weit ab zu dem Gedanken an eine Opferhandlung, in welcher die Menschen das Beste, was sie besitzen, hergeben und Gott darbringen, was er freilich von ihnen zu verlangen ein Recht hat, was er aber nur als freiwillige Gabe von ihnen anzunehmen begehrt. Ein solcher lebendiger, heiliger Opferdienst soll ja freilich das ganze christliche Leben sein, Röm. 12, 1., aber vorzüglich kann dieser Charakter des Christenstandes am Kulminationspunkte seines Kultus, am heiligen Abendmahl zur Anschauung gebracht werden. Diesen Schritt tut der Hebräerbrief, dem es ja sein Grundgedanke, daß das Gesetz den Schatten der zukünftigen Güter hat (10, 1), insonderheit nahe legte, wie dem Aronitischen Priestertum das Melchisedekische, dem mit Händen gebauten Tempel das geistige Heiligtum, so

auch dem alttestamentlichen Opfer das des neuen Bundes gegenüber zu stellen. Zwar ist an der betreffenden Stelle, cap. 13, 10 ff., durchaus nicht direkt vom christlichen Gemeindealtar oder Abendmahlstische die Rede, aber die Ausdrücke vom Altar, vom Essen, vom Opfer darbringen, mußten doch den christlichen Leser naturgemäß an die darstellende Feier des heiligen Mahles und an dessen verpflichtende Bedeutung erinnern. Der Altar, von dem dort die Rede ist, ist das Kreuz, an demselben ist ein Sühneopfer vollbracht. Von den Sühneopfern, deren Blut vom Hohenpriester ins Heilige getragen ward, durften im alten Bunde die Priester nicht essen, so auch kommt es im Christenstande nicht auf ein Genießen, sich's wohl sein lassen, an, sondern ein Verleugnen des natürlichen Wesens, Hingabe des Fleisches in den Tod, Tragen der Schmach Christi, und auf eine Weihung des ganzen Lebens an Gott in Gebet und Wohltun. Dabei ist, wie gesagt, direkt vom Abendmahl nicht die Rede, aber es mußte sich im Anschluß an diesen Gedankengang auch die Anschauung vom heiligen Mahle anschließen, in welchem das ganze Verhältnis der Gemeinde zu Gott zur abbildlichen Darstellung kommt, daß es sich in demselben nicht nur um ein Empfangen, sondern auch um ein Darbringen seitens der Gemeinde handele.

Das sind, wie wir nicht in Abrede stellen dürfen, die neutestamentlichen Wurzeln des katholischen Begriffs von der Messe, und wir dürfen gewiß nicht bestreiten, daß ein mit neutestamentlichen Gedanken genährter Christ, deren es ja wohl auch unter den Katholiken viele gibt, bei der Feier der Messe zu tiefer Empfindung echt christlicher Wahrheit erweckt werden mag. Es ist eine idealisierende Darstellung, aber gewiß nicht völlig unwahr, wenn Möhler sagt: „In der Messe erklärt die versammelte Gemeinde, daß sie in sich selbst ohne Christus nichts finde, auch gar nichts, was Gott angenehm sein könnte, vielmehr nur Unzulängliches, Irdisches und Sinnliches entdecke; auf sich also verzichtend, gebe sie sich ganz vertrauensvoll Christo hin, um seinetwillen Vergebung der Sünde und ewiges Leben und alle Gnade hoffend. In diesem Akte der Verzichtleistung auf sich selbst und der völligen Hingabe an Gott in Christo hat der Gläubige sich selbst entlassen, sich selbst in seinem von Christo getrennten Dasein, daß ich so sage, exkommuniziert, um nur aus ihm und in ihm zu leben; daher ist er in der Verfassung, in die innigste Gemeinschaft mit Christo einzutreten, zu kommunizieren mit ihm und seinem ganzen Wesen nach mit Christo erfüllt zu werden."

Doch wir müssen uns korrigieren, wenn wir von neutestamentlichen Wurzeln des Meßbegriffs geredet haben, das Bild von Wurzel und Gewächs paßt nicht recht; aus einer Wurzel kann doch nur ihr selbst Homogenes hervorwachsen, und alles Wachstum der Pflanze nach oben hat die Vertiefung der Wurzel zur Voraussetzung und zur Folge; so ist es mit der Entwickelung der katholischen Meßlehre bekanntlich nicht hergegangen. Fremdartiges, was sich nimmermehr aus der Wurzel entwickelt haben würde, ist in die Erscheinung getreten, und das liegt, wie schon gesagt, an dem Einflusse der nicht neutestamentlichen Ideen, an der

auf dem Naturboden des antiken, jüdischen und heidnischen Denkens erwachsenen Vorstellung von der Transsubstantiation der Elemente, und an der Einwirkung des immer derber hervortretenden Begriffs der Kirche als Anstalt, deren Vorsteher und Verwalter im Gegensatz zu ihren Pflegebefohlenen die Priester sind. Eine geschichtliche Notwendigkeit und eine sich darin kundtuende weise Leitung der göttlichen Vorsehung auch auf dem Gebiete, wo uns allein das freie Spiel menschlicher Gedanken zu wirken scheint, mögen wir wohl in dieser wesentlich als Deformation zu betrachtenden Entwickelung erkennen. Wir mögen einsehen, daß vielleicht ohne diese trübenden Beimischungen die reinen und erhabenen Anschauungen des Neuen Testaments sich nicht im Geistesleben der Völker hätten erhalten und ausbreiten können, gleich wie das reine Gold eines Zusatzes von Kupfer bedarf, um sich zu haltbarem Gebilde verarbeiten zu lassen. Die dogmengeschichtliche Entwicklung der Meßlehre zeigt jedenfalls, daß die Kirche einerseits die neutestamentlichen Grundlagen nie völlig aus dem Auge verloren hat, daß aber andrerseits die menschlichen Beimischungen des Transsubstantiations-Aberglaubens und der priesterlichen Arroganzen selten fehlen und in immer verstärktem Maße zur Ausgestaltung der Meßlehre beigetragen haben.

Antiker Denkweise ist es entsprechend, die sittlich-religiösen Einwirkungen des Göttlichen auf den Menschen nicht rein geistig, psychologisch vermittelt sich vorzustellen, sondern geistige Einwirkungen auch auf unmittelbare Weise durch physische Vermittlung für möglich zu halten, eine Vorstellung, die besonders an dem Glauben an die heilskräftige Wirkung der Reliquien ihren derben Ausdruck gefunden hat, und die wir heute wohl nur noch dem Gebiete des Aberglaubens zuweisen, ohne jedoch der Anwendung dieser Idee in unsern Gefühlen uns völlig entschlagen zu können. Es ist doch unbestreitbar, daß der feierliche Moment des heiligen Mahles auf das Gemüt der Teilnehmenden einen unvergeßlichen, durch keine Worte beschreibbaren Eindruck auszuüben vermochte; wie nahe lag es, diesen Einfluß als unmittelbare Einwirkung der geweihten Elemente anzusehn, und was Wunder, wenn man den Schluß machte, diese gnadenreich wirkenden Elemente *müssen* im Grund etwas anderes *sein*, als was sie für unsere niederen Sinne *erscheinen*, und wenn andererseits der Glaube, *daß* sie etwas anderes seien, das Zutrauen zu ihrer übernatürlichen Machtwirkung verstärkte. Daher finden wir fast überall in den Aussagen der religiösen Schriftsteller eine Mischung von mehr geistlichen und mehr sinnlichen Vorstellungen, so daß es oft schwer fällt, zu entscheiden, wo die geistige Anschauung aufhört, und wo die sinnliche anfängt, zumal die rhetorische Sprache oft das Gesuchte und Uebertreibende, das ins Ohr fallende und die sinnliche Anschauung fördernde liebt, so daß es oft schwer zu entscheiden ist, ob eine Aussage rein bildlich gemeint ist, oder wirklich einer sinnlichen Vorstellung zum Ausdrucke dient. (Zum Beispiel wenn ein Chrysostomus mit Vorliebe den Ausdruck gebraucht: „Ihr habt eure Lippen mit dem Blute des Heilands *gerötet*,“ und

dergl.) So darf man sich nicht wundern, wenn oft bei einem Schriftsteller Aussagen vorkommen, die eine ziemlich kraß sinnliche Auffassung zu verraten scheinen, während an andern Stellen eine stark spiritualisierende Darstellung desselben Mannes zu verbieten scheint, ihm je eine ans Sinnliche streifende Vorstellung zuzutrauen. Auch ist die dogmengeschichtliche Entwicklung keineswegs eine so geradlinige, daß man den Fortschritt der Bewegung nach dem Verlauf der Jahrhunderte abmessen und etwa sagen könnte, im 2. und 3. Jahrhundert lehrte man so, im 4. kam dies hinzu, im 6. etwas anderes, bis etwa im 13. das katholische Dogma fertig war, sondern es finden sich Vorgreifungen, Rückläufe und Wiederholungen, so daß es wirklich nur ein Interesse der Gelehrsamkeit ist, zu wissen, was jeder einzelne literarisch bekannte Mann im Laufe der Jahrhunderte über das heilige Abendmahl oder die Messe geäußert hat; einen wirklichen Einblick in einen stetigen Entwickelungsgang würde man dadurch doch nicht erhalten, und für den Rahmen unserer Zeitschrift würde es ungeeignet sein, ein doch nicht auf eigenem Quellenstudium beruhendes dogmengeschichtliches Verzeichnis vorzuführen und wiederzugeben, was andere zusammengestellt haben; ein sehr skizzenhafter Ueberblick genügt, die Hauptstufen der Entwickelung zu kennzeichnen.

Die Auffassung der Messe als eines Opfers wurde von früh an auch dadurch vorbereitet und befördert, daß das Mahl des Herrn ursprünglich mit den Agapen verbunden war, und daß der Aufwand von Speise und Trank in denselben aus den Gaben der Wohlhabenden und Wohltätigen unter den Gemeindegliedern bestritten wurde; auch nach der Loslösung des Herrenmahles von der Agape blieb es bestehen, daß aus diesen Gaben zunächst die Elemente von Brot und Wein angeschafft wurden, während die Ueberschüsse zur Unterhaltung der Priesterschaft und zur Unterstützung der Armen dienten. Diese Gaben wurden dann, meist auch mit Nennung der Geber, unter Gebeten Gott geweiht als Dankopfer für die geschehene Erlösung. Naturgemäß schloß sich hieran die besondere Weihung der für die bevorstehende Feier zu verwendenden Elemente von Brot und Wein an, und die Vorstellung lag nahe, daß im Brote das Fleisch, im Weine das Blut des am Kreuze sich opfernden Heilandes repräsentiert sei. So mischt sich hier beides, die Darbringung von Brot und Wein als arme menschliche Gabe, und die Darbringung des heiligen Leibes und Blutes zu e i n e r Dankdarbringung, zur christlichen δοξία, Eucharistie; nicht nur für Brot und Wein hat man dem Geber aller Gaben gedankt, sondern für die Selbstdahingabe Christi am Kreuz, und nicht nur Brot und Wein hat man Gott anzunehmen gebeten, sondern das, was durch die Elemente dargestellt wurde.

Es kann und braucht nicht bestritten zu werden, daß, wie Jesus selbst, das schlichte Verständnis seiner Jünger voraussetzend, das Brot seinen Leib und den Kelch sein Blut genannt hat, so auch von Anfang an die Benennungen „Leib und Blut des Herrn“ in feierlicher Rede

auf Brot und Wein im Abendmahl angewandt worden sind; auch führte der Gegensatz gegen den so sehr überhandnehmenden Doketismus, der Christo ein wahrhaft menschliches Dasein in Fleisch und Blut absprach, öfters dazu, gerade die Wirklichkeit der menschlichen Natur in Christo, die Wahrheit seines Daseins in Fleisch und Blut, durch den Hinweis auf die dasselbe darstellenden Elemente des Abendmahls zu beweisen. Das ist aber kein Beweis dafür, daß die katholische Verwandlungslehre von Anfang an in steter Tradition der Kirche vorhanden gewesen sei, so wenig wie die Einsetzungsworte Christi selbst ein Beweis dafür sind, daß er sich einen doppelten Leib, einen essenden und trinkenden, und einen gegessenen und getrunkenen, zugeschrieben habe. Derselbe Ignatius (115), welcher schreibt: „Die Doketen enthalten sich des heiligen Mahles, weil sie leugnen, daß das Mahl das Fleisch des Erlösers sei, dafür er gelitten hat," schreibt auch: „Ermuntert euch im Glauben, welcher ist das Fleisch Christi, und in der Liebe, welcher ist das Blut Christi." Auch von einer umwandelnden Macht der heiligen Elemente ist die Rede, das hat aber ebenfalls nichts mit der katholischen Verwandlungslehre zu tun. So Justinus (150): „Wir empfangen nicht gemeines Brot noch gemeines Getränk, sondern, wie unser durch den göttlichen Logos fleischgewordener Heiland Fleisch und Blut zu unserer Erlösung hatte, so sind wir gelehrt worden, daß auch die durchs Wort gesegnete Speise, aus welcher unser Fleisch und Blut für eine Umwandlung genährt wird, Fleisch und Blut jenes fleischgewordenen Jesus sei." Und Irenäus (180) spricht im Gegensatz gegen die Auferstehung leugnende Häretiker: „Wie sagen sie, daß das Fleisch dem Untergange entgegen gehe, da es doch vom Leibe des Herrn und seinem Blute genährt wird. Denn wie das irdische Brot, das den Zuruf Gottes empfangen hat, nicht mehr gemeines Brot ist, sondern Eucharistie aus zwei Dingen bestehend, einem irdischen und einem himmlischen, so sind auch unsere Leiber, die das Mahl empfangen haben, nicht mehr vergänglich, indem sie die Hoffnung des ewigen Lebens haben." Die umwandelnde Kraft, die dem heiligen Mahle zugeschrieben wird, mag zu der Vorstellung einer mit den Elementen selbst vorgehenden Wandelung als auf ihre Voraussetzung führen, aber das ist alles noch nicht die katholische Verwandlungslehre. Daneben finden sich sowohl beim Realisten Tertullian wie bei den Spiritualisten der alexandrinischen Schule die deutlichsten Belege für die Betrachtung der heiligen Elemente als Sinnbild des Leibes und Blutes Christi, und für die Auffassung des Mahles als eines Gedächtnismahles. Man kann im Sinne der alten Kirchenlehrer wohl etwa von einer Impanation, Brotwerdung des göttlichen Logos reden, indem die durchs Wort geweihten Elemente nicht als leere Zeichen angesehen wurden, sondern als erfüllt von göttlicher Macht, vermöge deren sie nach dem Maße der sittlichen Empfänglichkeit resp. Unempfänglichkeit wunderbar segnend oder richtend wirken konnten, eine Vorstellung, die mehr an die lutherische Auffassung vom Empfange des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem Brot und

Wein anklingt. Die begreiflicher Weise nicht wohl streng zu definierenden, die Phantasie anregenden und das Gefühl bewegenden Hergänge, die unter den immer stabiler werdenden Formen der heiligen Feier sich vollzogen, führten früh dazu, dieselbe als ein Mysterium zu bezeichnen. Zu berücksichtigen ist weiter dabei, daß die Aeußerungen über das Abendmahl selten von rein theoretischem, lehrhaftem Interesse veranlaßt sind, sondern praktischen, apologetischen und polemischen, ermahnenden und erbaulichen Charakters sind. So lange die Kirche noch in der heidnischen Welt bestand, und die Opfer eine überall im öffentlichen Leben wirksame Institution waren, brauchte eigentlich niemandem gesagt zu werden, was ein Opfer sei, und es brauchte nur auf die Opfer hingewiesen zu werden, um anzudeuten, wie die christliche Feier sich unter diesem Gesichtspunkte darstelle. Als mit dem vierten Jahrhundert dies aufhörte, und es nur noch ein christliches Opfer gab, war eher Veranlassung, in eigentlich lebhafter Darstellung davon zu reden, was zu einem Opfer gehöre, und der inzwischen stärker ausgebildete Begriff vom privilegierten Priestertum mit seinen magischen Kräften übte seinen Einfluß. Die infolge des Resultates der Synode von Nicäa entstehenden inneren Kämpfe der Kirche, in denen sich ihr Bewußtsein vom Wesen des Gottmenschen entwickelte, drängten einerseits andere dogmatische Probleme in den Vordergrund des Interesses, dienten aber andrerseits dazu, auch die Anschauung vom Abendmahle zu steigern. Seit dem fünften Jahrhundert erheben sich Stimmen gegen die Betrachtung von Brot und Wein als bloßer Sinnbilder. Die zweite Synode von Nicäa (787) hat gegen diese früher berechtigte Anschauung ausdrücklich protestiert: „Nicht der Herr, noch die Apostel oder die Väter nannten das durch den Priester dargebrachte Opfer ein B i l d, sondern den Leib und das Blut selbst. Daß sie v o r der Konsekration Gegenbilder genannt wurden, gefiel einigen Vätern, aber n a ch der Konsekration wurden sie Leib und Blut Christi genannt und s i n d es.“ Daß die Bezeichnung als Sinnbilder bei den Vätern nur den ungeweihten Elementen gegolten habe, ist Irrtum und Ausrede seitens der heiligen Synode; Tatsache ist, daß allerdings die religiöse Sprache viel mehr Neigung und Veranlassung gehabt hat, die Elemente im Abendmahl direkt Leib und Blut Christi zu nennen, denn ihren bildlichen Charakter hervorzuheben, daß aber das Hauptgewicht auf den geistigen Genuß gelegt und somit indirekt die Vorstellung von einer Veränderung der Substanzen aufgehoben ward. So emphatisch drastisch Augustin sich ausdrückt: „Die Märtyrer haben s e i n Blut getrunken, sie haben i h r Blut für ihn vergossen,“ so sagt er doch auf der andern Seite: „Was bereitest du die Zähne und den Bauch, glaube, und du hast gegessen.“

(Schluß folgt.)

Was haben wir von der Schrift und ihrer Inspiration zu halten?

H. Kamphausen, Zanesville, Ohio.

In drei Heften des „Theol. Magazins" ist uns kürzlich (Juli—November 1907) eine Arbeit über die Inspiration vorgelegt worden, welche es sich zur Aufgabe macht, für die Anschauung von der wörtlichen Inspiration der Bibel, wie solche neuerdings von Fr. Vetter vertreten worden ist, ein gutes Wort einzulegen. Der Artikel enthält manches Wertvolle, erbaut sich aber auf einem nach unserer Meinung unhaltbaren Inspirationsbegriff und fordert deshalb eine Erwiderung heraus.

Es ist dem Verfasser zu danken, daß er zu einer Besprechung des Themas von neuem Anregung gegeben, denn es steht immer noch im Vordergrund des Interesses. Im Jahre 1898 ist von Gennrich eine Veröffentlichung erschienen: „Der Kampf um die Schrift in der Deutsch-evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts," welche auf 10 Seiten eine Aufzählung der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften enthält. Dieselbe zeigt, daß, wie Dr. Cremer sagt, kaum eine theologische Frage so zahlreich behandelt worden ist und noch wird, wie diese. Die kirchliche Arbeit an der Bibel hält diese Frage immer in Fluß, und ihre wiederholte und gründliche Erörterung kann für das Verständnis und die Wertung der Schrift nur von Nutzen sein. Auch wir wollen deshalb zu dieser guten Sache unsern bescheidenen Beitrag liefern.

Wenn in der angegebenen Arbeit grundlegend gesagt wird: „Die Inspiration ist eine ganz besondere eigenartige Tätigkeit des Heiligen Geistes, durch welchen göttliche Gedanken und Worte den heiligen Männern Gottes mitgeteilt und sie in den Stand gesetzt werden, solche rein wiederzugeben" (S. 260), so können wir uns von dieser Definition kaum etwas aneignen. Sie gründet sich hauptsächlich auf eine sehr anfechtbare Uebersetzung des Wortes θεόπνευστος 2. Tim. 3, V. 16 = vom Geist eingegeben. Diese Stelle, sowie die 2. Petr. 1, 20—21 (Es ist noch nie eine Weissagung . . . .) sind immer die loci classici für die Verbalinspiration gewesen. Man hätte besser getan, die einschlägigen Bemerkungen des Herrn über die Tätigkeit des Heil. Geistes in den Abschiedsreden Joh. 14—16, sowie ähnliche Stellen im 1. und 2. Kap. des 1. Kor.-Briefes, Eph. 3, 3ff., sowie manche andere Andeutungen in den andern paulinischen Briefen in Betracht zu ziehen. Also θεόπνευστος wird nach dem Vorgang des Hieronymus divinitus inspirata gewöhnlich übersetzt: Von Gott eingegeben (Luther). Zunächst heißt es aber doch: Von Gott b e g e i s t e r t. Cremer, bekanntlich eine hohe Autorität auf dem philologischen und biblisch-theologischen Gebiet der neutestamentlichen Gräcität, übersetzt es daher: Von Gott beatmet, von Gottes Geist erfüllt oder Gottes Geist atmend. (Herzog, Realenc. 3. A., Artikel „Inspiration"). Demnach wäre der Vers etwa so zu verstehen: Denn alle Schrift, von Gottes Geist erfüllt, ist auch nützlich zur

Bildung eines reifen Gottesmenschen. Siehe T. Beck zu der Stelle: Komm. zu den Trin.-Briefen S. 316—317. Daß eine Schrift, die Gottes Geist atmet, auch Gottes Geist in irgend einer Weise zum Ursprung hat, ist selbstverständlich, aber es folgt aus dieser Stelle nicht, daß diese Weise die der wörtlichen Inspiration ist.

Die Anschauung von der Verbalinspiration, welche von Fr. Vetter mit Geist vertreten worden ist in modifizierter Form (die Selbst- und Geistestätigkeit der Verfasser stark betonend), darf sich eines ehrwürdigen Alters rühmen. Die Kirchenväter betonen den göttlichen Faktor oft so sehr, daß der menschliche Schriftsteller zur Harfe, Laute, Flöte oder irgend einem andern musikalischen Instrument wird, auf dem der göttliche Geist seine Melodien spielt. Doch fehlt es nicht gelegentlich, so bei Irenäus, Augustinus und Hieronymus, an Hervorhebung der menschlichen Selbsttätigkeit, und die montanistische Aufstellung von der Inspiration als einer Ekstase, bei welcher das menschliche Bewußtsein völlig sistiert ist, hat die Kirche zurückgewiesen.

Luther hat für eine freiere und natürlichere Auffassung der Inspirationslehre manches getan. Er hat auf den verschiedenen Offenbarungswert der Schriften hingewiesen (zu messen, je nachdem sie Christum treiben). Er hat sich einen freien Standpunkt erlaubt gegenüber mehreren biblischen Büchern (worin ihm die Kirche nicht gefolgt ist). Er spricht von dem Heu, Stroh und Stoppeln, welches den Propheten bei ihren eigenen guten Gedanken mit untergelaufen sei. Aber er betont auch machtvoll den unvergleichlichen Charakter der Schrift, wenn er sich z. B. zu dem Wort versteigt, die Bibel sei ein Buch, worin „an einem Buchstaben, ja an einem Titel mehr und größer gelegen sei, denn an Himmel und Erde." Wir verstehen dergleichen Hyperbeln aus der eigenartigen Stellung des Reformators zur Schrift. Sie war für ihn in ganz besonderer und tatsächlicher Weise der feste Punkt, von dem aus er eine Welt aus den Angeln hob.

Indessen hat Luther keinen direkten Beitrag zur Inspirationslehre geliefert. Die Autorität der Schrift festzustellen, war für ihn und seine Zeit so sehr Lebensfrage, daß der göttliche Faktor mit vollster Wucht betont wurde. So geschah es, daß im Zeitalter der Streittheologie die Schrift zu dem Papst wurde, von dessen dictum oder scriptum est es in keiner Frage einen Appell gab an eine andere Instanz, und die Kanzel zu einem neutestamentlichen Sinai wurde, von dessen drohender Höhe die Bannstrahlen erzückten gegen alle Ketzer und Irrgläubigen; wahrlich, eine traurige, aber überzeugende Illustration zu dem Wort: Der Buchstabe tötet, nur der Geist macht lebendig.

Es kam die Reaktion der Aufklärungsperiode. Ihren verflachenden und geistentleerenden Begriffen von der Religion im allgemeinen und Bibel im besonderen gegenüber mußte die Kirche zur Zeit ihrer Erneuerung das Wesen der Religion (Schleiermacher), des Glaubens in seinem Verhältnis zu andern Erkenntnisquellen, der Offenbarung und demnach auch der Heil. Schrift einer neuen Prüfung und Fest-

setzung unterziehen, und zwar in der Weise, daß die Einzigartigkeit der göttlichen Offenbarung, wie sie dem christlichen Glauben zu Grunde liegt und in der Schrift fixiert worden ist, festgehalten und stark betont wurde, zugleich aber der menschliche Faktor sein volles Recht erhielt und ehrlich und frei anerkannt wurde. Diese Arbeit ist für das ganze Gebiet des Glaubens und besonders für eine tiefere und entsprechendere Aufstellung von der Schrift von äußerster Fruchtbarkeit und der weittragendsten Bedeutung gewesen. Wir können natürlich hier nicht den ganzen Prozeß verfolgen und aufweisen: Es genüge, die Hauptlinien zu zeichnen, gemäß welchen er verlaufen ist.

Es gab ja von vornherein, d. h. zu der Zeit, als diese neue Periode der kritischen Untersuchung und Neukonstruktion einsetzte, gar wenig namhafte Theologen (in Deutschland), welche sich zur Verbalinspiration bekannten. Aber als sich nun Meister vom allerersten Range an die historisch-kritische Erforschung der biblischen Urkunden, insonderheit des Alten Testaments, begaben und in heißer, gewissenhafter und stufenmäßig fortschreitender Arbeit zu Resultaten gelangten, die die bisherigen Ansichten von der Entstehung wichtiger biblischer Bücher über den Haufen warfen, da gingen doch manchem, der sich für einen „Wissenden" gehalten, die Augen über. Es ging ihm wie dem alten Sokrates: Er wußte nun, daß er nichts wußte, und er schickte sich an, auf seine alten Tage noch umzulernen. Verfasser gehört zu denen, welche auf diese Leistung deutscher Gelehrtenarbeit stolz und der Meinung sind, daß sie von Gott gewollt und in ihren schließlichen Resultaten, wie in der Gährung, die sie augenblicklich erregten, für das christliche Leben wie für unsere Bibelerkenntnis von der größten und segensreichsten Bedeutung waren.

Natürlich gab es unter diesen Kritikern auch solche, welche ihre Lust am Zerstören hatten. Sie räumten nicht nur mit alten Vorurteilen, sondern mit dem Glauben an die biblische Offenbarung überhaupt auf. Weil sie an der Bibel dieselbe historisch-kritische Methode mit Erfolg angewandt hatten, die bei der Profanliteratur sich zuerst legitimiert hatte, so wurde ihnen die Bibel auch ein profanes Buch, d. h. ein altes Literaturdenkmal, wie jedes andere auch; was darin menschlich war, ordnete sich den allgemeinen Gesetzen unter, und was göttlich zu sein vorgab, wurde zur Mythe, zum Priesterbetrug oder zur „absichtslos dichtenden Sage." (Dav. Fried. Strauß.) Kein Wunder, daß die Meute der Feinde des Glaubens, die Masse der Gleichgültigen und Halbwisser mit Gekläff und Geheul dieser Fährte folgten.

Da erhob sich gleichsam das edle Wild, das verwundet, aber mit nichten zu Tode getroffen war; und wie das Gebrüll des verfolgten Löwen das Gebell der Hunde übertönt und die Treiber zum Stillstehen zwingt, so richtete sich hier der Löwe aus Zion auf nach dem Worte des Jesaia 31, 4 und 5. „Gleichwie ein Löwe und ein junger Löwe brüllet über seinem Raube, wenn der Hirten Menge ihn anschreiet, so erschrickt

er vor ihrem Geschrei nicht, und ist ihm auch nicht leid vor ihrer Menge: also wird der Herr Zebaoth herniederfahren, zu streiten auf dem Berge Zion und auf seinem Hügel. Und der Herr wird Jerusalem beschirmen wie die Vögel tun mit ihren Flügeln."

Ja in der Tat, das hat er getan und wird er immer tun. Er steht ein für sein Zion, für seine Offenbarung, für sein Heil und für seine Bibel. Es ist nicht gelungen und wird nie gelingen, die Bibel herabzuziehen auf das Niveau eines Profanbuches.

Gerade nachdem jene kritische Arbeit ihr Werk getan, wurde es um so klarer, daß dennoch die Bibel von einer Art sei wie kein anderes Denkmal alter Literatur, daß in ihr von einem Leben und Walten Zeugnis gegeben werde, das sich auf keine andere Weise erkläre als durch das Wirken des Offenbarungsgeistes, daß ihr eine Majestät und sittliche Höhe inne wohne, die man nicht finde in den edelsten Erzeugnissen von Hellas und Rom, Aegypten und Babylon. Die Kirche ward in neuer Weise gewiß, daß die Bibel diese Eigenart habe, weil sie Produkt des göttlichen Geistes sei. Sie ward sich ferner neu gewiß, daß sie selbst das, was sie von göttlichem Heil und Leben habe, diesem Buch verdanke. Denn in diesem Buche finden wir die Urkunden, welche von der Offenbarung Gottes an die Menschen zu ihrem Heil Zeugnis ablegen und zwar Zeugnis in origineller und maßgebender Weise. Das Zeugnis von dem Heil in Christo, wie es aus der Bibel erklang, ist es gewesen, welches in der Menschheit Wurzel gefaßt und den Sieg davon getragen hat. Dies Zeugnis ist es noch heute, welches Buße und Glauben erweckt und damit bekundet, daß es vom Geist Gottes gegeben ist und Geistesleben hervorbringt. An diesem grundlegenden Zeugnis von dem Heil muß sich alles andere, abgeleitete, messen, und der Glaubensstand der Kirche kann nur in engster Verbindung mit der Schrift sich befestigen, erweitern und zur vollsten Ausgestaltung gelangen. An ihren praktischen Erfolgen, an dem, was sie in der Vergangenheit getan und was sie noch tut, ward die Kirche von neuem der Inspiration der Schrift inne, daß sie nämlich in ihr habe die originelle urkundliche Bezeugung von der Offenbarung Gottes zum Heil der Menschen, welche Bezeugung in dieser Weise der Urkirche angenommen und gepredigt wurde und für alle Folgezeiten maßgebend geworden ist. Diese Bezeugung erweist sich dadurch als vom Geist gewirkt, daß sie Glauben hervorgerufen hat und neues Leben in der Vergangenheit, und es noch jetzt tut. Bezieht man die Inspiration auf die Bibel, so will das heißen, daß sie die geistgewirkte Bezeugung von der Offenbarung Gottes zu unserm Heil ist. Zieht man dagegen, wie wir, vor, von der Inspiration der heiligen Schriftsteller zu reden, so meint man, daß die heiligen Männer durch den Geist so befähigt wurden, von der ursprünglichen Bezeugung der Offenbarung Gottes zum Heil der Menschen zu schreiben, daß es Glauben hervorrief und noch tut, und für alle Zeiten vorbildlich und maßgebend bleibt. Wir sagen: Die heiligen Männer schrieben von der ursprünglichen Bezeugung oder

Lehre der Heilsoffenbarung, wie sie an Gottes Volk trat und von ihm aufgenommen wurde. Sie waren ja nicht immer die ursprünglichen Zeugen dieser Heilsoffenbarung selbst. Aber wie dieselbe, aus dem Munde der Apostel und Propheten kommend, sich an das Gottesvolk wandte und Aufnahme fand, so haben jene Schriftsteller unter Beistand des Heil. Geistes sie uns maßgebend und glaubenerweckend mitgeteilt. Wir wiederholen diese grundlegenden Sätze in dieser oder jener Form, weil sie ja unsere Definition von der Inspiration enthalten, das bisher Gesagte zu einem gewissen Abschluß bringen und für das Folgende die Richtlinien angeben.

Es wird bemerkt worden sein, daß wir bei dieser Definition von „Irrtumslosigkeit" nicht geredet haben. Es versteht sich von selbst, daß diese Zeugenschaft von der ursprünglichen Heilslehre korrekt sein muß, denn der Geist Gottes befähigt zum Zeugnis der Wahrheit und nicht der Unwahrheit. Die Heilstaten müssen der Wirklichkeit entsprechend berichtet und erklärt sein in der Bibel, sonst kann sich kein Heil daraus ergeben und keine christliche Kirche darauf bauen. Aber die Berichterstatter sind Kinder ihrer Zeit und reden wie solche, und sie sind der Irrtumsfähigkeit nicht enthoben, soweit ihre Befähigung zum glaubenerweckenden Zeugnis nicht in Betracht kommt. Es wird uns erlaubt sein, dieser Sache klar ins Auge zu schauen und sie nach dem Maß unserer Erkenntnis unumwunden auszusprechen, nachdem wir oben dem völlig eigenartigen Charakter der Schrift genügend Rechnung getragen haben.

Sind die heiligen Schriftsteller Beurkunder der Offenbarung Gottes zum Heil, so sind sie Geschichtsschreiber, denn diese Offenbarung hat eine Geschichte und zwar eine lange, die in grauer Vorzeit anfängt und in Christo ihre Vollendung findet. Selbstverständlich haben sie wie alle Geschichtschreiber auch Reden, Predigten, Lieder, Sentenzen u. s. w. zu berichten, aber bei weitem nicht dies allein. Demnach ist es einseitig und ungenügend, zu sagen: „Die Inspiration teilte diesen Männern Gedanken und Worte mit." Diese Umschreibung paßt im Wesentlichen nur auf die geisterfüllten und vom Geist erzeugten Reden der Propheten des Alten Bundes. Aber daneben enthält die Bibel doch noch bedeutend mehr. Das Alte Testament gibt uns die Geschichte des erwählten Volkes, wie dieselbe unter göttlicher Führung verläuft. Die Geistesbegabung der biblischen Schriftsteller teilte ihnen nicht die Tatsachen dieser Geschichte mit, soweit dieselben durch menschliche Beobachtung oder Mitteilung zu erlangen waren oder in anderen nicht inspirierten Urkunden vorlagen, sondern sie gab ihnen das rechte Verständnis derselben, so daß sie sie ins rechte Licht rücken konnten. Die Tätigkeit des Heiligen Geistes in dieser Beziehung ist eine erleuchtende. Sie lehrt das Wahre vom Falschen scheiden, das Unwürdige ausmerzen, den Wust des Aberglaubens auskehren und der Wahrheit in allen Dingen die Ehre geben.

Wie der Geist der Offenbarung in den Dingen tätig ist, die Israel

von anderen Völkern übernommen hat, oder als gemeines Erbgut mit allen Völkern teilt, dafür haben wir ein eklatantes Beispiel in den Urgeschichten Gen. 1—10, die in den letzten Jahren wieder durch den Babel-Bibelstreit und sonst in den Vordergrund gerückt sind. In den Schöpfungs- und Sintflutgeschichten gibt uns die Bibel dasjenige von der Kosmogonie der Welt, welches die „kritische Schmelze des Geistes der Offenbarung bestanden" (Frz. Delitzsch, Genesiskommentar S. 40, nicht der Babel-Delitzsch). Alles phantastischen, polytheistischen Beiwerks entkleidet, steht vor uns im Lapidarstil der Bericht der Weltentstehung, so einfach und so tief, so wohl angelegt und geordnet, in so wichtiger und doch edler Sprache, das kindlichste Gemüt ansprechend und den tiefsten Geist erfassend, so ganz den Geist der Bibel darstellend, die ein Wasser ist, in dem „das Lämmlein waten und ein Elefant versinken" kann, daß man nicht los kommen kann von dieser Schwelle des wunderbaren Buches und keine andere Erklärung dafür findet, als die da hinweiset in die verborgenen Tiefen (oder Höhen) der göttlichen Offenbarung.

Ist die Inspiration die Geistesbegabung der Schriftsteller, die sie befähigt, von dem ihnen verliehenen Licht korrekten Aufschluß zu geben oder dasselbe (das Licht) auf die Geschichte der Zeit zu richten, so liegt auf der Hand, daß der Offenbarungswert ihrer Bücher verschieden ist, je nach Maß und Stufe dieser Geistesbegebung. Daß im Prediger Sal. ein trüberes Licht scheint als im Buch Jesaia, besonders in seinem 2. Teil; daß über wichtige Lehren, wie die vom Leben nach dem Tode und der Auferstehung das Alte Testament überhaupt nichts zu sagen hat, ausgenommen ein blitzartiges Aufleuchten hier und dort, bis zu den Zeiten der großen Propheten; daß auch der sittliche Standpunkt der früheren biblischen Schriftsteller (Buch Josua, Richter) ein noch sehr unvollkommener ist; daß Rachepsalmen und -Verse wie Ps. 137, 9 nicht aus dem Geiste des Herrn stammen, dies und anderes mehr ist oft gesagt worden, und mit Recht. Auch deckt die Tatsache, daß die Bibel die Urkunde der Offenbarungsgeschichte ist, nicht jedes einzelne Buch. Wenn auch das Alte Testament die Bibel des Herrn war, so ist damit nicht jedes Buch sanktioniert, der Herr hatte eben etwas anderes zu tun als Textkritik zu treiben. Seine Kritik richtete sich gegen das sittliche und religiöse Leben des Volkes, und er war wesentlich ein Auferbauer und Erfüller. Nach unserer Meinung aber wäre es viel besser gewesen, wenn das Hohelied nie in den Kanon aufgenommen worden wäre.

Ferner ist in diesem Zusammenhang hervorzuheben, daß die Art der Inspiration im Alten Testament eine wesentlich andere ist als im Neuen. Dort ist der Zustand der Inspiration, des Redens im Geist, etwas Temporäres: „Das Wort des Herrn kam zu mir." Der Empfänger nimmt zu dem über ihn kommenden Geist eine unfreiere Stellung ein, ja ist zuweilen ein ganz unwürdiges, sittlich widerstrebendes Subjekt: Bileam, Saul, Jona, Kaiphas. Im Neuen Testament ist der Empfang des Geistes an den Glauben und das Verhältnis zu Christo

geknüpft, er ist ein bleibendes Gut („er bleibt bei euch und wird in euch sein ewiglich"), gegenwärtig beim Predigen oder Handeln ebenso als beim Schreiben.

Unsere Auffassung von der Inspiration läßt uns volle Freiheit, dem menschlichen Faktor in der Schrift unbedingte Anerkennung zu teil werden zu lassen, und uns über jede Arbeit zu freuen, die die menschliche Geschichte der Bibel und ihrer Entstehung erhellt. Nach Vetter wäre wohl die ganze kritische Arbeit der letzten 100 Jahre ein Dreschen von leerem Stroh oder gar ein Werk des Teufels, ausgenommen soweit sie sich um Herausstellen des ursprünglichen Bibeltextes bemühte. Und selbst da wäre sie eigentlich überflüssig, denn er sieht ja selbst in den Uebersetzungs- und Schreibfehlern Gottes Hand. „Der Grundtext wie die fehlerhafte Uebersetzung sind Gottes Wort." S. 341. Der Abschreibfehler, Hebr. 10, 5, „den Leib hast du mir zubereitet," statt wie Ps. 40, 7, „die Ohren hast du mir aufgetan," ΣΩΜΑ für Σ ΩΤΙΑ ist ein „von Gott absichtlich und mit Vorbedacht zugelassener und ein vollgültiges Gotteswort," S. 342.

Hat man diese freiere und nach unserer Ueberzeugung bessere Ansicht der Inspiration, so braucht man die alten und überlebten Künste der Harmonisierung von Widersprüchen in Einzelheiten nicht aus der Rumpelkammer hervorzuholen. So z. B. die Behauptung, daß das Galiläa, woselbst der Herr nach Matth. und Markus seinen Jüngern erscheinen will, nicht die nördliche Provinz des heiligen Landes sei, sondern eine Ortschaft auf der nördlichen Kuppe des Oelberges, die freilich in der Bibel nie erwähnt wird, aber doch später entdeckt worden ist! Oder daß der Zacharias, Matth. 23, 35, von dem der Herr sagt: „Ihr h a b t ihn getötet zwischen Tempel und Altar," ein Zacharias gewesen sei, der nach Josephus zur Zeit der Zerstörung Jerusalems ermordet worden sei, also 40 Jahre nachher! Wenn man so etwas liest, so weiß man nicht recht, ob man träume oder wache. Jedenfalls aber richtet sich eine Anschauung selbst, wenn sie ihre Anhänger zu solchen Ungeheuerlichkeiten zwingt (reim dich, oder ich freß dich!). Man wird auch verzichten auf scheinbar so frappante Bestätigungen im Einzelnen, wie wenn Vetter sagt: „2. Tim. 3, 15 steht *ἱερὰ γράμματα*: du weißt von Kind auf die Heilige Schrift. *Γράμματα* heißt ursprünglich Buchstaben, demnach ist die Schrift Gottes Wort bis auf den Buchstaben." Nun aber heißt der Plural bekanntlich Schrift, ebenso wie im Lateinischen literae (auch Literatur) und im Englischen letters, obwohl literae und letters im Singular Buchstabe heißt. Kein Mensch denkt bei dem Gebrauch der Pluralbedeutung mehr an „Buchstabe." So ist also jener kleine Kniff oder jenes Fündlein wertlos.

Auch aus dem Wort des Herrn, Matth. 5, 18: „Es wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe oder ein Titelchen vom Gesetz," kann man keine Verbalinspiration herauspressen. Denn 1. kann man den Ausdruck nicht pressen, sonst müßte man es auch tun mit andern starken Ausdrücken der Bergpredigt, wie mit dem: „Wenn dich einer auf die

rechte Backe schlägt," u. s. w. Das tut aber niemand. Es ist 2. vielmehr ein hyperbolischer Ausdruck zu zeigen, daß was an wirklichem Gotteswillen im Gesetz enthalten ist, zur Ausführung entweder schon gekommen ist (die alttestam. Stufe), oder kommen wird (in dem Neuen Testament in der Vollendung).

Man stützt auch die Sache der Verbalinspiration nicht, wenn man sich in starken Ausdrücken gleichsam überbietet, so z. B. wenn Spurgeon sagt: „Ich glaube an die Bibel von Deckel zu Deckel. Und wenn nur ein einziger Irrtum drin zu finden ist, über Naturwissenschaft oder Weltgeschichte, so ist sie mir keinen Penny wert." O sancta simplicitas! Oder ist diese simplicitas nicht einmal sancta? Spurgeon ist zum Fanatiker geworden infolge seiner falschen Prämissen. Als Prediger und Seelenführer ist er uns ja wert, aber als wissenschaftlich forschender und strebsamer Mensch wird man bei ihm nicht in die Schule gehen.

Es ist dem Verfasser (Hille) zuzugeben, daß der gewöhnliche Christ im allgemeinen sich die Inspiration als verbale vorstellte, aber es gibt heutzutage auch viele, welche gerade deshalb an der Bibel irre werden. Nachdem Naturwissenschaft und Kritik so manches anders erscheinen lassen, als man es sich nach alter Weise vorstellte, entweder von der Entstehung der Erde und des Menschen, oder der Bibel, so scheint manchem damit die Glaubwürdigkeit der Bibel überhaupt in Frage gestellt zu sein. Solchen gegenüber genügt es nicht zu sagen: Zweifel sind vom Teufel, halt dich an Gottes Wort! Sondern man muß ihnen eine klare Vorstellung davon geben, was die Bibel ist und will; muß ihnen zeigen, daß sie den Menschen zu Gott führt, ihm über die tiefsten Fragen die klarste und befriedigendste Antwort gibt, über des Menschen Wesen, die Sünde, über Gott und den Hunger der Seele nach ihm; muß ihm zeigen, daß es einfach unmöglich ist, ihren Charakter, ihre Entstehung und Geschichte, ihre Eigenartigkeit aus den menschlichen Faktoren, die in der Zeitgeschichte lagen, zu erklären; dann wird er bereit sein, auch das zu hören und es ohne Schaden zu hören, was die Bibel n i c h t ist, nämlich kein Kompendium der Geologie oder einer andern naturwissenschaftlichen Disziplin, daß sie ferner kein vom Himmel gefallenes Buch ist wie das Buch des Mormon, sondern ein aus der Menschheit heraus erwachsenes. Alsdann wird er anfangen, das Zusammensein des Göttlichen und Menschlichen, des Vollkommenen und Unvollkommenen zu verstehen, und er wird die Bibel nicht weniger achten, sondern mehr, und sie besser verstehen und mit größerem Nutzen brauchen.

Wir müssen demnach durchaus die Behauptung zurückweisen, als ob das normale Gewissen die Verbalinspiration verlange. Das Gewissen ist kein konstanter Faktor, es ist der Entwicklung und der Erleuchtung fähig und bedürftig. Es ist abhängig von der Umgebung, Erziehung und den Zeitanschauungen seines Besitzers. Das normale Gewissen des Hindu erfordert, daß er sich von Juggernaut überfahren lasse, seine Witwen verbrenne oder lebenslanger Schmach preisgebe; das Gewissen des Römers schrie: Christianos ad leones! Das Ge-

wissen Philipps II. wollte lieber sein Land zur Wüste werden lassen, als einen Ketzer drin dulden. Das Gewissen des Christen in New England fordert total abstinence, ein Verlangen, wogegen sich der Verfasser wehrt. S. 418. Also damit ist nichts bewiesen. Dieses besagte normale Gewissen muß sich heute nicht dem neuen Licht verschließen. Natürlich soll man niemand zwingen wollen, seine Verbalinspiration über den Haufen zu werfen, wenn er sich in seinem Gewissen gebunden fühlt, aber andererseits sollen solche nicht die richten, welche sich eine freiere Stellung errungen haben. Es gilt da vielmehr gegenseitige Achtung und auch Rücksicht nehmen auf den Standpunkt und die Rechte des andern. Die Handreichung für das richtige Verhalten finden wir 1. Kor. 8. Man muß in der wissenschaftlichen Vertretung zwar oft scharfe Waffen brauchen, aber sich doch gegenwärtig halten, daß Wissen die Tendenz hat, aufzublasen, aber nur die Liebe bessert. Das ist auch bei jener kritischen Arbeit, wie schon gesagt, reichlich zu tage getreten. Die Bibel und die Arbeit an ihr soll keine Schriftgelehrten erzeugen im Sinne des Neuen Testaments (wo sie die Kameraden und Gesinnungsgenossen der Pharisäer sind), sondern aus dem Samen des Wortes Gottes gezeugte Menschen, die es wahrnehmen: Seine Worte sind Geist und sind Leben. Da mögen nun beide Seiten in einen lieblichen Wettkampf eintreten und zeigen, welche am meisten solche Früchte hervorbringe, die alte oder die neue Anschauung, ich sage nicht, der alte oder neue Glaube. Denn eine freie Inspirationslehre berührt den Glauben nicht, sie soll ihn entfesseln, ebensowenig wie die historisch-kritische Arbeit die Grundlagen unseres Glaubens berührt.

Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen darum,
Die Wellen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

Das ist der Fels des göttlichen Wortes. Darum schließen wir mit dem kindlichen Wort, das wir im Konfirmandenunterricht oder noch früher gelernt haben:

Bei deiner Bibel sitze gern,
Die sei des Lebens Kern und Stern,
Sie schlage auf, sie schlage du
Erst mit des Sarges Deckel zu!

Die Russeliten.

Ihre Theorie und Praxis.

Skizze von Past. J. Niemann, Braddock, Pa.

(Schluß.)

So dürfen denn die auferstandenen Gottlosen aller Zeiten im 1000jährigen Reiche wählen zwischen gut und bös, zwischen Leben und Tod. Betreten sie dann den „Hochweg der Heiligung" — den dritten neben dem schmalen und breiten Weg —, so werden sie wieder Herren der Schöpfung, Beherrscher der Vögel, der Fische, der Land- und Haustiere. Entscheiden sie sich aber wider Christum, so verfallen sie mit Ablauf des 1000jährigen Reiches dem „anderen Tode" — dem Gericht sofortiger und endloser Vernichtung — dem Loos der Dämonen. —

Russell legt alles Gewicht auf das P l a n m ä ß i g e. Er hat ein ganzes, sogar ein umfangreiches Buch geschrieben über Gottes Plan mit der Menschheit vom alten bis zum neuen Paradiese. Und wer das Buch gelesen hat, der muß umumwunden zugeben, daß er von einem großangelegten Plan vernommen hat. Nur ist es zu beklagen, daß Russell dem allweisen Gott das Plänemachen abnimmt. — Das will der gute Mann zwar nicht Wort haben. Im Gegenteil, Russell glaubt völlig mit Gott zu harmonieren, weil er die Schrift nach dem Grundtext auslege, — er zuerst, er allein. Er selber berichtet, wie sich vorigen Sommer ein Zuhörer erdreistet habe, in öffentlicher Versammlung zu erklären, alle diese Dinge habe er selber schon in der Schrift gefunden, ohne Russell, — er, der Laie, der Schüler! Russell bemerkt dazu: niemand erwiderte ihm (dem Großprahler) öffentlich, wennschon sich alle verblüfft anschauten; aber privat äußerte hernach ein „Bruder": Es ist doch gut, daß Gott dem Bruder Russell diese Sachen nicht für seinen Privatgebrauch offenbarte, sondern ihn trieb, sie allem Volke zu verkünden, unangesehen der Rasse oder der Sprache!

Und es kann nicht geleugnet werden, daß Russell vom Worte Gottes reichlich Gebrauch macht. In einem seiner Bücher, das 500 Seiten umfaßt, hat er nicht weniger wie 1400 Bibelsprüche angeführt. Nur schade, daß er nicht demütig beim Geist und Buchstaben, beim Text und Kontext der Bibel bleibt. Hinsichtlich der Schriftstelle Off. 20, 5: Die anderen Toten aber wurden nicht wieder lebendig, bis daß 1000 Jahre vollendet waren — beeilt sich Russell zu bemerken: Dieser Zusatz fehlt in den besten Handschriften. Ein Abschreiber brachte ihn als „Deutung" oder Hypothese in den Text. Der Laie nun, der keine Textkritik treiben kann, muß und wird Russell blindlings glauben, umsomehr, weil er fortwährend an englischen und deutschen Bibelübersetzungen herumnörgelt; ganz vergessend, daß er sowohl als Philologe, wie als Theologe nur Autodidackt ist, was ihm der Kundige auf Schritt und Tritt abmerkt.

Auch das kann nicht bestritten werden, daß Russell sowohl auf theoretischem, wie praktischem Gebiet spekulativ erscheint. Ueberdies ist er sehr belesen. Man ist versucht, ihn einen christlichen Philosophen zu nennen, falls er weniger operierte mit der göttlichen Wahrheit und — weiblichem Vorwitz. In dieser Beziehung ist ein Satz aus dem Vorwort seines ersten Buches von Wichtigkeit. Er schreibt daselbst: Wenn diese Wahrheiten dem Leser den vierten Teil die Freude bereiten, die sie dem Verfasser bereiteten (und ebenso seiner Gehilfin — welcher unsere Freunde für dabei geleistete wertvolle Hilfeleistung Dank schuldig sind), so wird seine Freude eine solche sein, die die Welt weder geben noch nehmen kann. Diese Einschaltung betreffs der Mithilfe seiner Gattin ist äußerst charakteristisch, besonders wenn man spätere Enthüllungen damit vergleicht. Russell ist nämlich seit den letzten zwei Jahren durch Gerichtsspruch von seiner Frau, die immer seine rechte Hand gewesen war, geschieden und zur Alimentenzahlung verpflichtet worden.

Beim Verhör stellte es sich denn heraus, daß der eigentliche Grund zur Scheidungsklage nicht angeblich schlechte Behandlung, — die Versagung des Kusses, — sondern verletzte Eitelkeit seitens des Weibes war, weil ihr Russell nicht hatte gestatten wollen, die von ihr für sein Blatt geschriebenen Artikel unter ihrem Namen ausgehen zu lassen. Bezeichnend war es auch, daß Russell selber auf dem Zeugenstand freimütig die Erklärung abgab, daß seine Gattin eine hochintelligente Dame sei. Schließlich fand aber die Tatsache, daß Russells Weib auch in metaphysischer Weise seine geschätzte „Gehilfin" gewesen war, dadurch ihre Bestätigung, daß sie gleich nach der vollzogenen Scheidung ein Buch schrieb, — das, wenn auch gegen Russell gerichtet, doch ganz an seine eigenen Schriften erinnerte; ferner auch noch dadurch, daß diese hochintelligente Dame Mitte 1907 vor Gericht auf erhöhte Alimentation antragen ließ, mit der vielsagenden Begründung, daß ihr ehemaliger Gatte vermögend sei und daß sie dies namhafte Vermögen habe miterwerben helfen.

Der weibliche Einfluß, die zweite Intelligenz, macht sich auch wiederholt in Russells Schriften bemerkbar, so z. B. in der Passage über den Sündenfall (Bd. I, Seite 128 ff.). Insofern erinnert mich Russell immer wieder an den wenig ethischen Prediger Salomos, an den sich Russell übrigens mit sichtlicher Vorliebe anlehnt. Denn offenbar hat Salomo seinen „Prediger" — die synkretistische Lebensphilosophie unter dem Gesichtspunkt von 1. Kön. 11, 4 — verfaßt.

So trägt das Russellsche System unverkennbar den Stempel weiblicher Beschränktheit, obgleich nirgends der mystische Zug fehlt. Seine Schriften verbreiten sich über das ganze Gebiet der Theologie — Kosmologie, Anthropologie, Christologie, Soteriologie, Ekklesiologie und Eschatologie umfassend. Besonders sind es seine Dawns (Millenniums Tagesanbruch) und die halbmonatlich erscheinende Zeitschrift „Watch-Tower," durch welche er seine Philosophie verbreitet. „Schlüssel zur Schrift" heißen seine 6 Bände Dawns. Der erste Band trägt den Titel: Der Plan der Zeitalter; der zweite: Die Zeit ist herbeigekommen; der dritte: Dein Reich komme; der vierte: Der Tag der Rache; der fünfte: Die Versöhnung (die Einsmachung zwischen Gott und Mensch); der sechste: Die neue Schöpfung. „Die alte oder echte Theologie" behandelt Russell vornehmlich in seinen zahlreichen Traktaten, von denen ich hier nur die bedeutendsten nenne: Die Stiftshütte und die besseren Opfer. — Was sagt die Schrift über die Hölle? — Die Bibel und der Spiritismus. — Die Bibel gegen die Evolution. — Was ist die Seele? — Die Hoffnung der Unsterblichkeit. — Die Hoffnung der Welt. — Ist die ewige Pein der Sünde Sold? — Protestanten, wacht auf! Da sich Russell für ein Faktotum Gottes ansieht, so sind seine literarischen Erzeugnisse entweder vollständig oder doch schon zum Teil in folgenden Sprachen erschienen: 1. englisch; 2. deutsch; 3. schwedisch; 4. dänisch; 5. norwegisch; 6. französisch; 7. italienisch; 8. holländisch; 9. polnisch und 10. griechisch.

II. Die Praxis.

Hier ist der Ort, auch etwas über die Praxis der Russelliten zu bemerken. Russell selbst nennt sich „Pastor," wennschon der Vertreter seiner geschiedenen Frau ihm kürzlich im Gerichtssaal vorwarf, daß seine angebliche Berufung durch Christum zum öffentlichen Lehrer niemals durch eine Ordination bestätigt worden sei. Nach seinem Geständnis ist Russell auch ein Gegner der kirchlichen Ordination. Die Handauflegung, wovon die Schrift redet, macht Russell mit Hilfe seiner unübertroffenen (!) Sprachkenntnis zum Handaufheben, und zwar seitens der Mitglieder zur Erwählung ihres Klassenführers. Somit wird das Handaufheben nur Substitut für den Stimmzettel. Jeder Kreis von Anhängern ist nämlich angewiesen, aus ihrer eigenen Mitte einen Leiter zu wählen, der namentlich bei den wöchentlichen Beröastunden die Ordnung aufrecht zu halten hat. Ich selber wohnte einmal solch einer Versammlung bei. Irgend ein Mitglied eröffnet und schließt diese Versammlung mit Gebet durch Aufruf des Leiters. Bei der Versammlung selbst werden Russells Bücher absatzweise gelesen und besprochen. So oft man bei der Lektüre an einen Bibelspruch kommt, wird nachgeschlagen, um zu prüfen, ob sich's auch also hält. Selbstredend liest keiner das ganze Kapitel durch, um zu erfahren, ob diese Beweisstelle auch dem Kontext entspricht. Geprüft und richtig befunden! — Läßt man sich aus, daß man auch für Eschatologie Interesse hat, so pflegt die nächste Frage zu lauten: Bruder, wie lange sind Sie in der Wahrheit? Das ist nämlich das Schiboleth der Russelliten: In der Wahrheit sein.

Wennschon also von keiner eigentlichen Verfassung bei den Russelliten geredet werden kann, vielmehr das allgemeine Priestertum alle und jeden zum Lehren — selbst zur Austeilung des Abendmahls und zur Bestattung der Verstorbenen — lizensiert, so ist doch Russell der „Bischof," der alle Mitarbeiter anstellt, besoldet und beaufsichtigt. Obenan stehen hier die Reiseprediger oder „Pilger," die entweder ihre ganze Zeit oder doch ihre Mußezeit zur Ausbreitung Russellscher Philosophie verwenden. Ihre Zahl beträgt jetzt 65. Sie hielten im Jahre 197 über 6000 Versammlungen ab und machten außerdem gegen 2000 Hausbesuche. Zur Ausrichtung ihrer Mission reisten sie 184,878 englische Meilen. In zweiter Linie sind die Kolporteure, die Vorarbeiter der Pilger-Mission zu nennen. Von diesen sagt Russell in seinem letzten Jahresbericht: „Die Liebe und der Eifer, womit unsere teuren Kolporteure während des Jahres gearbeitet haben, verdient unsere höchste Anerkennung. Ihre Zahl ist gradweise gestiegen, bis wir jetzt fast 600 Arbeiter im Felde haben, von denen mehr als die Hälfte ihre volle Zeit, die Uebrigen einen Teil ihrer Zeit dieser gesegneten Aufgabe widmen. Unter diesen geschätzten Arbeitern befinden sich Aerzte, Lehrer, Stenographisten, Bauern und Pastoren, während andere ihr Handwerk und ihren Haushalt aufgaben, um ihre ganze Zeit und Kraft dieser Art der Predigt des Evangeliums zu widmen."

Diesem besoldeten Heer reihen sich die zahlreichen „Freiwilligen" in allen Ländern an, die ihren Stolz darein setzen, Russellsche Flugschriften zu verteilen. In diesem Department, schreibt Russell 1907, sind manche Brüder und Schwestern mit guter Bildung, sozialer Stellung u. s. w., die völlig recht urteilen, wenn sie ihren Einfluß zur Ausbreitung der Wahrheit verwenden, gleichsam als Tribut für Gottes Altar. Wir denken z. B. an diejenige Abteilung von Freiwilligen, in deren Reihen sich Geschäftsleute, Lehrer, Professoren, Bankbeamte und selbst ein General der amerikanischen Armee befinden." Und Russell schmeichelt seinen Handlangern nicht vergebens, wie die folgende Statistik von 1907 zur Ueberraschung beweist. An Dawns wurden in diesem Jahre verbreitet 606,771, oder täglich gegen 1900 Exemplare. Die Zahl der nur in Amerika verteilten Traktate war ebenfalls eine immense. Nach Seiten berechnet, betrug sie 212,696,246. Die Ausgaben für die sog. Auslands-Mission bezifferten sich für Großbritanien auf $5,973.47, für Deutschland auf $6,358.00, für Australien auf $5,142.54, für Skandinavien auf $2,089.91, für Jamaica auf $1,446.73, für Schweiz, Frankreich, Italien auf $303.02, für Afrika auf $1,740.25, für China auf $1,288.19, zusammen auf $24,369.11. Der Betrieb des ganzen Werkes forderte für dieses eine Jahr $77,131.40. Und wie hoch war das Defizit? Es war nicht nur keins vorhanden, sondern es blieb noch ein Kassenvorrat von $9,260.42. Die Einnahmen durch freiwillige Beiträge betrugen nämlich $86,391.82.

Diese Zahlen reden gewaltig; um so mehr, da grundsätzlich nie und nirgends Kollekten erhoben werden. Sämtliche Gaben werden vielmehr allsonntäglich nach freiem Belieben von den Mitgliedern hinterlegt und alle Vierteljahr an Russell zur freien Verfügung abgesandt.

Glaube aber niemand, daß Russels Posten eine Sinekure sei. Er ist sehr, sehr regsam — für $10 pro Monat. Diese sich selbst auferlegte Verzichtleistung ist zwar nur auf Effekthascherei berechnet, und außerdem ein klug berechneter Winkelzug gegen seine geschiedene Frau, die, weil sich ihre Schriftstellerei nicht recht bezahlt, alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, höhere Alimente aus Russell herauszuschlagen. Um diesem Druck nicht nachgeben zu müssen, so überschrieb er, wie die Gerichtsverhandlungen bewiesen haben, schleunigst sein Privatvermögen der von ihm gegründeten und kontrollierten Traktat-Gesellschaft, aus deren Erträgen er sich jetzt zweifellos bezahlt macht. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Russell einen bewunderungswürdigen Eifer für die Sache entwickelt. Fortwährend ist er auf Reisen, um Konventionen abzuhalten, die nicht selten von 1500—2000 Personen besucht werden. Während der Sommer-Saison nutzt er gerne die von kirchlichen Vereinen veranstalteten Jahresfeste und die damit verbundenen billigen Fahrraten aus, um an entfernten Orten mehrtägige Konventionen zu veranstalten. Nur an jedem ersten Sonntag im Monat redet er in der großen Carnegie Halle in Alleghany. Selbst das Ausland bereist er. Auf diesen Konventionen werden dann auch

Taufen, wenn nicht in einer Baptistenkirche, so im offenen Fluß vollzogen, die sich nicht selten bis auf 60—70 belaufen. Und wie er, so seine Pilger in der Ferne, die, wenn nicht mehr, so doch wenigstens Jahreskonventionen nebst Taufen in ihren Diözesen veranstalten.

Aber Russell hat noch einen andern Weg gefunden, um populär zu werden — und zu bleiben. Seine sämtlichen Vorträge erscheinen nämlich allwöchentlich in 9 amerikanischen Tagesblättern, die nach seiner eigenen Schätzung eine Total-Zirkulation von 300—400,000 haben sollen. Auf diese Weise erscheinen Russells Reden alljährlich in zirka 18 Millionen Exemplaren. Diese Berechnung stammt auch von ihm. Ueberdies schrieb er letztes Jahr noch über 50,000 Briefe für seine Sache.

Wie weit sein Einfluß reicht, geht aus zwei Tatsachen hervor. Zunächst daraus, daß der erste Band seiner Dawns bereits in 2 Millionen Exemplaren verbreitet ist — und zwar ohne die Vermittlung von Buchhändlern. Nicht minder interessant ist aber auch die Verbreitung seiner eigenen Zeitschrift, die heute 30,000 feste Leser hat.

Man täuscht sich aber sehr, wenn man annimmt, daß Russells Ehrgeiz jetzt gewiß befriedigt sei. Ach nein. Er ist der Marschall „Vorwärts." Nächstes Jahr (1908) wünscht er 10,000 Leser mehr auf der Abonnentenliste des „Wachtturms" zu sehen. Und der Leiter der Arbeiter in England hat auf der Jahreskonvention 1907 expreß hervorgehoben: Brüder, nehmt immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal es jetzt nur noch *eine* Woche ist (7 Jahre), bis das Ende kommt. Je größer der Eifer und Erfolg in dieser letzten Stunde, desto herzlicher hernach eure Auszeichnung im Reiche des Ehrenkönigs!

So treiben die Russelliten mit Energie und Erfolg in fünf Weltteilen Mission, wie sie es nennen. Nicht unter Heiden und Juden, was sie erst im Millennium tun wollen; aber unter den Christen wühlen und werben sie heimlich und öffentlich, planmäßig und zielbewußt. Auch die Deutschen fallen ihnen zur Beute, hüben sowohl, als drüben. Freilich klagt Russell in seinem letzten Jahresbericht, daß es seinen Anhängern in Deutschland etwas an Missionssinn gebreche. Aber bedeutsam fügt er hinzu: „Indeß soll dies nicht als Geringschätzung des Liebeseifers gelten, den manche dieser deutschen Brüder und Schwestern bekundet haben. Wir vermuten eben, daß der betäubende Einfluß des Nominalismus (der Namenskirche), der höheren Kritik u. s. w. Deutschland ebenso sehr oder noch mehr infiziert hat, wie andere Länder. Wir bemerken hier aber, daß die Deutschen Amerikas zu den Tätigsten (most active), den Ernstesten (most earnest), den Opferfreudigsten (most self-sacrificing) zählen!"

Was soll dieser dreifache Superlativ? Offenbar soll er nur als Stimulationsmittel für die etwas schlaffen Deutschen drüben dienen. Haben aber die Deutsch-Amerikaner schon solch einen Rekord gewonnen, so dürfte es wohl zu unseren Pflichten gehören, einmal gründlich zu untersuchen, wer denn eigentlich diese Deutschen Amerikas sind, die

als Chiliasten sich solch eine gute Stufe erworben haben. Muß es nicht auffallen, daß von den letztjährigen Ausgaben für Mission auf Schweiz, Frankreich und Italien nur etwas über $300 entfielen, während für Deutschland allein zwanzigmal mehr ausgeworfen ward? Ja, die Katholiken werden mit größter Aengstlichkeit gemieden. Ueberhaupt ist Frankreich erst seit der vollendeten Trennung zwischen Staat und Kirche auf Russells Propagations-Liste gesetzt worden. Wohnt nebenan eine katholische oder eine protestantische Familie? ward ich einmal von einem der Russellschen Kolporteure gefragt. Diese eigentümliche Frage verrät aber sofort die Taktik der Proselytenmacherei, und bestätigt, was man im „Wachtturm" nur zwischen den Zeilen liest: man hat es auf den Fischteich des Protestantismus abgesehen, und zwar in seinem ganzen Umfang. Russell hat das mit Luther gemein, daß er in der Papstkirche den Antichristen erblickt. Aber bei dieser Auffassung sollte er gemäß Off. 18, 4 seine Missionstätigkeit gerade auf die katholischen Gebiete beschränken. Nun aber weicht er diesen absichtlich aus oder überfällt sie durch seine Verführer höchstens hinterrücks. Nach dieser Richtung bietet die fortschrittliche Methode der Freiwilligen ein interessantes Bild. Wie ich aus den publizierten Klagen der deutschen Methodisten vernehme, so haben die „Freudenbringer" in früheren Jahren die Russellschen Traktate an den verschiedenen Kirchtüren verteilt; doch weil dort der argwönische Scheelblick der Pfarrer lauerte, so sind sie von dieser Praxis bald abgewichen. Lange hat man dann die Flugschriften nach Art der Reklamezettel vor die Türen gelegt. Allein je mehr der Tag des Herrn naht, je „smarter" werden auch die Boten, „die Freude verkünden." Heute verfährt man allgemein nach der Instruktion, die Russell am 15. September 1907 in seinem Organ veröffentlichte, und die lautet: „Ein erfahrener Freiwilliger schlägt vor, statt die Traktate unter der Tür durchzuschieben, dieselben zusammen zu wickeln und sie dann zwischen Türgriff und Türpfosten anzubringen. Auf diese Weise fallen die Schriften den Oeffnenden vor die Füße — erregen eher seine Neugierde. Der Austeiler zieht keine Hausglocke, da dies nur stören und dem Empfänger eine Abneigung gegen den Traktat einflößen könnte."

Auf Verbesserung der Methoden sind aber auch die Russellschen Kolporteure bedacht. Im Bericht über die vorjährige Konvention in Indianapolis heißt es diesbezüglich: „Nachmittags gab Br. Cole einige wertvolle Anweisungen betreffs einer erfolgreichen Kolportage. In höchst anschaulicher Weise beschrieb er die geeigneten Methoden der Arbeit, indem er besonders darauf aufmerksam machte, wie das Fahrrad zu einem praktischen Hilfsmittel zur Ablieferung gemacht werden könne, und zeigte eine Vorrichtung, die es ermöglicht, daß bequem 60 Bücher mit einem Male befördert werden können. Hiernach erfolgte die Zuteilung der Territorien, wobei manche neue Korporteure eine Teilhaberschaft bildeten und paarweise an die Arbeit gehen." Am Vormittage hatte Russell selber schon die 400 Kolporteure inspiziert, indem

er eine Stunde lang zu ihnen redete über „Unsere Gesandtschaft.“ Der Bericht sagt darüber: „Er zeigte, daß die britische Regierung die Dienste ihres hier stationierten Gesandten bewerte auf $60,000 per Jahr, oder auf $20 die Viertelstunde eines 8stündigen Arbeitstages, und daß unser Dienst (d. h. der Kolporteurdienst) von einer noch viel höheren Regierung noch viel höher eingeschätzt werde. Er bemerkte, daß er nicht beabsichtige, die Selbstschätzung (den Dünkel) des Volkes Gottes zu stimulieren; denn dies würde sie verderben für die gottwohlgefällige Arbeit; doch wünsche er sie zu erwecken zur Wertschätzung ihres Amtes als „Botschafter an Gottes Statt,“ so daß jeder versuchen möge, täglich etwas Zeit abzuknappen von seinen weltlichen, gesellschaftlichen, geschäftlichen und häuslichen Angelegenheiten, um dieselbe zu einem freudevollen Dienst zur Ehre Gottes zu benutzen. Er betonte ferner, daß dies Zeitauskaufen keine Pflichtversäumnis bedeute, sondern nur eine weise Ordnung der Lebensinteressen, damit keine Zeit vergeudet werde zu Frivolitäten und Extravaganzen nach Art der weltlich Gesinnten, die keine „Botschafter“ sind u. s. w.“

So läßt Russell kein Mittel unversucht, seinen Geist und seine Gaben im kleinsten Winkel wie in der großen Welt einzuschmuggeln. Und oft zur unangenehmen Ueberraschung der evangelischen Geistlichkeit. Es war vor drei Jahren, als ich aus Anlaß meines Reiseaufenthaltes einen Amtsbruder in Buffalo, N. Y., besuchte. Während der einen Stunde konnte nicht viel besprochen werden; allein das Wenige, was erörtert ward, war von großer Wichtigkeit; es handelte sich um die Umtriebe Russells. Der Amtsbruder zeigte mir einen Band der Dawns, eine deutsche Ausgabe, in welchem eins seiner Gemeindeglieder beinahe auf jeder Seite Anstrich mit der Bleifeder gemacht hatte. Jeder Strich bedeutete eine Frage an den Seelsorger. Auf diese etwa 1000 Striche hindeutend, fragte derselbe mich in höchster Verzweiflung: Kennen Sie nicht ein Buch, betitelt: Widerlegung Russellscher Irrtümer? Ich habe zu viel Arbeit, meinen Gemeindegliedern auf alle Fragen Antwort zu geben! — Und tatsächlich ist die Widerlegung dieses leisetretenden Schriftverfälschers eine langwierige und geistaufregende Arbeit, indem der Betrug als Einschlag in den Aufzug der Wahrheit verwandt worden ist. Es gilt einen gordischen Knoten zu durchhauen. Und doch dürfen wir nicht sagen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Mit Entsetzen denke ich bereits an die wilden Szenen, die sich im Oktober 1914 unter den betrogenen Russelliten abspielen werden. Aber mit größter Furcht denke ich an die Rechenschaft der säumigen Geistlichen, der schläfrigen Wächter, die den Wolf in Schafskleidern haben gewähren lassen. Zwar fehlt es nicht an Opposition gegen die Russelliten; aber diese ist bis jetzt doch nur äußerst lahm und zahm. Das bißchen Gezeter, das hier und da über Russells zielbewußtes Treiben laut wird, reizt nur die Spottlust seiner Nach- und Anbeter. Hier nur zwei Beweise.

Frau V a n H y n i n g meldet in ihrem Brief an Russell (No. 23 des „Wachtturms“ von 1907) wie folgt: „An einem Vormittage hatte

ich in der Nähe der Wohnung des Predigers der Ver. Brüder 33 Bestellungen auf Ihre Bücher erhalten. Eine halbe Stunde später gewahrte ich, wie der Prediger von Haus zu Haus ging und die Leute überredete, die Annahme der Bücher zu verweigern. In einem Hause, wo man gleichfalls bestellt hatte, erschien, ehe ich ging, jemand mit Pantons Traktat: Tötliche Irrtümer der Millenniums-Dämmerung (Deadly errors of Millennial Dawns revealed). Aber Gott sei Dank vermochte weder der warnende Geistliche, noch der einschüchternde Traktat die Leute umzustimmen. Nein, nun wollen sie die Schriften erst recht haben. Wir wissen, sie können das Werk aus Gott nicht dämpfen!"

Den zweiten Beleg entnehme ich dem in Debtschland erscheinenden „Wachtturm," 10. Jahrg. No. 8 (August 1905). Es ist ein Auszug aus dem Briefe des Pilgers F. Kunkel aus Königsberg i. Pr., den derselbe an den dortigen Pfarrer Richter verfaßt. Derselbe schreibt: „Nach Aussage meines Freundes sollen Sie den Herausgeber vom „Wachtturm" einen „raffinierten Hallunken" genannt haben. Sollte dies der Fall sein, so muß ich Sie schon sehr bitten, in einer der nächsten Stunden dies Wort zurückzunehmen. Sehr geehrter Herr Pfarrer, vergessen Sie nicht, daß auch der Herausgeber des „Wachtturm," Br. Russell, ein Kind Gottes und ein vom Herrn (nicht Konsistorium) verordneter Diener des Wortes ist. Darauf kommt es ja doch wohl vor allem an. Inwieweit seine Darlegungen „Wahrheit" sind, können Sie, verehrter Herr Pfarrer, aus einigen Blättern nicht beurteilen; zudem sehe ich, daß Sie nach Aussage meines Freundes den Artikel „Was ist die Seele?" gänzlich falsch aufgefaßt haben, sonst könnten Sie wohl nicht zu solchen Ausführungen und Gehässigkeiten kommen. Wären in dem Artikel im „Wachtturm" wirklich einige Irrtümer (was ich natürlich nicht glaube), so sind weder Sie, noch jemand anders berechtigt, den Herausgeber mit solch einem lieblosen, ja gehässigen Namen zu benennen. Denn ganz gewiß gibt es in den Schriften vieler gläubiger Pastoren sehr viele Irrtümer, die klar zu Tage liegen, und doch wird es dem Herausgeber vom „Wachtturm" und keinem vom Geiste gezeugten Kinde Gottes einfallen, einen Pastor mit solch einem Namen zu belegen. Vergessen Sie nicht, geehrter Herr Pfarrer, was Matth. 5, 22 geschrieben steht, und geben Sie nicht Anlaß, daß man auf Ihre Person Luk. 12, 45. 46 beziehen muß, denn was ist solch eine Rede anders als das Schlagen eines Mitknechtes.

Wir wollen aber hoffen, daß dieser Ausdruck in Uebereilung gefallen ist und Sie denselben gerne wieder zurücknehmen werden. Nachdem, was mir mein Freund von Ihren Darlegungen über den Artikel: „Was ist die Seele?" im „Wachtturm" erzählte, habe ich den Eindruck, als ob Sie Ihre Zuhörer bezw. Gemeindeglieder durch lächerliche Worte abschrecken wollen, fernerhin den „Wachtturm" zu lesen. Sie sollten doch einmal versuchen, die Ausführungen und die vielen vom Herausgeber angeführten Schriftstellen in „Was ist die Seele?" theoretisch zu widerlegen, statt solche wichtige Gegenstände bezw. Wahrheiten lächerlich

zu machen suchen. . . . . Durch Warnungen werden wir uns aber von der Verteilung des Wachtturms (denn die Liebe Christi dringet uns also) nie abhalten lassen; denn ebenso, wie Sie es für Ihre Pflicht ansehen, zu warnen, sehen wir es für unsere Pflicht an, zu verteilen." Bände spricht aber schon die kurze Ueberschrift dieser Publikation: „Brief an Herrn Pfarrer Richter, Königsberg i. Pr., auf den bis zum 10. Juli keine Antwort eingegangen ist."

Es ist also klar, daß sich die Russelliten aus einem warnenden und spöttischen Wort nichts machen. Die vornehme Stille aber betrachten sie als Unvermögen des Widersachers. Sie fordern keck eine sachliche Widerlegung.*) Diese Herausforderung ist doch signifikant. Sie sollte uns durchs Herz gehen, ans Gewissen gehen. Russells bemerkenswerter Erfolg in der ganzen protestantischen Welt — und er ist auch da, wo es zu keiner Wiedertaufe kommt — ist sehr erklärlich. Seine Schriften besitzen den Reiz der Neuheit, weil die evangelische Kirche es lange, leider zu lange, versäumt hat, etwas Gründliches auf dem Gebiet der Eschatologie zu leisten. Wer sich einredet, daß die Reformatoren, die vollauf mit der Soteriologie beschäftigt waren, diese Dinge ins Reine gebracht hätten, wird Russell mit stumpfen Waffen bekämpfen — und seine Gemeindeglieder infolge des Nippens aus Russells Giftbecher hinsiechen sehen. Diese Anschauung bricht sich auch instinktiv Bahn. Ich zitiere hier nur einen Satz aus dem „Luth. Kirchenblatt" vom 7. Dezember 1907, wo der Verfasser eines Artikels „Religionsmüde" sehr richtig bemerkt: „Wir möchten hier nur anregen, und dies gerade zum 2. Advent, der uns Christen ernstlich mahnt, trotz der fortschrittlichen Entwickelung des 20. Jahrhunderts mehr wie bisher uns mit den Endgedanken zu beschäftigen und die eschatologischen Fragen nicht den Schwärmern zu überlassen." —

Und wie ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen kann, bietet gerade das Studium Russellscher Schriften, die überall zum Widerspruch herausfordern, den kräftigsten Ansporn und die sicherste Anleitung zu solchem Forschen. Russell hat mich erst zum Chiliasten gemacht, aber zum umgekehrten. Sein allegoristisches Spiel hat mich zum Realismus geführt, wobei ich gar nicht leugne, daß die Offenbarung Johannes einem Bilderrätsel gleicht, auf welchem etliches im sinnvollen Bilde, vieles aber auch im einfachen Wort vorgeführt ward. Wie schon bemerkt, sind Russells Schriften im Buchhandel nicht zu haben. Wer sie sich beziehen will — sie kosten wenig —, der wende sich an „Watch-Tower and Tract Society, 610—614 Arch Str., Allegheny, Pittsburg, Pa. Da ich durch Umstände teils genötigt, teils begünstigt war, ein volles Jahr dem eschalogischen Studium obzuliegen, ohne durch andere Arbeiten gestört zu werden, habe ich mich entschlossen, zur Lehr und Wehr den Ertrag meiner Forschung nach und nach publik zu machen.

Ich gestatte mir, hier ganz kurz die Hauptgesichtspunkte meiner Methode anzudeuten.

*) Und die ist wohl der Natur der Sache nach nur in einem oder mehreren Bänden zu geben! (D. R.)

Zeitliche und sachliche Ordnung der letzten Dinge.

A. Vorgänge auf kirchl. Gebiet.	B. Vorgänge auf staatl. Gebiet.	C. Vorgänge auf dem Naturgebiet.
1. Epoche.	**1. Epoche.**	**1. Epoche.**
1. Der Verfall der Christenheit. 2. Das Auftreten der zwei Zeugen. (Elia und Johannes). 3. Die Versuchung des Weltkreises durch das Tier (den wiedergekehrten Antiochus) und den falschen Propheten.	1. Das Zeitalter der Revolution. 2. Der Zionismus oder die Rückwanderung der Juden nach Palästina. — Der Anarchismus im hl. Lande. 3. Die fabelhafte Entwicklung des antichristlichen Reiches. — Der falsche Messias (der wiedergekehrte Antiochus) in Palästina.	1. Geologische und astronomische Umwälzungen. — Anfang der Kalamitäten. 2. Fortsetzung der Kalamitäten. 3. Höhepunkt der Kalamitäten.
2. Epoche.	**2. Epoche.**	**2. Epoche.**
1. Christi Wiederkunft. — Die erste Auferstehung samt Entrückung. 2. Israels Bekehrung und das letzte Missionszeitalter.	1. Die Zerstörung des antichristl. Reiches. 2. Die Christokratie oder das 100jährige Reich. — Die Mitherrschaft der verklärten Heiligen. 3. Abfall der Heidenchristen.	1. Eine neue und vermehrte Auflage von tötlichen Naturerscheinungen. 2. Die kosmische Wiedergeburt oder die Verjüngung der Natur. 3. Weltuntergang.
3. Epoche.	**3. Epoche.**	**3. Epoche.**
1. Die letzte Auferstehung.	1. Das Weltgericht. — Das ewige Reich.	1. Die neue Welt.

Da mir vor allem daran liegt, den Russellschen Umtrieben einen Damm zu setzen, so habe ich in meiner ersten Schrift ein Augenmerk auf Russells Haupttrumpf gerichtet. Sein erster Vortrag trägt stets die Ueberschrift: "To Hell and Back. Who are there? Hope for the Return of many." Dem zuweilen noch das Anhängsel folgt: „Eine Kur für Ungläubige.“ Dieselben grundstürzenden Ideen verficht er in seinem Traktat: „Was lehrt die Schrift von der Hölle?“ Und wie heißen die vorgefaßten Meinungen, die Russell zu schriftgemäßen Wahrheiten zu stempeln sucht? 1. Tod ist Aufhören der Existenz. 2. Scheol und Hades müssen mit „Grab“ übersetzt werden. 3. Es gibt keine ewige Pein, sondern eine sofortige und ewige Vernichtung der Teufel, wie der Gottlosen. Da er bei Besprechung dieser Gegenstände einerseits dem theoretischen Materialismus eines Feuerbachs verfällt. andrerseits aber den Spiritismus in ein dämonisches Vexierspiel aufzulösen sucht, so habe ich auch darauf eingehen müssen. Meine Gegenschrift trägt den Titel: „Briefe über Tod und Hölle“ — Widerlegung Russellscher Irrlehren. Sie ist vor allem für die protestantische Laienwelt berechnet, und wird namentlich vielbeschäftigten Geistlichen willkommen sein. Aus Ost und West laufen nach der Absendung des Prospektes die Bestellungen ein mit der häufigen Bemerkung: Auch hier treibt Russell sein Unwesen. Senden Sie uns Ihre Gegenschrift nur bald!

Zweifellos sind auch unter den Lesern des „Magazin“ solche, denen der neue Prophet aus Allegheny schon ärgerlich ward. Daher dürfte auch hier mein Bemühen Berücksichtigung finden. Prüfen Sie wenigstens den jetzt folgenden Brief.

Brüder!! vernehmt das Feldgeschrei des großen Kirchenfeindes: „Protestanten, wacht auf!!“

Ein Brief über den „anderen Tod.“*)

Buffalo, N. Y., 29. Juni 1907.

Lieber Dietrich!

Deine Nachrichten über den Gesinnngswechsel jener zwei Bezauberten haben mich hocherfreut. Unter solchen Umständen bedarf es selbstredend keiner Entschuldigung bezüglich der weiteren Anfrage bei mir. Kommen wir denn gleich zur Sache.

Der „Weise“ begnügt sich also nicht bloß mit einer Existenzvernichtung vor der Auferstehung, sondern nach seiner Ansicht soll sich bei den Gottlosen die Geschichte nach dem Weltgericht wiederholen; nur mit dem Unterschiede, daß der „andere Tod“ keine Hoffnung auf eine neue Auferstehung zuläßt. — Ferner glaubt er, daß außerdem dann

*) Anmerkung. Dieser Aufsatz ist eine wortgetreue Wiedergabe des letzten Abschnittes aus meiner nun druckfertigen Schrift: „Briefe über Tod und Hölle“ — Widerlegung Russellscher Irrlehren. Preis $0.25 bei freier Zusendung. Da das Werk aber nicht eher zur Presse gehen soll, als bis 500 Bestellungen gesichert sind, so wird ausdrücklich gebeten, der Subscription kein Geld beizufügen.

Braddock, 28 Lundin Str. J. Niemann, P.

auch die bösen Engel vertilgt werden sollen. Er hält das deshalb für notwendig, weil die Dämonen sonst nochmals verführend in der Menschheit auftreten könnten. — So muß denn, weil der „Weise" es für zweckmäßig erachtet, die gottlose Bande sofort nach dem jüngsten Tage mit seinem abschließenden Gericht auf ewig von der Bildfläche verschwinden. Soll doch das auch die Heilige Schrift lehren.

Sehen wir zu, ob das alles auch wahr ist.

Zuerst wollen wir untersuchen, was Gottes Wort über den „anderen Tod" lehrt. Dieser Ausdruck steht Off. 20, 14 und Off. 21, 8, und zwar beide Male als Erklärung für eine Oertlichkeit. Wie heißt denn dieser Ort? Antwort: der feurige Pfuhl oder das Feuermeer. Der Tod und die Hölle werden nach dem Gericht geworfen in den feurigen Pfuhl (Off. 20, 14). Und der Auswurf der Menschheit, die Lügenbrut wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt (Off. 21, 8). Daß die hier genannte Stelle mit „aber" beginnt, soll uns aufmerksam machen auf den Gegensatz. Der Gegensatz aber zum feurigen Pfuhl ist die Hütte Gottes bei den Menschen, das heilige Jerusalem, herniedergefahren aus dem Himmel von Gott (vgl. Off. 21, 2—7). Ist nun das eine örtlich zu nehmen, so muß auch das andere so genommen werden. Darauf deutet ja auch die Off. 22, 15 das „Draußen," im Gegensatz zu der im vorhergehenden Verse genannten heiligen Stadt.

So sehen wir erstens, daß der „andere Tod" gleichbedeutend ist mit dem „feurigen Pfuhl;" und zweitens, daß der „feurige Pfuhl" das Gegenstück zur „heiligen Stadt" ist; mithin bezeichnet der „andere Tod" einen Ort, nicht aber einen Zustand.

Genau so ist es auch mit dem „Tod," der gleichzeitig mit der „Hölle" in den feurigen Pfuhl geworfen wird. Nur Gegenstände werden transportiert; nimmer aber Zustände. Lesen wir doch auch: Das „Meer" und die „Hölle" gaben die Toten, vor dem Weltgericht eine Seelenherberge, so wird auch nach dem Weltgericht ein „Tod" Bleibstätte für Verdammte sein; nur ist dieser „andere Tod" größer, wie der frühere Ort gleichen Namens; außerdem birgt der „andere Tod" auferstandene Gottlose, während der „erste Tod" nur verstorbene Gottlose beherbergte.

Ich habe den feurigen Pfuhl, der auch der „andere Tod" heißt, mit Absicht „Bleibstätte" genannt. Wie wir nämlich aus Off. 19, 20 ersehen, sind die ersten Insassen des feurigen Pfuhles das Tier (der Antichrist) und der falsche Prophet. „Lebendig wurden diese beiden in den feurigen Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte," sagt der Seher. Wie wir nun weiter aus Off. 20, 7—10 lernen, ist der Dritte, der im feurigen Pfuhl landet, der Teufel. Es besteht aber kein Zweifel, daß Johannes die beiden ersten Insassen noch lebendig sieht, wie der Satan im Pfuhl anlangt. Er sagt: Und der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da das Tier und der falsche Prophet war. Wären Tier und falscher Prophet inzwischen

existenzlos geworden, wären sie vernichtet worden, so müßte es hier heißen: gewesen waren. Nun fährt Johannes fort: „Und sie werden gequälet werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Hier haben wir den weiteren Beweis, daß die beiden ersten Ankömmlinge noch existierten; im andern Falle müßte Johannes sagen: Und er wird gequälet werden. Er bedient sich aber der Mehrzahl. — Wie kann nun behauptet werden, daß Teufel und Gottlose nach dem Gericht vernichtet werden, wenn hier doch von einem einwandfreien Zeugen gelehrt wird, daß beide Klassen gequält werden sollen Tag und Nacht — ohne Unterbrechung und außerdem von Ewigkeit zu Ewigkeit — ohne Ende? Ein gleiches Schicksal trifft aber alle, deren Namen am großen Gerichtstage nicht gefunden werden im Buch des Lebens. Vgl. Off. 20, 15; 21, 8; 22, 15; 14, 9—11. Sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben (Matth. 25, 46). Auch hier wird nicht bloß die Zuständlichkeit, sondern auch die Oertlichkeit bezeichnet; wie ja auch das Kommando des Richters bezeugt: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!! (Matth. 25, 41). Der „andere Tod" ist demnach ein ewiges Sein, nicht aber ein ewiges Nichtsein. Wo bliebe auch die Schwere der Strafe, falls nach dem Gericht eine Vernichtung, sogar eine sofortige Vernichtung der Gottesfeinde erfolgen solle? —

Der „Weise" aber fürchtet, daß, wenn die wüste Gesellschaft nicht gleich unschädlich gemacht wird, sie in der neuen Welt wieder anfangen könnte zu verführen. Zum Glück ist diese Furcht völlig unbegründet. Denn zunächst wird Gott, der in der Hölle für eine unübersteigbare Kluft zwischen Frommen und Gottlosen sorgte, auch die nötigen Vorsichtsmaßregeln betreffs eines Ausbruches der Pfuhlbewohner zu treffen wissen. Die Rotte Korahs ist nicht wiedergekehrt, noch hat der Antichrist und sein Kollege den Ausgang aus dem Pfuhl gefunden, trotzdem sie 1000 Jahre Zeit hatten, ihn zu suchen. Mithin brauchen wir auch nicht zu fürchten, daß ein Entrinnen aus dem Feuersee stattfinden könnte. Gott vermag auch Geister zu bannen. —

Ueberdies würden sie auch vergeblich zur Revolution anreizen. Denn die Seligen sind nach dem jüngsten Gericht so wenig von Gott abfällig zu machen, wie heute die Engel. Sie sind dann im vollkommenen Mannesalter Christi, immun gegen die Sünde, wie gegen den Tod. Vgl. Röm. 6, 9 und Phil. 3, 20. 21.

So wenig wie der reiche Mann von der Pein in der Hölle verzehrt wird, so wenig wird die Qual im Pfuhl ihre Opfer vernichten. Eine ewige Pein ohne ewiges Sein wäre ein Widerspruch in sich selbst. Was der gefallene Adam ohne Auferstehung erreicht hätte, falls ihn Gott von dem Lebensbaum hätte genießen lassen, das widerfährt den Gottlosen ohne ihren Willen in der Auferstehung: sie erhalten einen unverwüstlichen Leib, aber keinen unempfindlichen. „Gott gibt ihnen einen Leib, wie er will, und einen jeglichen von dem Samen

seinen eigenen Leib," sagt Paulus 1. Kor. 15, 38, wenn er uns die Auferstehung der Toten zu veranschaulichen sucht an den verschiedenen Getreidearten. Wie aus dem Weizenkorn niemals ein Maiskolben entsteht, so wird auch David in der Auferstehung keinen Leib erhalten, wie die Anbeter des Tiers. Wie der Same, so auch hinterher die Aehre. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten (Gal. 6, 8). Wie der Tod durch Adam, so kommt die Auferstehung durch Christum über alle Menschen, groß und klein, fromm oder gottlos (1. Kor. 15, 21. 22; Apostelgesch. 24, 15). Doch bedeutet die Auferstehung der Gerechten etwas anderes, als die Auferstehung der Ungerechten. Schon Daniel schreibt: Etliche werden aufwachen zum ewigen Leben; etliche aber zu ewiger Schmach und Schande (Dan. 12, 2).

Gerade weil das Los der Verfluchten eine endlose Peinigung, nicht aber eine endlose Vernichtung sein soll, ist die Warnung angezeigt: Sehet zu, wie ihr lebt! Der feurige Pfuhl ist kein Vesuv: er wirft nichts Verbranntes heraus; er gibt nichts her. Hier brennt kein sich verzehrendes Feuer wie im Stubenofen und in der Schmelzhütte, sondern ein göttliches Zornfeuer, das brennt, ohne zu verbrennen, gerade wie der brennende Busch am Horeb (2. Mose 3, 2).

Hier ist eben die „Gehenna," das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht (Mark. 9, 45. 46). Es ist sehr zu bedauern, daß unsere deutsche Bibelübersetzung die griechischen Wörter „Hades" und „Gehenna" nicht auch als unterschiedene Begriffe wiedergibt. Luther hat sie beide mit „Hölle" übersetzt. Demnach könnte man folgern, daß Christus bei seiner Höllenfahrt bereits früher wie der Antichrist in dem feurigen Pfuhl gewesen sei. Der Herr war aber niemals in der Gehenna oder dem Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Deshalb ist es auch unbiblisch, von dem Erlöser zu lehren, er habe auch „Höllenpein" erduldet. Er war nur im Hades, d. h. im Totenreich, und dort hat er gepredigt, frohe Botschaft gebracht (1. Petr. 3, 18 ff. und Kap. 4, 6). Von einem Leiden Jesu in der Hölle sagt die Bibel nichts. Sein sieghaftes: „Es ist vollbracht!" spricht er am Kreuz, nicht aber in der Hölle.

Wennschon nun die Hölle, d. h. der Hades, wenigstens in der Abteilung der Verbannten, ein Ort der Qual ist, wie der reiche Mann im Evangelium (Luk. 16, 28) bezeugt, so lehrt doch Off. 20, 13, daß es aus der Hölle eine Befreiung gibt, sintemal ja Christus die Schlüssel zu Tod und Hölle besitzt. Wer hätte aber je gelesen, daß Christus auch einen Schlüssel zu dem „andern Tod," oder zu der Teufelsherberge habe. So wenig hier an ein Entfliehen zu denken ist, wie ja das Beispiel vom Tier und dem falschen Propheten beweist, so wenig so wenig ist hier auf eine etwaige Erlösung zu rechnen. Was hier landet, das bleibt verflucht. Wer Gottes Gnade verhöhnt hat, der hat kein Anrecht mehr auf das, was ihm vormals lächerlich

war. Ich will euch zeigen, sagt ja Christus, vor wem ihr euch fürchten sollt: Fürchtet euch vor dem, der, nachdem er getötet hat, auch Macht hat, zu werfen in die — Gehenna! Ja, ich sage euch, vor d e m fürchtet euch!! Luk. 12, 5. Gott läßt sich eben nicht spotten. Die Sünder bleiben nicht in der Gemeinde der Gerechten (Ps. 1, 5). Sie sind Spreu; sie sind Auswurf; sie sind das Gemeine, das den Heiligen anwidert. Eben darum werden sie auf Gottes Schindanger, in die „Gehenna," geworfen. Dies gräzisierte Wort ist entstanden aus dem hebräischen Ge-ben-hinnom, Tal des Sohnes Hinnom. In diesem Tal wurde unter den gottlosen Königen Israels der Molochdienst getrieben (2. Kön. 23, 10); man brachte daselbst dem moabitischen Götzen Moloch die Kinder dar; deshalb wurde dieser Ort später als unrein verabscheut und z u m S a m m e l p l a t z a l l e s U n r a t e s in Jerusalem und der Leichname von hingerichteten Missetätern gebraucht, zu deren Verbrennung ste t s Feuer unterhalten wurde. Daher wurde „Gehenna" bildliche Bezeichnung für das ewige Feuer, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht verlöscht; für den Feuersee, der alles Unreine aufnimmt: den Vater und die Kinder der Lüge (Off. 22, 15). Darum übertrifft dieser Qualort alles Dagewesene: Hades und Abyssos — Hölle und Abgrund. Denn das Tier, das gewesen ist, und ist nicht und wird wiederkommen aus dem A b g r u n d, der Mensch der Sünde, dessen Rückkehr geschiehet nach der Wirkung des Satans (2. Thess. 2, 3—9), wird später fahren in die V e r d a m m n i s, d. i. in den feurigen Pfuhl oder in den „anderen Tod" (vgl. Off. 17, 8; 19, 20). Wie du weißt, lieber Dietrich, ist der Abyssos die Stätte, wo die gefallenen Engel behalten werden zum Tage des Gerichts; wo auch Satanas 1000 Jahre gefesselt liegt; somit kommt der Antichrist, der Oberste der Sünder, aus keiner reinen Region; aber schlimmer und scheußlicher wie im Tartaros wirds ihm nach seiner 42monatlichen Erdenherrschaft in der Verdammnis ergehen, aus der ihn dann kein Satan mehr befreien kann. —

Besprechen wir jetzt noch jene Schriftstelle — Ebr. 2, 14 —, aus welcher der „Weise" die V e r n i c h t u n g des Satans beweisen will. Das „Zunichtemachen" des Teufels zeigt aber nur das Brechen seiner Macht. Denn das griechische Wort „Katargeo" heißt „absetzen," „unterwerfen," „außer Wirksamkeit setzen." Derselbe Ausdruck steht 2. Thess. 2, 8, wo Luther übersetzt: Und wird sein ein E n d e m a c h e n durch die Erscheinung seiner Wiederkunft. Wie der Text zeigt, handelt es sich ja um die Besiegung des Menschen der Sünde, also des Antichristus, der in der Offenbarung immer das „Tier" genannt wird. Dieses Ungeheuer wird nun Christus bei seiner Wiederkehr zur Erde absetzen, oder, wie es Off. 17, 14 heißt, „überwinden." Daß aber auch hier keine V e r n i c h t u n g gemeint ist, beweist ja das Werfen und Bleiben des „Tieres" in dem feurigen Pfuhl (Off. 19, 20; 20, 10).

Was nun hier vom „Tier" gilt, das trifft ebenfalls zu vom „Teufel;" sie werden beide unterworfen und besiegt, wenn Christus als der

Stärkere über sie kommt und ihnen den Harnisch auszieht, auf den sie sich verließen. — — —

So habe ich in jedem Falle nachgewiesen, daß der „Weise von Allegheny" überall das Wort Gottes meistert. Das ist aber verwerflich; um so scheußlicher, weil er sich dabei immer das Ansehen zu verschaffen sucht, als wäre er ein demütiger Schüler der Hl. Schrift. Wer vor solchem Hochverräter der christlichen Wahrheit mit dem Taschentuch salutiert, oder sich gar die Füße wund läuft, um sein Geschreibsel unter die Leute zu bringen, der ist gewißlich nicht aus der Wahrheit, sondern wider die Wahrheit, wenn auch vielleicht unbewußt.

Es ist nicht immer nötig, bei Gottes Namen zu fluchen, und den Allerheiligsten zu kränken; man kann das auch, wenn man bei seinem Namen fabelt. Und das tut der „Weise" nicht etwa zufällig und unbewußt einmal, sondern planmäßig und absichtlich. Er will ja etwas „Neues" bringen. Wehe aber dem, der das „Neue" annimmt, und damit vor Gott hintritt. —

Dies ist genug für den Verständigen. — Ja, Ende gut, alles gut!

Dein Theobul.

Warum hat die protestantische Mission in Utah so wenig Erfolg?*)

Von Past. Zimmer von Ulbersdorf, Bellefontaine, Mo.

Die deutschen evangelischen Missionsfreunde, hin und her in der Evangelischen Synode von Nord-Amerika, wollen diese Zeilen erreichen. So wollen sie auch etwas erzählen aus dem „Sturmzentrum der Inneren Mission," wie Dr. Sheldon Jackson, der große presbyterianische Missionsmann, das Mormonenland Utah genannt hat. Zudem sind im Lenz dieses Jahres bereits 6 Jahre verflossen, seitdem die Missionstätigkeit unserer Kirche in Salt Lake City und Ogden, den beiden größten Städten jenes vom Mormonismus beherrschten Landes eingesetzt hat. In diesem kurzen Zeitraum hat die Synode fünf Pastoren nach Utah geschickt. Von der mit vieler Mühe gesammelten deutschen evangelischen Christusgemeinde in Salt Lake City, die 1904 schon 28 Mitglieder (darunter 12 ehemalige Mormonen) zählte, auch einen tätigen Frauenverein von 42 Mitgliedern besaß, und damals auf dem besten Wege zur Erwerbung eines eigenen Gotteshauses war, ist heute (außer einem kleinen, in Händen der Z. B. f. J. M. befindlichen Kapital) nichts mehr vorhanden. Tausende von Dollars sind für den Unterhalt, wie für Hin- und Rückreise der vorerwähnten Missionsarbeiter ausgegeben worden. Und was ist nun das Resultat, der sichtbare Erfolg von aller der Arbeit, den Gebeten, Predigten, Einladungen, Ermahnungen, Glaubensproben und Geldopfern, welche die Utah-Missionare wie die Synode in den sechs Jahren für das Mor-

*) Man vergl. Seite 235 in diesem Heft: „Unter den Mormonen in Utah."

monenland aufgewendet haben? — Die Antwort darauf wird sich jeder, der den letztjährigen Bericht des Missionsdistrikts gelesen hat, selbst geben. So brauche ich das dort Gesagte nicht zu wiederholen. Ein kleines, kaum lebensfähiges Gemeindlein in Ogden, und ein noch kleineres in Tremont, das ist alles, was wir als evangelische Synode in Utah errungen haben! In Salt Lake City, wo mehrere tausend deutsche Mormonen, und etwa ebensoviel deutsche Nichtmormonen leben, im romantischen Cache-Valley in den großen Schweizerkolonien Logan und Providence, wo ebenfalls 2—3000 Deutsche wohnen, in dem deutschen Städtchen Manti im Sanpete-Tal, in Payson, in Midway im Wasatch-Gebirge, in Santa Clara und St. George im südlichen Utah, sowie noch zahlreichen anderen zum Teil überwiegend deutschen Orten Utahs hat unsere Missionsarbeit bisher noch nicht eingesetzt.

Doch woran liegt es, daß dieselbe in Utah so wenig Erfolg bis heute zu verzeichnen hat? Nach zweijähriger persönlicher und direkter Bekanntschaft, sowie nach nunmehr sechsjährigem eingehendem Studium des Mormonismus will ich, offen und frei, diese schwierige Frage beantworten.

1. Das allergrößte Hindernis der deutschen evangelischen Mission im Mormonenlande ist die noch überall, unter Pastoren sowohl als Laien, vorhandene, über Erwarten traurige U n k e n n t n i s d e s M o r m o n i s m u s, sowie seiner religiösen, sozialen, geschäftlichen und politischen Tätigkeit. Diese Unkenntnis wundert den Eingeweihten keineswegs. Denn seit 1873, da T. B. H. Stenhouse sein Standard-Werk über die Mormonen: "The Rocky Mountain Saints" herausgab, ist mit Ausnahme von Dr. W. Wyls Buch: "Mormon Portraits or The Truth about the Mormon Leaders," welches 1886 erschien, seit über 20 Jahre kein weiteres, genau orientierendes Buch über die Mormonen in Englisch erschienen. Seit vielen Jahren sind auch diese zwei Bücher nicht mehr im Buchhandel zu haben, denn die schlauen Mormonen haben nicht nur die vorhandenen Exemplare, sondern auch die Typen und Cliches aus den resp. Druckereien aufgekauft. Im Deutschen erschien als letztes wirklich instruktives Werk 1878 in 2. Auflage Schlagintweits Buch: „Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tag." Auch dieses Buch ist nur noch selten antiquarisch zu haben. Im übrigen kontrolliert der Mormonismus zum weitaus größten Teil die von Utah kommenden Preßnachrichten unserer leitenden amerikanischen Blätter. Nur die christliche Presse, speziell die der englischen protestantischen Kirchen, brachte in den letzten Jahren wirklich ausführliche Nachrichten über das Unwesen des sich immer dreister und schamloser gebärdenden Mormonenvolkes. Somit geht unseren deutschen Christen nur selten eine sachgemäße Darstellung über die Mormonen und die Schwierigkeiten der unter ihnen begonnenen, jetzt von acht der größten protestantischen Kirchen Nord-Amerikas betriebenen evangelischen Missionsarbeit zu.

2. Ein zweites Hindernis ist in der Tatsache zu suchen, daß die

verschiedenen deutschen evangelischen, bezw. lutherischen Synoden, welche seit 1890 in Utah Fuß zu fassen suchten, von der irrigen Idee ausgingen, daß man in Salt Lake City z. B. ebenso erfolgreich eine sogenannte „Missionsgemeinde“ aus den nach dorthin verschlagenen Namenprotestanten sammeln könne, ja müsse, wie etwa in einer Vorstadt von Milwaukee oder St. Louis, woselbst es zumeist nur eines tüchtigen, organisatorisch veranlagten Pastors bedarf, um in einigen Monaten eine aussichtsvolle Missionsgemeinde aus den von der City nach den Vororten verzogenen Glaubensbrüdern zu gründen. Diese absolut verkehrte Missionsmethode hat der Lutherischen Generalsynode, der Wisconsinsynode, der Missourisynode und, last but not least, auch unserer Evangelischen Synode schon tüchtig Lehrgeld gekostet.

3. Somit kommen wir auf ein drittes Hindernis, welches aus den zwei erstgenannten resultiert. Dasselbe besteht in der beschämenden Tatsache, daß die große deutsche evangelische Christenheit Nord-Amerikas die Mission unter den Mormonen und den mit ihnen sozial, geschäftlich oder politisch eng assoziierten Namenchristen, (welch letzteren in den meisten Füllen jedes echte christlich-ethische Urteil abhanden gekommen ist), nicht als das erkennt und betreibt, was dieselbe in Wirklichkeit ist, nämlich Heidenmission. Solange diese hochnötige Erkenntnis unseren Mitchristen nicht gekommen ist, solange es sogar noch evangelische Prediger gibt, die den Scheinheiligen der letzten Tage das Wort reden und ihre Glaubensartikel verteidigen — wie in den letzten Jahren tatsächlich des öfteren passiert ist — solange werden wir vergeblich auf Missionserfolge in Utah rechnen!

4. Diese Darlegung bringt uns auf das größte Hindernis: Den fortwährenden Pastorenwechsel in unserer Utah-Mision. Kaum sind unsere Missionsarbeiter nach dem Lande der Letzten-Tag-Heiligen gekommen, kaum sind sie etwas warm geworden, so sind sie (in des Wortes wahrster Bedeutung) auch schon wieder über alle Berge hinweg. Was ist die Ursache solch häufigen Wechsels? Als Antwort diene:

a) Es ist schon an und für sich bei den gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnissen ein schweres Ding, einen Missionsarbeiter mit 600—700 Dollar Jahresgehalt in einer Stadt wie Salt Lake City oder Ogden auf die Dauer zu halten. Der Mann mag vielleicht mit diesem Jahresgehalt auskommen, wenn er ledig ist. Doch um der ihm drohenden moralischen Gefahren willen — denn nicht jeder evangelische Pastor ist ein Paulus, der ledig bleibt um des Amtes willen — sollte ein Utah-Missionar verheiratet sein. Ist er aber verheiratet, so kann er (bei 22½ Dollar Monatsrente für 4 Stuben nebst Küche) mit 50 Dollars per Monat unmöglich auskommen. Das wird jeder Leser bestätigen, der den Westen der Felsengebirge nur einigermaßen kennt.

b) Es ist zweifellos keinem evangelischen Prediger, der Kinder hat, übel zu nehmen, wenn er dieselben nicht mit den in der Unsittlich-

keit der Polygamie groß werdenden Mormonenkindern in die öffentlichen Schulen Utahs senden will. Die Presbyterianer und Methodisten haben dies Hindernis längst erkannt. Sie geben ihren Pastoren 1000 bis 1200 Dollar Jahresgehalt, sodaß diese imstande sind, ihre Kinder in eine von diesen Kirchen unterhaltene Kirchenschule zu senden und später in einem christlichen College in Utah weiter ausbilden zu lassen. Und trotz dieser hohen Gehälter kehren die meisten dieser englisch-protestantischen Missionare durchschnittlich nach 2—6 Jahren dem Mormonenlande für immer den Rücken. Einige Jahre geht es wohl; aber wer inmitten dieser in Wollust und Unmoral sich ständig sonnenden Mormonenbevölkerung und den zumeist ebenfalls so lax und trivial denkenden, redenden und handelnden toten Namenchristen, tagaus, tagein, notgedrungen verkehren muß, — der versumpft, wenn er nicht ständig wacht und betet, schließlich selbst. So wird die so brennend nötige Missionsarbeit dem Missionsarbeiter nach wenigen Jahren gewöhnlich etwas, woran er nur mit Widerwillen geht, zumal er nur selten einen wirklich festen Rückhalt an seinen Vorgesetzten hat. Das führt mich auf ein großes Versäumnis, das auch von unserer Mission in Utah gilt.

c) Unsere nach Utah gesandten Pastoren stehen auf einem äußerst isolierten Posten. Ihre nächsten Amtsnachbarn wohnen hunderte von Meilen entfernt. Wie wohl tut da solch einem Bruder ein Besuch, zumal wenn ihn eine Person besucht, der er sein vollgeladenes Herz ausschütten darf. Doch wie oft empfängt er solche Besuche, Besuche von Amtsbrüdern oder Vorgesetzten? — Ich erhielt seinerzeit einen eintägigen Besuch meines Distriktspräses aus Denver, und einen zweiten vom Vorsitzenden der Zentralbehörde, der wegen Zugverspätung von nachts 11 Uhr bis zum andern Morgen um 9 Uhr währte. Die allzu kurz bemessene Besuchszeit kam infolgedessen der Missionsarbeit selbst, d. h. den zwei damals von mir ins Leben gerufenen Gemeindlein kaum zugute. Und doch wollen und wünschen die wenigen dortigen Glaubensbrüder, die noch „mit Ernst Christen sein wollen,“ solche Besuche, und zwar ausführliche Besuche dringend. Sie wollen von einem berufenen Vertreter der Synode mündlich hören, daß man an sie denkt, daß die Synode hinter ihnen steht, ihnen nicht nur einen Prediger mit Wort und Sakrament schickt, sondern ihnen auch finanziell unter die schwachen Arme greifen will, wenn es die Notlage beim Bau eines Gotteshauses erfordert. Auch dem innerlich oft entmutigten Missionar wird solch öfterer Besuch eine kräftige Ermutigung sein.

d) Endlich muß noch eins gesagt werden: „Man soll dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden!“ In anderer Fassung: Die Synode soll dem unter den Mormonen arbeitenden Pastor nicht das doch in ganz Amerika anerkannte Recht der freien Meinungsäußerung beschneiden! Der Utah-Missionar muß als Christ gegenüber den heidnischen Mormonen dasselbe Recht des freien Wortes erhalten als z. B. der in Indien wirkende evangelische Missionar es gegenüber den heid-

nischen Brahmanen oder Buddhisten hat. Wer z. B. den deutschen mormonischen „Salt Lake City Beobachter" oder die "Deseret Evening News" liest, der kann darin öfters die gemeinsten und niederträchtigsten Verleumdungen, in denen die Person und der Charakter der in Utah missionierenden Pastoren verdächtigt wird, lesen. Als fortgejagte Studenten, als Hurenkinder, und dergleichen mehr, werden in diesen Zeitschriften (die unsere Glieder auch lesen) die Pastoren bezeichnet. — Und wenn ein Ehrenmann schon zu solchem Schmutz von Beleidigungen schweigt und um des Herrn willen einsteckt, soll er, da er doch tagtäglich mit den absurden, entsittlichenden Anschauungen, die aus der Mormonenlehre entsprießen, kämpfen muß, schweigen?! Darf er nicht, wie St. Paulus tat, 2. Korinth. 10 und 11 sich gegen die Verunglimpfungen seiner Gegner verteidigen, besonders dann, wenn es sich um die Abwehr einer falschen satanischen Religionslehre und die Aufrechterhaltung des heiligen Evangeliums Jesu Christi, unter dem in Lügen, Sünden und Schanden gefangenen Anhang des Mormonismus gilt?! — Die englisch-amerikanischen Kirchen mögen uns darin ein Beispiel sein. Denn nur dann, wenn die Mormonen merken, daß eine zielbewußte Kirchengemeinschaft hinter dem betreffenden Missionar steht, welche all die häßlichen Beleidigungen, die man ihrem Sendboten zugefügt, entschieden zurückweist, werden sie ihren giftigen Haß mildern, oder doch wenigstens in anständigere Formen einkleiden. Solange aber die deutsche evangelische Kirche ihrem Mormonen-Missionar jede freie persönliche Meinungsäußerung durch Distriktsbeschluß untersagt und ihn den durch Wort und Schrift über ihn ergehenden Insulten der mormonischen Führer vollständig preisgibt, solange wird es auch für uns unmöglich sein, einen energischen, selbstbewußten Missionar dauernd an Utah zu fesseln. Dergleichen Beschlüsse mag man wohl am grünen Tisch, fern von allen Mormonen fassen. Aber sie sind für allezeit ein Unding. Sie sind nicht nur ein kleines Schneckenhaus, an das der Utahmissionar gefesselt ist, sondern sie werden zum riesigen Ballast, zu einem Mühlstein, der alle und jede Missionsarbeit in Utah erbarmungslos zermalmt. Ohne christliche Apologetik geht es nun einmal nicht. Wir benötigen sie in unsern alten Gemeinden, in der Inneren Mission, in der Heidenmission, und ganz besonders und hauptsächlich wider das Konglomerat aller Religionen, den Mormonismus. Darum lege man nicht ein Extrajoch auf diese Glaubensboten, denn sie haben ohnedies die schwerste und sauerste, weil enttäuschungsreichste Missionsarbeit im ganzen Bereich unserer Synode zu tun. —

5. Zum Schluß wolle der Leser noch folgende Bemerkungen beachten:

Es ist unsere heiligste Pflicht, unter den Mormonen Mission zu treiben. An 35—50,000 deutsche Mormonen und deren Kinder fordern uns — *in ihrer unbewußten Not* — zu dieser Arbeit auf! „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" — Dies Wort darf nicht unsere Entschuldigung werden. Wenngleich bisher mancher Priester und Levit

an den unter die Seelenmörder gefallenen deutschen Mormonen erbarmungslos vorüber ging, so wollen doch wir als evangelische Christen ihnen nicht gleichen. Deshalb müssen wir wirklich Mission treiben, nicht nur experimentieren. —

Zu solcher zielbewußten Mission gehören zuerst fleißige, glaubensstarke Gebete. „Erwarte Großes von Gott, und unternimm große Dinge für Gott!" — Ferner benötigen wir tätige, wohlvorbereitete, christliche Missionare; Männer, deren Herz für Jesus glüht; starke Charaktere, die mit der Mormonenreligion durch fleißiges Studium in der einschlägigen Literatur und den Schriften der Sekte schon vertraut sein müssen, noch ehe sie nach Utah gesandt werden. Nur der Soldat, der die Stärke, die Verteidigungsmittel und die Schwächen seines Feindes kennt, wird erfolgreich in der heiligen Schlacht sein. Wer auf gut Glück, unbekannt mit dem Mormonismus, nach Utah als Missionar gesandt wird, der muß, ob früher oder später, verschlagenen Gegnern das Feld räumen! — Schließlich erwarte man nicht etwas Unmögliches, d. h., man sehe nicht scheel, wenn es 10, 15, 20 oder 30 Jahre dauert, bis wirklich eine lebenskräftige Gemeinde hie und da in Utah heranwächst. Mormonenmission ist Gebets-, Geduldss-, Glaubens- und Gebearbeit! Wenn unsere Mission das immer beachtet, wird ihr der Herr der Kirche auch Erfolge schenken, welche die aufgewandten Mittel weit übertreffen.

Persönliche Verantwortlichkeit.

Es geht durch unsere gegenwärtige Rechtspflege und Literatur, wie durchs ganze Volksleben eine gefährliche materialistische Strömung, die dem religiös-sittlichen Leben unseres Volkes den größten Schaden tut und viele kriminalrechtliche Prozesse zur Posse und Komödie zu machen droht. Und es ist Zeit, daß ganz besonders die Kirchen, als die Wächter der öffentlichen Sittlichkeit, die Gefahr ernstlich ins Auge fassen und ihre warnende Stimme erheben.

Etwas ist darin schon geschehen. Die "Hom. Review" brachte in ihrer Mainummer vorigen Jahres unter "Editorial Comment" einen kurzen Artikel über „Persönliche Verantwortlichkeit," den wir nachstehend unseren Lesern mitteilen.

Es lauert eine ernste Gefahr in einigen der Zeitungsausdrücke, die aus neueren Kriminalprozessen entsprungen sind. "Emotional Insanity" — plötzlicher (und nur augenblicklicher) Irrsinn ist schon längere Zeit geltend gemacht worden. Jetzt wird „das höhere Gesetz" zum Vorwand gebraucht, um böswilligen, vorbedachten Mord zu rechtfertigen, während „Hirnstürme" (brain-storms) zur Entschuldigung dienen sollen für Gewalttaten, die im Ansturm plötzlicher Leidenschaften verübt werden. Andere moderne Ausdrücke sind: „Epilepsie der Seele"

(psychic epilepsy), „Hochwoge von Verbrechen,“ „Epidemie von Verbrechen u. s. w.*)

Das so große Anwachsen von Klagen gegen Stadtverwaltungen, Gesellschaften und Individuen, um Schadenersatz zu erlangen für persönliche Beschädigung, die man auf Eigentum der beklagten Partei erlitten hat, und die Neigung der Geschworenen-Gerichte, die Sorglosigkeit oder Vernachlässigung gewöhnlicher Vorsicht auf seiten der beschädigten Person zu übersehen — das sind verwandte Erscheinungen. Hinter alle dem liegt ein schwaches Verständnis der *persönlichen Verantwortlichkeit*; eine Neigung, den Menschen mehr *nur als Geschöpf* zu betrachten, denn als Herr der Umstände. Befällt ihn Unglück: jemand anders muß die Schuld haben; handelt er schlecht: Erblichkeit und üble Umgebung werden vorgeschoben als Entschuldigung für die Sünde. Unsere Novellen und Schauspiele lassen denselben Ton hören. Das ist eine alte Geschichte.

In der Zeit der alten Propheten entschuldigte sich das Volk für seinen Abfall mit den Worten: Unsere Väter haben Herlinge gegessen, und den Kindern sind die Zähne stumpf geworden. Dieser Vers wird noch immer zitiert gegen Väter zu Gunsten irrender Kinder, und er ist für solchen Zweck ohne Zweifel geeignet.

Aber beide, Jeremia und Hesekiel, zitieren die Rede als feige Entschuldigung, hinter welcher die Menschen ihre eigene moralische Schwäche zu verbergen suchen.

Hebräische und christliche Ethik sind in dem Stück von erfrischender Gesundheit. Beide erkennen wohl den Einfluß an, den Erblichkeit aus der Vergangenheit und gegenwärtige Umstände auf den Menschen ausüben. Aber beide halten mit gleicher Festigkeit zugleich daran fest, daß der Mensch soll und kann Herr seines Schicksals und Beherrscher seiner Seele sein.

Der Prediger des Evangeliums kann der Gesellschaft keinen größeren Dienst tun, und keine mehr zum Herzen sprechende Anwendung machen, als indem er möglichst eindrücklich die aufmunternde und warnende Wahrheit des Textes darlegt: „Gott machte den Menschen zu

---

*) Das Berechtigte in diesem letzteren Ausdrucke hat treffend die „Abendschule“ im Heft vom 26. September 1907 anerkannt und mit Recht darauf hingewiesen, daß die Verantwortlichkeit für die geistige Ansteckung zur verbrecherischen Tat der ruchlosen Tagespresse zuzuschieben ist, die oft mit breitem Wohlbehagen die Verbrechen und die Verhandlungen in den Kriminalprozessen recht im Detail schildert, und so die verbrecherischen Instinkte in dem glaubenslosen, gewissenlosen, gottlosen und darum innerlich haltlosen zerrütteten Geschlecht unserer Tage wach ruft. Ein heiliger Kreuzzug sollte gegen diese geistige Pest inauguriert werden, das wäre gewiß ebenso hoch nötig, als alle hygienischen Gesundheitsmaßregeln, die der Staat gegen jede Art von physischer Ansteckung oft so rigorös durchführt. Die geistige Schlaffheit gegen das Seelengift ist viel gefährlicher, als die Gleichgiltigkeit gegen physische Ansteckung. Das wäre ein würdiges Objekt für die unbeschäftigten Damenklubs, die sich im Prohibitionskampf und dem Kampf um das politische Stimmrecht der Frauen so gewaltig anstrengen.

seinem Bilde" = Schöpfer in seiner Weise, verantwortlich für seine Taten, und Beherrscher seiner Bestimmung.

So weit die "Hom. Review."

Der tiefe Schaden, der diesen verkehrten Urteilen, die vorstehend genannt werden, zu Grunde liegt, ist freilich in obigem Artikel nicht berührt. Die allgemeine moralische Schwäche ist tief begründet in der Versumpfung der Wissenschaft in Materialismus und Unglauben. Materialismus, nackter Materialismus ist es, was heute kultiviert wird im Gebiete der Kriminalistik. Am bekanntesten ist der italienische Gelehrte Cesare Lombroso, Professor der gerichtlichen Medizin an der italienischen Universität Turin. Er sucht durch Messungen des Gehirns und Feststellung gewisser Abnormitäten des Körperbaus die Anlage des Menschen zum Verbrechertum darzutun. Für ihn stammt der Mensch vom Affen ab. — Und die Affentheorie spukt auch in amerikanischen Schulen und in den Hörsälen der Akademieen. Da saugen die jungen Akademiker das Gift von der Unverantwortlichkeit des Individuums für seine bösen Taten ein, und gewissenlose Advokaten machen sich solche faule Theorieen zu nutze für ihre Klienten und machen mit gelehrten Bimbims einen Eindruck auf Geschworene, die bei unserem heillosen Geschworenendienst meist Leute niedrigster Bildung sein müssen. Stammt der Mensch vom Tier ab, so ist es nur ein Rückfall seiner vererbten Natur, wenn er verbrecherische Instinkte zeigt und von ihnen sich beherrschen läßt. „Seine Natur ausleben lassen," so lautet die bestechliche Phrase des Liberalismus, auch des theologischen Liberalismus, um die Bestialität zu entschuldigen.

Dringen solche Ideen immer weiter und tiefer ins Volksleben, in die Erziehung der Kinder u. s. w. ein, so wird sich ja bald „die Bestialität gar herrlich offenbaren."

Der Materialismus behauptet die Unfreiheit des Willens. Er leugnet die Selbständigkeit der Seele. Sie ist nach ihm nur ein Produkt der Materie. Ist sie aber das, dann ist auch der Wille des Menschen nichts anderes. Der Mensch handelt dann nicht wie er will, sondern nur wie eine Maschine, wie er muß, denn er ist — nach Moleschott — das Produkt oder „Die Summe von Eltern und Amme, Luft und Wetter, Kost und Kleidung," die Willensfreiheit ist nur eine Illusion, sie ist ja unverträglich mit der strikten geschlossenen Einheit der Naturgesetze. Wenn der Mörder mordet, der Dieb stiehlt, der Lügner die Wahrheit verdreht, der Jähzornige jemand plötzlich totschlägt u. s. w., so handelt er konsequent nach den seiner Natur immanenten Gesetzen. Nietzsche, der grimmige Feind der christlichen Moral und Feind alles Mitleids, weil es die Qual des Elends nur verlängert, fordert doch, daß man jeden Schuldigen als einen Kranken behandele, ihm Luftwechsel und besseren Umgang verschaffe, während er dem unverbesserlichen, unheilbaren Verbrecher nichts Besseres als Selbstmord raten kann. Auch Schopenhauer, Ed. v. Hartmann und andere kennen nicht den freien Willen. Häckels Welträtsel werden wie Zuckerbrot ver-

schlungen von dem sittlich schlaffen, verkommenen Geschlecht, das es grrne hört, wenn ihm die sittliche Verantwortlichkeit für seine Taten abgenommen wird. Häckel will zwar nur dem theoretischen Materialismus das Wort reden und spricht von „berechtigtem Abscheu" gegen den praktischen, obwohl er ihn zum Teil anerkennt. Nach Häckel ist „der menschliche Wille in keiner Weise von dem der Affen verschieden." Für Du Bois Reymond gehörte die Willensfreiheit zu den „sieben Welträtseln," für Kant zu den „Postulaten der praktischen Vernunft," Häckel aber leugnet sie rundweg. Kants kategorischer Imperativ ist für ihn „ein unhaltbares Dogma," die Begriffe von Gut und Böse nennt er „relativ" und „zum großen Teil konventionell." Sünde ist ihm „absichtliche Uebertretung der konventionellen Gebote." Da es keinen Gott gibt, so gibt es auch kein göttliches Gebot, keine sittliche Weltordnung, also auch keine sittliche Verantwortung. Damit sind alle Grundlagen dessen, was man Ethik heißt, gestürzt.

Die monistische Ethik betrachtet denn auch diese Disziplin als „Naturwissenschaft," entstanden durch Anpassung der Säugetiere, auf dem realen Boden der sozialen Instinkte.

Diese monistische Ethik ist aber tatsächlich, wie ihm von Dr. Dennert nachgewiesen wurde, nichts anderes als versteckter Egoismus. Nur aus dem eigenen Nutzen sollen die edlen Taten des Menschen hervorwachsen. Daneben nennt H. die spartanische Barbarei, schwächliche Kinder zu töten, „eine zweckmäßige, sowohl für die Beteiligten wie für die Gesellschaft nützliche Maßregel." Selbstmord nennt er beschönigend „Selbsterlösung," wenn er wegen Kummer, Not, Krankheit und Elend u. s. w. erfolgt. Hoffnungslos Erkrankte durch eine Morphiumgabe von ihren namenlosen Qualen zu befreien, haben wir das Recht, oder auch die Pflicht, wenn sie darum bitten. Ehen zu lösen soll solchen Gatten ohne weiteres freistehen, die nachträglich einsehen, daß sie sich in ihrem Charakter gegenseitig geirrt haben und daß sie nicht zu einander passen.

Häckels Leser setzen seine Moral in die Praxis um, Ehebruch, Selbstmord und dergleichen sind die Früchte der monistischen Moral Häckels.

Sudermann, Hartleben, Hauptmann verherrlichen in ihren Stücken dieselbe sittliche Impotenz, die das Verbrechen säuft wie Wasser und sich den Mund wischt und spricht: Ich habe nur — meiner Natur gefolgt.

Mit dieser sittlichen Schlaffheit hängt dann die Impotenz im öffentlichen Leben zusammen, die sich zeigt in dem Zynismus und Speichelleckertum diesseits und jenseits des Ozeans. Und je weniger echte Mannesgröße, echtes Heldentum und echte Genialität sich findet, um so mehr ist das Pygmäengeschlecht unserer Tage geneigt, sich zu berauschen an vergangenen Größen. Daher die Denkmalswut, die irgend einer wirklichen oder auch nur scheinbaren Größe ein Denkmal von Stein oder Erz setzen will. Wie sehr das Urteil über wirkliche

Größen fehl geht, zeigt die Heineschwärmerei, die auch diesem Lumpen durchaus ein Denkmal setzen will. Daher ferner die vielen Säkularfeiern. „In gegenwärtiger Zeit ist die Verehrung des Genies ein Modeartikel geworden, es nimmt kein Ende mit den Götheфeiern, Schillerfeiern, Humboldfeiern u. s. w., dazu mit dem Denkmalbauen, und je mehr man dabei mit in die Posaune stößt, desto geistreicher glaubt man selbst zu sein. Jünger Christi können sich zwar aller Gaben, die Gott in die menschliche Natur gelegt hat, von Herzen freuen, behalten aber gleichwohl gegenüber von diesem Wesen ihre Nüchternheit, sintemal ihnen nur das, was ewig bleibt, als wahrhaft groß erscheint. Auch ist's mit diesen Festfeiern gewöhnlich wie mit den Leuten zu Ephesus, da sie so mächtig riefen: groß ist die Diana der Epheser, nämlich daß der größere Teil nicht weiß, warum sie eigentlich zusammen kommen." (Geß.)

Aber kennt denn nicht auch die Schrift diese sittliche Schwachheit und Halbheit des Willens? Wir kennen ja doch die erschütternde Klage des Paulus: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht?" Ist das nicht auch unsere tägliche, klägliche Erfahrung? Ringende Seelen wissen davon zu reden, wie sie immer aufs neue Vorsätze faßten, sich zu Entschlüssen aufrafften, Anläufe nahmen und dann wieder ohnmächtig zurücksanken, wie ein Kranker in seine Kissen: ich kann nicht!

Wir kommen hier auf die ernste und wichtige Frage: Wie kann und soll die christliche Kirche der sittlichen Haltlosigkeit und Ohnmacht unseres heutigen Geschlechts, der Entwertung der Persönlichkeit und Menschenwürde, dem Verwischen der persönlichen Verantwortlichkeit für alles Tun und Lassen wirksam gegenübertreten?

In unseren weiteren Ausführungen folgen wir hier in Kürze den vortrefflichen Darlegungen eines schon anderwärts angezeigten und besprochenen Buches: „Wenn ihr mich kennetet."*)

Verfasser, Pastor Blau, weist darauf hin, daß dem genannten Widerspruch zwischen Wollen und Können ein Zwiespalt im Willen zu Grunde liegt, eine Antagonie zweier Willensrichtungen in einer und derselben Menschenseele. Wie ja auch Paulus von zweierlei Gesetz redet in Röm. 7. Verfasser sagt: Ist der wunde Punkt vielleicht nicht sowohl der Mangel an Kraft, zu tun, was wir wollen, als vielmehr der Mangel an Willensstärke, an der Kraft zu w o l l e n selbst!? Wollen können — fürwahr das wäre das Größte an sittlicher Kraft, das es gäbe. Und hier liegt der tiefste Schade: Wir bilden uns ein, etwas zu wollen — und wir wünschen es selber nicht, oder wir wünschen es wohl, wir möchten es auch — aber das ist kein Wollen. Ich möchte — das ist Schwäche. Ich will! Das ist Kraft! . . . . Wer zu dem Entschluß kommt, „Ich w i l l mich aufmachen und zu meinem Vater gehen," der ist schon auf dem Wege zum Ziel.

---

*) Man vergl. Maiheft 1907, S. 238 u. Juliheft, S. 315.

Willensschwäche ist die meiste Krankheit auf dem Gebiet des religiös-sittlichen Lebens, Willensenergie die Kraft, die unserem erschlafften Geschlecht zu seiner Genesung nötig ist.

Aber woher — so fährt er fort — dieser Mangel an Energie und Stetigkeit? Sagen wir es ehrlich: Wäre unser Wille im vollsten Sinne frei, so wäre er auch stark. Seine Schwäche ist (oder liegt, beruht) in seiner Gebundenheit. Es ist eine der am meisten umstrittenen Fragen, die wir hier berühren: Ist unser Wille frei, oder ist er unfrei?

Verfasser kommt hier auf die schon oben ausgeführten materialistischen und philosophischen Ausflüchte, die den freien Willen leugnen; dann auf die anderen Verirrungen des physischen, metaphysischen und theologischen Determinismus, der prästabilierten Harmonie, des Fatalismus und der Prädestination zu sprechen, die in der Philosophie, im Islam und in der Theologie auftreten und den Grund der Gebundenheit des Willens des Menschen in einer jenseitigen Welt suchen, in göttlicher Vorherbestimmung, die eben nur die Auserwählten von der Gebundenheit des Willens frei macht; so daß also hier die Unfreiheit des Willens auf einen willkürlichen, also freien Akt eines fremden, höheren Willens zurückgeführt wird.

Es muß freilich umumwunden zugegeben werden, daß es unzählige äußere und innere, jenseitige und diesseitige Einflüsse gibt, die auf unseren Willen bestimmend wirken. Hierher gehören: körperliche Schwäche oder andere körperliche Zustände, die auf unseren Willen einwirken und unsere Willenskraft lähmen. Dann kommt Anlaß und Inhalt unseres Handelns oft genug aus den Verhältnissen unserer Umgebung, die unsere Willensrichtung bestimmen; auch ist der Mensch in der Tat ein Produkt von Anlage, Vererbung und Erziehung. Auch ein höheres, göttliches Wollen beeinflußt unsern Willen und — es gibt eine furchtbare Macht, die unseren Willen knechtet. (Röm. 7, 23.)

„Aber das alles zeigt doch nur, daß der Wille durch vieles, was außer ihm liegt, inkliniert, jedoch keineswegs nezessitiert, daß er zwar beeinflußt wird — aber ohne daß ein Grund abzusehen wäre, warum dies als ein Zwang sollte gelten. Deutschland läßt sich doch auch in seiner Politik durch Rücksichten nach äußeren und inneren Gründen leiten, ist es darum kein freies Volk?"

Die Tatsachen des inneren Lebens, die Stimme des Gewissens, die Bekehrung und Sündenüberwindung führt Verfasser an, um zu zeigen, daß es eine Freiheit der Wahl, der Entscheidung, d. h. eine Selbstbestimmung des Willens gibt.

Wenn die geladenen Gäste sich entschuldigen: Ich kann nicht kommen, sagt ihnen zuletzt der Herr: Ihr habt nicht gewollt. Doch damit ist nur die Wahlfreiheit anerkannt, noch nicht die wahre Freiheit, denn die ist mehr als die bloße Möglichkeit verschiedener Entscheidungen.

Was wir geneigt sind, Freiheit zu nennen, ist in Wahrheit

Gebundenheit. Denn sie ist ein unentschiedenes Schwanken zwischen Bösem und Gutem.

Der Wille trifft seine Wahl nach Gründen, nach Motiven, nach Neigungen, die außer ihm liegen. Das Maß unserer Erkenntnis des Rechten, das Maß unserer Lust zum Guten oder Bösen gibt den Ausschlag. Ueberall ist der Wille in der Macht des Verstandes, wenn er nicht ein dumpfer, unbewußter Instinkt sein soll. Fichte sagt: „Der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt. Seine Liebe ist der einzige, zugleich unfehlbare Antrieb seines Wollens." Das aber ist keine wahre Freiheit, sondern es ist Gebundenheit. Frei ist nicht, wer tun kann, was er will —, denn diese Wahl ist ein Zwang, unter dem diese scheinbare Freiheit oft genug seufzt —, frei ist nicht, wer noch ein Knecht seiner selbst und seiner wechselnden Meinungen und Neigungen, Wünsche und Triebe ist; sondern frei ist nur, wer vom eignen Wesen los ist, frei ist nur, wer nicht mehr die Qual der Wahl hat, wer nicht zu tun braucht, wozu diese oder jene Macht ihn zieht. „Frei ist, nach Lagarde, wer werden kann, was er soll, wer seinen anerschaffenen Lebensprinzipien zu folgen imstande ist; frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirklichkeit gestaltet und entwickelt."

Wie aber ist diese Freiheit einer sittlichen Kraft, die unabhängig allen wechselnden Einflüssen gegenüber sich selbst bewahrt, zu gewinnen? Die Welt, die Rücksicht auf Menschen und Dinge, eigene persönliche Gelüste, die Macht der Gewohnheit — all dieser böse Rat und Wille, als da ist des Teufels, der Welt und unseres Fleisches Wille, ist Hemmschuh und Hindernis unserer Selbstentscheidung. Wir seufzen unter der erfahrungsmäßigen Unmöglichkeit, ihrer Herr zu werden im Freiheitskampf. Denn, was uns bindet von Natur, ist, sagen wir es ehrlich, die Sünde.

Eher wird kein Wille frei, ehe nicht eine andere höhere Macht uns erlöst hat von der Sünde Macht und Fluch; eher ist kein Tun des Rechten möglich, ehe nicht ein neuer Geist uns mit seiner Kraft und seinem Leben erfüllt: Erlösung und Wiedergeburt aus Gott sind die Bedingungen wahrer Befreiung des Willens. Und beide sind im Namen Jesu Christi der Welt gegeben.

Es ist freilich ein seltsamer Widerspruch, der sich hier vor uns öffnet: Um frei zu werden, muß man sich bedingungslos der erneuernden Macht der Gnade und des Geistes Jesu Christi unterwerfen. Hingabe an ihn, der die Seelen erlöst und heiligt, befreit den Willen. In der Hingabe an ihn finden wir den Weg des Rechten, wie die Kraft, ihn zu gehen.

Mit dieser Hingabe und Entscheidung für ihn ist eine klare, strikte Marschroute für den Gang gegeben. Eine Philosophin schreibt: „Meine Befreiung begann erst mit meiner Gebundenheit in einem gewollten Ideale, in welchem ich mich ganz hatte und

ganz hingab. Gewiß, Freiheit liegt nicht in meinem willkürlichen Handeln, sie wird in uns erlöst in den höchsten Stunden unseres Lebens, in welchen unser Selbstbekenntnis nicht lautet: Ich möchte, sondern: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Um so freier der Mensch, je stärker seine höchste gewollte Determination zur Unterwerfung unter das, was er will, und je weniger seine vereinzelten untergeordneten Triebe jene zu durchkreuzen vermögen."

Frei von uns selbst werden wir nur in der unauflöslichen Bindung an ein sittliches Lebensideal. Aber nur einer ist, an dessen sittlichen Adel keiner heranreicht: Jesus Christus; an ihn gebunden sein, heißt frei sein. Da gibt's kein Schwanken und keine Ungewißheit mehr: Ich bin der Weg! Das Ideal ist also: Wollen, was Christus will. Das ist sittliche Kraft, die den Willen frei macht von den anderen Einflüssen und ihm die Kraft verleiht zu können, was er will: Welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei.

Da haben wir nun freilich nur in viel gelehrten Worten das alte Evangelium, das wir viel einfacher haben in Worten wie Joh. 15, 4. 5; Hebr. 12, 2; 2. Kor. 3, 17. 18 und Versen wie: Unverwandt auf Christum sehen, bleibt der Weg zur Seligkeit u. s. w. Dieses Evangelium der sittlich schlaffen Welt als das einzige Rettungsmittel für den moralischen wie religiösen Bankerott anzupreisen, wird nach wie vor die Aufgabe der christlichen Kirche sein und bleiben müssen.

Von der Frage der persönlichen Verantwortung sind wir ausgegangen. Zurückblickend könnten wir die Frage erheben: Sind wir nicht weit vom Thema abgeirrt und abgeschweift in unseren Ausführungen?

Verfolgen wir kurz resümierend den Gedankengang. Wer die persönliche Verantwortlichkeit abschwächt, kann es nur tun eben auf Kosten der Person, d. h. es ist eine Entwertung der Persönlichkeit. Der Materialismus, der den göttlichen Adel der Menschenseele leugnet, entwürdigt den Menschen und degradiert ihn auf die Stufe des Tiers. Dieser Entwürdigung und sittlichen Impotenz kann nur durch die höchste Position wirksam entgegen getreten werden: Durch die Betonung der Erschlaffung des Menschen im Bilde Gottes, der Entleerung seiner Würde durch den Sündenfall, der Wiederherstellung durch die in Christo uns dargebotene Erlösung und Erneuerung durch den Geist Gottes. So bleibt nur die echte evangelische Verkündigung der biblischen Wahrheit die Aufgabe der christlichen Kirche, um auf die Sanierung der heillosen Verirrung unserer Zeit hinzuwirken. Aplg. 4, 12.

Ansprache beim silbernen Ehejubiläum eines befreundeten Pastors, am Himmelfahrtstag gehalten.

Von Past. K. Kißling.

Himmelan weist uns der heutige Tag. Gilt es freilich allewege von des Christen Pilgerlauf hienieden: Ob seine Füß die Welt berühren, so ist das Haupt doch in der Höh, und heißt seine tägliche Losung: Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehen, so gilt es doch in ganz besonderem Maße heute, am Krönungsfest unsers erhöhten Haupts des Königs: Sursum corda! Empor die Herzen, aufwärts den Blick! Und auf die Frage: Ihr Männer, liebe Brüder, was stehet ihr und sehet gen Himmel? haben wir schon diesen Morgen die Antwort gehört und gegeben: Wir suchen nun, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes! Aber in dieser Nachmittagsstunde wenden wir unsere Blicke von den offenen Himmelspforten abwärts zu dir, teures Jubelpaar, das du vor 25 Jahren in der Himmelfahrtswoche den Bund geschlossen hast, den nur der Tod zerreißen soll, gemeinsam zu wandern den Pilgergang, gemeinsam zu genießen des Lebens Lust, gemeinsam zu tragen des Lebens Leid und Last, mit dem Herrn im Himmel, als Dritten im Bunde, eure Erdenaufgabe zu erfüllen. Aber — es geht nicht anders — wollen wir dieses Fest recht feiern, so müssen wir wiederum unsern Blick aufheben zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt. Die Weihe zu eurem Fest gibt allein der Blick nach oben. Ein kurzes Wort ist es, an das ich meine kurze Ansprache anknüpfen will. Es steht geschrieben: 4. Mose 23, 20 und lautet: Siehe er segnet!*)

I. Das ist zunächst euer dankbares Bekenntnis beim Blick auf das verflossene Vierteljahrhundert.

„Er hob die Hände auf und segnete sie", so hieß es diesen Morgen im Himmelfahrtsevangelium; so lautete vor 25 Jahren euer Hochzeitstext. Und als auf Erfahrung gegründete Antwort, als köstliches Echo tönt's uns in unserm kurzen Schriftwort entgegen: Er segnet! Er hat gesegnet, reichlich und überschwenglich in den vergangenen Jahrzehnten.

Fünfundzwanzig Jahre! Für uns kurzlebige Menschen, die dem Grase gleich früh blühen und bald welk werden, eine lange Zeit. Welche Summe von Erfahrungen der verschiedensten Art birgt dieser Zeitraum in sich! Aber über allen diesen Erfahrungen steht geschrieben: Er segnet! Eine Segenshand ist es, die euch geführt, getragen, bis hierher gebracht hat. Wohl reimt die Welt vielfach: Ehestand — Wehestand. Aber ich denke, ihr werdet es heute mit dankbarem Herzen bezeugen: Ehestand — Segensstand! Als ihr euch einst in schöner Jugendzeit gefunden und verbunden habt, als fröhliche Glücks- und Segenswünsche euch dargebracht wurden, da hofftet ihr, daß diese Wünsche in Erfüllung

*) Nach dem Grundtext und der revidierten Uebersetzung.

gehen möchten. Seid ihr in dieser Hoffnung betrogen worden? Ist auch nur eins von den guten Worten unseres Gottes auf die Erde gefallen, die er denen versprochen hat, die ihn lieben und sich an ihn halten und an seine Treue? Die Kunst, im tiefsten Grund glücklich zu sein, verstehen nur Christenleute, weil sie die Gesegneten des Herrn sind. Als ich vor langen Jahren den dir auch bekannten, nun längst am Ziel seiner Lebensreise angelangten Bruder St. getraut hatte, und das junge Paar unmittelbar nach der Trauung seine Heim- und Hochzeitsreise antrat, da verabschiedete sich ein alter Amerikaner von ihnen mit den Worten: Happy journey! happy life! Glückliche Reise! glückliches Leben! Ein kurzer, bündiger Glückwunsch. Beides ist eins. Das Leben ist nur eine Reise. Aber eine wahrhaft glückliche Lebensreise gibt es für uns nur dann, wenn wir den Herrn zum Führer und Begleiter haben, wenn sein Stern vor uns hergeht. Im Lichte dieses Sternes können wir fröhlich unsere Straße ziehen. Ihr wißt es besser als ich, wie dieser Segen aus der Höh euch begleitet und euch beglückt und beseligt hat. — Und als dann eure Kinder lieblich um euch her aufwuchsen, und ihre munteren Stimmen und ihr fröhliches Spielen euer Haus erfüllte, da habt ihr, wenn es euch auch manchmal zu viel werden wollte, es gespürt, wie der Herr das Haus des Gerechten segnet. — Besonders spürt man in einem Pfarrhaus den Segen einer treuen Gehilfin, die des Amtes Würde und Bürde, Freude und Ernst mitträgt, die mit sorgt, mit betet. Ja, der treue Gott hat gesegnet. Dafür gebührt ihm Dank und Preis.

Aber wie ist's mit dem andern Wort: Ehestand — Wehestand? Hat das nicht auch seine Wahrheit, seine Berechtigung? Gewiß. „Die da freien, werden leibliche Trübsale haben.“ Wird dadurch der Segen nicht bedeutend beeinträchtigt? Nein, das ist eben der Segen der Gottesfürchtigen, daß ihnen das Leiden zum Kreuz, d. h. eben zum Segen wird. Denn aller Segen, den es für ein Menschenherz geben kann, liegt im Kreuz beschlossen. Er segnete sie! heißt's von dem alten Simon, als er anfing von dem Schwert zu reden, das der Maria unter dem Kreuz ihres Sohnes durchs Herz dringen werde. Ein wunderbarer Segen! Aber ich denke, die Maria wird es erfahren haben, daß die Quelle dieser Schmerzen auch zugleich die Quelle alles Segens für sie und für die ganze Sünderwelt ist. Und so hat es auch bei euch und über euch geheißen: Er, Gott segnet, wenn die Wetter der Trübsal sich über eurem Hause entladen haben. Freilich die Trübsal, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber danach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind.

Leiden macht im Glauben gründlich,
Macht gebeugt, barmherzig, kindlich;
Leiden, wer ist deiner wert?
Hier nennt man dich eine Bürde,
Droben aber eine Würde,
Die nicht jedem wiederfährt.

Auf die Art der Leiden kommt es dabei nicht an: ob es Kindersterbe-

ben, äußere Krankheit und Not, Amtssorgen und Amtsnöte sind. Sie sollen uns zum Segen werden, wenn wir sie uns dazu werden lassen.

II. Er segnet! so habt ihr's erfahren in den vergangenen Tagen, und so erfahrt ihr es heute, da euch der barmherzige Gott dieses schöne Jubiläum schenkt. Unter den segnend ausgebreiteten Jesushänden Hochzeit halten, unter dem offenen Himmel, umgeben von Kindern und Freunden Jubiläum feiern, das ist eine köstliche Sache. Da ringt sich ja aus dem ergriffenen Herzen das Jakobsbekenntnis los: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an uns getan hast! Aber gerade, wer so denkt, dem schenkt der Herr den Segen eines solchen Festes. Wohl wundert man sich manchmal, daß Petrus nach dem erfahrenen Heilandssegen auf dem See Genezareth ausrief: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!", statt zu bitten: „Herr, bleibe bei mir!" Und doch, wer einmal von diesem Segen überwältigt und in den Staub gezogen worden ist, dem ist auch das Petruswort verständlich. Man spürt es, man ist's nicht wert, in der Gemeinschaft des Herrn zu sein; man empfindet beim Blick auf seine Sünde seine Unwürdigkeit, von dem Herrn also mit Segen überschüttet zu werden. Empfindet ihr diesen unverdienten Gottes- und Heilandssegen heute nicht besonders stark und deutlich? Wie viele von den Ehepaaren, die vor 25 Jahren das Eheband knüpften, sind im Laufe der Jahre entweder durch eigene Schuld oder durch Gottes Hand wieder getrennt worden! Euch, ihr Lieben, hat der treue Gott nicht nur zusammengeführt, sondern auch zusammenerhalten bis auf diese Stunde! Siehe, er segnet!

Lobet den Herren, der euren Bund sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet!
Denket daran,
Was der Allmächtige kann,
Der euch mit Liebe begegnet!

III. Aber es ist nur natürlich, daß man an einem solchen Tag auch vorwärts schaut in die kommenden Tage. Du weißt, lieber Bruder, daß in der Grundsprache des Alten Testaments eine Verbalform je nach den Umständen die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft bedeuten kann. So übersetze ich unser Textwort zum Schluß auch noch in die Zukunft: Er wird segnen.

Betet unsern König an,
Herz und Auge rinne;
Der so Großes hat getan,
Hat noch mehr im Sinne!

Vertrauensvoll schaut ihr heute vorwärts. Seine Gnade, die bisher euch Schirm und Schild gewesen, wird euch auch fernerhin leiten und regieren, sofern ihr mit dem Jakobsgebet die Schwelle des zweiten Vierteljahrhunderts überschreitet: Wir lassen dich nicht, du segnest uns denn! Sein Segen begleite euch und eure Kinder auch in die kommenden Tage bis hinauf zum großen Heils- und Segensjahr der Ewigkeit. Und so fassen wir alle unsere Gefühle und Bitten heute zusammen in das Gebet des königlichen Psalmsängers: „Wer bin ich, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast! Dazu hast du das

zu wenig geachtet, Herr, Herr, sondern hast dem Hause deines Knechts noch von fernem, zukünftigem geredet. Nun, Herr Herr, du bist Gott und deine Worte werden Wahrheit sein. So hebe nun an und segne das Haus deines Knechts, daß es ewiglich vor dir sei. Denn du, Herr Herr, hast's geredet und mit deinem Segen wird deines Knechtes Haus gesegnet werden ewiglich." Ja:

O segne sie, der gern beglückt,
Und Segen uns von oben schickt,
Auf allen ihren Wegen!
Laß ihr Geschlecht sich deiner freun;
Gib selbst zu ihrem Fleiß gedeihn,
Und ihr Beruf sei Segen!
Laß sie, Vater, dir ergeben
Glücklich leben, Freudig sterben:
So sind sie des Himmels Erben! Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Kirche und die Arbeitslosen.

Folgendes zeitgemäße Thema findet sich im „Hom. Rev." März 1908: „Die Unbeschäftigten." Es wird erwähnt, daß die Thronrede bei Eröffnung des Parlaments in England eine Vorlage ankündigte für die arbeitenden Klassen. „Hom. Rev." fährt dann etwa fort: Dieser Gegenstand erinnert uns an eine auch für uns wichtige Frage, die große Armee der Unbeschäftigten in den Ver. Staaten. Die christliche Kirche hat eine Pflicht zu erfüllen gegen diese unglücklichen Menschen. Kein Mensch, welcher willig und fähig ist zu arbeiten, sollte ohne eine Gelegenheit gelassen werden, Arbeit irgend welcher Art zu tun. Das ist ein Recht, das uns eben so wenig versagt werden kann als das Recht des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glückseligkeit. Ist es nicht in der Tat der Vorläufer derselben? Dem Mann, der außer Arbeit ist, nicht zu helfen in seinem Streben Arbeit zu finden, heißt die Lehre des Christentums vergessen und für töricht erklären, auf welche die Gesellschaft basiert ist.

Die menschliche Gesellschaft ist ein Organismus, und darum kann „das Auge nicht sagen zur Hand, ich bedarf deiner nicht, oder das Haupt zu den Füßen, ich bedarf eurer nicht." Der Beschäftigte kann nicht sagen zu dem Unbeschäftigten: „Deine Verhältnisse interessieren mich nicht", oder wiederum der Glückliche zu dem Unglücklichen: „Ich kann dir nicht helfen." Es ist Tatsache, daß wir uns ihnen nicht entziehen können, da sie ja ein Teil der sozialen Gesellschaft sind, so gut als die Beschäftigten und Glücklichen, alle sind Glieder eines Leibes. Und wir müssen ihnen zu helfen suchen, nicht nur weil allezeit die Gefahr besteht, daß müßige Leute ihre Kräfte in gesetzlosen Handlungen betätigen, wodurch nur eine schon jetzt allzu zahlreiche Klasse vermehrt wird — die der Lasterhaften und der Verbrecher —, sondern auch, weil wir durch geistliche Bande verbunden sind mit jedem Mann, Weib oder Kind. Ruhig bleiben bei Unterlassung dieser moralischen Verpflichtung heißt, den ganzen Bau der menschlichen Gesellschaft schwächen.

Die praktische Seite, zu entscheiden, ob den Unbeschäftigten Arbeit angewiesen werden soll durch persönliche Bemühungen, durch Vereinsbestrebungen oder durch Akte der Staats- und Bundesregierung, ist etwas, das nicht

zu schwer sollte zu entscheiden sein. Inzwischen bedarf das öffentliche Gewissen, daß es geweckt, geschärft und erzogen werde, um den Mitmenschen die erforderliche Hilfe zu leisten.

So weit „Hom. Rev."

Wir können uns nicht versagen, hier einige Gedanken beizufügen, die hiermit eng zusammen hängen. Es geht durch das Land eine moralische Flutwelle, die einen Sturm der Entrüstung erregt hat und zu erregen sucht gegen die Wirtschaften und gegen die Sonntagstheater und alle billigen Vergnügungsplätze, wo am Sonntag das arbeitende Volk seine Zeit zuzubringen sucht. Die Folge davon ist, daß in vielen Großstädten die „Saloons" am Sonntag fest geschlossen sind, daß auch viele Vergnügungsorte, wo seichte Theaterstücke vorgeführt wurden, geschlossen werden. Ferner hat man Polizeistunden eingeführt, wo die Wirte polizeilich gezwungen werden, zu einer bestimmten Stunde des Nachts (2 Uhr) jeden Gast auszutreiben. Das sind gewaltige moralische Anstrengungen und es erfordert meist einen großen Aufwand von Energie, um die Stadtverwaltungen zu zwingen, die Sonntags- und Polizeigesetze strikt durchzuführen. Gewöhnlich stecken städtische Prediger-Gesellschaften hinter diesen moralischen Impulsen, die die Polizei auf die Beine bringen.

Nun gedenken wir hier kein Wort zur Verteidigung weder der „Saloons" noch der billigen oder auch teueren Theater zu schreiben. Wir sind überzeugt, daß es Brutstätten der Laster und Verbrechen sind, die scharfer Aufsicht bedürfen. Aber das zugegeben, müssen wir doch sagen aus eigener Beobachtung: Alle oben erwähnten polizeilichen Regulierungen, wie sie durch die Geistlichkeit der Stadt gewöhnlich herbeigeführt werden, sind doch nur n e g a t i v e Maßregeln, wodurch noch keinem einzigen armen Schlucker eine positive Hilfe gewährt wird in seiner Trübsal. In den Großstädten sind doch Tausende von Arbeitern, die fremd sind und keine Heimat in der Stadt haben. Sie haben, so lange sie in Arbeit sind, billige Logierhäuser, wo sie die Nächte zubringen können. Kommt der Sonntag, so können und wollen sie nicht den ganzen Tag in den dunkeln und düstern Wohnungen zubringen. Sie bedürfen und suchen Geselligkeit, Unterhaltung, Zerstreuung. Im Sommer können sie allenfalls in Parks und auf den Straßen sich aufhalten. Aber im Winter, wenn's kalt, naß und unfreundlich ist? Da sucht das heimatlose Volk irgend einen Unterschlupf. Aber wo soll es ihn finden? Das fromme Christenvolk schließt ihnen die „Saloons" und die Theater, es sorgt aber nicht dafür, daß dem auf die Straße angewiesenen, armen und heimatlosen Fremdling nun ein anständiger Ersatz geboten wird, daß Häuser eröffnet werden, wo das Volk ohne Kosten sich aufhalten, sich wärmen, unterhalten und zwanglos verkehren kann. „Herbergen zur Heimat", wie sie die Nächstenliebe in Deutschland errichtet hat, kennt man hier nicht. So muß das heimatlose Volk zu Hunderten auf der Straße sich umtreiben und frieren. Was werden wohl da für Gefühle geweckt in diesen Leuten? Und nun gar die völlig Beschäftigungslosen, die tagelang vergeblich sich nach Arbeit umsehen, die keinen Nickel mehr haben für ein Nachtquartier. Ihre Zuflucht war — der „Saloon"! Das Christenvolk sorgt nicht, daß dem armen Fremdling eine Nachtherberge dargeboten wird. Nun kommt die Polizeistunde, der Wirt ist polizeilich gezwungen, jeden auf die Straße zu werfen, der noch da ist, ganz einerlei, ob der Aermste anderswo ein Obdach findet oder nicht! Und das verdankt er jenen christlichen Brüdern, die aus Sorge für sein Seelenheil den Saloonwirten die Polizei auf den Hals gehetzt haben. Nun muß der heimat-

lose Fremdling, wenn er nicht erfrieren will, die ganze Nacht auf der Straße hin und her rennen, um sich warm zu halten.

Wenn da der Mensch in seiner Verzweiflung, von Hunger und Kälte zum Aeußersten getrieben und ein Verbrecher, ein Straßenräuber, Dieb und Einbrecher wird, — trägt nicht jene unbarmherzige christliche Moral mit an der Schuld, die nur negativ aber nicht positiv für den Bruder sorgt? Sollte nicht das Christenvolk vor allem und zuerst sorgen, daß das arbeitende Volk anständige Stätten zur Unterkunft findet, wo es in guter Gesellschaft sich bewegen, gutes, billiges Essen, im Notfall auch umsonst Essen und Nachtquartier finden kann? Erst positive Hilfe vorsehen, erst für anständige Lokale sorgen, wo heimatlose Leute Aufnahme finden können, und dann, ja dann den Brutstätten des Lasters das Handwerk legen —, das wäre der Weg, den man einschlagen müßte, um ein Recht zu haben, jene Stätten zu schließen. — Die christliche Prediger-Gesellschaft einer benachbarten Großstadt beriet sich dieser Tage, um einen sogen. „Evangelisten" zu berufen, der im Herbst eine großartige Kampagne eröffnen und wochenlang das zuströmende Auditorium mit seinen oratorischen Leistungen entweder unterhalten oder gruseln machen soll. Der betr. Herr soll angeblich $1000 per Woche bekommen, ohne die sonstigen gewaltigen Kosten einer solchen Kampagne!

Wir haben nicht gehört, daß die Herren Pastoren irgend einen Schritt getan hätten, um die Not der Heimatlosen oder Unbeschäftigten im Geringsten zu lindern. Ist es nicht eine Schmach, wenn man solche Energie aufbietet, angeblich, um die Seelen der Mitbrüder zu retten, während man um die schreckliche Not der Aermsten sich nichts bekümmert? Hungernder und frierender Menschen Seelen retten zu wollen und Herz und Aug verschließen vor der Leibesnot — Schmach über ein solches Christentum, das nur Temperenz und Moral zu treiben weiß und von barmherzig tätiger Nächstenliebe so weit entfernt ist. „Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man es würzen? Es ist weder auf das Land noch auf den Mist nütze, sondern daß man es hinaus schütte und lasse es die Leute zertreten." Wenn zuletzt nur Haß und Verachtung gegen die christliche Kirche Platz greift in den Herzen der Unglücklichen, die in ihrer Not keine Hilfe fanden bei dem moralischen Christenvolk, so ist das nur das naturgemäße Ergebnis eines Christentums, dem die Seele fehlt: die herzlich erbarmende Menschenliebe. Man lese doch unfehlbar Matth. 9, 35. 36. 37. 38.

Der Fehlschlag amerikanischer Rechtspflege.

Wenn wir in den Büchern der Propheten des alten Bundes lesen, so finden wir da gewaltige und ernste Strafreden wider die ungerechten Fürsten und Richter, die das Recht beugten und die Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit und alle Greuel ungestraft ließen. Von Blutschulden ist das Land voll, so haben die Propheten zu klagen und zu strafen. Es ist kaum nötig, besondere Stellen als Beleg zu zitieren. Wer sie suchen will, wird leicht sie finden.

Sollten die Diener des Wortes in diesem Lande nicht auch berufen sein, ihre Stimme zu erheben gegen die schändliche Gerechtigkeitspflege in unseren Gerichtshöfen? Richter, Advokaten, Geschworene und Zeitungsschreiber — alle sind mit schuld an dem heillosen Verderben, das an unseren Gerichtshöfen im Schwange geht.

Ein Schreiber neuerer Zeit machte die Bemerkung, es sei in Amerika sicherer ein Mörder zu sein, als ein Weichensteller, denn die Todesrate unter den Mördern sei geringer, als die der Weichensteller.

Herr W. Taft nannte in einer Rede „die Verwaltung des Kriminalgesetzes in allen Staaten der Union eine Schmach für unsere Zivilisation.“ Ein Urteilsspruch gegen einen Verbrecher ist ein Ding, das Urteil zu vollziehen, ist ein anderes. Angenommen, der Mann ist reich, hat Freunde, Einfluß auf die Gesellschaft, geriebene Advokaten, ist Mitglied so und so vieler geheimer Gesellschaften oder „Unions“, auch wenn er vorbedachten Mord begangen hat, so gibt's kaum eine Möglichkeit, einen Mann in seiner Stellung der gerechten Strafe zu überliefern. „Irgend ein Amerikaner, der es fertig bringt, einen geriebenen Advokaten anzustellen, kann fast mit vollständiger Straflosigkeit einen Mord begehen.“ In zwei Jahrzehnten war die Zahl der Hinrichtungen jährlich weniger als 120 für einen Durchschnitt von 9000 Mördern! Und da schreien sentimentale Zeitungen noch nach Abschaffung der Todesstrafe! Das Leben der Mörder ist wertvoller, als das der unschuldigen Opfer! Folgende Gründe findet ein Schreiber als Ursachen für das schändliche Versagen der strafenden Gerechtigkeit in unserm Lande:

1. Das Wühlen der Zeitungen in den Kriminalprozessen; wo weder Geschworene noch Richter geschont werden, sondern Spießruten laufen müssen durch die apodiktischen Urteile für und wider, die das Urteil verwirren und oft es ganz unmöglich machen, ein intelligentes Geschworenengericht zusammen zu bringen, das nicht im voraus schon sein feststehendes Urteil hat, ohne erst die Fakta und Zeugnisse unparteiisch zu prüfen.

2. Die beschränkte Vollmacht des Richters erster Instanz und der Mißbrauch des Begnadigungsrechts, das von den Gouverneuren der betreffenden Staaten geübt wird. Diese sind ja Politiker, gewählt durch öffentliche Wahl und abhängig von der Gunst oder Ungunst der öffentlichen Meinung.

3. Am schlimmsten aber ist die Verkehrtheit des Gerichtsverfahrens ("perversion of procedure") in amerikanischen Gerichtshöfen. Davon wird gesagt: Eine allen vorgehende Ursache des Zusammenbrechens des amerikanischen Kriminalgesetzes ist zu suchen in der Vergötterung und Verkehrung des Rechtsverfahrens. Wie die Amerikaner die Maschinerie der Politik so übertrieben haben, bis die Volksherrschaft hilflos gebunden ist in ihren Anstrengungen, so haben sie auch die Technikalitäten des Gesetzes so vergrößert, bis die Gerechtigkeit in den Hintergrund geworfen war und aus dem Auge verloren wurde. In einem Kriminalfall der Ver. Staaten ist es nicht der Verbrecher, sondern der Richter, der den Prozeß (trial) durchzumachen hat. Die Rechtsbeistände beider Seiten machen sich eine Liste von 1000 kleinen Punkten auf, wie in dem Verfahren verhandelt werden soll, welche Zeugnisse zuzulassen oder abzuweisen sind, und diese feuern sie ab auf den Richter, der auf dem Stuhl sitzt, und der sie sofort entscheiden soll. Fällt er in irgend einen Irrtum, ganz einerlei wie geringfügig und wie weit entfernt von der Frage, ob schuldig oder unschuldig — der Appellhof ordnet fast automatisch ein neues Verfahren an.

Die höheren Gerichtshöfe, wenn eine Appellation eingereicht ist, fragen nicht: „Ist das Urteil gerecht?“, sondern ist irgendwo ein Irrtum irgend welcher Art begangen worden in dem Verfahren, mag er noch so künstlich, noch so unbedeutend sein. Wenn so, so entsteht sofort die Annahme eines Vorurteils und der ganze Fall muß nochmals durchgenommen werden. So vervielfältigen sich die Appellationen und wiederholten Prozesse ohne Ende. So werden Gerechtigkeit und gesunder Menschenverstand bei Seite geschoben in der Jagd nach einer unmöglichen Vollkommenheit in Formen

und Regeln. — So wird das Kriminalgesetz in Amerika eine Zuflucht für den Verbrecher, ein Trost für den Advokaten, und eine Bedrohung und Aergernis für den Rest der Bevölkerung." (Nach Lit. Dig.) Arme Schlucker aber werden oft für geringe Vergehen mit ganz barbarischen Strafen belegt, besonders wenn es hilf- und freundlose Ausländer sind.

Das Selbstmörderbureau der Heilsarmee.

Vor Jahresfrist sah sich die Heilsarmee veranlaßt, den Kampf gegen die Selbstmordmanie aufzunehmen. Zu dem Ende wurden Bureaus eröffnet in London, Berlin, New York, Chicago und Melburne mit gesonderten Abteilungen für Männer und Frauen. Erfahrene „Offiziere" wurden ernannt, die ihren Instruktionen gemäß sich durch drei leitende Grundsätze bestimmen lassen sollten in ihrer Arbeit:

1. Unverletzbare Geheimhaltung;
2. Konsultation und Rat kostenfrei;
3. Keine Garantie für finanzielle Hilfe.

Der Erfolg eines Jahres war erstaunlich. In dem Bericht des Generals wird uns erzählt von dem Kampf und der Bitterkeit des Lebens, und der helfenden Vermittlung, die sich so wirksam erzeigte, um die Gedanken der Verzweifelnden von der Selbstvernichtung abzulenken. Während des Jahres haben nicht weniger als 1125 Männer sich allein an das Bureau in London gewandt, und eine gleiche Zahl suchte Hilfe und Trost in den andern Zweigen des Arbeitsfeldes. Dagegen nur 90 Frauen meldeten sich in London. Eine genauere Untersuchung der einzelnen Fälle zeigt, daß 54% der Applikanten durch finanzielle Nöten oder hoffnungslose Armut geplagt waren; 11% waren durch Trunk, Medizin oder Krankheit herunter gekommen; 9% durch Melancholie, die aus Einsamkeit und anderen Umständen resultierte; 5% durch Verbrechen und 21% durch verschiedene allgemeine Ursachen.

General Booth meint, es möchte sicher sein zu sagen, daß 75% der Applikanten von der bösen Tat abgewendet wurden. Einige haben die Ratschläge verworfen und sind zu Grunde gegangen. Andere mögen möglicherweise sich noch mit dem Gedanken tragen. Manche tragische Lebensgeschichte könnten diese „Offiziere" wohl erzählen, die in tätiger Nächstenliebe den verzweifelnden Unglücklichen zu raten und zu helfen suchten. Vor solchen Taten der Nächstenliebe kann man mehr Respekt haben, als vor dem stürmischen Verlangen nach der Polizei, um Plätze des Lasters zu schließen, ohne zugleich und zuvor hilfreiche Hand zu bieten zur Bewahrung heimatloser und hilfloser Fremdlinge.

Nachdem das Missionskomitee der Methodisten abermals $83,794 bewilligt hat, um unter den Lutheranern in Norwegen, Schweden und Dänemark zu „missionieren", schreibt der „Methodist Review": „Meine Theorie ist, zu solchen Leuten zu gehen, die uns am notwendigsten gebrauchen. Afrika ist das Feld. Ich bin dagegen, daß man Missionare nach den christlichen Ländern Europas sendet. Indien hat um Geld gebeten, damit man in sieben neuen Provinzen die Arbeit aufnehmen kann. Aber weil wir unter den Lutheranern in Nord-Europa Proselyten machen müssen, können wir kein Geld nach Indien schicken. Wir müssen unter denen, die das Evangelium haben, Proselyten machen, und zu denen, die es nicht haben, können wir es nicht schicken." Das ist ein ganz richtiges Urteil.

Ausland.

Die außerordentliche preußische Generalsynode, welche am Schluß des alten Jahres versammelt war, hatte die Aufgabe, die Gehaltsverhältnisse der aktiven Pfarrer, das Ruhegehalt der Emeriten, die Witwen- und Waisengelder neu zu regeln. Auch die Umzugskosten für die Pastorsfamilien wurden neu geordnet. Wir teilen hier (mit Ausschluß der Umzugskosten) mit, was wir darüber in „Ref." vorfanden.

Die Einkommensverhältnisse der altpreußischen Pfarrer sind entsprechend den Bewilligungen der Staatsregierung und den Entwürfen des Kirchenregiments durch die Beschlüsse der außerordentlichen Generalsynode folgendermaßen geregelt:

Das Pfarrgehalt steigt in achtjährigen Stufen von 2400 Mk. auf 2800, 3200, 3700, 4200, 4700, 5200, 5600, 6000Mk. nebst freier Dienstwohnung und Hausgarten.

Das Ruhegehalt ist ebenfalls gestiegen. Es wird nicht mehr nach Achtzigsteln, sondern nach Sechzigsteln berechnet, wie bei den Staatsbeamten. Es beträgt bei allen Stellen, die unter das Pfarrgehaltsgesetz fallen, im Höchstfalle 5100 Mk., bei den über das Gesetz hinausragenden Pründen höchstens 6000 Mk. Bei allen Normalstellen fallen Pfründenabgaben und Pfarrbeiträge fort. Die Inhaber von Pfründen über 6000 Mk. haben statt Pfründenabgabe und Pfarrbeiträge eine jährliche Stellenabgabe zu entrichten. Für Geistliche an Anstalten oder Vereinen im Dienste der Innern oder Aeußern Mission ist dabei, sofern ihr Einkommen den Betrag von 5999 Mk. übersteigt, für die Dauer ihres Anschlusses an die Ruhegehaltskasse die Verpflichtung des § 15 zu übernehmen.

Das Witwengeld beträgt bei einem Dienstalter des verstorbenen Geistlichen oder Emeriten bis zum vollendeten 5. Dienstjahre 700 Mk., von mehr als 5 bis zum vollendeten 10. Dienstjahre 750 Mk., von mehr als 10 bis zum vollendeten 15. Dienstjahre 800 Mk., von mehr als 15 bis zum vollendeten 20. Dienstjahre 850 Mk., von mehr als 20 bis zum vollendeten 25. Dienstjahre 900 Mk., von mehr als 25 bis zum vollendeten 30. Dienstjahre 1100 Mk., von mehr als 35 bis zum vollendeten 40. Dienstjahre 1200 Mk., von mehr als 40 Dienstjahren 1300 Mk.

Das Waisengeld beträgt: 1. für Kinder, deren Mutter lebt und zur Zeit des Todes des Geistlichen zum Bezuge des Witwengeldes berechtigt war, 250 Mk. für jedes Kind, 2. für Kinder, deren Mutter nicht mehr lebt oder zur Zeit des Todes des Geistlichen zum Bezuge von Witwengeld nicht berechtigt war, 400 Mk. für jedes Kind.

„Es ist ein Maß von Arbeit von der Generalsynode geleistet worden, so kolossal, wie es kaum eine andere Versammlung je in solchem Maße geleistet haben dürfte." Das ist das Urteil des Präsidenten D. Graf von Zieten-Schwerin über die Tätigkeit dieser Körperschaft. Die Haupttätigkeit wurde aber nicht in den öffentlichen Sitzungen geleistet, sondern in den Kommissionen. „Ein einziger Nachmittag genügte, um in trockenstem Geschäftston drei so wichtige, so tief einschneidende Gesetzentwürfe, wie das Pfarrbesoldungsgesetz, das Ruhegehaltsgesetz und das Reliktenversorgungsgesetz es waren, zu erledigen." Die Debatten waren in den Kommissionsberatungen erfolgt. In den Plenarsitzungen geschah nur die endgiltige Annahme der Entwürfe.

Auch wir stehen vor einer Neuregelung unserer Altersversorgung und „Reliktenversorgung." Eine synodale Kommission ist bestellt, die verschie-

densten aufgetauchten Pläne und Vorschläge zu prüfen und entsprechende Anträge vor die Distrikte zu bringen. Je mehr aber die einzelnen Distrikte sich an diese Arbeit machen und Vorschläge vor die Gesamtheit bringen, um so größer wird die Zersplitterung, um so schwieriger die Harmonisierung der verschiedenen Pläne, und um so schwerer wird es werden, ein wirklich zufriedenstellendes Resultat zu erreichen. In der Beschränkung muß der Meister sich zeigen. Wer nur das Beste erreichen und gut heißen will, kann leicht, weil er es nicht erreichen kann, auch das erreichbare Gute noch darüber verlieren. Das Sprichwort: „Viele Köche verderben den Brei" kommt auch bei dieser, die ganze Synode so tief interessierenden Sache zur Anwendung. Je mehr Künstler an dieser Sache herum doktern, desto unwahrscheinlicher wird eine wirklich befriedigende Lösung der Frage zustande kommen. Die räumliche Entfernung der Distrikte von einander, die oft so große Verschiedenheit der ökonomischen Verhältnisse der Pastoren in der Stadt und Land, im Osten und Westen, die Unsicherheit der Gehaltsverhältnisse bei zunehmendem Alter — das alles erschwert eine allgemeine Verständigung außerordentlich. Große Weisheit und Mäßigung ist erforderlich auf Seiten der Synodalen, wenn eine gute Regelung dieser Sache erreicht werden soll.

Aus Mecklenburg wird gemeldet: Der Landtag ist geschlossen. Das so sehnlichst gewünschte Provisorium zur Beseitigung der drückendsten Notstände in der Besoldung der Pfarrer ist weder beschlossen noch überhaupt beantragt. Wohl ist der Oberkirchenrat noch, wie wir hören, beim Ministerium vorstellig geworden; aber seine Bemühungen sind erfolglos geblieben. Alle möglichen Beamtenkategorien sind in letzter Zeit aufgebessert; auch die Volksschullehrer sind jetzt, wenn auch nur in geringfügiger Weise, bedacht worden; nur die Pastoren nicht. Viele von ihnen müssen weiter darben. Und wie bald wird unter diesen Verhältnissen auch die Landeskirche darben müssen. Welcher Theologe, der kein Privatvermögen hat, wird sich noch entschließen, in den Dienst der mecklenburgischen Landeskirche zu treten? Welcher mecklenburgische Pastor wird es verantworten können, seinen Sohn Theologie studieren zu lassen? Wir müßten verzagen, wenn wir nicht wüßten, daß der Herr der Kirche im Regimente sitzt auch über der mecklenburgischen Landeskirche; aber eine sehr schwere Prüfung ist es, durch die ihre Diener jetzt hindurch müssen.

Parität — Imparität.

Die Berliner theologische Universität wird ganz unter der Hand immer mehr dem liberalen Element in die Hände gespielt. Offiziell versichern die Herren, daß sie sich bei Besetzung der theologischen Professuren nur von den Gesetzen der Parität leiten lassen, d. h. einer gleichmäßigen Berücksichtigung der kritischen und der bekenntnismäßigen Richtung innerhalb der theologischen Wissenschaft. Allein die Tatsachen zeigen ein anderes. In Berlin und Halle sind neuerdings liberale Theologen berufen worden, um Lehrstühle positiver Theologen zu besetzen. An Stelle von Dr. Hering ist nach Halle Drews, an Stelle von B. Weiß ist Deißmann berufen worden. In Berlin zählt — nach „Ref." — die kritische Richtung sechs ordentliche Mitglieder der Fakultät, die bekenntnismäßigen zwei. In Halle stehen auf kritischer Seite 5, auf der andern 2 Vertreter. Das Verhältnis ist also von irgend welcher Parität weit entfernt. Die Bedürfnisse, Wünsche und Forderungen der evangelischen Kirche fechten die Staatsregierung wenig an; sie läßt sich von dem theologischen Liberalismus ins Schlepptau nehmen und fragt nichts

darnach, welchen Schaden sie der christlichen Kirche zufügt durch solche parteiische Bevorzugung der liberalen Theologen. Und die Staatskirche muß ohnmächtig zuschauen, wie der Staat solche Lehrer für die Theologie Studierenden bestellt, die schließlich das echte Glaubensleben der Christen erschüttern und untergraben mit ihren modern-liberalen Verflüchtigungen der christlichen Heilstatsachen zu Legenden und Mythen, auf die kein Christenherz trauen und bauen kann.

Es ist übrigens im Lauf der letzten Wochen klar geworden, daß leider der hochbetagte und als wissenschaftlicher Mann hochgeschätzte Dr. B. Weiß, der sonst in die Reihe der positiven Theologen mit eingerechnet wird, bei der Berufung Deißmanns nach Berlin als Nachfolger in Dr. Weiß' Lehrstuhl die Hand mit im Spiel hatte. Und diese Kunde hat in positiven Kreisen bedeutende Aufregung und Aergernis veranlaßt. Es kam zu allerlei öffentlichen Erklärungen, die schließlich Past. Sam. Jäger, den Dozenten an der Theologischen Schule in Bethel bei Bielefeld veranlaßten, nachfolgenden öffentlichen Brief an Dr. B. Weiß im „Reich." zu veröffentlichen.

Wir geben diesen Brief hier im Wortlaut, weil unsere Leser da Männer genannt finden, die in der heutigen Kampfzeit auf positiver Seite alle Beachtung verdienen. Auch werden die wichtigsten Kampfobjekte, welche die bekenntnistreue Richtung nicht preisgeben kann und darf, wenn sie nicht die feste Position des Glaubens verlieren will, in aller Kürze zusammen genannt.

Der Brief lautet:

Euer Hochwürden

gestatten auf Ihr öffentliches Wort eine öffentliche Antwort in aller Ehrerbietung, aber auch mit allem Freimut, wie es sich Ihnen gegenüber bei einer Lebensfrage der Kirche ziemt!

Euer Hochwürden waren uns das Bild eines der „echt deutschen Gelehrten, die nur ihrer Wissenschaft gelebt haben." Dr. Deißmann, der für Naumann wirbt, obwohl er dem Christentum den Abschied gegeben, und mit Sozialdemokratie sich verbrüdert, trotzdem sie Christus den Krieg erklärt, Dr. Deißmann ist solcher Gelehrter nicht.

Als solcher Gelehrter, der selbst in alle Tiefen der Textkritik und des Evangelienproblems hinabgestiegen, schätzen Sie Dr. Deißmanns „Bibelstudien" überhoch. Für solche philologische Arbeit war in Berlin Dr. v. Soden da. Ein Bedürfnis nach einem zweiten Philologen ist nicht zu ersehen. Als solche aber wären doch auch Männer wie Dr. Resch und Dr. Dalman zu nennen, die ebenso „Hervorragendes" wie Dr. Deißmann auf „abgelegenen Gebieten der Theologie" geleistet haben.

Was die Kirche an Euer Hochwürden immer dankbar schätzte, das war die große theologische Arbeit, die Verteidigung der Echtheit der johanneischen Schriften in der Einleitung, das Verständnis des Lebens Jesu als das des Gottessohnes, die Erschließung der Apostellehren von dem Grunde der Auferstehung aus, die Erklärung des Neuen Testaments als Urkunde der Offenbarung. — Das Gleiche kann die Kirche von Dr. Deißmann nicht sagen. Denn ihm ist das Johannesevangelium keine Geschichtsquelle, Jesus nicht der eingeborene Gottessohn, seine Auferstehung etwas Zweifelhaftes, das ganze Neue Testament nur Urkunde der Frömmigkeit. Das steht ganz deutlich in seinem „Beitrag zur Weiterbildung der christlichen Religion."

Darum bedauert die Kirche Ihren Vorschlag und fordert für Neues Testament einen positiven Theologen. Deren aber gibt es so hervorragende,

daß Dr. Deißmann neben ihnen gar nicht genannt werden kann. Da ist Dr. Schlatter, der bahnbrechende Erforscher des Judentums, der feinsinnigste lebende Exeget, der die Grundfrage aller Religion erschöpfend behandelt hat, die nach dem Glauben; von seinen Arbeiten über Jesu Gottheit und Demut, über die Zweifel an seiner Messianität und die grundlegende über Sprache und Heimat des vierten Evangelisten zu schweigen. — Da ist Dr. Lütgert, der betreffs des Reiches Gottes bei den Synoptikern und der Christologie des Johannes ganz neue Anschauungen erschlossen, vor allem aber die Kernfrage aller Offenbarungsreligion, die nach der Liebe, zum erstenmal gestellt und beantwortet hat. — Da ist endlich außer der Zunft Dr. Lepsius. Er hat gerade jetzt Ihre Arbeit über die Synoptiker in glänzender, selbständiger Weise weiter geführt. Ihm danken wir das tiefste Verständnis des Versöhnungs-, Rechtfertigungs- und Heiligungsgedankens bei Paulus im Gegensatz zu Cremer und Dietrich, ihm die überführendste Herausstellung Jesu als Mittelpunkt seines Evangeliums gegen Harnack; ihm die erste lebendige Erklärung der Offenbarung; ihm die geniale Lösung der Schwierigkeiten der Auferstehungsberichte. Von Dr. Cremer und Dr. Harnack als ebenbürtiger wissenschaftlicher Gegner anerkannt, ist er der Mann, den die Kirche in Berlin braucht.

In dankbarer Ehrerbietung Euer Hochwürden ergebener

Bethel, 1. Febr. 1908. Samuel Jaeger.

Allerlei von und zu der Zungenrednerei.

Deutschland. Am 19. und 20. Dezember fand in Barmen eine Konferenz statt, die von etwa 30 der anerkannten Führer der Gemeinschaftsbewegung besucht war. Das Ergebnis der ernsten und eindringenden Verhandlungen, die dort über das Zungenreden geführt wurden, war die einmütige Annahme folgender fünf Sätze: 1. Wir bekennen, daß Gott auch in unseren Tagen alle biblischen Geistesgaben geben kann. Vor allem gilt es, daß sich die Gemeinde zubereiten läßt. 2. Wir stellen die ernste Tatsache fest, daß in der Bewegung unserer Tage in Kassel und an anderen Orten manche, die als Gläubige anerkannt wurden, ein Zungenreden und Weissagen bekommen haben, das nicht vom Heiligen Geist war. 3. Wir müssen feststellen, daß es in einem erschreckend hohen Maße an der Prüfung des Geistes nach den klaren Richtlinien des Wortes Gottes und an der Fähigkeit, von vornherein die Geister zu unterscheiden, gefehlt hat. 4. Wir bekennen diese Armut als eine Schuld, die uns und viele Kreise der Gemeinde trifft. Wir bitten alle Geschwister dringend, sich mit uns darüber zu beugen und ernstlich zu flehen, daß der Herr sich unserer erbarme und unsern Schaden heile. 5. In dem tiefen Bewußtsein, wie not es tut, sich gegen jeden fremden Geist abzuschließen, warnen wir unsere Geschwister, sich mit fortreißen zu lassen, und raten ihnen dringend, sich eine heilige Zurückhaltung aufzuerlegen mit Wachen und Beten. Was uns not tut, sind nicht sensationelle Erfahrungen und Erscheinungen, sondern fleißiges Forschen in der Schrift mit Ausdauer, Hingabe und nüchternem Sinn, und ein heiliger Wandel in der Furcht Gottes. Pastor Haarbeck, Pastor Krawielitzki, Pastor E. Lohmann, Pastor Michaelis, Pastor Regehly, Prediger Schopf, Prediger Schrenk, Pastor Stockmaier. Es sei dazu bemerkt, daß die acht Herren, deren Name unter den fünf Sätzen steht, ihre Unterschrift im Namen und Auftrage der ganzen Barmer Konferenz gegeben haben. (A. E. L. K.)

Der Selbstbetrug der Zungenredner.

Wir haben schon im Januarheft dieses Jahres unter dem Artikel „Erweckungen“ von der, man möchte sagen, epidemisch auftretenden Sucht des Zungenredens berichtet. Darüber findet sich nun auch in „Lit. Dig.“ vom 8. Febr d. J. ein Bericht, welcher zeigt, in welchem Selbstbetrug diese angeblichen Zungenredner sich befinden.

Es ist ein kindisch-albernes, höchst unvernünftiges Treiben hinter diesem Zungenreden. Das betörte Volk glaubt sich berufen, hinauszuziehen in die Missionsfelder der Heiden, um in China, Japan und Indien Gebrauch zu machen von der vermeintlichen Geistesgabe des Zungenredens. Während wir nicht einmal im Neuen Testament einen Bericht finden, daß zungenbegabte Evangelisten auszogen, um von dieser Gabe Gebrauch zu machen und den Heiden das Evangelium zu predigen — ja Paulus und Barnabas verstanden nicht die lykaonische Sprache Apgsch. 14, 11 —, glaubt dieses unwissende Volk, mit seinem Kauderwelsch irgend einem Heidenvolk verständlich zu werden und hält sich für befähigt, das Evangelium zu predigen, ohne sich der Mühe zu unterziehen, die fremde Sprache erst zu lernen. So wird in genanntem Artikel ein McIntosh und seine Frau genannt, die meinten in China missionieren zu können, aber nicht imstande sind, einen einzigen Satz in Chinesisch zu sagen. Der Berichterstatter fand auch in Japan etwa ein Dutzend Missionare, die vom Staat Washington angekommen waren in der Erwartung, sie könnten dort predigen. Sie waren völlig hilflos und unfähig, es zu tun. So berichtet er noch von mehreren in Japan und Indien. Er meint dann, es sei nötig, mit nüchternem Blick diese Sache zu beurteilen, sonst werden die Heidenländer Zeugen manchen unglücklichen Lebens und vergeudeten Dienstes sein. Der Selbstbetrug dieser an sich ja wohlmeinenden Leute bringt sie notwendig in ernste und betrübte Lagen. Die da meinen, sie haben die Gabe des Zungenredens, sollen sich doch nicht einbilden, sie seien tale quale nun befähigt, den Heiden zu predigen. Und welche Verantwortung laden doch solche Personen auf sich, die diesen in Selbsttäuschung Befangenen Mittel und Wege verschaffen, um auf ein fremdes Missionsfeld zu ziehen, ohne vorher eine Probe im Heimatland gemacht zu haben, ob es wirklich eine den Heiden verständliche Sprache sei. An Ausländern aller Art fehlt es ja wahrlich nicht in unserm Lande, durch welche eine Probe gemacht werden könnte, ob die betr. „Zunge“ wirklich verständlich ist oder nicht. — So ziehen sie hinaus ohne vorherige Probe, sind da „so hilflos wie neugeborene Kinder“, sie sind in so ganz anderen Umständen, als sie zu finden hofften, und das gibt ihnen einen solchen Rückschlag, daß sie in Gefahr sind, allen Glauben über Bord zu werfen und am Ende gar in Sünde zu fallen.

O welch ein trauriger Betrug des Satans, dem das schwärmerische Volk zur Beute geworden ist. Wie wird da das Christentum zum Gespött für die Ungläubigen, die jede übernatürliche Geisteswirkung leugnen!

Wir möchten hier zum Schluß bemerken, daß die „A. E. L. K.“ in drei verschiedenen Nummern einen guten geschichtlichen Ueberblick gab über diese Bewegung, die von Los Angeles ausgehend sich als geistige Ansteckung über die christlichen Kreise in Amerika und Europa verbreitete und zu solchen ekstatischen Verirrungen geführt hat.

Preußen. Hessen. Der in Kassel tagenden außerordentlichen Generalsynode der Provinz Hessen-Nassau wurde eine Anfrage über den Stand der Schwarmgeister- und Zungenrednerbewegung im Bezirk des Kasseler

Konsistoriums unterbreitet und vom Generalsuperintendenten Möller-Kassel im Auftrage des Konsistoriums am Dienstagnachmittag beantwortet. Der Redner ging laut „B. T." zunächst auf den Gang der Bewegung ein und stellte fest, daß sie nicht in Hessen entstanden, sondern in die Provinz eingeführt worden sei. Die Bewegung mußte kommen, denn hier wie jenseits des Kanals und Ozeans habe man immer gebetet, daß man „Großes und noch Größeres von Gott erwarte." In Hessen mußte die Bewegung Eingang finden, weil, wie Redner weiter ausführte, der Boden in bestimmten Kreisen vorbereitet worden war, wie denn auch die Schwarmgeisterbewegung immer nur in ganz bestimmten Kreisen aufgetreten, gepflegt und genährt worden ist. Die eigentlich landeskirchlichen Kreise hätten sich von vornherein ablehnend verhalten, auch verhältnismäßig bald die Mitglieder der Sekten. Der Anfang sei menschlich gewesen, der Fortgang erschreckend, das Ende traurig; der Psychiater hätte manchen Patienten, der Kulturhistoriker willkommenen Stoff gefunden, der Spötter rieb sich die Hände, aber der wahrhafte Christ sei tief betrübt worden. Der geistige Gehalt war minderwertig; die Schriftbehandlung war stellenweise eine arge Mißhandlung, von dem Aufflammen bei vermeintlicher Feuertaufe, von dem Zungenreden, das die Zugkraft der Bewegung bildete, wollte er am besten schweigen. Betrübend sei die Theologie, insonderheit die Lehre vom Wesen und Willen Gottes, gewesen. Viele hätten vor diesem Schwarmgeist ihren geistigen Bankerott erklärt, die alten treuen Güter preisgegeben. Betrübend war auch die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen. Das Ziel war ein neues Pfingsten. Auf dem Wege zu diesem Ziele wurde das Geistliche und Göttliche versinnlicht, Geheimnisse aus dem Herzen emporgezogen, in bedenklichen Bildern der Verkehr Jesu mit den Menschen dargestellt. Das Konsistorium hat zwei Erlasse gegeben; es ist von Person zu Person genug gewarnt worden. Das Disziplinarrecht des Konsistoriums ist sehr beschränkt, außerdem kann man solche Bewegungen, den Geist, nicht disziplinieren und fassen. Was solle weiter geschehen in ähnlichen Lagen? Die positive Arbeit der Kirche sei die Hauptkraft, künftigen Eventualitäten nach Möglichkeit vorzubeugen. „Diese positive Arbeit wird geleistet", fuhr Generalsuperintendent Möller fort, „durch tiefere, gesunde Einführung in die Heilige Schrift und in die Lehre, welche die Kirchengeschichte aus früheren geistesverwandten Erscheinungen gibt. Vor allen Dingen müssen die Geistlichen die spezielle Seelsorge mit größter Treue üben. Treue in der Arbeit, nicht das Suchen nach großartigen Bewegungen, ist das beste Gegengewicht. Wer große Schriftverheißungen an sich reißen will, muß auch den entsprechenden Glauben, eine an der Schriftlektüre gefestigte und in der persönlichen, klaren Erfahrung gestützte Glaubensüberzeugung haben. Diese Treue zeigt sich gerade im Kleinen und Alltäglichen. Der Schwärmerei gegenüber wollen wir die stille treue Tat und die Geduld setzen, Geduld ist etwas Göttliches, und nicht zuletzt der Glaube. Die Kirche ist noch nicht die geborstene, verlassene Hütte; sie hat noch Kraft, weil dem Herrn in seinem Evangelium auch noch treue Glieder und Diener, welche auch Verständnis für Gemeinschaftsbewegung haben, unter uns leben. So möchte ich ausrufen zum Vorwärtsmarschieren unter der alten Fahne: Für Christus und die Kirche! An die unsichtbare Kirche glauben wir, in der sichtbaren Kirche leben wir; aber für beide, für die unsichtbare und sichtbare, die doch nur eine, arbeiten wir, in der Ueberzeugung, in der Freude, die gesunder Enthusiasmus werden kann. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt und ihre Geister überwindet."

Pastor Pauls „Zungenreden." Bis in die politische Presse ist jetzt Kunde von den neuesten Erlebnissen Pastor Pauls gedrungen. Wir können sie daher nicht mit Schweigen übergehen, so heilsam es wäre. Pastor Paul hat in seiner Zeitschrift „Heiligung" seinen Leserkreis in diese Erfahrung eingeweiht.

„Am 28. September erwachte ich sehr früh und hatte stille Zeit vor meinem Gott. Ich bat ihn, ob er mir nicht die Gabe der Auslegung schenken wolle. Es gefiel ihm, mir nicht diese Gabe, aber etwas anderes zu geben, das mir zunächst ebenso wertvoll ist, als wenn ich die Gabe der Auslegung bekommen hätte. Während ich nämlich an jenem Morgen mit Zungen redete, achtete ich auf einzelne Worte, die öfter vorkamen. Besonders waren es die Worte ‚ea' und ‚tu'. Ich kam auf den Gedanken, ob ‚ea' etwa ‚Jesus' heißen solle, und versuchte in Zungen zu sagen: ‚Mein Jesus', ‚lieber Jesus' und dergleichen . Und richtig, es kam jedesmal ein anderes Wort und dann zum Schluß ‚ea'. Auf ähnliche Weise ermittelte ich, daß ‚tu' ‚Gott' heißt. Das war für mich eine Freude: es war mir ein Zeichen, daß die Lieder, wie ich dachte, Lieder zum Preis und Lob unseres großen Gottes und Heilandes waren. Indem ich so weiter darüber nachdachte, ob es wohl richtig sei, daß ‚ea' ‚Jesus' heißt, kam ich auf den Gedanken, das Lied:

Laß mich gehn,
Daß ich Jesum möge sehn,

in Zungen zu singen; und da machte ich eine höchst wunderbare Erfahrung. Während ich die Melodie ‚Laß mich gehn' sang, kamen mir die Worte der Zunge so, daß sich alles genau reimte. Ich gebe die Worte hier wieder, so gut ich kann:

schua ea, schua ea,
o tschi biro ti ra pea
akki lungo ta ri fungo
u li bara ti ra tungo
latschi bungo ti tu ta.

Ein jeder kann an diesen Worten sehen, wie sich alles so merkwürdig reimt. Das Lied ‚Laß mich gehn' war also in klangvollen Reimen übertragen worden. Ich kann freilich von der Uebertragung nur den Anfang übersetzen. ‚Schua ea' heißt ‚lieber Jesus'. Ich habe dann mit andern Liedern dasselbe versucht und habe gefunden: Jedes Lied, dessen Melodie mir gut genug bekannt ist, konnte ich in Zungen singen, wobei sich alles jedesmal wundervoll reimte. Ich gebe noch ein anderes Beispiel:

Jesu, geh voran	ea tschu ra ta
Auf der Lebensbahn!	u ra torida
Und wir wollen	tschu ri kanka
Nicht verweilen	oli tanka-
Dir getreulich	bori tori
Nachzueilen.	ju ra fanka.
Führ uns an der Hand	kulli katschi da-
Bis ins Vaterland!	u ri tu ra ta!

Man lese sich die Worte in Zungen durch, dann sieht man, wie wunderbar alles gereimt ist. Es ist mehr Reim da, als in den deutschen Worten.

Als ich diese Erfahrung machte, konnte ich nur vor Gott anbeten. Da mir ja die Zungen gegeben werden und ich sie nicht anders aussprechen kann, als sie kommen; da ich also nicht der Verfasser der Reime bin, so waren mir dieselben ein deutlicher Beweis davon, daß der Geist in mir diese Reime gab. Wie unendlich kostbar wurde mir da die Innewohnung des Heiligen Geistes."

Diesen Brief fanden wir in „Ref.". Wir geben ihn ohne Bemerkung weiter. Die Leser mögen sich selbst ihre Gedanken dazu machen.

Konferenzvorträge. Die „A. E. L. K." beklagt das Schicksal so vieler ausgezeichneter Konferenzvorträge. Dieselben seien oft so tüchtige Leistungen, daß allgemein der Wunsch bestehe, sie „durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich zu machen." Wenn dann aber der Referent dem Wunsch zu entsprechen sucht, so hält es schwer, einen Verleger zu finden, aus dem einfochen Grunde, weil unter der Hochflut der Brochüren meist auch die besten Vorträge im Staube liegen bleiben und kaum die Druckerkosten aufzubringen vermögen. Das Blatt meint deßhalb, ein besserer Weg wäre der, die Vorträge wo möglich durch die kirchliche Presse weiteren Kreisen zugänglich zu machen. — Auch wir halten dafür, daß unsern Lesern manchmal ein guter Dienst geleistet würde, wenn tüchtige Konferenzvorträge zum Abdruck kämen. Nur fehlt uns meist der Raum, um längere Vorträge aufzunehmen. Wenn das „Magazin" monatlich erscheinen würde, könnte ein solches Desiderium eher erfüllt werden.

Der Keplerbund.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört die Gründung des Keplerbundes. Eine wahre Auslese der deutschen Geisteswelt, Zierden der Naturwissenschaft, der Medizin, der Physik und Technik, der Pädagogik u. s. w., auch eine Reihe von Theologen, haben sich zusammengetan, um dem unerträglichen Despotismus einer materialistischen, angeblich allein wissenschaftlich berechtigten Weltanschauung entgegen zu treten. Schon vorher hatte der naturwissenschaftliche Univ.-Prof. Dr. Reinke in Kiel in Vorträgen darauf hingewiesen, daß die „exakte" Naturwissenschaft in Hypothesen zu ersticken drohe und über die Welt einen ganzen Nebel von Hypothesen ausgegossen habe, die von den Halbgebildeten als lauterste Wahrheit hingenommen werden; daß es an der Zeit sei, daß sie von ihrer Hypnothesensucht zur schlichten Wahrheit zurückkehre und sich darauf beschränke zu sagen, was sie wirklich wisse. Aber nicht viele wohl hätten geglaubt, daß diese Meinung so zahlreiche Vertreter finde, und zwar gerade in den gelehrten und hochgebildeten Kreisen. Und noch weniger, hätte man geglaubt, daß sie sich zusammenschließen, um einen nachdrücklichen Feldzug zu beginnen. Der Feldzug soll, wie der Aufruf sagt, im Namen der Wahrheit geschehen, in der Ueberzeugung: „daß die Wahrheit in sich die Harmonie der naturwissenschaftlichen Tatsachen mit dem philosophischen Erkennen und der religiösen Erfahrung trägt." Wir rufen dem Keplerbund ein Glück zu! entgegen und hoffen von ihm das beste für unser Volk.

Den Aufruf geben wir in Nachstehendem wörtlich wieder, denn er verdient, in dieser Kirchenzeitung ein bleibendes Denkmal zu haben.

Aufruf des Keplerbundes zur Förderung der Naturerkenntnis. Die Fortschritte der Naturwissenschaft erwecken andauernd und in wachsendem Maße die Aufmerksamkeit und Bewunderung unserer Zeit. In das Verständnis ihrer Ergebnisse einzudringen und sie zur Ausgestaltung unseres Weltbildes zu verwerten, ist nicht nur eine unerläßliche Aufgabe aller gebildeten und aller denkenden Menschen, sondern zugleich eine Quelle immer neuer Freuden. Und wie eng hängt die Auffassung der Natur mit unserer Weltanschauung, der Grundlage unseres geistigen, sittlichen und religiösen Lebens, zusammen!

Es ist daher ein hochbedeutsames und zugleich ideales Werk, an welches der neugegründete Keplerbund herantritt, wenn er sich die Förderung der Naturerkenntnis in der Gesamtheit unseres Volks zum Ziel setzt.

Was die Forscher in emsiger Arbeit gefunden haben, das soll in Wort und Schrift durch Männer der Wissenschaft in gemeinverständlicher, übersichtlicher Form dargeboten und unter Beobachtung der Grenzen des Naturerkennens mehr und mehr zu einem Bestandteil des allgemeinen Wissens gemacht werden.

Der Keplerbund steht auf dem Boden der Freiheit der Wissenschaft und erkennt als einzige Tendenz die Ergründung und den Dienst der Wahrheit an. Er ist dabei der Ueberzeugung, daß die Wahrheit in sich die Harmonie der naturwissenschaftlichen Tatsachen mit dem philosophischen Erkennen und der religiösen Erfahrung trägt. Dadurch unterscheidet sich der Keplerbund bewußter Weise von dem im materialistischen Dogma befangenen Monismus und bekämpft die von ihm ausgehende atheistische Propaganda, welche sich zu Unrecht auf Ergebnisse der Naturwissenschaft beruft.

Wie einst Kepler, dem die Wissenschaft die Kenntnis der wichtigsten in der Bewegung der Sternenwelt geltenden Gesetze verdankt, gerade durch die Erforschung der Natur keine Einbuße, sondern einen reichen Gewinn für seine tiefreligiöse Persönlichkeit erlangt hat, so glaubt der Bund, der sich nach dem Namen dieses großen Astronomen nennt, in eben diesen Bahnen der Wahrheit den größten Dienst zu leisten.

Die mancherlei zur Erfüllung der großen Aufgaben dienenden Mittel und Wege sind u. a. folgende: Literarische Veröffentlichungen und Büchervertrieb, Veranstaltungen von Lehrkursen, Vorlesungen und Vorträgen, Darbietung von Lehrmitteln, Unterstützung der Forschung durch Stipendien u. s. w. Zur tatkräftigen Ausführung der Arbeit soll die Berufung und Anstellung von Männern der Wissenschaft, sowie die Schaffung einer Zentralstelle für die Arbeit des Bundes dienen.

Die Mitgliedschaft des Bundes kann schon durch einen Mindestjahresbeitrag von 3 Mk. erworben werden, während bei einem Beitrag von 5 Mk. die unentgeltliche Zusendung literarischer Veröffentlichungen beginnt. Wir sind des Einverständnisses aller derer gewiß, welche mit weitem Blick die Erfordernisse unserer Zeit erkennen und denen die Förderung echter Naturerkenntnis in unserm Volke am Herzen liegt; alle diese aber bitten wir, der Zustimmung die Tat unverzüglich folgen zu lassen, und fordern hierdurch zum Eintritt in den Keplerbund auf.

Große Mittel und ein enges Netz von Mitgliedern und Vertrauensmännern über das ganze Volk hin sind zur Erreichung des Zieles nötig. Zu einem Anfange stehen die Mittel bereits zur Verfügung. Durch treues, eifriges Zusammenwirken vieler wird auch dieses bedeutsame und köstliche Werk zustande kommen zum Segen unseres treuen Volkes.

Beitrittserklärungen nehmen die Geschäftsstelle, Frankfurt a. M., Neue Mainzerstr. 41, sowie sämtliche Unterzeichnete entgegen. Geldsendungen sind an die Filiale der Deutschen Bank, Frankfurt a. M., Kaiserplatz, für Keplerbund" zu richten.

Während Häckel immer noch von dem bekannten Zwischenglied zwischen Menschen und Affen predigt, und namentlich den Duboisschen **Pithecanthropus erectus** als Vormenschen ausgibt, räumt die übrige nüchterne Forschung immer mehr mit dieser Fabel auf. Die Altersfrage, die für den Wert des Fundes von großer Bedeutung ist, war bisher unentschieden. Neue Untersuchungen des Prof. Volz in Breslau ergeben nun, daß die Schlammdecke, in deren unteren Lagen die spärlichen Reste des Pithecanthropus enthalten waren, ein Auswurfsprodukt des Vulkans Lawu-Kukusan,

nicht etwa vom Solofluß angeschwemmt worden ist; dieser hat sie nur angeschnitten. Da sich nun wieder ergab, daß der Vulkan höchstens altdiluvial ist, so sind auch die Tuffe mit dem Pithecanthropus keinesfalls älter als altdiluvial, aber auch nicht jünger als jungdiluvial; man hat sie wohl dem mittleren Diluvium zuzuweisen. Hiermit stimmt auch der Gesamtcharakter der Fauna in dem Schlamme von Trinil überein: es überwiegen in ihr die noch lebenden, also jüngeren Gattungen weitaus. In den Stammbaum des Menschengeschlechts gehört der Pithecanthropus also überhaupt nicht.

Kampf gegen den Modernismus.

Nachfolgende Notiz mag als bestätigendes Beispiel dienen für das, was im Märzheft des „Magazin" (Seite 110) vom Episkopat gesagt war:

Der „Osservatore Romano" veröffentlicht in No. 1 vom 1. Januar d. J. den Text des Schreibens, welches die in Köln am 10. Dezember v. J. zur Konferenz versammelten Bischöfe unter dem 24. Dezember an Pius X. gerichtet haben. Es heißt darin: „Ursache und Grund, warum wir uns mitten im Winter und so bald zu einer Versammlung entschlossen haben, ist bekannt und braucht sich nicht anderswo abzuleiten, als von Deiner hochbedeutsamen Enzyklika, welche Du neulich über die modernistischen Irrtümer erlassen hast. Es war sicher ein schwieriges Werk, aber nach den Zeitbedürfnissen von höchstem Nutzen, ja von Notwendigkeit, die vielfachen und vielgestaltigen Irrtümer der Modernisten, welche teils offen ihr Unwesen treiben, teils heimlich umherschreiten, sowohl durch das Licht der natürlichen wie der übernatürlichen Erkenntnis aufzudecken und offensichtlich zu machen, ihren tieferen Ursprung zu erforschen und zu ergründen, auf ihre verderblichen und unheilvollen Wirkungen hinzuweisen und schließlich die Heilmittel zum Wohle der Völker zu finden und vorzuschlagen. Darum sagen wir Gott Lob, und Dir gebührt steter Dank, daß Du zugleich mit Autorität und mit Freimut des Geistes das Wort ergriffen hast, worin die christliche Wahrheit wie ein wohltuender Strahl der ganzen Erde geleuchtet hat, um die starke Finsternis der Irrtümer zu verscheuchen. Zur Beseitigung eines so großen Uebels hast Du mit dem Gewicht, das Deinen Worten innewohnt, die Unterstützung und die Hilfe der geistlichen Vorsteher auf dem ganzen Erdenkreise angerufen. Wir sind gern berit, Deine Gebote und Mahnungen getreulich und nach Kräften auszuführen und mit allem Eifer und aller Anstrengung zugleich mit Dir darauf hinzuarbeiten, daß alles Unkraut, das der Feind auf dem Acker des Herrn gesät hat, mit der Wurzel ausgerottet und vertilgt werde. Als Helferin stehe uns bei die heilige unbefleckte Jungfrau Maria und trete für uns ein mit ihrem göttlichen Sohne." Der Kern des Schreibens liegt wohl in den (von uns) gesperrten Worten; diese Fassung ist sehr klug das konnte in der Tat jeder unterschreiben.

Württemberg. Die Verletzung der akademischen Lehrfreiheit durch den Bischof Keppler in Rottenburg ist, wie wir der „Ref." entnehmen, durch das württembergische Staatsministerium abgewehrt worden. Der katholische Geschichtsprofessor Günter, Mitglied der philosophischen Fakultät, erhielt bekanntlich von dem Konviktsdirektor Dr. Reck in Tübingen die Mitteilung, daß der Bischof an der Vorlesung über mittelalterliche Heiligenlegenden Mißfallen empfinde, dabei ließ er die Aussicht auf Verbot des Besuchs für die katholischen Theologen durchblicken. Darauf stellte Günter sofort die Vorlesung ein. Das Kultusministerium hat nun sein Urteil für den Fall be-

kannt gegeben. Alle drei Beteiligten erhalten ihren Tadel: 1. Prof. Günter. Das Kultusministerium hat dem Professor Günter eröffnen lassen, es sei aufgefallen, daß er auf den ihm vom Bischof gegebenen Rat und auf die Drohung des Konviktsdirektors sofort auf die Abhaltung der Vorlesung verzichtet habe, obwohl er als Mitglied der philosophischen Fakultät hinsichtlich der Ausübung seiner Lehrtätigkeit vom Bischof unabhängig sei und im Hinblick auf den seitherigen Besuch der Vorlesung durch Nichtkonviktoren diese selbst dann hätte halten können, wenn den Zöglingen des Wilhelmsstiftes (Konvikts) ihr Besuch verboten worden wäre. Jedenfalls aber wäre Dr. Günter verpflichtet gewesen, von der Nichtabhaltung einer zuvor angekündigten Vorlesung der zuständigen amtlichen Stelle Anzeige zu erstatten. Dr. Günter habe durch sein nicht zu billigendes Verhalten den staatlichen Behörden von vornherein die Möglichkeit genommen, ihn gegen das von ihm selbst als Eingriff in seine Lehrtätigkeit empfundene Vorgehen der kirchlichen Behörden zu schützen. 2. Bischof Keppler. Hinsichtlich des von dem Bischof erteilten Rates (an Prof. Günter, von seiner Vorlesung abzustehen) hat das Ministerium zwar nicht verkannt, daß dem Bischof aus der ihm die Leitung der religiösen Erziehung der Konviktszöglinge übertragenden Bestimmung des Art. 11 des Gesetzes vom 30. Januar 1862 das Recht erwächst, darüber zu wachen, daß die religiöse Erziehung der Konviktszöglinge auch nicht durch die ihnen gebotenen wissenschaftlichen Vorträge gefährdet wird, und wenn sich Bedenken in dieser Richtung ergeben, die geeigneten Schritte zu deren Beseitigung zu tun. Dagegen kann nach Ansicht des Ministeriums hieraus nicht die bischöfliche Befugnis abgeleitet werden, zu dem gedachten Zweck gegenüber einem Universitätslehrer eine auf die Beeinflussung seiner Lehrtätigkeit abzielende Einwirkung auszuüben. Nach Art. 14 des Gesetzes vom 30. Januar 1862 kann gegen einen Lehrer der katholisch-theologischen Fakultät der Universität, dessen Lehrvorträge nach dem Urteil des Bischofs wider die Grundsätze der katholischen Kirchenlehre verstoßen, eine Verfügung nur von der Staatsregierung getroffen werden. Dieser Grundsatz muß um so mehr Anwendung finden, wenn es sich um einen der philosophischen Fakultät angehörigen Universitätslehrer handelt. Wenn jene Einwirkung, wie im vorliegenden Fall, auch nur in die Form eines Rates gekleidet ist, so liegt es doch bei der Stellung, welche der Bischof den Angehörigen seiner Diözese gegenüber einnimmt, nahe, daß sie als eine die wissenschaftliche Stellung des betreffenden Lehrers gefährdende Beschränkung der akademischen Lehrfreiheit aufgefaßt wird und als solche sich betätigt. Dem Bischof ist daher anheimgestellt worden, wenn sich in Zukunft bei den Lehrvorträgen eines mit Vorlesungen für Konviktszöglinge beauftragten Lehrers der Universität Bedenken wegen Gefährdung der religiösen Erziehung der Konviktszöglinge ergeben sollten, solche behufs der geeigneten Verfügung zur Kenntnis des Ministeriums zu bringen; beim Vorliegen begründeter Beschwerden werde für Abhilfe gesorgt werden. 3. Der Direktor des Konvikts, Dr. Reck. Ihm gegenüber wird kurz und bündig erklärt, daß er durch den dem Prof. Günter erteilten Rat, seine Vorlesung fallen zu lassen, seine Amtsbefugnisse überschritten habe. Einen solchen Schritt hätte nur die Konviktskommission, bestehend aus dem Konviktsdirektor und den ordentlichen Professoren der katholischen Theologie, unternehmen können.

Durch Erkenntnis vom 7. Januar hat das Bischöfliche Ordinariat in Würzburg den Benefiziaten Dr. Thaddäus Engert des crimen haeresis schuldig erkannt mit allen für den Verurteilten sich hieraus ergebenden Fol-

gen: Exkommunikation, Irregularität, Pfründeverlust. Wie bekannt, ist die Ketzerei in der Schrift „Die Urzeit der Bibel" gefunden worden; dazu wird noch zur begrifflichen Vollendung des Tatbestandes des „Verbrechens der Ketzerei" die "pertinacia", die Hartnäckigkeit des Widerstands erfordert, die man wohl in der Verweigerung des Widerrufs, sowie des Erscheinens vor dem Ordinariat gefunden hat.

Jüngst hat der Papst zwei französische Kardinäle ernannt, die ersten seit dem Trennungsgesetz, und zwar den Erzbischof von Reims und den Bischof von Marseille. Bei dieser Gelegenheit hat er sich stark gegen die Modernisten ausgelassen, denen er den Rat gegeben hat, doch lieber aus der Kirche auszutreten. — Im südlichen Frankreich haben die Bischöfe den offenen Kampf gegen das große radikale Blatt „Depeche de Toulouse" begonnen, indem sie ihren Gläubigen das Lesen dieses Blattes untersagt haben. Die Folgen dieses Verbots sind noch unbekannt.

Die katholische Kirche führt den Kampf gegen den Modernismus treu im Gefolge des Papstes. Nachdem eine „Das katholische Leben" betitelte Zeitschrift einen Artikel mit der Ueberschrift „Laßt uns nicht links gehen" veröffentlicht hatte, haben der Bischof von Rennes und derjenige von Laval ihren Diözesanen das Lesen und den katholischen Buchdruckern das Drucken dieser Zeitschrift verboten.

Andererseits hat der bekannte Jesuit Pater Conbé, nachdem die Kirche durch das Gesetz, das den Erben der Stifter die gerichtliche Rückforderung der staatlich beschlagnahmten Stiftungen für Seelenmessen verbietet, so offenbar vergewaltigt worden ist, in Cholet vor einer Versammlung gläubiger Bretonen eine Rede gehalten, in der er sagte: „Möchten doch die Katholikenführer endlich zu sprechen und zu handeln wagen, dann würden die Clemenceau und Briand bald auf ihren Uebermut und ihre Herausforderungen verzichten. Diese Lumpen scheinen nur groß, weil wir vor ihnen knien oder im Staube liegen. Die Menge ist der Männer überdrüssig, die ihr in einem akademischen Kelch das Schlaftränklein ihrer Aengstlichkeit und politisch-religiösen Neurasthenie kredenzen. Sie ist der Kundgebungen überdrüssig, die nur zu einer Weihkerzen-Erhebung führen. Sie möchte lieber Schild- und Schwert-Erhebungen sehen. Weihrauch ist gut, aber Pulver, dieser Schlachten-Weihrauch, wäre zehnmal besser. Friedlicher Widerstand ist Chineserei. Das ist der Widerstand derjenigen, die nicht widerstehen wollen. Gewaltsamer Widerstand gegen gewaltsame Bedrückung ist Naturrecht. Will die Regierung mehr als meinen Geldbeutel und mein Leben, will sie mir meinen Glauben nehmen, so schlage ich los. Ich grüße den Knüppel, er ist der jüngere Bruder der Vendeersense, mit der Ihre Väter Wunder der Tapferkeit vollbrachten. Es lebe der Knüppel! Man hat gesagt, die Geistlichen tragen den Affen auf dem Buckel! Gut, ich bin der Geistliche, der den Affen auf den Buckel genommen hat. Ich will Krieg nicht gegen das Ausland, sondern gegen den inneren Feind, die Freimaurer. Mein innigster Wunsch ist, alle Geistlichen Frankreichs, den Affen auf dem Buckel, die Klinge blank im heiligen Kreuzzug für Gott, Frankreich und Freiheit zu sehen."

In Algerien, wo von Neujahr ab die Trennung der Kirche vom Staat offiziell eingeführt werden sollte, ist noch kurz vor Jahresschluß eine Wendung zum bessern eingetreten. Am 30. Dezember v. J. erschien im Staatsanzeiger von Paris ein Dekret, durch welches für den protestantischen Kultus in Algerien pro 1908 dieselbe Summe in das Budget ein-

getragen wird, wie für 1907, nämlich 97,000 Frcs. für Gehälter und 1200 Frcs. für Reparaturen an kirchlichen Gebäuden. Diese Aenderung ist merkwürdigerweise einer gefahrdrohenden Gährung zuzuschreiben, welche die Kunde von dem Trennungsgesetz unter der arabischen Bevölkerung hervorgerufen hatte.

Die „Los von Rom"-Bewegung hat seit acht Jahren in Oesterreich folgendes äußere Resultat ergeben: 24 protestantische Gemeinden sind gegründet worden, 67 Kirchen und Kapellen wurden gebaut, das Evangelium wurde an 200 Ortschaften gepredigt. 38,031 Katholiken sind zum Protestantismus übergetreten, darunter ca. 1000 in Wien. 10,918 Römisch-Katholische sind alt-katholisch geworden. In Böhmen, Steiermark, Kärnten wurden 30 protestantische Gemeinden seit 1898 gegründet, 8 Kirchen vollendet, fünf sind im Bau begriffen, 5 weitere befinden sich im Stadium der Vorbereitung. — Die Mittel sind im Jahre 1906 größtenteils in Oesterreich aufgebracht worden. Die Protestanten dieses Landes steuerten 65,010 Kronen dazu bei, der protestantisch-kirchliche Hilfsverein der Schweiz ca. 30,000 Franken und der schweizerische Verein für dieses Werk in Oesterreich 36,510 Franken. Die Zahl der Schüler und Zöglinge an den protestantischen Schulen und Gymnasien des Landes hat sich seit 10 Jahren fast verdreifacht.

Allerlei.

Der dritte Band der von Kenyon und Bell herausgegebenen "**Greek Papyri in the British Museum**" bringt unter anderen eine Urkunde, die auf allgemeiners Interesse rechnen darf; vgl. Schürer in der „Theol. Literaturzeitung" 1907 No. 25. Sie enthält nämlich ein Schreiben des ägyptischen Statthalters vom Jahre 104 n. Chr., der anordnet, daß wegen der bevorstehenden Volkszählung (ἀπογραφή) alle, die sich außerhalb ihres Bezirks (νομος) aufhalten, nach Hause (εἰς τὰ ἑαυτῶν ἐφέστια) zurückkehren sollen, um die Angaben für die Volkszählung zu machen und zugleich ihr Land zu bestellen. Daß diese Angabe für die Geschichtlichkeit des Berichts Luk. 2 sehr wertvoll ist, liegt, ungeachtet des entgegengesetzten Urteils Schürers, auf der Hand.

Schleswig-Holstein. Die auf Beschluß der Gesamtsynode in allen Gemeinden verbreitete Synodalpredigt des Gen.-Sup. für Schleswig, Dr. Kaftan, ist unter dem Titel: „Von der Kirche" bei Julius Bergas in Schleswig erschienen. Sie trägt programmatischen Charakter und spricht in großzügiger Weise von dem Mangel der Kirche und dem, was ihren Mangel deckt. Der Mangel besteht nach Kaftan nicht sowohl in den theologischen Wirrnissen, oder in der Gleichgültigkeit vieler gegen die Kirche: „Ich kenne Gegenden unseres Landes, die keineswegs kirchlich sind, aber wenn im Ernst die Frage gestellt würde: Wollen wir nicht die Kirche abschaffen? Dann wäre die Antwort ein tausendstimmiges Nein!" Der Mangel ist vielmehr, daß der Einfluß der Kirche auf das Volksleben so sehr abgenommen hat. „Unserer Kirche fehlt die große durchschlagende Kraft." Nicht der Staat kann hier helfen, der höchstens ihre äußere Macht heben könnte, aber nicht ihre Kraft; auch nicht etwa eine gewaltsame Niederschlagung der modernen Richtungen tut es. Sondern Christus muß in der Kirche wieder lebendig werden. Ihm müssen sich Persönlichkeiten wieder hingeben, so wie es einst Paulus tat. Auf geheiligte, in der Kraft Christi stehende Personen kommt es an, die zwar vor Gott sich schwach und klein wissen, aber mit der Kraft Jesu Christi erfüllt hinaustreten und mit dieser Kraft auf das Leben unseres

Volkes einwirken. Hier steht auch die Verheißung: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Deutschland. Die Dezembernummer des dritten Jahrganges der Zeitschrift „Das evangelische Deutschland", Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen des Deutschen Protestantismus, gibt auf der letzten Seite folgende Anzeige: „Mit diesem Heft stellt das Evangelische Deutschland" sein Erscheinen ein. Der völlige Mißerfolg der kirchlichen Einigungsbestrebungen, so weit dieselben nicht von Kirchenregimentswegen vertreten werden, ist der Grund dafür. Jüterbog und Gütersloh. Der Herausgeber und Verleger."

Zurzeit bestehen in Württemberg drei Krematorien: in Heilbronn, Ulm und Stuttgart. In Stuttgart ist es von der Stadt auf dem Pragfriedhof, der Haupttotenstätte, errichtet worden, und die Stadt hat auch den Betrieb in der Hand. Die Einäscherung geschieht für die Bewohner Stuttgarts unentgeltlich. Ueberdies hat die Stadt die Einrichtung getroffen, daß die städtische Friedhofsverwaltung auf Wunsch Formulare für die zur Feuerbestattung erforderliche Willenserklärung liefert und diese nach Vollzug zur Aufbewahrung übernimmt, so daß im Todesfalle die Hinterbliebenen jeglicher Förmlichkeit enthoben sind. In der Sitzung der bürgerlichen Kollegien vom 19. Dezember wurde ein Kredit von 14,000 Mk. für die Anschaffung eines neuen Verbrennungsofens gefordert, da der jetzige bei den starken Anforderungen sich nicht ganz bewährt hat. Hierbei wurde mitgeteilt, daß schon jetzt nicht weniger als 300 Anmeldungen für die Einäscherung vorliegen, nachdem das städtische Krematorium erst seit 1. April 1907 im Betrieb ist. Bisher sind 200 Leichenverbrennungen erfolgt. Die geforderte Summe wurde bewilligt. Ein dem Zentrum angehöriges Bürgerausschußmitglied wandte ein, die kostenlose Einäscherung sei eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die sich begraben lassen (Begräbniskosten). Dem wurde entgegengehalten, daß die finanziellen Vorteile, die der Stadt aus der Ersparung an Begräbnisplätzen erwachsen, erheblich größer seien als die Kosten der unentgeltlichen Einäscherung. Uebrigens werden, wenn auch die Einäscherung unentgeltlich geschieht, für die Aufstellung der Aschenurnen im Kolumbarium ziemlich hohe Gebühren erhoben; allein niemand ist gehalten, die Asche dort aufbewahren zu lassen.

Ein Krematorium soll nach Beschluß der städtischen Kollegien in Nürnberg errichtet werden. Der Beschluß ist insofern von Interesse, als nach der regierungsseits festgehaltenen Interpretation der einschlägigen Gesetzesbestimmungen die Errichtung bzw. der Betrieb eines Verbrennungsofens nicht tunlich ist. Es steht wohl in einiger Zeit ein Konflikt zwischen Staat und Stadt in Aussicht, wenn nicht bis dahin gesetzgeberische Aenderungen vor sich gegangen sind.

Schweiz. Die Freidenker sind besonders in der französischen Schweiz sehr rührig und fangen nun an ihre Grundsätze zu verbreiten durch Sonntagschulen, in denen sie die Kinder die soziale Moral lehren. In Genf sind 70, in La Chaux de Fonds 60, in Locle 20, in Lausanne 30 Kinder für diese Schulen eingeschrieben. — Im Kanton Bern herrscht großer Mangel an Predigtamtskandidaten. Während man deren sieben jährlich braucht, um die Lücken auszufüllen, steht für dieses Jahr keine Ordination in Aussicht und werden im Frühjahr wahrscheinlich nur zwei Studenten in die theologische Fakultät eintreten. — In der Stadt Basel wurden gegen Ende vorigen

Jahres zahlreiche Versammlungen über die Frage der Trennung von Kirche und Staat abgehalten und viele Stimmen laut, die sich zugunsten der Trennung aussprachen.

Für die französisch-lutherische Kirche ist soeben in Paris ein neues Gesangbuch erschienen, das, was Text und Melodien betrifft, einen bedeutenden Fortschritt gegen das bisherige bedeutet. Nur 120 Nummern des alten Gesangbuches sind beibehalten, das Ganze enthält 259 Nummern auf 552 Seiten in = 16. Diese große Seitenzahl kommt daher, daß beinahe jeder Nummer die Melodie und zwar vierstimmig beigegeben ist. Viele der alten reformierten Psalmgesänge, die auch bei den Reformierten nachgerade nicht mehr sehr beliebt sind, wurden entfernt und durch gute, im ursprünglichen Rhythmus wiedergegebene Choräle, worunter auch manche deutsche, ersetzt. Auch der liturgische Gesang ist vertreten durch vier Serien für Sonn- und Festtage und einen liturgischen Gottesdienst für die Feier des heil. Abendmahls und einen besonderen für Beerdigungen.

Um ihren Einfluß auf die Kreise der Gebildeten auszuüben, hat die Pariser theologische Fakultät bereits im vorigen Jahre der protestantischen Jugend beider Geschlechter einen höheren Religionsunterricht geboten, und dieses Jahr hält sie öffentliche unentgeltliche Vorlesungen über Fragen wie: „Der Konflikt des modernen Gewissens mit der Religion", „Das soziale Christentum", die großen Anklang finden.

Früchte der konfessions- resp. religionslosen Schule in Frankreich.

Bei Gelegenheit der Errichtung eines Denkmals für Jules Ferry, den früheren Minister, den man den Begründer der konfessionslosen Volksschule nennen kann, hat das „Témoignage" über die von ihm erreichten Resultate eine Bilanz aufgestellt, der wir folgendes entnehmen: Jules Ferry hat eine starke Regierung begründen wollen und heute herrscht die Zersplitterung. Indem er die Schule von der Kirche trennte, hoffte er, daß die Schule eine Bildungsstätte würde, wo die französische Jugend Toleranz, Patriotismus, Bürgerpflicht und Sittlichkeit lernte. Tatsächlich stehen jetzt die Schulen unter der Leitung eines Häufleins sehr wenig fortschrittlicher, sehr intoleranter und nicht sehr gelehrter Männer, die sich kaum von den Obskuranten der früheren Zeiten unterscheiden. Der obligatorische Unterricht steht auf dem Papier, aber in Stadt und Land gehen eine Menge Kinder sehr unregelmäßig zur Schule und die Polizei drückt ein Auge zu. In der Lehrerwelt herrscht Favoritismus, Strebertum und Unzufriedenheit; man hat den Lehrern herrliche Versprechungen gemacht und nicht gehalten, daher die Lehrersyndikate. Die Lehrer fühlen sich der Aufgabe nicht gewachsen, die Folgen des Alkoholismus und der Unzucht der Eltern und ihrer Umgebung zu bekämpfen. Familie, Kirche und Schule arbeiten nicht mehr zusammen. Viele gewissenhafte und wohlgesinnte Lehrer schauen mit Bangen in die Zukunft. Die schulentlassene Jugend, Knaben wie Mädchen, entgeht jedem sittlichen Einfluß. Die ungeheure Majorität der vor Gericht Geladenen besteht aus jungen Leuten von 16—25 Jahren. Die konfessionslose Schule zieht freilich das Laster nicht groß, aber sie kann die Tugend nicht pflanzen; man hat zu viel von ihr verlangt. Anstatt einige widerstrebende Lehrer zu strafen, sollte die unverschämte Gesellschaft verjagt werden, die die konfessionslose Schule teils als Kampfesmittel, teils als auszubeutendes Pachtgut mißbraucht. Die Dressur der Kongregationalisten durch die Dressur der Materialisten ersetzen, bedeutet keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt. (A. E. L. K.)

Literatur.

Im eigenen Verlag erschien kürzlich: Vorbereitungskursus für Sontagschullehrer. I. Band. Mit weißem Papier durchschossen für Notizen. Die weißen Blätter haben die fortlaufende Seitenzahl der gedruckten. Das ganze zeigt 96 Seitenzahlen; kartonniert 15 Cts. Das Büchlein gibt Information über: 1) die Sonntagschule, 5 Lektionen; 2) den Sonntagschullehrer, 5 Lektionen; 3) den Sonnntagschüler, 3 Lektionen. Ein Anhang gibt in 5 Lektionen, A—E, noch allerlei nützliche Anweisungen. Sonntagschullehrer, die mit Ernst, Fleiß und Treue sich dem Beruf hingeben wollen, sollten dieses Buch haben und gründlich studieren. Da die Lehrer ihre Arbeit umsonst tun, so sollten die Gemeinden oder die Sonntagschulen es auf ihre Kosten anschaffen und den Lehrern dringend zur Benützung empfehlen.

Von Herrn Prof. E. F. Ströter, Berea, O., kam uns zu: Die Nachtgesichte des Propheten Sacharja. 64 Seiten. Preis: 20 Cts. Verfasser ist auch Herausgeber der Zeitschrift: „Das prophetische Wort", einer Monatsschrift, die zum Preise von $1 von Prof. J. L. Nülsen in Berea, O., zu beziehen ist.

Die vorstehend angezeigte Schrift gibt eine ganz kurze Erklärung der ersten sechs Kapitel des Propheten Sacharja. Verfasser vertritt diejenige Auslegung der Prophetie, wonach jetzt zunächst noch die Zeit der Heiden, die die Israeliten zertreten, vorhanden ist. In dieser Zeit beruft Gott aus den Völkern sich seine Auserwählten. Bereits fängt es an, in Israel sich zu regen. Israel soll in sein Land wieder versammelt, zum Herrn bekehrt, gereinigt werden von seiner Sünde, tüchtig gemacht zu seinem Weltberuf, als Prophet und Priester für die Völkerwelt zu dienen. Der fluchwürdige Handelsgeist soll aus Israel hinweggeführt werden ins Land Sinear (Kap. 5, 11). Dort im Euphratlande wird nochmals ein Handelsemporium erblühen, wo sich die Bosheit konzentrieren mag. — Letzteren Gedanken hat auch Vetter in seinem Buch „Naturstudium und Christentum" entwickelt. Die Zeichen der Zeit deuten jetzt schon darauf hin, daß dergleichen Ereignisse vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft eintreten werden. — Die Deutungen, welche Prof. Ströter den Nachtgesichten gibt, gehen alle in der hier angedeuteten Richtung. Das Königreich Gottes auf Erden soll nach Sammlung des alten Israels in seinem Lande aufgerichtet werden, und dann bricht erst die eigentliche Missionszeit für die Völker der Erde an.

Im Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, erschien:

Unter den Mormonen in Utah von G. A. Zimmer, Pastor in Bellefontaine, St. Louis Co., Mo. Preis broch. Mk. 1.50; geb. Mk. 2. Das Buch hat im Titel noch folgende Zusätze: Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen evangelischen Missionsarbeit. Ein Beitrag zur neueren Missionsgeschichte. Mit acht (sehr feinen, auf Glanzpapier ausgeführten) Illustrationen. Auf ca. 130 Seiten stellt Verfasser in drei Hauptabschnitten seinen Gegenstand dar: I. Vom Mormonismus im allgemeinen. II. Die evangelische Mission in Utah. III. Die Missionstätigkeit der Deutschen Evangelischen Synode in Utah. Verfasser ist selbst Glied der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika und hat als erster ständiger Missionar unserer Synode etliche Jahre in Salt Lake City und Ogden gearbeitet. Was er berichtet, beruht also auf eigener Erfahrung und Anschauung. Das Buch gibt

keine vollständige Darstellung weder der Geschichte noch der Lehre des Mormonismus. In dieser Beziehung verweisen wir auf das gleich nachher zu nennende Buch. Dagegen bietet das Buch von Past. Zimmer eine sehr malerische und treffliche Darstellung von dem dämonischen Zauber, den diese Teufelsreligion ausübt auf die Seelen, die in den Netzen der Sendboden dieser schändlichen Betrüger gefangen werden. Wer den Mormonismus in seiner jetzigen Gestalt und Macht kennen lernen will, und wer einen Begriff bekommen will von den Satansstricken, womit die dem Mormonismus verfallenen Seelen geknebelt werden, der lese dieses ergreifende Buch. Es wirkt wahrhaft erschütternd zu lesen, wie die in gutem Glauben eingewanderten einfältigen Christen aus Deutschland und der Schweiz in den Klauen dieser Teufel in Menschengestalt, der mormonischen Hierarchen, an Leib und Seele zu Grund gerichtet werden. Wie unendlich schwer ist es da, Mission zu treiben in einem Lande, wo der eine Teil, die verführten Mormonen, in den Klauen einer despotischen Hierarchie schmachtet, der andere Teil, die Nichtmormonen, meist sittlich und religiös verkommene Menschen sind, die allen Glauben über Bord geworfen haben und es sich in Fleisches- und Sinnenlust wohl sein lassen. Wahrlich, der Mormonismus ist schlimmer, als urwüchsiges Heidentum: Hier ist gewollter Abfall, Bosheit, Lüge und Unsittlichkeit, und — als göttliche Strafe — die Verstrickung in Netze der Sünde, die fast unzerreißbar sind. Kein Pastor unserer Synode sollte versäumen, das Buch nicht nur selbst zu lesen, sondern es auch zur Warnung möglichst unter das Volk zu bringen.

Im Anschluß hieran sei nochmals* erinnert an ein Heft: Der Mormonismus, populär und geschichtlich dargestellt von Prof. E. Weiffenbach. Erschienen im Verlag von Jennings & Graham, Cincinnati. Preis: 10 Cts. portofrei.

Diese Schrift stellt auf 72 Seiten mehr die blutbefleckte Greuelgeschichte dieser Satansreligion dar und geht etwas genauer auf die Lehren derselben ein. Sein ungemein billiger Preis macht es auch für Massenverbreitung im Volk sehr geeignet. Man wundere sich nicht, wenn wir unbedenklich den Mormonismus als Teufelsreligion bezeichnen: Alle erdenklichen Sündengreuel werden da nicht nur geübt, sondern sanktioniert, laut angeblich göttlicher, in Wahrheit satanischer Eingebung. Ein Kreuzzug gegen diese Mord- und Lügenbande, die die Menschen geistlich, seelisch und leiblich zu Grunde richten, ist heilige Christenpflicht für alle gläubigen Kinder Gottes.

Kurz vor Absendung des Manuskripts in die Druckerei kamen an:

„Ein Blick in die Tiefe der Liebe Gottes." Von C. Skovgaard-Petersen. Deutsch von H. Gottsched. Mk. 1; geb. Mk.1.50.

Inhalt: Die Leiden der Liebe Gottes vor Christo. — Das Leiden Christi vor der Leidensgeschichte. — Die Leiden Christi in der „Leidensgeschichte." — Die Gemeinschaft der Leiden Christi.

Von dem beliebten dänischen Schriftsteller Pfarrer Skovgaard-Petersen liegt in guter deutscher Uebersetzung wieder eine neue Schrift vor. Mit der ganzen Wärme seines Herzens läßt er uns darin einen Blick tun in die Tiefe der Liebe Gottes. Auf das Büchlein mit seinen klaren und lichten Gedanken, die in die Tiefe gehen, ab und zu sinnvoll durch Bilder aus der Na-

*) Vergl. Märzheft 1908, Seite 158.

tur und dem Leben illustriert, seien alle Freunde des Verfassers, aber auch alle die, welche ihn noch nicht kennen, empfehlend hingewiesen.

Für gottliebende Seelen eine rechte Seelenspeise. Für Vorbereitung auf die Passionsandachten ganz besonders empfehlenswert.

„Der moderne Mensch und die Kirche." Von Dr. Erich Schaeder, Prof. der Theologie in Kiel. Vorlesungen. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. XI. Jahrg. 1907. Heft 6.) Preis: Mk. 1.20.

Inhalt: I. Was scheidet den modernen Menschen von der Kirche?

II. Was macht dem modernen Menschen die Kirche zum Bedürfnis?

Pastor Bunke urteilt von dem Buch wie folgt:

Vom modernen Menschen haben wir in der letzten Zeit viel gehört, manchem dünkt es zu viel. Aber da wir heute leben, müssen wir auch den Menschen von heute verstehen. die moderne positive Theologie hatte sich besonders zum Zweck gesetzt, dem modernen Menschen zu dienen. Sie ist dadurch zuweilen in den Verdacht gekommen, als wollte sie damit den Wünschen, Stimmungen, Anschauungen des alten Menschen nachgeben, also dem Evangelium etwas vergeben. Dann würde sie den Namen positiv nicht mehr verdienen. Sie hat aber dadurch nicht leugnen wollen, daß im modernen Menschen nicht nur Züge sind, die dem Evangelium entgegenkommen, sondern auch solche, die ihm zuwider sind. Auf diese Seite der Sache legt nun in der vorliegenden Schrift, die aus Vorlesungen entstanden ist, Prof. Schaeder den Nachdruck. Er zeigt eingehend, wie viel und wie vielerlei am modernen Menschen dem Evangelium zuwider ist. Seine Sucht nach sinnlichem und geistigem Weltgenuß trennt ihn von der Kirche. Sein Weltbild, sein Jesusbild, und in beidem sein Gottesbild ist dem der Kirche entgegengesetzt. Aber um so mehr bedarf er der Kirche und ihres Zeugnisses, das aus der Ewigkeit, aus Gottes Offenbarung stammt. Die Vorlesungen haben mich außerordentlich gefesselt und mir einen starken Eindruck von dem weiten und freien Blick, wie von der entschiedenen Glaubensstellung des Verfassers gemacht. Ich bin überzeugt, daß es auch andern so gehen wird, wie mir, und mache auf die Schrift besonders aufmerksam. Bunke.

„Das heilige Land" im Spiegel der Weltgeschichte. Von A. Lüttke. Mit zwölf Illustrationen und drei Karten. 568 Seiten. Preis: Mk. 6; geb. Mk. 7.

Der Gedanke, das heilige Land in seinen tausend Beziehungen zur Welt- und Geistesgeschichte der Menschheit, vom grauen Altertum bis zur Gegenwart zu schildern, ist in dem Buche glücklich und entsprechend ausgeführt worden. Verfasser hat die neuestens reichlich fließenden Quellen der Denkmälerwelt gut benutzt. Der biblischen Historie steht er gläubig, aber durchaus nicht unkritisch gegenüber. Das schön und klar geschriebene, überaus lehrreiche Buch kann Bibellesern und Freunden Palästinas warm empfohlen werden. — Ein Bild von dem reichen Inhalt des Buches bietet der vom Verlag gratis zu beziehende Prospekt mit Inhaltsverzeichnis.

Das Buch ist hochinteressant zu lesen. Da wird die geographische und ethnographische Beschreibung der alten Kulturländer der Bibel schönstens mit einander verbunden. Der alte Grundstock der Kultur, Babel und die umliegenden Länder, dann Kanaan in vorisraelitischer Zeit, Abrahams Geschichte, Aegypten, wie es war vor Joseph, die Einschleppung Josephs als armseliger Sklave, sein Verkauf an den vornehmen Aegypter, seine Erhö-

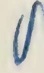
hung; die Zeit zwischen Joseph und Mosis; die Geschichte Mosis, der Auszug; Wanderung in der Wüste u. s. w. . . . Das alles wird so plastisch beschrieben, daß man mit neuem Verständnis diese altbekannten Geschichten liest. Und so führt der Verfasser in 43 Abschnitten uns durch die ganze Geschichte der biblischen Länder und Völker bis in die Gegenwart. — Wer eine Reise durch jene alten Länder machen wollte, hat in diesem Buch einen „Reisebädecker", der ihm als kundiger Führer durch Raum und Zeit, durch Land und Volksgeschichte dienen kann. Und wem die Mittel solche Reise in Person nicht gestatten, der wird gerne im Geist eine solche Reise machen an der Hand dieses Führers. Er findet hier so viele einzelne Data aus der Topographie und Geschichte zusammengestellt, wie man sie sonst nur mühsam in lexikographischen und Geschichtswerken aller Art zusammensuchen kann.

„Die Lehre vom heiligen Geist." Von Noesgen. (Vgl. Januarheft 1908, Seite 76.) Buch vom Verlag von Trowitzsch & Sohn.

Verfasser ist der Meinung, daß die Lehre vom Heiligen Geist bisher in der dogmatischen Bearbeitung zu kurz gekommen sei und seine Arbeit daher einem Bedürfnisse begegne. Mit Schärfe und Genauigkeit sucht er den wohl nirgends bestrittenen aber vielleicht nicht überall mit gleicher Behutsamkeit beachteten Satz durchzuführen, daß der Heilige Geist Person ist und persönlich wirkt. Anzuerkennen ist ferner, daß er seine Darstellungen streng an die Schrift anschließt, alles aus der Schrift zu begründen sucht, wobei es freilich geschieht, daß er bei Stellen streitiger Auslegung seine eigene Auffassung ohne weiteres als bewiesen annimmt und für seine Beweisführung verwertet, so wenn er z. B. Tit. 3, 5 ohne weiteres auf das Sakrament der Taufe bezieht, und Hebr. 12, 17 Esau mit Tränen, aber vergeblich nach Buße verlangen läßt.

Vorangestellt werden grundlegende Untersuchungen darüber, was unter Geist überhaupt zu verstehen und verstanden worden ist, wobei der Vorzug der biblischen, auch schon der alttestamentlichen, Auffassung vor der antik-philosophischen ans Licht gestellt wird, die sich von einer materialistischen Färbung des Begriffes nie völlig frei macht. Sodann folgt weiterführend die Beantwortung der Fragen: Wie modifiziert sich der Allgemeinbegriff des Geistes auf Gott angewendet, wie haben wir Gott als Geist zu denken, und wie unterscheidet sich Gottes Wesen als Vater und als Sohn von seinem Geistsein? Nach diesen grundlegenden und selbstverständlich nicht leichte Lektüre bildenden Untersuchungen sucht nun der Verfasser nachzuweisen, daß die schriftmäßige Auffassung vom Wesen und Wirken des Heiligen Geistes ebensowohl in der altreformatorischen Lehrentwicklung mehr vorausgesetzt als eindringend neu erfaßt und consequent innegehalten sei, als auch meist bei den theologischen Richtungen der Neuzeit nicht zu ihrem Rechte komme, indem die einen den Gemeingeist der Kirche, andere das historische Fortwirken Christi, andere, die im Menschenherzen sich regenden Kräfte als die heilszueignende Macht in den Vordergrund stellen, wobei die frei persönlich wirkende Macht des Gottesgeistes übersehen wird. E. O.

Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen:



„Die Eigenart der amerikanischen Predigt." Von Hans Haupt, North Tonawanda, N. Y. In Studien zur praktischen Theologie. 1. Band, Heft 3.

Ueber den Plan dieser interessanten Studie äußert sich der Verfasser

folgendermaßen: „Unsere Untersuchung soll sich allein auf die heutige Predigtweise beschränken, diese aber soll nicht so charakterisiert werden, wie sie bei einigen hervorragenden Predigern erscheint, sondern es soll der Versuch gemacht werden, sie im allgemeinen, wie sie etwa der bessere Durchschnittsprediger zeigt, zu beschreiben." — Das, was die amerikanische Predigt von der deutschen unterscheidet, ihr speziell amerikanisches Gepräge, wird in drei Abschnitten charakterisiert:

I. Die Predigt, beeinflußt durch den Wegfall des Kirchenjahres. — Hier werden sowohl Vorteile, wie Mängel dieser, durch den Wegfall bestimmter Feiertage und Perikopen bedingten, Eigenart sorgfältig abgewogen, und Licht- sowie Schattenseiten vortrefflich charakterisiert.

II. Die Predigt, bestimmt durch den Charakter des amerikanischen Volkes. — Dieser zweite Teil ist womöglich noch interessanter, als der erste. In kurzen und trefflichen Zügen orientiert uns hier der Verfasser über die Eigenart des amerikanischen Volkes, das von dem Bewußtsein durchdrungen ist: wir leben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten; darum aber sind wir noch nicht am Ziel, weder auf sozialem, noch industriellem, ebenso wenig aber auf dem religiösen Gebiet. Auch hier suchen wir erst den Vollbesitz der Wahrheit, aber aufrichtiges Ringen und Forschen führt uns diesem Ziel immer näher! — Was über den edlen religiösen Patriotismus gesagt ist, der schon in den amerikanischen Schulen gepflegt wird, könnte nicht besser und treffender gesagt werden.

III. Die Predigt, bestimmt durch die Individualität einer bestimmten Kirche und eines bestimmten Predigers. — Ueber den Grundgedanken dieser Charakteristik äußert sich der Verfasser: „Es ist sicher, daß die Individualität des Predigers heute stärker in den Vordergrund tritt, als der Einfluß, den seine Kirche auf die Gestaltung seiner Predigt ausübt." Von einer konfessionellen Beeinflußung des Predigers kann kaum geredet werden. Das Ziel seiner Predigt steht über den Kirchen, es ist die Heranbildung christlicher Persönlichkeiten, denen noch heute ein Leben ohne Verkehr mit Gott unerträglich wäre. „Die Predigt arbeitet an der sittlichen Hebung der Menschen, wie sie nur im Blick auf Gott zu erreichen ist." Jesus ist die Zentralfigur der Predigt. Nach ihrer sittlichen Hoheit und Vollkommenheit wird sie charakterisiert, oft in überaus edler Sprache, die, weil getragen von echter Begeisterung für Jesu Größe, notwendig ergreifend wirken muß. „Es geht durch die ganze neuere Predigtliteratur eine Bewegung zu Christo hin." —

Ueberaus klar und orientierend ist die fernere Charakteristik, welche zeigt, was der amerikanischen Predigt ihre unwiderstehliche Anziehungskraft verleiht. — Das Schriftchen ist überaus reich an Belehrung über den behandelten Gegenstand. Jeder, der Interesse hat für die Eigenart der amerikanischen Nation, unter der wir Deutsch-Amerikaner leben, kann sich über solche Kundgebung aus unserer Mitte, wo man oft leider nur allzu blind ist gegenüber den Lichtseiten des Amerikanertums, wie sie hier gerade an einem Herzpunkt des amerikanischen Volkslebens aufgezeigt werden, nur von Herzen freuen. — Gewiß, die amerikanische Predigt hat, eben um ihrer Eigenart willen, auch ihre eigenartigen Vorzüge gegenüber der deutschen Predigtweise. Ist letztere gebunden an das Kirchenjahr mit seinen Perikopen, und an die strengere, viel bestimmter ausgeprägte Dogmatik der Kirchengemeinschaft,

welcher der Prediger angehört, so kennzeichnet sich die amerikanische Predigtweise durch ihre fast schrankenlos weite Grundlage, auf der sie sich auferbaut. Der Hauptgesichtspunkt, dem alles andere untergeordnet wird, ist hier das religiös-praktische Bedürfnis; aber trotzdem verliert die Predigt nie das große Endziel aus den Augen: die Menschen zu Christo zu führen.

Mag man am Ende der deutschen oder der amerikanischen Predigtweise die Palme zuerkennen, immer wird der Grundsatz feststehen: „daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet, und recht tut, der ist ihm angenehm" (Act. 10, 34. 35). Das gilt sowohl dem Deutschen, mit seiner mehr ernsten, kontemplativen Natur, und darum mehr bedächtigen und dogmatisch ausgeprägten Frömmigkeit; wie auch dem Amerikaner, mit seiner mehr kindlich heiteren und hoffnungsvollen Lebensauffassung, die ihren adäquaten Ausdruck findet in seiner freien, frohen, aber nicht minder ernsten und vertrauensvollen Religionsübung. — Hier liegen die tiefsten Wurzeln, welche die Eigenart einerseits der deutschen, wie andererseits der amerikanischen Predigtweise bedingen. G. Brändli.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Die Schule und das Leben. Von Georg Kerner. — Fließendes Wasser. Roman von Bernhardine Schulz-Smidt (Fortsetzung). — Der preußische Soldat — der deutsche Soldat! Eine volkswirtschaftliche Betrachtung. Von Dr. P. K. — Von Gottes Gnaden. Von Ottokar Stauf v. d. March (Wien). — Aus der deutschen Bodenreformbewegung. Von Adolf Damaschke. — Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Von Otto Siebert. — Nachtmission. — Was das Volk liest. — Katholisches. Von Dr. Josef Müller. — Die Vorzüge und Mängel der Motorluftschiffahrt. Von Regierungsrat Rudolf Martin. — Ein Unmoderner über die moderne Bewegung. Von W. H. in A. — Zu dem Artikel „Zum Moltke-Harden-Prozeß." Von einer Preußin. — Türmers Tagebuch: Hardens Presse. Vanitas! Blutige Saat. — Robert v. Hornsteins Lebensweise und denkwürdige Begegnungen. Von Dr. Karl Storck. — Weimars neues Hoftheater. Von F. Lienhard. — Pessimismus und Humor. Zum Tode von Wilhelm Busch. Von Karl Storck. — Literatur-Schacher. — Dekorative Variationen (Fortuny-Schleier; Florence Jessie Hoesels Nadelkünste; Krefelder Seidenstoffe). Von Felix Poppenberg. — Richard Wagner in der Karikatur. Von Karl Storck. — Wagnerbilder. Von K. St. — Nach fünfundzwanzig Jahren. An Wagners Todestage. Von K. Storck. — Wagner in seinen Briefen. Von K. St. — Neue Wagner-Literatur. Von Erich Kloss. — Kunstbeilagen: Hermann Hendrich: Die traurige Weise. Parsifal bringt den heiligen Speer zur Gralsburg. Die schlafende Brünnhilde. Der fliegende Holländer. G. Barlösius: Prügelszene aus den „Meistersingern." Hugo L. Braune: Walküren. Franz Staffen: Grunemanz schreitet mit Parsifal zur Gralsburg. Isoldes Liebestod. Wilhelm Weimar: Rheingold. — Notenbeilage: Trauermarsch beim Tode Siegfrieds. Aus dem Musikdrama „Götterdämmerung" von Richard Wagner. Eingerichtet von A. Heintz.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. St. Louis, Mo. Juli 1908.

Durch Sterben zum Wirken.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." Joh. 12, 24.

Viele Frucht! Wer unter uns hätte nicht das Verlangen, viele Frucht zu bringen? Dieser Tatendrang darf uns niemals verlassen, denn ein Menschenleben ganz ohne Frucht und vollends eine Theologie ohne Frucht, das ist ein Widerspruch in sich, Salz, das nicht salzt. Ein Christ, ein Theologe, ein Pastor ist entweder der allerüberflüssigste oder der allerunentbehrlichste von allen Menschen. Und das entscheidet sich danach, ob er Frucht bringt oder nicht.

Was ist denn das: Frucht? Unser Leben kann sehr geschäftig sein, wir mögen viel gemacht, eingerichtet, gestiftet, geredet, vielleicht auch geschrieben haben, das alles ist noch keine Frucht. Früchte sind nichts Geringeres als Menschen, denen wir geholfen haben, etwas zu werden, die wir dankbar gemacht haben, und zwar nicht nur uns dankbar, sondern Gott, unserm Vater, dankbar. Zu etwas Geringerem sind wir nicht da als dazu, Menschen dankbar zu machen. Jeder Mensch, der um unsertwillen unsern Vater im Himmel preist, ist eine Frucht.

Frucht bringt man nicht für sich selbst, sondern für Gott. Als unser Herr gestorben war, da hatte er nichts organisiert, nichts gestiftet, nichts geschrieben. Er hinterließ nichts als einige Menschen, deren Lebenslauf er nach oben gewendet hatte, aber darum stand er mit unaussprechlicher Dankbarkeit vor dem Vater, der ihm sein Werk hatte gelingen lassen und ihm Frucht gegeben hatte. Als der erste große Heidenmissionar starb, da hinterließ er nicht mehr als an vielen Orten Menschen, die den Namen des Herrn anriefen, deren Lebenslauf er aus der Finsternis in das wunderbare Licht gelenkt hatte, und das war reiche Frucht. Wenn Eltern nichts weiter hinterlassen als Kinder, die nicht nur nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, sondern die,

was sie auch treiben, damit nicht sich selbst dienen, sondern Gott, so hat ihr Leben reiche Frucht gebracht.

Wie kommt man zur Fruchtbarkeit? — Das sagen uns Jesu Worte. Er verbindet miteinander Sterben und Wirken. Das ist die Regel, die sein Lebenslauf regiert. Und darum regiert sie auch unsern. Durch Sterben zum Wirken — das ist darum auch die Regel, die die Kirche regiert. . . . . Das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen muß sterben. Auch dieses kann sich in die verschiedensten Formen verkleiden. Wir können uns verlassen auf unsere Begabung, oder auf unsere Orthodoxie, auf unser Luthertum oder auf unseren Pietismus, oder auf unsere moderne Theologie, oder auf unsere Bekehrungs- oder Erweckungsmethode. Das ist alles dasselbe. Wir vertrauen auf uns selbst. Wir müssen aber lernen, auf Gott vertrauen, damit die überschwengliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns. Und was folgt dann? Eine arme Ernte, ein kleines Häuflein, ein paar Seelen, die gewonnen werden? O nein! Es geht auch hier nach der Regel, die sich an Jesus erfüllt hat. Ihm werden sich alle Kniee beugen. . . . .

(Aus: „Im Dienste Gottes." Von Prof. D. W. Lütgert, Halle.)

Von der römischen Messe.

Von Past. E. Otto.

(Schluß.)

Einen bedeutenden Einfluß auf die Auffassung des heiligen Mahles hat natürlich die allmähliche Veränderung des Naturbodens der Kirche, des Volkstums, ihre Verpflanzung vom Boden der gebildeten Griechen- und Römerwelt auf den des überwiegend barbarischen Germanentums hervorbringen müssen. Die wunderbare Mitteilung von Fleisch und Blut eines göttlichen, weltbeherrschenden Heilandes mußte sich dem Volksverstande am ehesten in der Form einer geheimnisvollen, mit den Elementen vorgehenden Verwandlung veranschaulichen. Zugleich ist zu berücksichtigen, daß für die neubekehrten Völker die Beteiligung am heiligen Mahle zunächst kaum aus einem inneren Bedürfnis hervorging, sie mußten zu derselbigen gesetzlich durch die kirchliche Zucht herangezogen werden. Es lag in der Natur der Sache, daß die Kirche in ihren vollziehenden Organen den eigentlich wunderwirkenden Akt selber übernahm, während die Teilnahme einer genießenden Gemeinde mehr und mehr entbehrlich erschien. So vollzog sich allmählich und ungefähr gleichzeitig die begriffliche Trennung von sacramentum und sacrificium als den beiden Seiten ein und derselben Sache, und zugleich die Aufnahme der volkstümlichen Vorstellung von einer wunderbaren Verwandlung der Elemente in die eigentliche Kirchenlehre. Das Vorhandensein dieses Glaubens in seiner volkstümlichen Gestalt, sagt Hase in seiner protestantischen Polemik, findet sich zuerst bezeugt in einer Erzählung aus dem Leben Gregors des Großen. Er reicht einer Frau das ge-

weihte Brot mit der feierlichen Spendeformel: Der Leib unseres Herrn Jesu bewahre deine Seele. Da lacht sie; er zieht die Hand sogleich zurück und fragt sie nach Schluß der Messe, warum sie gelacht habe. Die Frau antwortet, sie müsse doch am besten wissen, daß dies Brot nicht der Leib Christi sei, da sie es selber gebacken habe. Da legt der Bischof das ihr bestimmte Teil unter die Altardecke und ermahnt das Volk zum Gebet, daß er den Glauben des Weibes stärke, ihr in sichtbarer Gestalt zeige, was sie mit dem Auge des Glaubens nicht zu sehen vermöge. Darauf hebt er die Altardecke auf, und an Stelle des Brotes liegt ein blutiger Finger; er bedeckt ihn wieder, betet abermals, und als er die Decke wieder aufhebt, liegt das Brot wieder darunter. Gregor selbst hat diese Geschichte nicht berichtet, erzählt aber Anekdoten ähnlichen Stiles nach andern Gewährsleuten. Da er selbst von dem Erlebnisse schweigt, das so ganz seinem Gesichtskreise entsprochen hätte, wird es wohl Legende sein, die doch das Vorhandensein eines solchen Volksglaubens zu seiner Zeit und später bezeugt. Legenden ähnlicher Art finden sich zahlreich, und Paschasius Radbert, der im neunten Jahrhundert in besonderer Schrift die noch schwankenden Vorstellungen der Kirche in lehrhafter Form zu dem Gedanken zusammenfaßte, daß die Substanz des Brotes und Weines durch die Schöpfermacht Gottes in den von der Jungfrau geborenen Leib verwandelt werde, kann sich auf die Erfahrungen der Gläubigen berufen: „Niemand, der die Lebensgeschichten der Heiligen liest, kann in Abrede stellen, daß diese geheimnisvollen höheren Wesenheiten (mystica sacramenta) des Leibes und Blutes entweder um der Zweifler oder um der inbrünstigen Liebhaber Christi willen oft in sichtbarer Gestalt, entweder in der Form eines Lammes, oder in der Farbe von Fleisch und Blut, gezeigt worden sind.“ Der literarische Widerspruch, den Paschasius durch Schriftsteller von Abälards Richtung fand, zeigt, daß das Dogma von der Verwandlung noch nicht Gemeinglaube der Kirche war, aber die Richtung des Paschasius hat den Sieg davongetragen, und als zwei Jahrhunderte später Berengar von Tours den Widerspruch erneuerte, eine der Calvinischen verwandte Auffassung vom geistigen Genusse des Leibes und Blutes Christi vertretend, da hat er die von Priestern aufgehetzten Massen gegen sich. Nach Rom vorgeladen, wird er zu einem Bekenntnisse genötigt, nach welchem der wahre Leib Christi sinnlich und wahrhaft (sensuliter, non solum sacramento) durch die Hände der Priester gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zerbissen wird. Aus Rom entlassen, hat der feindenkende, aber der Charakterstärke ermangelnde Mann das ihm abgenötigte Bekenntnis wieder verworfen, und mit leidenschaftlicher Verbitterung den Pabst nicht einen Priester, sondern einen Schwindler (non pontificem sed pompificem et pulpificem), Rom nicht einen apostolischen, sondern satanischen Sitz genannt. Gregor VII., an Einsicht über seiner Zeit stehend, hat den aufs neue entbrennenden theologischen Streit zu schlichten gesucht und den Verfolgten, soweit es sich um die Sache handelte, in der er zweifellos recht

hatte, in seinen Schutz genommen, sich mit dem Bekenntnisse desselben begnügend, daß Brot und Wein nach der Weihe Leib und Blut Christi seien; als aber seine mächtige Gegnerschaft, die kaiserliche Partei, ihm aus seiner Sympathie mit dem Ketzer einen Strick zu drehen drohte und ihn selber der Berengarschen Ketzerei anklagte, da hat er um des subtilen Dogmas willen seine auf geistliche Weltherrschaft gerichteten Pläne nicht durchkreuzen lassen mögen, und hat den Verklagten fallen gelassen, und so ist die letzte kräftige Opposition gegen das Dogma von der Transsubstatiation wirkungslos geblieben. Die Scholastik hat die Notwendigkeit des fortgesetzten Wunders begründet durch die liebevolle Rücksicht Gottes auf das natürliche Grauen des Menschen, vor dem Genusse von Fleisch und Blut und durch seine weise Absicht, den Glauben, der nicht sieht, zu üben, und sie hat als die bewirkende Ursache des Wunders anstatt der unmittelbar wirkenden Schöpfermacht das Medium des priesterlichen Weihwortes betont, so daß in der Folge der priesterliche Hochmut sich zu der Tirade steigern konnte, der Priester sei mächtiger als der liebe Gott, denn der hat zur Erschaffung der Welt sechs Tage gebraucht, während der Priester den Schöpfer der Welt in einer Minute erschaffen kann. In diesem hierarchischen Sinne hat es Innocenz III. auf einer großen Lateransynode (1215) als Kirchenlehre beurkundet und zugleich bestimmt, daß jeder Gläubige wenigstens einmal des Jahres in der Osterzeit verbunden sei, das Sakrament zu begehen. Hierdurch wird der altkirchliche Zusammenhang zwischen Messe und Abendmahl prinzipiell gerettet, während eigentlich die Entwickelung in der katholischen Kirche die Richtung genommen hatte und zum Teil noch beibehalten hat, die ursprünglich nur begriffliche Unterscheidung von sacramentum und sacrificium als zwei Seiten ein und derselben Sache zu einer sachlichen Trennung zu vervollständigen und Messe zu feiern ohne Kommunion und Kommunion ohne Messe. Der im Jahrhundert des Innocenz vollzogene Sieg über die Katharer hat die Veranlassung zu der glänzend volkstümlichen Feier des Frohnleichnamsfestes gegeben, das in der Anbetung der Hostie das im Meßopfer sich vollziehende Wunder der heiligen Wandlung preist und das im Kultus der Katholischen Kirche bekanntlich den Karfreitag an Bedeutung überragt. Aus der Schätzung der Messe als eines geheimnisvollen Wunderaktes, den nur der Priester vollziehen könne, der aber als Gott wohlgefällig auch den daran Beteiligten zugute komme, hat sich nun weiter die Praxis entwickelt, dieselbe nicht bloß mit ihrem höchsten geistlichen Endzwecke, der Sündenvergebung, in Verbindung zu setzen, sondern beliebig gewählte äußerliche Zwecke damit in Verbindung zu bringen. Bei Gregor dem Großen tritt dieser Gedanke an den vielseitigen Nutzen der Messe schon als ein geläufiger auf. Die Messe ist ihm die feierlichste, kräftigst wirkende Form des Gebetes. Er verordnet Messen bei Viehseuchen, Trockenheit und Nässe, Gewittern, Kriegszeiten u. s. w. Auch den persönlichen Zwecken einzelner wurde die Messe in den Dienst gestellt; glücklicher Ausgang einer Fehde, einer Reise, eines Handels=

geschäftes, Genesung von einer Krankheit wurde durch sie erstrebt und verheißen. Dabei wurde dann selbstverständlich vonseiten des Bestellers eine Gegenleistung erwartet, eine Bezahlung, teils für die priesterliche Mühewaltung, teils als Erweis der dankbaren, opferwilligen Gesinnung. Es versteht sich, daß auf diese Weise die Messe erst recht populär wurde und als ein geistliches Handelsobjekt zwischen Kirche und Welt in vielfachen Gebrauch kam. Mit der Vielheit der Anliegen stieg das Bedürfnis und die Zahl der Messen; eine Messe allein galt nicht mehr viel, wichtige Anliegen glaubte der Vermögende durch zahlreiche spezielle Messen unterstützen zu müssen, ja daß sie zur Förderung geradezu unsittlicher Zwecke begehrt und geleistet wurden, ist nicht ausgeblieben, und daß ein Ritter sieben Messen lesen ließ, um die Liebe einer an einen andern verheirateten Frau zu gewinnen, wird nicht das schlimmste Beispiel dieser Art sein.

Eine reichlichste Anwendung fand dann die Messe zu Ehren der Verstorbenen. Eine Anknüpfung hat die Seelenmesse an altkirchlicher und, weiter zurückliegend, an heidnisch volkstümlicher Sitte. Wie es altrömische Sitte war, den Manen wertgehaltener Toten Opfer darzubringen, so lag es nahe, den pietätvollen Brauch auch christlich umzugestalten. Tertullian erklärt es für Pflicht einer frommen Witwe, für die Seele ihres Gatten zu beten und an seinem Todestage ein Opfer darzubringen; dies geschah durch Gaben an die Kirche oder durch symbolische Spendungen von Brot und Wein an den Gräbern. Augustins Mutter wollte bei ihrem Besuch in Mailand nach afrikanischer Sitte auf den Gräbern der Märtyrer Mais, Brot und Wein ausschütten, wurde aber durch den Kirchendiener des Ambrosius an der Ausübung des in Mailand abgeschafften, weil zu sehr an die altrömischen Totenopfer erinnernden Brauches gehindert. Doch blieb es altväterlicher Brauch, bei der Feier des Abendmahls der Verstorbenen und besonders der Märtyrer im Gebet zu gedenken und zu bemerken, daß auch für sie dies Opfer mit Dank dargebracht werde. In allmählicher Verschlechterung und Vergröberung hat sich hieraus der Glaube an das Fegefeuer und die Seelenmesse zur Erlösung aus demselben entwickelt. Namentlich das abergläubische Bedürfnis, verbunden mit der Sucht, Frömmigkeit und gesellschaftlichen Anstand zugleich zur Schau zu stellen, die sich heutzutage in dem unmäßigen Prunk der Leichenbegängnisse kund gibt, hat unerschöpfliche Veranlassung zur Vermehrung der Messen gegeben, und die Kirche ist dem entgegengekommen, indem die Kapellen und Oratorien, die Nebenaltäre in den Kirchen und das fungierende Personal der Priester und Mönche vermehrt wurden. Aus diesem Handel der Kirche mit der Welt, der sich am Vorabend der Reformation bis zur unwürdigsten Verschacherung der geistlichen Güter der Erlösung gesteigert hatte, ist die eigentliche cauda draconis, die Winkelmesse, erwachsen, und der sittliche Zorn ist zu verstehen, mit dem die Reformatoren in derselben eine verdammliche Verleugnung des Kreuzes Christi erblickten.

Möhler selbst schließt seine Verherrlichung der Messe mit dem Zu-

geständnis: „Doch darf nicht aus der Acht gelassen werden, daß die Reformatoren auch durch mannigfache und höchst ärgerliche Mißbräuche, besonders durch ein ungeistliches, salbungsloses, mechanisches Abhalten und Aufnehmen des geheimnisvollen Aktes irre geführt werden konnten; auch," fährt er fort, „war ihnen aus Mangel geschichtlicher Bildung das hohe Alter und der apostolische Wert der heiligen Handlung nicht bekannt," was Hase mit dem verdienten Sarkasmus abfertigt: „Ist auch heute noch unbekannt."

Wenn man nun das Leben der Kirche in der Zeit vor der Reformation im ganzen nicht mit Unrecht als einen Zustand der Erkrankung bezeichnen muß, und wenn man sie demgemäß in gewissem Grade entschuldigen muß, weil sie sich der unheilvollen, aus dem Weltleben in sie eindringenden Einflüsse nicht hat erwehren können, so muß man doch, wenn man sie gerade nach Möhlerscher Weise als Anstalt, gewissermaßen als moralische Person betrachtet und sie von der Mehrzahl ihrer Gläubigen unterscheidet, ihr den Vorwurf machen, daß sie sich einer gründlichen Kur von ihrer Krankheit widersetzt hat. Kein geschichtskundiger Protestant wird leugnen, daß die römische Kirche auch ihre Reformation gehabt hat, und kein geschichtskundiger Katholik wird leugnen, daß seine Kirche der evangelischen Reformation eine heilsame Anregung zur Besserung verdankt. Um zu zeigen, wie sich dieser Einfluß der Reformation auf die katholische Kirche im Geiste eines Katholiken ausnimmt, können wir uns nicht versagen, Möhlers berühmtes Schlußwort ausführlich wiederzugeben. Er sagt: „Unstreitig ließen es auch oft genug Priester, Bischöfe und Päpste gewissenlos und unverantwortlich selbst dort fehlen, wo es nur von ihnen abhing, ein schöneres Leben zu begründen, oder sie löschten gar noch den glimmenden Docht durch ärgerliches Streben und Leben aus, welchen sie anfachen sollten: die Hölle hat sie verschlungen. Geständnisse dieser Art müssen die Katholiken nicht scheuen und haben sie nicht gescheut; auch wäre es ganz vergeblich, sich ihnen zu entziehen, da die Protestanten einen unwiderleglichen Beweis von vielfacher Vernachlässigung des Volkes im 15. Jahrhundert in sich selbst haben: nie hätte eine Lehre wie die ihrige entstehen und noch weniger sich so weit verbreiten können, wenn die einzelnen Lehrer und Priester ihrem Berufe genügt hätten. Wahrlich, nicht gering muß die Unwissenheit gewesen sein, welche ein Glaubenssystem wie das der Reformatoren annehmlich finden und die Größe des Elendes also, welches damals die Kirche niederhielt, können die Protestanten kühn an der Größe der Verirrung messen lehren, in welche sie selbst eingegangen sind. Dies ist auch die Stelle, auf welcher einst Katholiken und Protestanten in großer Menge sich begegnen und einander die Hände reichen werden. Beide müssen schuldbewußt ausrufen: wir alle haben gefehlt, nur die Kirche ist's, die nicht fehlen kann; wir alle haben gesündigt, nur sie ist unbefleckt auf Erden. An dies offene Bekenntnis der gemeinsamen Schuld wird das Versöhnungsfest sich anschließen."

Abgesehen davon, daß heutzutage aus der stimmführenden Rich-

tung der katholischen Kirche, der ein Jenssen und ein Denifle angehören, schwerlich mehr solche Stimmen erklingen werden, und man es dort sicher bedauern wird, in einem so gut katholischen Buche, das man nicht auf den Index setzen kann, solche Urteile lesen zu müssen, klingt doch auch aus Möhlers Worten das römische Vorurteil hervor. Die Kirche kann nicht irren, sie steht fleckenlos auf Erden! Ja welche denn? Natürlich die römische. Bei allem Eingeständnis der Verschuldung und bei allem Seufzen nach Versöhnung, was anders will der Apologet sagen als: Wir Katholiken haben uns von der Befleckung gereinigt, unsere Kirche steht verjüngt auf dem apostolischen Boden, im Einklange mit den Forderungen der geläuterten Vernunft und Sittlichkeit, und wenn es zur Erfüllung der Verheißung Christi von der einen Herde unter einem Hirten kommen soll, dann ist es an euch, ihr Protestanten, zu bekennen, zu bereuen und in den Schoß der Mutter zurückzukehren. In Wahrheit verhält es sich doch anders. Die römische Kirche hat kein Haarbreit mehr Recht als die protestantische Kirche, sich für die Fortsetzung der alten, ungeteilten abendländischen Kirche zu halten, für den Stamm, von dem Wasserschößlinge aussprossen, für den Körper, von dem Fontanellen schädliche Säfte ausgesondert haben. Der Stamm der ehemals ungeteilten, abendländischen Kirche hat sich durch die reformatorische Bewegung in verschiedene Aeste geteilt, und daß die römische Kirche der numerisch stärkste ist und zu ihr auch Gebiete gehören, die von der reformatorischen Bewegung wenig oder nicht berührt worden sind, tut nichts zur Sache, die römische Kirche ist eine Sonderkirche so gute wie die protestantische, und hat sich als solche konstituiert durch das tridentinische Konzil.

Das tridentinische Konzil hat die römische Lehre über das heilige Mahl festgelegt, indem es in zwei verschiedenen, zeitlich durch mehr als ein Jahrzehnt getrennten Saffirnen von demselben als Sakrament und als Meßopfer verhandelt hat. Als Sakrament unterliegt es den gleichen Bestimmungen wie die übrigen sechs Sakramente, daß es ex opere operato wirke und Gnade zuwende non ponentibus obicem, denen, die nicht durch eine Todsünde der Gnadenwirkung einen Riegel vorschieben. Wichtiger für uns hier sind die Bestimmungen, die es über dasselbe als Meßopfer festgestellt hat. Es hat die mit der bisherigen Meßpraxis so vielfach verbundenen Greuel beseitigt, hat die Bischöfe angewiesen, dem der Habsucht und dem Aberglauben dienenden Meßhandel zu wehren und hat die Unzahl der Messen durch die Bestimmung, daß ein Priester an einem Tage nur eine Messe lesen darf, eingeschränkt; aber man muß doch sagen, es hat nur so weit reformiert, als es eben mußte, und als die Aufrechterhaltung der Grundprinzipien des Katholizismus es gestattete. Das liegt freilich in der Natur der Sache, und die Forderung, daß es hätte anders handeln sollen, schließt freilich die Zumutung ein, daß die Katholische Kirche hätte evangelisch werden sollen; so stehen die katholische Prätension: ihr Protestanten müßt, wenn es zur Einheit kommen soll, katholisch werden,

und die evangelische: ihr Katholiken müßt euer Kirchenprinzip aufgeben, zunächst noch auf wer weiß wie lange Zeit unerledigt gegenüber.

Es nützt nichts, die Pferde in der Geschichte mit dem köstlichen Haber von Wenn und Aber zu füttern, aber wenn man an den weltgeschichtlichen Moment zurückdenkt, als im Jahre 1552 die protestantischen Theologen als Beisitzer des Konzils in Trient eben eingetroffen waren, um nun ihr Wort an der Neugestaltung der Lehre geltend zu machen, so möchte man doch sagen: wie schade, daß gerade jetzt die rauhe Hand der Politik eingriff und Kurfürst Moritz durch seine Ueberrumpelung des Kaisers demselben die Möglichkeit nahm, seine Pläne auf Wiederzusammenschweißung der getrennten Kirchen durchzusetzen. Das ist eine kirchengeschichtliche Privatmeinung, mit der nur gesagt sein soll, daß auch die Aufrechterhaltung oder Gewinnung einer zunächst nur äußerlichen Einheit doch von nicht zu unterschätzendem Werte ist; verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, weil doch die Einheit auch nur äußerlicher Organisation das geistige Aufeinanderwirken verschiedener Richtungen eher ermöglicht. Die Sache mag ihre zwei Seiten haben, aber wenn sich's um die Wahl von zwei Grundsätzen handelt, entweder: Union um jeden Preis, wenn auch die inneren Gegensätze noch nicht ausgeglichen sind, oder: um jeder Denkverschiedenheit willen, die doch nur ein Beweis für die des Ringens bedürftige Unfertigkeit menschlicher Erkenntnis ist, Trennung, nach dem Motto: ihr habt einen andern Geist als wir, dann wählen wir, wenigstens der Theorie nach, allemal den ersten.

Das tridentinische Konzil hat die biblisch unbegründete, eben nur auf dreister Behauptung beruhende Lehre von der Transsubstantiation aufrecht erhalten, es hat die cauda draconis wohl etwas gestutzt, aber nicht abgehauen, hat das Meßopfer für Lebende und Tote, für Sündenstrafen, Satisfaktionen, *so wie für andere Bedürfnisse des Lebens* mit seinem Anathema geschützt und mit gleicher Begründung die Behauptung zurückgewiesen, daß dadurch dem Opfer am Kreuze Abbruch geschehe, es hat die Teilnahme der Gläubigen bei der Messe und ihre Kommunion *gewünscht*, aber sich dagegen verwahrt, daß es die Privatmessen, in denen der Priester allein kommuniziert, als unerlaubt verdamme, sondern erklärt, daß es dieselben billige und empfehle; es hat die Lehre vom Fegefeuer bestätigt, so daß die Quelle, aus der das Bedürfnis der Messe hauptsächlich entsprang, fließend blieb. Kurz, das Konzil hat alle seine Lehrbestimmungen so eingerichtet, daß es in denjenigen Gebieten der Kirche, in denen die Reformation nicht selbst Wandel geschaffen hatte, wie in Spanien, Frankreich, den geistlichen Fürstentümern Deutschlands, möglichst alles beim alten lassen konnte.

Und es lag in der Natur der Sache, weil diese Lehren doch mit dem eigentlichen Wesen des Katholizismus zusammenhingen, mit seiner Tendenz, das Göttliche sinnlich darzustellen und eine sehr unvollkommene Wirklichkeit für die fehllose Verkörperung der Idee auszugeben,

mit seiner Glorifizierung des Priestertums, daher, wie Hase sagt, erst der letzte katholische Priester die letzte Messe lesen wird, die Totenmesse des Papsttums.

Daß nun das fromme Gefühl auch in die mit Irrtum behafteten Behauptungen und Kultusformen einen erhebenden Sinn legen kann, und daß die religiöse Lebensfülle mit allen Segnungen, die der sterbende Christus auf sein Testament gelegt hat, auch in der katholischen Feier selbst nicht untergegangen ist, wer wollte das bestreiten. Möhler sagt von der Transsubstantiation: „Die Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi nimmt eine wichtige Stellung im katholischen Lehrgebäude ein; wer denkt nicht sogleich an die wahre, sittliche Verwandlung, die mit dem Menschen durch sein Eingehen in die Gemeinschaft mit Christo vorgehen soll, also daß der irdische Mensch aufhört, und der himmlische beginnt?“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man dies liest. Was hat diese von uns Evangelischen unbestrittene biblische Wahrheit mit dem römischen Zauberwunder zu tun? Wer von uns leugnet, daß der Glaube an die wahrhaftige Einigung der Gottheit und Menschheit in der Person des historischen und verklärten Christus auch in den Seinen solche wahrhaft sittliche Umwandlung hervorbringen soll und kann? Wozu bedarf es, um das beseligend heiligende Bewußtsein: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir,“ zu erzeugen, des Glaubens an die Verwandlungswunder, genügt dazu nicht, den Blick in die Schrift und auf das Kreuz zu lenken? Mußte und muß die Katholische Kirche, um den Glauben an den Christus, der in uns lebt und leben will, in ihren Gliedern zu erzeugen, den Glauben an eine Verwandlung des Leibes der Gottheit in ein Stück Brot zu Hilfe nehmen, das in einer Schachtel eingeschlossen und von einer Maus verzehrt werden kann?

Möhler sagt ferner: „Luther konnte im Abendmahl nicht Christus allein finden, Brot und Wein drängte sich ihm immer wieder entgegen, da er auch in dem Willen des in Christo Wiedergeborenen einen fortdauernden Dualismus annahm, ein stetes Nebeneinanderbestehen eines geistlichen und eines fleischlichen Wollens, so daß das letztere, das Böse im Menschen, gar nie in das erstere sollte wahrhaft umgewandelt werden können.“ Hat er damit nicht recht? Ist die Heiligung eines Menschen jemals eine so vollendete, daß er nicht sagen müßte: in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes, daß er der zudeckenden, Sünde vergebenden Gnade nicht bedürfte?

Von der Wirkung des Meßopfers lehrt das tridentinum, daß dasselbe ein wahrhaft versöhnendes sei, woraus der logische Schluß eigentlich folgt, daß das am Kreuze vollzogene Selbstopfer Christi im Widerspruch zum Hebräerbriefe nicht ein für allemal die Versöhnung der Sünde der Welt vollendet habe. Den Vollzug dieser Schlußfolgerung hat die Synode sich begnügt, mit dem Anathema abzuweisen. Möhler sucht den von den Protestanten immer wieder vorgebrachten Einwurf von der Beeinträchtigung des Kreuzesopfers wiederum auch logisch zu

entkräften. Das wird ihm ja leicht, nachzuweisen, daß es die Absicht der Kirche nicht sei, durch das Meßopfer die Darbringung Christi am Kreuze aus den Gemütern zr verdrängen, sei es doch ein und dasselbe ungeteilte Opfer, ein und derselbe Hohepriester, der sich auf dem Kalvarienberge und auf unseren Altären für die Sünde der Welt hingab. Auch das Opfer Christi am Kreuze ist nicht ein für sich isoliert stehender Akt, sondern ein Teil eines organischen Ganzen, „sein ganzes Leben auf Erden, sein Wirken und Leiden, sowie seine immerwährende Herablassung zu unserer Dürftigkeit in der Eucharistie bildet einen großen Opferakt, eine große, aus Liebe zu uns unternommene, für unsere Sünden genugtuende Handlung, die zwar aus verschiedenen Teilen besteht, aber so, daß keiner derselben, streng genommen, das Opfer ist; in jedem besonderen Teile kehrt das Ganze wieder, so wie das Ganze ohne seine Teile nicht gedacht werden kann." Das ist ja eine recht schöne Darstellung, aber wozu bedarf es, um die ewig liebende Gegenwart des Heilandes unter den Seinen mit ihren segnend heiligenden Kräften zu bewahrheiten, dieser immerwährenden Selbstverwandlung in Brot? Das ist wieder der katholische Materialismus, die Tendenz, das Geistliche sinnlich aufzufassen; eine geistige Gegenwart ist ihm keine reale, er muß eine Substanz haben, wenn auch eine ohne Accidenzien, wenn ihm von realer Gegenwart die Rede sein soll. Abermals sucht Möhler die protestantische Zurückweisung des das Kreuzesopfer wiederholenden Eucharistieopfers zu entkräften, indem er es auf die protestantische Scheu vor wahrhafter Heiligung zurückführt: „Der entschiedene, bewußte, zweifellose Glaube," sagt er, „daß Christus sich vor unsern Augen dem Vater darbringe, ist ganz geeignet, eine bis in das Innerste des Menschen, tief über die letzten Wurzeln des Bösen hinabdringende Wirkung hervorzubringen, so daß die Sünde in ihrem tiefsten Keime von dem Willen abgelöst wird und der Gläubige ein gottgeweihtes Leben nicht versagen kann. Wenn so große und lebendige Erweise der Gnade des Erlösers das Herz des Menschen nicht von Grunde aus zu reinigen vermögen, wenn sie nicht zur innigsten Dankbarkeit und Gegenliebe, zur rückhaltlosen Hingebung und zur Bitte, daß nun Gott auch das Opfer unser selbst entgegennehmen wolle, bestimmen, dann verzweifeln wir mit Recht an unserer Heiligung und überantworten uns einer bloßen Imputationstheorie." Schöne Worte, die wir Protestanten uns getrost zu Herzen nehmen und auf die Wirkungen, die das Wort vom Kreuze auf uns machen soll, übertragen dürfen; aber heißt denn das auf unsere Heiligung verzichten, wenn wir glauben, daß uns durch Gottes Gnade eine viel höhere Gerechtigkeit zugerechnet und geschenkt wird, als wir je durch unsere geläuterten Empfindungen und Bestrebungen erreichen können? Der versteht Paulus nicht, wer von einer bloßen Imputationstheorie reden kann. Es bleibt dabei, und Gott sei Dank dafür: "Justitia nostra extra nos."

Die Lehre vom Fegefeuer hat der Protestantismus verworfen, teils um der mit ihr verbundenen Schändlichkeiten des Ablaßhandels, teils

um der abergläubischen Vorstellungen willen, in die sie eingekleidet war. Das Tridentinum hat sie beseitigt, in vorsichtiger Zurückhaltung den Namen purgatorium, Reinigungsstand, dafür gebrauchend, während der römische Katechismus zum volkstümlichen Namen ignis purgatorius zurückkehrt. Möhler macht der protestantischen Lehre den Vorwurf, daß sie entweder den Menschen mit der Sünde befleckt in den Himmel eingehen lasse, oder von dem physischen Widerfahrnis des Todes eine magische Verwandlung seines Wesens erwarte, und es mag zugestanden werden, daß die protestantische Lehre ihrer Negation des Verkehrten nicht eine einstimmig positive Aussage über dies umschleierte Gebiet unserer Zukunftserwartungen zu geben vermocht hat. Wenn aber Möhler die tridentinische Festsetzung: "credimus, esse purgatorium," plausibel zu machen sucht, indem er sagt: „Wir Katholiken können uns den Menschen nie ohne seine Selbsttätigkeit denken," und wenn er deswegen das Fegefeuer beschreibt als „das Eingehen der verschiedenen mit dem Bundeszeichen der Liebe abgeschiedenen Gläubigen in Verhältnisse, die ihrem noch mangelhaften religiösen Geistesleben entsprechen und dasselbe vollenden," so ist das jedenfalls eine modernisierende Abklärung weit abliegend von den robusten Vorstellungen, welche der tridentinische Satz bestätigt hat.

Der Glaube an ein Fegefeuer als einen Ort und Zustand der Qual und Strafe für die im Leben der Gläubigen nicht genügend abgebüßten Sünden ist jedenfalls der Hauptgrund für den vielfachen Begehr nach Messen gewesen, und der Protestant wird schwer zu überzeugen sein, daß die tridentinischen Väter bei ihrer Bestätigung des Fegefeuerglaubens nicht von dem Gedanken geleitet worden seien, daß mit Ablehnung des Fegefeuerglaubens auch die Messe entbehrlich werden würde. Indem dem Meßopfer die Kraft zuerkannt wird, die verdiente Strafe der abgeschiedenen Gläubigen zu verkürzen und ihr Seelenheil zu fördern, tritt der veräußerlichende Charakter des katholischen Sakramentsbegriffs, die Wirkung des Sakraments ex opere operato ohne geistig-sittliche Vermittelung unverhüllt hervor. Die Messe ist eine Handlung, die der Priester im Namen und Sinne der Kirche vollzieht, der Laie hat nichts weiter zu tun als sie zu bestellen und zu bezahlen, und — die Handlung hat ihren heilskräftigen Erfolg, Verkürzung der Strafe, während doch gar keine Bürgschaft vorhanden ist, ob der, zu dessen Gunsten die heilige Handlung geschieht, überhaupt davon weiß, jedenfalls nicht dafür, ob er mit rechtem Glauben und bußfertiger Gesinnung sich geistig daran beteiligt, oder ob er nicht durch eine Todsünde einen Riegel vorschiebt. Wegen dieser Unsicherheit hat denn auch die Katholische Kirche eingeräumt, daß die Wirkung des Meßopfers auf den Zustand der Toten nicht "certa lege" zu verbürgen, sondern nur eine Hilfeleistung durch Fürbitte der Kirche darin enthalten sei. Aber daß diese theoretische Zurückhaltung auf die Praxis des Gebrauches der Messe irgend welchen Einfluß übte, ist nicht wahrzunehmen, daß der Priester dem bestellenden Laien sagte: wir können für deinen Toten

nicht mehr tun als ihn fürbittend der Gnade Gottes empfehlen, das wird wohl selten geschehen; der katholische Laie bezahlt seine Sporteln und erwartet dafür eine seinem Toten zugute kommende Leistung.

Ebenso hat die tridentinische Synode den aus dem Mittelalter überkommenen und an heidnischen Ursprung stark erinnernden Gebrauch sanktioniert, nach welchem die Messe als Bittopfer für die Gewährung aller möglichen aus den Angelegenheiten des täglichen Lebens entspringenden Wünsche begehrt wird, und wir vermögen uns abermals kaum zu überzeugen, daß nicht hierbei die Rücksicht maßgebend gewesen sei, die Leute wollen's nun einmal so haben, und wenn wir ihnen das nehmen, so brauchen wir auch keine Privatmessen mehr, und die Hälfte des priesterlichen Ansehens, respektive Einkommens, geht verloren. Es klingt ja ganz unverfänglich, wenn Möhler sagt: „Alle Angelegenheiten des inneren und äußeren Lebens, schmerzliche und freudige Ereignisse, Glück und Unglück, werden in Verbindung mit dem Opfer gebracht;" wir wissen ja auch, daß der Christ alle Angelegenheiten seines privaten Lebens Gott im Gebet anvertrauen, auch die Fürbitte seiner Mitchristen begehren und auf Grund der ihm in Christo zugewendeten Gnade von Gott Erhörung und Gnade erbitten und erhoffen darf; allein etwas anderes ist es doch, wenn behufs der Erlangung eines oft fragwürdigen Wunsches die Wiederholung des Kreuzopfers Christi verlangt und bezahlt wird. Die protestantische Beschränkung der Wirkung des heiligen Abendmahls auf den höchsten Zweck des religiösen Lebens, die Vergebung der Sünden, hat die Synode ausdrücklich verurteilt: „Wenn jemand sagt, daß die vorzüglichste Frucht der heiligsten Eucharistie die Vergebung der Sünden sei, und daß aus ihr nicht auch andere Früchte hervorgehen, so sei er Anathema." Es spielt hierbei die Sorge mit, dem Sakramente der Buße, das die Vergebung der Sünde zu seinem eigensten Zwecke hat, seine selbständige Bedeutung zu wahren, daher wird dem Altarsakramente nur die Vergebung der leichteren, läßlichen Sünden, sowie die *Verwahrung* vor Todsünden zugeschrieben. An eine solche mechanische Trennung der geistlichen Güter, die durch den gläubigen Genuß des heiligen Mahles zugewendet werden, denkt ja der Protestantismus gar nicht, wenn er nach Christi Worte die Vergebung der Sünden als den Zweck und die Hauptwirkung des heiligen Mahles hervorhebt, sondern „wo Vergebung der Sünden, ist auch Leben und Seligkeit," irdische Zwecke und Wünsche sinken zur Bedeutungslosigkeit herab, wo es sich um eine Befestigung der Glaubensgemeinschaft mit Christo handelt.

Endlich hat die tridentinische Synode die vorgefundene Sitte der Kelchentziehung für die Laien ausdrücklich zum Gesetz erhoben und dogmatisch gerechtfertigt: „Obgleich von Anfang der christlichen Religion an der Gebrauch von beiderlei Gestalten nicht ungewöhnlich gewesen ist, so hat doch die Kirche, im Bewußtsein ihrer Autorität über die Verwaltung der Sakramente im Laufe der Zeit und durch wichtige Ursachen bewogen, die Gewohnheit der Kommunikation unter *einer* Gestalt ge-

billigt und beschlossen, daß sie als Gesetz zu halten ist." Dogmatisch begründet hat sie dieses Gesetz durch die Lehre von der Konkomitanz, wonach in der Darreichung des Leibes Christi die des Blutes mit eingeschlossen ist, daher: „Wenn jemand leugnet, daß unter der Gestalt des Brotes der ganze Leib Christus vollständig mitgeteilt werde, so sei er Anathema." Zuzugestehen ist ja, daß die Sitte der Kelchentziehung von Anfang nicht durch kirchliche Verordnung eingeführt, sondern der Kirche gewissermaßen entgegengebracht und durch volkstümliche Anschauungen abverlangt worden ist, teils durch die fromme Scheu, etwas von dem heiligen Blute zu verschütten, teils durch die Abneigung vieler, aus dem gemeinsamen Kelche zu trinken, wie dieselbe heutzutage in protestantischen Kreisen in der Forderung des Einzelkelches sich kundgibt. Aber der eigentliche Grund, weshalb die katholische Kirche das ihr, sozusagen von den Laien dargebrachte Geschenk gern angenommen und energisch festgehalten hat, ist doch die Verherrlichung des Priestertums, dessen Bevorzugung am Tische des Herrn vor den Laien hier augenfällig zum Bewußtsein gebracht wird. Möhler geht über die Kelchentziehung ziemlich leicht hinweg, bezeichnet sie als eine Sache der Disziplin, nicht des Dogmas, worin er schwerlich recht hat. Er rühmt am Kelchverbote den sich darin kundgebenden überlegenen Geist katholischer Frömmigkeit: „Der Katholik, der selbst in dieser Förmlichkeit beweist, daß es ihm nicht um die Form zu tun ist, indem er sich des gesegneten Kelches enthält und durch biblische Vorgänge (gemeint ist die Bezeichnung des heiligen Mahles als Brotbrechen) jedenfalls durch die Autorität der ältesten Kirche belehrt, enthalten zu können glaubt, ohne vom Geiste Christi sich zu entfernen, freut sich, daß er in seiner Mitte, obzwar schon Glaubensgenossen von übertriebener Aengstlichkeit, doch keine so fleischlich gesinnten Menschen antrifft, die im heiligen Abendmahl nicht das heilige Blut, sondern Wein trinken wollen." „Gleichwohl," fügt er hinzu, „würden wir uns freuen, wenn es einem jeden freigestellt würde, ob er aus dem gesegneten Kelche trinken wolle oder nicht, was auch zuverlässig geschehen wird, wenn sich der allgemeine Wunsch in Liebe und Eintracht eben so sehr für den Genuß desselben aussprechen wird, als er sich vom zwölften Jahrhundert an dagegen ausgesprochen hat." Darauf allerdings wird man wohl lange warten müssen, in Liebe und Eintracht wird sich der Wunsch so lange nicht aussprechen und verwirklichen lassen, als die römische Kirche im Abendmahl unter beiderlei Gestalt das Panier des Protestantismus erblickt, um dessen Ausrottung sie so inbrünstig und so vergeblich bemüht ist.

Summa: was an der römischen Meßlehre Gesundes ist, das ist, was sie mit der evangelischen Lehre gemein hat, was in der Möhlerschen Apologie oft wohltuend berührte, waren evangelische Anschauungen, die hindurchblitzten, was auch den Protestanten beim jeweiligen Besuch katholischen Gottesdienstes sympathisch bewegen mag, ist die Mitempfindung urchristlicher Stimmung, die er bei den Mitfeiernden voraussetzen darf. Die Hoffnung auf die einstige Verwirklichung der Una

sancta geben wir nicht auf, und auch die Katholische Kirche wird ihren Anteil an Bausteinen zur Errichtung derselben liefern, aber unsere Hoffnung steht nicht auf der unfehlbaren und unzerstörbaren „Kirche," sondern allein auf dem Herrn, und der Herr ist der Geist.

Papst Pius X. und seine Enzyklika über den Modernismus.*)

Ueber dies Thema wird jetzt viel geschrieben, darunter sehr Tüchtiges, besonders von unseren Kirchenhistorikern. Es wird gezeigt, wie die Enzyklika ganz auf der Linie des römischen Katholizismus liegt, wie sie aber in verhängnisvoller Weise Konsequenzen gezogen hat, die auf die ganze gebildete katholische Welt einen dauernden Druck legen. Wir möchten die Enzyklika heute von einer Seite betrachten, die unseres Wissens noch zu wenig gewürdigt ist; wir meinen die Parallele, die sich unwillkürlich zwischen ihr und den Sorgen der heutigen Evangelischen Kirche ergibt. Denn was sie bekämpft, ist vielfach nichts anderes, als womit auch die Evangelische Kirche im Streite liegt. „Modernismus" nennt es die Enzyklika, aber da wo sie das einzelne ausführt, springen uns nur zu bekannte Lichter entgegen, die uns bekannt unter dem Namen moderne Theologie, Radikalismus, Vergewaltigung der Schrift, Zerstörung des kirchlichen Bekenntnisses, Leugnung der Offenbarung, Auflösung der Heilsgeschichte in Religionsgeschichte u. s. w. Bei allem und zwar prinzipiellem Gegensatze, mit dem wir dem Sendschreiben Pius gegenüberstehen, können wir doch nicht leugnen, daß wir, wie sollen wir gleich sagen, mehr Religion darin finden, als in den Enzykliken seiner Vorgänger. Bei diesen war alles auf die äußere Machtstellung Roms angelegt, der Jesuitenhut schaute überall durch, und die eingeflochtenen Bibelsprüche erweckten peinliche Empfindungen. Pius X. hingegen, wie er von Anfang an als der persönlich fromme Priester galt und mancherlei Zeugnisse für seine aufrichtige Gesinnung abgelegt hat, hat auch sein Sendschreiben augenscheinlich im Geiste dieser Frömmigkeit hinausgegeben.

Zwar sehen wir — und das wundert uns gar nicht —, daß seine Frömmigkeit sich in den Formen des Katholizismus hält, daß ihm Christentum und Katholische Kirche in eines zerfließt, daß ihm die Scholastik die einzig denkbare Trägerin der wahren christlichen Lehre ist. Aber er eifert nicht wie seine Vorgänger für den Glanz der Tiara. Sondern das Christentum sieht er in Gefahr, gegen dieses sieht er die Angriffe gerichtet, er sieht eine allgemeine Seelengefährdung; und das ist es, was ihm die Feder in die Hand gedrückt hat.

Oder sagen wir zuviel? Man lese das Sendschreiben und man wird ganze Seiten lesen, die mit wenig Aenderungen ebensogut in einer evangelischen Generalsynode vorgetragen und von Führern des evangelischen Christentums gesprochen sein könnten, denen das Elend der

*) Aus „A. E. L. K."

Zeit auf die Seele brennt. Bezeichnend ist schon der Tenor, den der Eingang dem Ganzen geben will. Der Papst erinnert daran, daß es „nie an Leuten gefehlt habe, 'die da Verkehrtes reden,' an solchen, 'die mit ihren nichtigen Reden zu Verführern werden,' an 'betrogenen Betrügern'." Dann fährt er fort: „Aber man kann es nicht leugnen, in der letzten Zeit ist die Zahl der Feinde des Kreuzes Christi nur allzusehr gewachsen. Mit neuen, hinterlistigen Kunstgriffen suchen sie die Lebenskraft der Kirche zu brechen und wenn sie nur könnten, das Reich Christi selbst von Grund aus zu vernichten. Darum dürfen wir nicht länger schweigen, damit wir nicht unserer heiligsten Aufgabe untreu werden und man nicht die Milde, welche wir bisher walten ließen in der Hoffnung, man werde sich eines besseren besinnen, uns als Pflichtvergessenheit auslege. Wir sind aber gezwungen, nicht länger zu zögern, weil sich die Verfechter jener Irrtümer bereits nicht mehr ausschließlich unter den offenen Feinden finden; nein, zu unserem größten Schmerze und zu unserer Beschämung müssen wir es sagen, am Busen und im Schoße der Kirche lauern sie und sind um so gefährlicher, je weniger man sie kennt. — Wir meinen, viele aus der katholischen Laienwelt, ja, was noch schlimmer ist, sogar aus den Reihen des Klerus, die unter dem Deckmantel der Liebe zur Kirche ohne die Grundlage einer soliden Philosophie und Theologie, ja angesteckt von dem Gifte der Lehren, wie sie die Feinde der Kirche vortragen, alle Bescheidenheit beiseite setzend, sich zu Reformatoren der Kirche aufwerfen; kühn schließen sie ihre Reihen zusammen, greifen das heiligste an Christi Werk an und schonen dabei nicht einmal die göttliche Person des Erlösers selbst, den sie in blasphemischer Frechheit zu einem bloßen, armseligen Menschen herabdrücken. Mögen diese Leute sich wundern, wenn wir sie zu den Feinden der Kirche rechnen; über das Innere ihres Herzens richtet freilich Gott allein; aber wer die Lehren, ihre Rede- und Handlungsweise kennt, der kann sich darüber nicht wundern. Ja es ist nur zu wahr, sie sind schlimmer als alle anderen Feinde der Kirche. Denn nicht außerhalb, sondern, wie gesagt, in der Kirche selbst schmieden sie ihre Pläne zum Verderben der Kirche; im Blute der Kirche, in ihrem tiefsten Innern, steckt die Gefahr, und der Schaden ist um so sicherer, je besser sie die Kirche kennen. Dazu kommt, daß sie nicht an Aeste und Zweige, sondern an die Wurzel ihre Hand anlegen, an den Glauben und an die tiefsten Fasern des Glaubens."

Sind das nicht dieselben Sorgen, die auch die evangelische Kirche bewegen? Tönen nicht aus allen unseren kirchlichen Zeitschriften und in zahllosen Konferenzen der Evangelischen die gleichen Klagen wieder? Und so oft das geschah, hat die katholische Presse mit Befriedigung auf die Zerrissenheit des Protestantismus hingewiesen, hat spaltenlang solche ehrliche Bekenntnisse abgedruckt, um dann selbstgefällig auf den festgefügten Bau der Katholischen Kirche zu deuten, wo man dergleichen nicht kenne. Sie konnte das, weil alles, was gut katholisch war, sich ängstlich hütete, offen die Wahrheit zu sagen. Diesem unwahren Zu=

stand hat der ehrliche Pius X. ein Ende gemacht. Er sagt frei heraus, daß „im Schoße der Katholischen Kirche" die Feinde des Glaubens lauern, daß Laien und Klerus bereits angesteckt sind, daß mitten in der Katholischen Kirche Christi Verdienst entwertet und seine Gottheit geleugnet wird. Wer sich die Mühe geben wollte, die ganze Enzyklika auf diesen Zug hin zu durchsuchen, könnte ein erschreckendes Bild zusammenstellen von der tiefen religiösen Zerrüttung innerhalb des heutigen Katholizismus, gezeichnet von dem Papste selbst. Wir haben das schon lange gewußt, und die Einsichtigen unter den Katholiken gewiß auch. Aber urbi et orbi ist es zum ersten Male verkündigt.

Darin nur scheint Pius X. male informatus zu sein, aber auch hier hat er seine Parallelen in der Evangelischen Kirche, daß er in dem gesamten Modernismus, wie er die neueren Forschungen und Aufstellungen auf dem Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Bibelerklärung, der Kirchen- und Dogmengeschichte zusammenfaßt, nur Hinterlist und Bosheit erkennt. Folgendermaßen zeichnet er die Modernen: „Abwechselnd spielen sie die Rolle des Rationalisten und des Katholiken mit solcher Fertigkeit, daß sie jeden Harmlosen mit Leichtigkeit zu ihrem Irrtum herüberziehen. Auch läßt ihre Verwegenheit sie vor keinen Konsequenzen zurückschrecken, mit frecher Stirn und kaltem Blute drängen sie sogar zu derselben. Dazu kommt bei ihnen noch ein äußerst tätiges Leben, eine ständige, eifrige Beschäftigung mit gelehrten Arbeiten aller Art, und meist eine zur Schau getragene Sittenstrenge, was alles um so leichter über sie täuschen kann. Schließlich haben ihre Fachstudien dahin gebracht, daß sie keine Autorität mehr anerkennen, sich keine Beschränkung mehr wollen gefallen lassen; so haben sie ihr eigenes Gewissen getäuscht und möchten das Wahrheitsdrang nennen, was in Wirklichkeit nur Stolz und Hartnäckigkeit ist: da sollte man fast an jedem Heilmittel verzweifeln. — Die Modernisten (so nennt man sie allgemein sehr richtig) gebrauchen den schlauen Kunstgriff, ihre Lehren nicht systematisch und einheitlich, sondern stets nur vereinzelt und aus dem Zusammenhang gerissen, vorzutragen, um den Schein des Suchens und des Tastens zu erwecken, während sie doch fest und entschieden sind." In diesem Stile geht es weiter. Aber so im allgemeinen auf alle angewendet, ist einfach unwahr. Der Papst verkennt eins gründlich: die moderne Zeitströmung. Von einer Strömung wird man eben mitgerissen, und es ist nicht immer „Hinterlist und Bosheit," mit dem Strome zu schwimmen. Er verkennt ferner, wie redlich sich viele mit den neuen Erkenntnissen herumschlagen, bis sie schließlich von einer, wenn auch nur vermeintlichen, aber von ihnen doch für real gehaltenen Wahrheit sich bezwungen geben. Das von ihm selbst gebrauchte Diktum: „Ueber das Innere ihres Herzens richtet nur Gott allein," hätte ihn vor seinen ungerechten Anklagen bewahren sollen.

Auch darin zeigt er sich male informatus, daß er die schwierigsten Probleme der Philosophie und Theologie glaubt mit einem Federstrich lösen zu können. Hätte er selbst oder seine Berater mehr Einsicht in

die wissenschaftliche Literatur genommen, so hätte er das nicht getan. Er hätte gesehen, daß treffliche Männer sich um die Lösungen bemühten, wie verworren die Fäden oft liegen, welchen neuen und unabweisbaren Gesichtspunkt die historische Forschung aufgestellt hat. An diesen Dingen kommt man nicht mit einem einfachen Apage vorüber. „Unser Wissen ist Stückwerk," auch in der Bibelforschung; und wenn Gott neue Wahrheitserkenntnisse schenkt, so ist es zum mindesten vorschnell, gleich zu sagen: Das hat der Feind getan. Die Wahrheit erweist sich immer stärker als das Stückwerk, auch der Katholizismus muß sich zuletzt vor ihrer Macht beugen, wie er es bereits wiederholt getan hat. Pius X. möge an Galilei denken.

Teurer als dieses "male informatus" wird ihm aber der Mangel an Weisheit zu stehen kommen, die in dem Sendschreiben von der „Taubeneinfalt" völlig verschlungen erscheint. Die Haltung der evangelischen Kirchenregierungen erweist sich erleuchteter. Nicht alle zwar sind vorbildlich, aber es gibt doch solche, die durch Ernst und kirchliche Treue sich auszeichnen und dennoch hüten, so allgemeine Kriegserklärungen hinauszugeben, sondern wo ein wirklicher Schaden hervortritt, da greifen sie ein; sie tun ihre Pflicht von Fall zu Fall. Indem Pius X. gleich ins Große arbeiten wollte, scheint er nicht abgewogen zu haben, ob seine Pläne auch durchführbar seien. Das ist für einen Mann in seiner Stellung immer fatal, denn er muß mit einer Niederlage rechnen. Sein Ziel geht ja auf nichts Geringeres, als den Geist der Zeit mit einem Male totzuschlagen, wenigstens im Bereiche der Katholischen Kirche; er will sie mit einem Male vom Modernismus befreien. Und welche Regel wählt er für den Geisteskampf? Lediglich äußerliche Polizeimaßregeln: Maßregelung von Professoren, Gehaltssperrung für unbotmäßige Kleriker, strenges Ueberwachungssystem für Studenten und Geistliche, schärfste Zensurierung von Büchern, sowohl in Bezug auf Druck, wie auf Leseerlaubnis und dergl.

Meint er wirklich damit zum Ziele zu kommen? Seine ersten Erfolge sind nicht gerade erbaulich. Zunächst hat er Geister der Kritik entbunden, die Rom schon lange nicht mehr gesehen hat, furchtloser Kritik gegen einen „unfehlbaren" Papsterlaß. Und wenn auch manche der Kritiker sich nachher unterwürfig zeigten, ihr Wort ist in die katholische Welt hinausgegangen und hat zu dem Brand neues Material geliefert. Ob auch Dr. Schnitzer, Professor der katholischen Dogmengeschichte in München, revozieren wird, der über die Enzyklika geradezu vernichtende Worte redet? „'Wir (römische Prälaten) allein erfreuen uns des Beistandes und der Erleuchtung des heiligen Geistes, um solche Fragen zu behandeln. Jene bilden nur die ecclesia discens, wir aber die ecclesia docens.' Das ist der Geist, aus dem die Enzyklika geboren ist," so schreibt Schnitzer in der „Internationalen Wochenschrift" vom 1. Februar 1908. Und mit kaum verhehltem Hohne weiter unten: „Zu herrschen gewohnt, glaubt Rom auch die Ergebnisse der Forschung

erzwingen zu können, nur ihm Liebes, Gutes und Angenehmes herauszubringen und auszusprechen. Es wähnt, die Wissenschaft kommandieren zu dürfen, wie die Rauchfaßträger. Für wissenschaftliche Ueberzeugungstreue geht ihm vollends jedes Verständnis ab. Von ihrem Standpunkte aus kann die römische Kirche ein inneres Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt nicht haben. Ihrer Lehre gemäß vom Heiligen Geiste geführt und erleuchtet, erfreut sie sich ja ohnehin längst des Vollbesitzes der göttlichen Wahrheit. Sie weiß daher von vornherein alles besser, ist über allen Irrtum erhaben und von menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit so wenig abhängig, daß sie, sie allein, den Prüfstein und Maßstab aller Wissenschaft abgibt, und den Wahrheitsgehalt aller, nicht etwa nur der theologischen, sondern sogar der profanen Forschung nach der Uebereinstimmung mit ihren Lehren bestimmt. Der Gelehrte mag forschen jahre-, jahrzehntelang; der römische Monsignore entscheidet, so wenig er von der Sache verstehen mag." Endlich gegen den Schluß: „Römischer Prälatengeist ist es, wenn sich die Enzyklika vermißt, den guten Willen und die lautere Absicht der edlen Männer zu verdächtigen, deren tadellosen Wandel sie fast bedauernd anerkennt, und deren rastlosen Eifer sie klagend rühmt; wenn sie ihre in harter Arbeit errungenen Forschungsergebnisse sich nur als Ausfluß eitler Wißbegier und sträflichen Hochmuts erklären kann; wenn sie den vom höchsten sittlichen Ernst getragenen Schriften modernistischer Verfasser sogar direkt unmoralische Bücher vorgezogen wissen will; wenn sie ein System unerträglicher Bevormundung kleinlicher Ueberwachung und unduldsamer Verfolgung vorschreibt und Scheinheiligkeit, Verleumdungs- und Denunziationssucht fast geflissentlich groß zieht." Man merkt überall den Ingrimm des deutschen Gelehrten, der sich von unwissenden Prälaten unter der Form einer päpstlichen Enzyklika knebeln lassen soll. Dem Papst selbst will er nicht zu nahe treten; er nennt ihn den „milden, gütigen, in der Sorge für das Seelenheil seiner Gläubigen ergrauten und sich verzehrenden Priestergreis," der persönlich gewiß nichts mit dem Autodafegeist des Sendschreibens zu tun habe. Nur jene Ignoranten schüttelt er von sich ab und appelliert an die deutschen Bischöfe, die ihren Stolz darin sähen, ebenso Hüter der reinen Lehre wie Schirmherren der Fakultäten und der wissenschaftlichen Forschungen zu sein. Die Bischöfe haben ihr Votum über Schnitzer bereits abgegeben, indem sie den katholischen Studenten den Besuch seiner Vorlesungen verboten. Die Folge war, daß er seine Lehrtätigkeit an den Priesterzöglingen einstellen mußte.

Aber ist das wirklich ein Sieg Roms? Kann Pius X. im Ernst annehmen, daß durch solche Justizakte der Modernismus gebannt wird? Er trifft damit höchstens die Allzufreimütigen, den modernen Geist trifft er nicht. Schnitzers Auslassungen sind mit Jubel unter den Katholiken gelesen worden, er hat ihnen ganz vom Herzen gesprochen. Kann der Papst diese alle vor sein Tribunal fordern? Er wird sie nur zu größerer Vorsicht veranlassen, aber der Modernismus bleibt, er wird wachsen

und erstarken und im Geheimen viel zerstörender arbeiten, als wenn er es offen täte und so ein rechtzeitiges Eingreifen ermöglichte. Denn die Hauptsache, auf die es hier ankommt, das katholische Volk dauernd von modernen Einflüssen abzusperren, ist absolut unmöglich. Es wohnt nicht auf einer Insel, sondern mitten in der Zivilisation, durch tausendfache Bande der Bildung, des Berufes, des Verkehrs, auch der Familie mit Nichtkatholiken verflochten. Und wenn die Zahl der Aufpasser Legion wäre, die modernistischen Gedanken finden doch ihren Weg, sei es durch Personen oder durch Bücher oder durch Zeitschriften. Das Eine nur könnte die Enzyklika erreichen, daß die Katholiken, nachdem sie endlich angefangen haben, aus der wissenschaftlichen Inferiorität sich herauszuarbeiten, in diese wieder zurückgeworfen werden und zwar gründlich; daß sie als Unebenbürtige neben den Protestanten wohnen müssen, weil von Rom aus alles zerschmettert wird, was als reine Wissenschaft das Haupt erhebt. Dann ist freilich der Schaden ein doppelter. Der Katholizismus wird geheimer innerer Auflösung durch die unabwehrbaren Einflüsse des Modernismus preisgegeben und beraubt sich durch Ertötung der Wissenschaft zugleich der Mittel, ihm zu begegnen. Hat Pius X. das wirklich gewollt oder auch nur bedacht?

Es ist kein Zweifel, daß bei näherem Besehen dessen, was die Enzyklika alles wirkt, man in Rom bestürzt werden wird. Man wird nach Mitteln suchen, unter der Hand mildere Seiten aufzuziehen und die allezeit „nachsichtige Mutter" auch gegen solche hervorzukehren, die im Dienste der Wissenschaft manches anders sagen, als die römischen Prälaten zu hören gewohnt sind. Anfänge dazu lassen sich bereits erkennen. Dann aber steht die Enzyklika nur auf dem Papiere. Sie ist dann keine Station auf dem Siegeszuge des Papsttumes, sondern ein lapsus calami gewesen, so sehr sie auch mit der Aureole des ex cathedra geschmückt erscheint.

Die Evangelische Kirche verfügt über keine Enzykliken; eben dadurch ist sie freier und größer. Geringer sieht sie die Gefahren des Modernismus nicht an, als Pius X. es tut, aber sie weiß zu unterscheiden zwischen den Ergebnissen einer soliden Wissenschaft und den Angriffen gegen die geoffenbarte Heilswahrheit. Die Wissenschaft läßt sie nicht nur leben, sondern pflegt sie auch; gegen den Geist des Unglaubens aber stellt sie den Geist des Glaubens in das Feld und sie ist hierbei sicher, den Sieg zu behalten.

Die Christologie der Bekenntnisse und die moderne Theologie.*)

Von P. E. Schweizer unter Bezugnahme auf die unten genannte Schrift.

Das Magazin hat oft und ausführlich über die sogenannte moderne Theologie in ihren verschiedenen Formen berichtet. Die Leser dieser

*) Ueber obiges Thema erschienen im Jahr 1905 im 5. Heft des 9. Jahrgangs der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" zwei Vorträge von Dr. Er. Schäder. Dieselben wurden s. Z. im Märzheft 1906 des „Magazins", Seite 148, angezeigt. Die nachfolgende Arbeit gibt eine übersichtliche Darstellung dieser so tüchtigen Vorträge und geht auch sonst anderweitig auf das betreffende Thema ein. D. R.

Hefte wissen, daß der theologische Kampf sich um die Person Jesu dreht. Eine große Zahl Theologen sprechen Jesu alles Göttliche ab und wollen ihn nur für einen Menschen, für einen „religiösen" Menschen gehalten wissen. Diese Art Theologie nennt sich die „religionsgeschichtliche." Andere wollen am Glauben an die Göttlichkeit Jesu festhalten, leugnen aber seine Geburt von der Jungfrau, seine Präexistenz und seine Auferstehung. Diese Erscheinungen sind nicht neu. Es ist alles schon dagewesen in alter und auch in noch nicht lange vergangener Zeit. Schleiermacher und D. F. Strauß sind die Stammväter der modernen Theologie in ihren verschiedenen Arten. Die Radikalen, die dem Herrn Jesu die Gottheit absprechen und ihn ganz nur als Mensch ausgeben, gehen durchaus die von Strauß gewiesenen Wege. Aber ihr Meister war größer und aufrichtiger. Strauß wollte nicht mehr für einen Christen gehalten werden. Seines Geistes geringere Kinder geberden sich, als ob sie erst die rechten Christen und Begründer einer reinen Kirche wären. Ich habe das von Strauß für das deutsche Volk hergestellte Leben Jesu, als es erschien anno 1864, etwa zur Hälfte gelesen. Nicht ein unehrerbietiges Wort gegen die Person des Herrn fand ich in seinem Buche. Die Sündlosigkeit hat er ihm wohl nicht zuerkannt; aber in schonender Weise ging er darüber hinweg. Die sogenannten Neugläubigen legen den Finger auf des Herrn Wort: „Was heißest du mich gut?" und rufen mit Vergnügen: „Sehet, er ist unser einer ganz und gar!" Strauß hat den Herrn nicht der Schwärmerei beschuldigt; er bürdete den Jüngern auf, was Uebermenschliches vom Herrn berichtet wird. Die Verächter des Herrn in jetziger Zeit wollen ihn freilich zum Schwärmer stempeln, können bei ihrem Unglauben nicht anders, weil gar manches Wort als vom Herrn gesprochen anerkannt werden muß, worin er seine Göttlichkeit bezeugt, das zur Zeit, da Strauß schrieb, von der Kritik für unecht erklärt wurde. Als mein Lehrer Geß das Buch von Strauß gelesen, sagte er: „Wer keinen Beruf hat, tut besser, es nicht zu lesen!" Ja, wer hat denn nun Beruf und Pflicht, die Bücher der modernen, ungläubigen Theologie zu lesen? Nicht jeder Pastor und nicht jeder Student. Wohl nur sehr wenige Pastoren und Studenten mögen den Beruf haben, sich mit der radikalen Theologie zu befassen. Leicht bleibt etwas sitzen, dessen man sich nachher nicht freut. Als ich noch auf der Schulbank saß, ließ ich mir weismachen, der Weg zu einer festen Ueberzeugung und absoluten Gewißheit gehe von der These zur Antithese und dann zur Synthese. Der Bibelglaube, in dem man aufgewachsen, den man zur Schule bringt, ist die These. Diese bedarf der Prüfung; man macht sich mit der Kritik bekannt. Das ist der Fortschritt zur Antithese. Nun gilt es die Ueberwindung alles nicht Stichhaltigen in These und Antithese und nun ist man zur Synthese gelangt. Wohl, so kanns gehen; es macht sich aber gar oft nicht so nach Wunsch. Manche bleiben in der Antithese hängen bis in den Tod. Der Zweifel quält sie ihr Leben lang und lähmt sie in ihrer Berufstätigkeit. Auf ihrem Bücherbrett stehen die Rationalisten von Semler an bis auf Har-

nack; aber zu Paulus, Petrus und Johannes und ihres Geistes Genossen gewinnen sie kein Vertrauen. Darum meine ich, es sei nicht jedermanns Beruf, sich dieser Gefahr auszusetzen und Warnungen in den Wind zu schlagen, wie ich damals getan. Die Gnade macht das Herz fest. — Die andere Richtung der modernen Theologie, die Jesu Göttlichkeit bekennt, aber nicht im vollen Sinne der Schrift und der kirchlichen Bekenntnisse, ist auf Schleiermacher zurückzuführen. Dr. Schäder sagt das von Harnack. Denn dieser hat gesagt: Die Formel, welche wohl am besten die Erscheinung Jesu nach ihrer innern Bedeutung bezeichne, sei die: Gott war in Christus. „Dieser Gedanke steht, sagt Schäder, an der Spitze von Schleiermachers Christologie. Sieht man sich nun in der neuen Theologie um, so zeigt es sich: es gibt eine Reihe von Männern außer Harnack, die ihre christologische Erkenntnis auch in dem Gedanken des Seins Gottes in Jesu zusammenfassen. Ich kann hier an Lütgert, Lepsius und Seeberg erinnern!" — Eben auch Seeberg geht in Schleiermachers Bahnen und leugnet, um nur eins zu nennen, mit Schleiermacher die Auferstehung Jesu. In seiner Glaubenslehre sagt Schleiermacher es nicht ausdrücklich. Sein Satz lautet: „Die Tatsachen der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, sowie die Vorhersagung seiner Wiederkunft zum Gericht, stehen mit der eigentlichen Lehre von seiner Person in keinem mittelbaren und genauen Zusammenhang." „Allein nur ein unmittelbarer Zusammenhang dieser Tatsachen mit der Lehre von Christi soll geleugnet werden, nicht jeder," sagt er in der Erklärung. „Denn ich sehe nicht ein, wie man die Auferstehung Christi als buchstäbliche Tatsache leugnen kann, ohne zugleich die eigentümliche Würde Christi zu leugnen." Das ist sehr richtig. Dennoch hat er sie nie geglaubt. Denn in seinem Leben Jesu spricht er von dem „scheintot" begrabenen und im Grabe wieder zum Bewußtsein gekommenen Jesus. Es ist dies „Leben Jesu" ein sehr dürftiges Machwerk gewesen. Strauß nennt es die „tönernen Füße" zum blanken Gußbilde der Schleiermacher-Theologie und meint, es wäre besser gewesen, wenn seine Freunde es nicht herausgegeben hätten. Schleiermachers System ist keine Biblische Theologie, sondern eine biblisch-christlich beeinflußte Religionsphilosophie, nicht so bestimmt biblisch als Schellings Philosophie der Offenbarung. Schleiermachers Theologie ist ein großartiger Rationalismus und eine Rüstkammer der Rationalisten; aber auch für die Bibelgläubigen von hohem Wert. Das Studium der Schleiermacherschen Glaubenslehre ist von großem wissenschaftlichen Gewinn für den, der im Schriftglauben fest steht.

Den verschiedenen Richtungen der modern-kritischen Theologie stehen aber auch tüchtige Vertreter und Verteidiger der bibelgläubigen Theologie gegenüber. Vor mir liegt das 5. Heft des Jahrgangs 1905 der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie." Dieses Heft enthält zwei Vorträge von Prof. Dr. Erich Schäder über „Die Christologie der Bekenntnisse," worin er die Frage behandelt: Bedarf die Christologie der Bekenntnisse der modernen Theologie gegenüber der

Umbildung oder Neugestaltung? Im ersten Vortrag richtet er sich gegen die moderne Theologie des neuen Glaubens und führt den Beweis für Jesu Gottheit. Im zweiten Vortrag setzt er sich mit der modernen Theologie des alten Glaubens auseinander in Beziehung auf die Gottheit Jesu. Er sagt: „Der modernen Theologie des neuen Glaubens, oder: der religionsgeschichtlichen Theologie, hat Christus aufgehört, Objekt des Glaubens zu sein. Das Christentum ist ihr nicht mehr Glauben an Christum, Christus ist nur das erste Subjekt des Christenglaubens. Von der Gottheit Christi ist hier nicht mehr die Rede, denn diese ist die Bedingung des Glaubens an Jesum. Wir dürfen nicht an Christum glauben, wenn er nicht gottheitlich ist. Die Gottheit Christi bedeutet, daß der Mensch Jesus persönlich mit Gott zusammengehört; aber so, daß diese menschliche Persönlichkeit, sie selbst, gottheitlich ist. Wir meinen, sagt Dr. Schäder, daß die menschliche Persönlichkeit Jesu, sein menschliches Ich selbst, zugleich eine göttliche, ein göttliches Ich ist. Das aber dank seines Zusammenhangs mit Gott. Mit der Gottheit Jesu meinen wir demnach: Christus weiß sich selbst, wenn er sich als Mensch weiß, doch zugleich spezifisch über das Menschliche erhaben, nämlich als gottheitlich. Das ist unser prinzipieller Begriff von der Gottheit Christi. Und dafür führt er den Beweis: „Nicht auf dem Wege des Postulats, wobei man sich das Erlösungsbedürfnis vorstellt und also zum Schlusse kommt: so und so muß der Erlöser beschaffen sein, wenn er dem Bedürfnis entsprechen soll. Postulate enthalten keine Gewähr für die Wirklichkeit ihres Inhaltes. Die Gottheit Jesu muß ein Stück Wirklichkeit sein, sonst geht sie uns nichts an. Jesus ist eine Erscheinung der Geschichte. Aus der Geschichte muß er erkannt werden, d. h. aus den geschichtlichen Ueberlieferungen von ihm. Vor allem gilt es, den Inhalt seines Selbstbewußtseins zu erforschen, sein Selbstzeugnis zu prüfen. Dabei soll hier der modernen, neugläubigen Theologie gegenüber nichts gesagt werden, was nicht in den drei ersten Evangelien eine historisch gesicherte Stütze hat. Wir müssen unseren Gegnern auf dem Felde begegnen, auf dem sie Posto gefaßt haben. Es steht nun fest, daß Jesus sich als Herr der Welt gewußt hat, und als solcher von den Jüngern angesehen wurde. Seine Herrschaft erwies sich in seiner Macht über die Geister: a. durch Sündenvergebung; b. durch Gesetzgebung; c. durch Richten. Jesus ist Sünderheiland. Wer kann Sünden vergeben, denn allein Gott? Jesus hatte die Macht. Hätte er nur den Anspruch darauf erhoben, wäre sein Wort Gotteslästerung gewesen. Sündenvergebung eröffnet den Zugang zu Gott und sichert Frieden mit Gott. Jesus führt zu Gott und schließt den Himmel auf. Er ist Herr des Geistes und Mittler zwischen Gott und den Menschen. Kein anderer ist ihm gleich. Doch die Herrenstellung über die Menschen greift weiter: Er legt das sittliche Gesetz auf, nach dem wir uns zu richten haben, dessen Erfüllung uns Leben, dessen Uebertretung Gericht bringt. Jesus stellt sein Gesetz dem göttlichen gleich; ja, er ändert am göttlichen Gesetz. Er hat damit getan, was kein anderer hätte wagen dürfen. Jesus war

sich des göttlichen Gesetzgebungsrechtes bewußt. Damit hängt zusammen, daß sich Jesus auch als Richter der Welt wußte. Hat Jesus die Macht, mit unbedingter Autorität das Gesetz des sittlichen Verhaltens aufzulegen, dann hat er auch die Macht, darnach zu richten, zu strafen und zu belohnen. Ferner: wer die Schuld durchstreichen kann, kann sie auch behalten. Richten ist nichts anderes wie dies beides. In dieser dreifachen Machtübung stellt Jesus sich Gott an die Seite." Die Modernen nennen solche Macht bezeugende Jesusworte: Schwärmerei; oder halten sie für Gemeindedogmatik. Wir haben Grund, zu glauben, daß Jesus so gesprochen, und daß er in heiligem Ernst wahr von sich gezeugt hat. —

„Aber Jesus ist auch Herr der Natur, das beweisen seine Wunder," die nun auch die Kritik nicht mehr leugnen kann. Wenigstens die meisten nicht. Von den Künsten der Modernen, die Wunder so zu deuten, daß dem Herrn Jesu keine Macht bleiben soll, über die Kräfte und den Lauf der Natur und von Dr. Schäders Entgegnungen reden wir hier weiter nicht. „Die Wundermacht Jesu ist so vortrefflich bezeugt, wie irgend etwas im Evangelium," sagt Dr. Schäder und fährt fort: „Jetzt, nachdem wir soweit gekommen sind, tun wir den Ausspruch: Der Jesus der drei ersten Evangelien ist persönlich gottheitlich. Er ist Gott. Was ist Gott? Der Herr der Welt. Der, dem die Menschen unbedingt gehorchen müssen, der sie begnadigen, und der sie richten kann. Und der, dem die Natur ohne Widerspruch gehorcht; das ist das Gottheitliche an Gott. Jesus ist persönlich, was Gott ist. Nicht seine Liebe macht ihn zu Gott, obwohl sie dazu gehört, sondern seine weltumspannende Macht über die Seelen und über die Natur. Wo er vergab, wo er gebot, wo er richtete, und wo er Wunder tat, da wirkte dieser Mensch gottheitlich."

Nun kommt der Vortrag auf die Tatsache, „daß die Macht Jesu über die Welt, ihm, dem Menschen, von Gott verliehen wird. Er hat sie nur so, daß er sie von Gott hat. Er selber weiß es nicht anders." Matth. 9, 8; Matth. 12, 28—32; Mark. 3, 28—32; Luk. 11, 20., 4, 18 ff.; Matth. 11, 5 f. Besteht nun in diesem Machtbesitz seine Gottheit, und ist ihm diese Macht von Gott verliehen, wie? Kann denn die Gottheit verliehen werden? Hier gilt es, auf das Faktum der Gottessohnschaft zu achten, darauf, daß Jesus sich als Sohn Gottes weiß und selber bezeugt. Die Evangelien kennen die Gottheit Jesu nur in der Form der Gottessohnschaft. Was heißt das? Der Sohn ist der, dem der Vater teil gibt an dem, das er hat. . . . Christus ist der Sohn Gottes, sofern er von Gott, kraft der Liebe Gottes zu ihm, mit dem Geiste Gottes, d. h. mit der Macht zu vergeben, zu gebieten, zu richten und Wunder zu tun, ausgestaltet wird." An dieser Stelle geht der Vortrag auf die Tatsache über, daß auch sonstige Menschen Gottessöhne genannt werden und den Geist, also auch Macht zu vergeben, zu richten und Wunder zu tun, besitzen. Der Vortrag antwortet: „Bei Jesu ist die Gottessohnschaft etwas zu seinem Wesen Gehöriges, Wesenmäßiges.

Bei allen andern ist sie Gnadensache." Dazu kommt: „Alle andern sind Söhne Gottes nur durch ihn." Das führt nun Dr. Schäder bis zum Schluß des ersten Vortrags des weiteren klar und überzeugend aus. Es würde zu weit führen, die Gedanken hier wiederzugeben. Der Schluß ist für Verstand und Gemüt gleich ansprechend und befriedigend.

Ehe ich aus dem zweiten Vortrage die Hauptgedanken hier wiedergebe, erlaube ich mir folgende Bemerkungen: Auf jeden Fall ist das Christentum von Jesu ausgegangen. Er ist der Meister dieser Religion. Und so, wie es in den Urkunden vorhanden ist, hat die Religion Jesu, unser Christentum, gleich am ersten Anfang sich in der Welt etabliert. Nicht von den galiläischen Fischern, auch nicht von dem Pharisäer Saulus, ist es ausgegangen oder auch nur modifiziert worden. Diese Männer waren nur Werkzeuge und nicht Autoren. Sie schoben nicht, sondern wurden geschoben. Auch lag diesen ernsten, gottesfürchtigen, gewissenhaften Männern nichts ferner als zu fälschen und durch Zusätze zu entstellen, sondern sie gaben weiter, was sie empfangen, und wie sie es empfangen, gesehen und gehört hatten. Alle anderen Religionen von Bedeutung sind ebenfalls von bedeutenden Persönlichkeiten ausgegangen. So der Islam, der Buddhismus und der Manichäismus. Die Stifter lebten in ihren Stiftungen fort. Aus den Wirkungen kann man auf die Ursache schließen. Strauß hat gesagt: „Jesus war ein Mann von gewaltiger Ueberzeugung, daß eine so ungeheure Wirkung, wie das Christentum, von ihm ausgegangen ist." Wir kennen diese inhaltsreiche und wirkungsstarke Ueberzeugung: Sie war sein Selbstbewußtsein und sein Berufsbewußtsein. Einzigartig in der Geschichte, ein Unikum. Wir glaubten nicht daran, wenn nicht so starke Zeugnisse dafür sprächen. Es ist uns unmöglich, die Evangelisten, vor allen auch den Johannes und den Paulus, für Aufschneider und falsche Zeugen zu halten. Denn das wären sie, wenn ihr Zeugnis nicht wahr wäre. Daß sie Unerkanntes, Mißverstandenes, Mährlein und Fabeln berichteten, ist unmöglich zu glauben; sie wußten, was sie sprachen und schrieben. *Sie redeten aus dem Glauben und stifteten Glauben, der es erlebt, daß der apostolische Glaube auf Wahrheit beruht.* Gläubige, geistliche Menschen werden der biblischen Wahrheiten durch inneres Erleben gewiß. So erst kommt es zur rechten Synthese. Jesus hat seine Ehre nur insofern oder zu dem Zweck gesucht, als es die Ehre Gottes und der Welt Heil galt. Er hat für sich geworben, damit er seinem Vater sein verlorenes Eigentum wieder zurückeroberte. Jesus hat nicht sich selbst, er hat Gott gelebt. Wer sich ihm anvertraut, kommt zu Gott. „*Noch heute erfahren es die von Herzen dem Glauben an Jesu Ergebenen, daß in Jesu Person und Lehre Gott ihnen und sie Gott so nahe kommen, wie sie es durch nichts anderes erreichen,* durch keinen Anblick des Himmels, durch keine Betrachtung der Natur und durch kein Lauschen auf ihr eigenes Inneres. . . . Versöhnung und Friede mit Gott, Hei-

ligung und Liebe zu Gott, Hoffnung auf Gott: und das alles schließt sich im Namen Jesu zusammen; je näher ihm, je inniger mit ihm verbunden, desto leichter und heller wirds in ihrem Geiste, desto lebendiger und kräftiger regt sich Gottes-Gnade, Gottes-Liebe, Gottes-Hoffnung! je ferner wieder von Jesu, desto schwächer und dunkler wird es wieder in ihnen... Das sind d a u e r h a f t e E r f a h r u n g e n derer, die Jesu wahrhaft angehören, Erfahrungen, die sich kein Mensch selber macht, wenn er nicht im Gottesbund mit Jesu steht." So hat der selige Tobias Beck gepredigt (VI., 671 ff.). Er bezeugt das von dem Jesus, der gesagt: „Ich und der Vater sind eins." „Ich bin der Weg — — niemand kommt zum Vater denn durch mich!" „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!" Diese Erfahrungen macht man nicht mit dem Jesus der Modernen, mit dem Jesus, der nicht Gottes Sohn, der nicht für unsere Sünden gestorben und eine Versöhnung gestiftet, der nicht auferstanden, gen Himmel gefahren und sich zur Rechten Gottes gesetzt, um dort priesterlich einzutreten für alle, die zu Gott kommen wollen. Mag auch Rade in seiner Antwort an einen Pastor (Magazin, Juli 1905) ganz warm und rührend sprechen von dem nun ganz menschlichen Jesu, so sollte uns Buddha gerade so lieb sein; es wäre Einer wie der Andere. Freilich, wenn ich inne geworden wäre, daß mich Jesus von Gott abgehalten und geschieden, statt nähergebracht, dann hätte ich mich von ihm abgewandt.

Der zweite Vortrag Dr. Erich Schäders galt den Vermittlungstheologen, oder, wie er sagt: Der modernen Theologie des alten Glaubens, in ihren Vertretern Seeberg und Kaftan. Ich gebe einen Auszug mit Dr. Schäders eigenen Worten: „Die kirchlichen Bekenntnisse gehen in der Behauptung der Gottheit Jesu weiter, als wir bis dahin gegangen sind bei der Auseinandersetzung mit den neugläubigen Theologen. Wir haben den Menschen Jesum als Gott erwiesen. Seine Gottheit haben wir mit seiner Gottessohnschaft, die bei ihm kein Gnadenstand ist, in Zusammenhang gebracht. Grade so steht Jesus auch vor dem Auge unserer Bekenntnisse. Aber die Bekenntnisse vertreten die übernatürliche Geburt. Es gehört ihnen zur Gottheit des Menschen Jesus, daß er aus dem Geiste Gottes stammt und von der J u n g f r a u geboren ist. Ebenso gehört ihnen zur Gottheit Jesu, daß er vor seinem Eintritt in die Geschichte persönlich-gottheitlich existierte: die P r ä e x i s t e n z. Das ist aber nur das Eine, worin sie unsere bisherige Ausführung überbieten. Sie wollen den Gott-Menschen Jesus begreiflich machen. Das tun sie mit der Lehre von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo: d e r Z w e i n a t u r e n l e h r e, deren Spitze die Lehre von der Communicatio idiomatum ist. Es ist nun die Frage, ob wir der Begründung der Gottheit Jesu durch die Lehre von der persönlichen Präexistenz bedürfen? Und dann: Müssen wir in der Zweinaturenlehre die wirkliche und endgültige Lösung aller Schwierigkeiten sehen, welche uns das Verständnis des Gottmenschen bietet? Die neugläubige (radikale) Theologie kommt hier nicht in Betracht. Unsere Untersuchung kann sich

nur mit den Altgläubigen der modernen Theologie beschäftigen. Zuerst kommt die übernatürliche Entstehung Jesu in Betracht. Seeberg tritt für sie ein. Th. Kaftan nur bis zu einer gewissen Grenze. Er urteilt, daß der Glaube an die Geburt Jesu von der Jungfrau kein Lebensinteresse habe. Aber das hält Kaftan für unveräußerlich, daß der Mensch Jesus übernatürlich entstanden sei. Der andere Punkt ist die persönliche Präexistenz Jesu. Kaftan hält diese Lehre für ein Stück menschlicher Spekulation, die für den Glauben keine Bedeutung hat. Was Seeberg sagt in seinen Ausführungen über die Trinität, schließt die Präexistenz Jesu aus. Ich meine damit: es schließt den Gedanken aus, daß Jesus als wahrhaftiges, gottheiliges Ich mit einem bewußten Personleben ewig existierte. Nach Seeberg existiert ewig der Wille Gottes, der die Sünder selig machen will. Dieser Gotteswille schafft sich an einem Punkte der Geschichte den Menschen Jesus." (Also Jesu Präexistenz wäre nur eine ideale, nicht eine reale. So meinte auch W. Beischlag.) „Aber dieser Jesus könnte niemals sagen: „Ehe denn Abraham ward, bin ich." Er könnte niemals sagen: „Nun Vater, verkläre mich bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war." Seebergs Versuch einer Trinitätslehre, löst die immanente und mit ihr die Offenbarungstrinität auf."

Soweit habe ich mit Dr. Schäders Worten berichtet. Wir sehen, daß diese modernen Theologen des alten Glaubens doch wesentliche Teile des alten Glaubens aufgegeben haben. Die Dogmen der Schrift sind für sie nur Theologumene, Spekulationen, Träume, die nicht Inhalt der eigenen Ueberzeugung und des Glaubens sein können. Sie folgen hierin ihrem Meister Schleiermacher, der eben auch durchaus die Glaubenswahrheiten aus dem Bewußtsein deduzierte und keinem Dogma sich unterwarf. Das ist doch der reine Rationalismus. Daß sie das Evangelium Johannes nicht anerkennen können, und den Paulus ignorieren müssen, auch sonst viel in der Schrift zu streichen genötigt sind, versteht sich von selbst. —

Dr. Schäder geht dann auf die Zweinaturenlehre ein und erklärt sie für unhaltbar. Er fährt dann fort und begründet die Geburt Jesu von der Jungfrau und seine persönliche Präexistenz, wie die Bekenntnisse sie lehren nach der Schrift: „Jesus ist der Herr der Welt, der Herr des Geistes und der Natur. Das macht die Gottheit dieses Menschen aus. Nun muß man zunächst in zwingender Schlußfolgerung sagen: Dieser Mensch Jesus kann unmöglich natürlich entstanden sein. Natürlich, das heißt aus der Verbindung von Mann und Weib. Wenn so entstanden, würde Jesus aus der Welt oder von unten sein. Aber der natürliche Zusammenhang der Dinge oder die Welt kann doch unmöglich ihren Herrn produzieren. Die Welt kann nur einen ihresgleichen produzieren und nicht Gott und ihren Herrn. Die Ablehnung der natürlichen Entstehung ist keine theologische Liebhaberei, kein Theologumenon; es ist notwendiger Schluß von dem, was J e s u s i s t, und von dem, was d i e W e l t i s t. Stammt Jesus aber

nicht auf diesem natürlichen Wege aus der Welt, so kann er nur aus Gott stammen. Dieser Sohn Gottes, zu dessen Wesen es gehört, die Weltherrschaft aus Gott zu empfangen, der ist aus Gott. Entstanden nicht durch Verbindung von Mann und Weib und doch ein Mensch, von einer Jüdin geboren, kann er nur von der Jungfrau geboren sein. — Was nötigt uns nun zu der Behauptung der gottheitlichen Präexistenz Jesu im Interesse des Glaubens? Der Herr der Welt muß präexistent sein. Weshalb? Ist er nicht ewig, dann ist er geschaffen, dann ist er Kreatur. Entweder ewige Existenz oder geschaffen sein. Ist er geschaffen, dann kann er nicht der Herr der Welt sein. Er stände im Range der übrigen Kreatur." So kommt der Vortrag auf dem Wege der striktesten Schlußfolgerung von den aus den ersten Evangelien gewonnenen Positionen aus zu den Aussagen des Johannes im Evangelium und des Paulus; also zur Menschwerdung des ewigen, gottheitlichen Ichs. Er erinnert an die Schwierigkeiten, diesen Uebergang zu begreifen. Aber die Tatsache stehe fest. Es sei Pflicht der Gemeinde, das Geheimnis zu erforschen. Nur was man begreife, könne man recht lieben, nur was man liebe, wolle man auch begreifen. Die Zweinaturenlehre sei ein verfehlter Versuch, die Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes aufzuklären. Darüber verbreitet sich der Vortrag des Weiteren. Die Lehre ist bekannt sammt ihrer Spitze, der Lehre von der Communicatio idiomatum, und wir können darüber hinweggehen. Wenn nun im Menschen Jesus nicht zweierlei Personen und zweierlei Ich, ein göttliches und ein menschliches, waren: „Gibt es dann einen andern Weg, uns über den Gottmenschen, der unsere Seligkeit ist, klar zu werden?" fragte der Vortrag und akzeptiert den Ausdruck Harnacks: „Gott war in Christo!" Schleiermacher stellt diesen Ausdruck an die Spitze seiner Christologie und eine ganze Reihe neuerer Theologen folgen ihm, z. B. außer Harnack: Lütgert, Seeberg, Lepsius. Er liegt nicht bloß auf der Linie des Paulus und Johannes, er liege auch auf der Linie der Synoptiker. Das Sein Gottes in Christo wird nun weiter entwickelt: „Nach Schleiermacher existiert in Jesu ein vollkommen kräftiges Gottesbewußtsein. Das war für Schleiermacher die unsündliche Vollkommenheit Jesu. Der Gott in Jesu bewirkte es, daß Jesus der religiös-sittliche Idealmensch war. Durch seine vollkommene Frömmigkeit wirkte er dann, nach Schleiermacher, erlösend auf die in Sünde, d. h. in Unfrömmigkeit gebundenen Menschen. Jesus wurde durch das Sein Gottes in ihm das Urbild sündloser Vollkommenheit, das Urbild der Religion. Der Schleiermachersche Jesus ist dem religiösen Helden der Modernen sehr nahe verwandt. Nur daß nicht alle Neuen Jesum für sündlos halten. Harnack und alle, die das religiöse Genie Jesu mit Gott zusammenrücken, gehen in Schleiermachers Bahnen. Wir verknüpfen mit der Formel, daß Gott in Jesu ist, von vornherein einen andern Sinn. Täten wir es nicht, so würden wir unsrer ganzen bisherigen Ausführung widersprechen. Mit dem Sein Gottes in Jesu wollen wir nicht das religiöse Genie Jesu beschreiben, das nichts weiter tut, als daß es

seine Religion, seinen Glauben weitergibt. Wir wollen damit den Gottmenschen Jesus beschreiben, den, der uns mit Gott versöhnt, und der den Geist Gottes, oder das Leben in unser dem Tod verfallenes Leben gibt. Hier spricht nun neben dem synoptischen Jesus, seine Fülle tiefer, voller herausstellend, der Johanneische Jesus. Er sprach schon in der Präexistenzlehre, aber gerade auch hier.

Die persönliche gottheitliche Präexistenz Jesu darf die Einheit Gottes nicht aufheben. Wenn wir das ewige Ich, das in Jesu Mensch geworden, ganz zu Gott gehörig denken, nicht irgendwie abgetrennt von ihm, neben ihm stehend, sondern ganz zu ihm gehörig, dann wird die Einheit gewahrt. Das ewige Ich wird als Sohn gedacht. Das will sagen: als den, der mit seinem ganzen persönlichen Wesen, mit seinen Gedanken und seinem Willen durch Gott ist und aus Gott ist. Er hat, was er hat, von Gott. Er ist aus dem Geist Gottes. Der Geist ist im Wort (λογος). Es wird also Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater, des Menschen Jesus mit Gott gelehrt, aber Subordination des Sohnes unter den Vater. Nur so kann von Einheit Gottes die Rede sein. Bei Koordination hätte man den reinen Duotheismus mit dem Geist den Tritheismus. Der Modalismus opfert die dreifache Persönlichkeit zu Gunsten eines absoluten Monotheismus. Vom Einssein des Vaters und des Sohnes sagt Geß: In Joh. 10, 38 wird es erklärt als Sein des Vaters in dem Sohne und des Sohnes in dem Vater. Auch 14, 11 wird geredet von diesem Ineinandersein. Dieses Ineinandersein des Vaters, Sohnes und Geistes — denn vom Sohne gilt der Schluß auch auf den Geist — ist der von Christo angedeutete Weg, welchen verfolgend die Bekennner der Gottheit des Vaters, Sohnes und Geistes über jedes böse Gewissen, als ob sie den Monotheismus verletzten, sich erheben dürfen. III. 463.

„Von dem Blick in die ewigen Verhältnisse wenden wir uns nun der Geschichte, der Heilsgeschichte, zu," fährt Dr. Schäder fort. „In Gott lebt ewigerweise der Wille, die Sünderwelt mit sich zu versöhnen, der Gnadenwille. Er lebt, indem er im Vater lebt, auch im Sohne, dem Logos. Die Versöhnung, als Tat Gottes gedacht, besteht darin, daß Gott unter Vergebung der Sünden den Sündern, denen er sich entzogen hat, sich wieder hingibt zur persönlichen Liebes- und Lebensgemeinschaft. — — Aber Gott will nicht wieder der Lebensgrund der Sünder werden, ohne daß er die Sünde richtet — nicht bloß mit Worten richtet, sondern mit der Tat. — — Die Sünderwelt kann das Gericht nicht tragen. Hier setzt die Menschwerdung des Sohnes Gottes ein. Das geschieht nur um der Sünde willen. Der Sohn Gottes wird Mensch, um Träger des Sündengerichts zu sein. Der Träger des Gerichts wird Mittler der Versöhnung und kann es sein." — Wir haben hier die wahrhaft biblische Versöhnungslehre, aber in aller Kürze. Geß behandelt diese Lehre gründlich und ausführlich. Er legt 1. die Weise, 2. die Notwendigkeit und 3. die Möglichkeit dar. III. 64—132. Jesus gibt sein Leben als Lösegeld. An Gott wird es bezahlt. Das war die Weise.

Es galt Gottes entheiligten Namen zu heiligen und sein Recht, Gehorsam zu verlangen, sowie den Ungehorsam zu bestrafen, anzuerkennen. Darin bestand die Notwendigkeit der Versöhnung. Christi Gehorsam bis zum Tode am Kreuz entsprach dieser Notwendigkeit.

Die Möglichkeit, für andere einzutreten, zeigt schon das Recht der Fürbitte: „Das Eintreten Christi für uns in seiner Gott preisenden Leidenstat ist, was das Eintreten an unsrer Stelle betrifft, von seinem Eintreten für uns in genannter Fürbitte nicht verschieden." Das sind einige Gedanken aus Geß's Versöhnungslehre. Sie sind aus dem Zusammenhang herausgenommen und unvollständig. Sie mögen aber doch die Geßsche Lehre kennzeichnen. Ich erlaube mir, zu bemerken, daß es unter den vielen christologischen Werken wohl kein anderes gibt, das wie Geß' Werk so genau und gewissenhaft sich an die Schrift gehalten und dabei im besten Sinne des Wortes auf der Höhe der deutschen theologischen Wissenschaft steht. Aber unsre Modernen gehen mit Geringschätzung darüber hinweg. Die Gottessohnschaft Jesu und die Versöhnung in seinem Sterben ist ihnen ein Aergernis. Wenn Rade sagt: „Da hat Gott zum Glück ein ihm nahestehendes Wesen — den Logos u. s. w.," so ist doch das Spott. Sie wagen lächerlich zu machen, was den edelsten und ernstesten Menschen heilig gewesen ist.

Am Schluß seines Vortrages kommt Dr. Schäder noch auf die Art der Menschwerdung zu sprechen. „Es ist die Menschwerdung des Logos eine Allmachtstat der Liebe Gottes. Es handelt sich um eine allmähliche Umsetzung der Seinsweise des Logos." Ich finde in seiner Ausführung die Geßsche Kenosislehre, und zwar wohl begründet, nur kürzer. Er sagt: „Heimlicher, verborgener Gebrauch von Allgegenwart ist ein doketischer Wahn. Verzicht aber auf den Gebrauch der Allwissenheit, die man wirklich besitzt, ist eine Unmöglichkeit. Nein, der Logos wurde — ein ohnmächtiges, auf Persönlichkeit angelegtes, entwicklungsfähiges Kind — das Kind in der Krippe war Gottessohn. Er hörte nicht auf zu sein, was er ewig ist. Er wird es nur in anderer Weise." Darüber sagt Geß: „Veränderung des Logos bestreiten heißt den Doketismus einführen und sowohl mit Johannes 1, 14 als mit Kolosser 2, 9 Spiel treiben." — Freilich, der Uebergang in das Anderssein, das Bewußtloswerden des Logos im Kinde, um allmählig sich wieder zu finden, bleibt undurchdringliches Geheimnis und kein Menschenverstand wird es begreifen und begreiflich machen können. Allein es gibt noch manche andere Dinge, die wir nicht zur Vernunft bringen, und nichts destoweniger Tatsachen sind. — „Das Kind in der Krippe ist der Herr der Welt," sagt Dr. Schäder. „Ihm gebührt die Weltherrschaft; aber es hat sie noch nicht. Die Geschichte Jesu bis zur Erhöhung ist der Hergang, in welchem Jesus die Weltherrschaft empfing, die ihm gebührte, gehörte. Er mußte sich menschlich entwickeln; aber durch das Sein des Vaters in ihm kam ein ganz eigenartiges Bewußtsein in ihm zu Stande. Er war eine gottmenschliche, einzigartige Persönlichkeit. In diesem Knaben bildete sich das Bewußtsein, in ganz eigener Weise zu Gott zu gehören. Der

Zwölfjährige spricht es aus. So kommt er zur Ueberzeugung, der Messias zu sein, daß er leiden und sterben müsse zur Erlösung." Ich füge hinzu: Diese Erkenntnis schöpfte er aus der Schrift. In ihr fand er diesen Rat Gottes, der ihm seinen Weg vorschrieb.

So beruft er sich stets auf die Schrift, bei der er bleiben müsse. Als er die Taufe empfing, stand ihm sein Weg bis zum Ziel schon klar vor Augen. Wenn etwas ihm unerwartet kam, so war es nur der Unglaube seines Volkes. Wir sahen, daß der Theologe bis zur Geburt Jesu von der Jungfrau, bis zur Erkenntnis der Präexistenz Jesu mit seinen Schlußfolgerungen vordringen und auffagen kann ohne Johannes und Paulus. Allerdings nicht ohne Anstrengung des Denkens. Mit Johannes und Paulus haben wir dasselbe Resultat ohne Mühe. Der Gottmensch tritt uns aus dem Johannesevangelium unverhüllt entgegen. Das ist der Grund seiner Verwerfung, und nicht unzureichende Beglaubigung. Denn es ist äußerlich und innerlich wohl bezeugt, die Leugnung seiner Echtheit rächt sich. Die Leugner kommen in der Regel nicht zum Glauben, daß Jesus der Sohn Gottes, ihr Heiland und Herr ist, dem sie sich anvertrauen können. Sie werden ihres Heiles nicht gewiß und haben keinen Frieden.

Einige neuere Erscheinungen der deutschen Theologie.*)

Unter dem in Fußnote gegebenen Titel hat Herr Prof. J. L. Nülsen**) vom Nast Theol. Seminar in Berea, O., ein kleines Buch herausgegeben, auf das wir an anderer Stelle, in Literatur, Seite 313, verweisen. Hier möchten wir nur einen hochinteressanten Abschnitt aus dem zweiten Vortrag übersetzen, der uns zeigt, welche radikale Auflösung und Zersetzung die notwendige Folge der modernen Theologie ist. Man wird durch das Studium der Modernen notwendig zu der Frage getrieben: „War Jesus eine wirkliche geschichtliche Person?

Hören wir an der Hand des Verfassers, was die moderne (radikale) Theologie dazu zu sagen hat.

In den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts vertraten eine Anzahl von rationalistischen Theologen den Gedanken, daß die Lehren der christlichen Kirche, wie sie in den Glaubensbekenntnissen formuliert wurden, das gemeinsame Produkt der neutestamentlichen Religion und der griechischen Philosophie sei. Dieser Gedanke wurde dann von Prof. Harnack aufgenommen und in seinem großen Werke: „Geschichte der christlichen Lehre" sucht er den komplizierten Prozeß zu entfalten, durch welchen die Kirche in ihrer Lehrentwicklung hellenisiert wurde. So wurde es für den, der die Kirchengeschichte studieren will, zu einer Notwendigkeit durch den Prozeß sorgfältiger Analyse und Vergleichung, die echten

---

*) Some Recent Phases of German Theology. By John L. Nuelsen, D. D., Prof. in Nast Theological Seminary, Berea, Ohio. Zu haben im Methodist Book Concern, Jennings & Graham, Cincinnati, Ohio.

**) Von der General-Synode der Methodisten als Bischof erwählt.

christlichen Elemente herauszuschälen aus den Maschen der fremden Denkweise.

Zwar ist es wahr, Harnack wandte dieses Prinzip nur auf die nachapostolischen Zeiten an; aber seit dem Erscheinen seines Buches hat die Untersuchung in dieser Richtlinie nach rückwärts sich ausgebreitet und umfaßt nun ebensowohl die biblischen Schriften.

Alttestamentliche Gelehrte und Erforscher des Semitismus — wie Gunkel, Meyer, Meinhold, Greßmann, Winckler, Zimmern, Jenssen — folgten den Spuren der babylonischen Einflüsse durch das spätere Judentum bis herab zu den Zeiten des Neuen Testaments. Neutestamentliche Gelehrte — wie Schürer, Baldensperper, Holtzmann, Weinel, Wernle, Wrede — studierten den Einfluß der griechischen und jüdischen Gedanken auf die frühen christlichen Schriften. Sie fanden es notwendig, zuerst die ganze johanneische Theologie als eine fremde Substanz auszuscheiden. Dann warfen sie den Apostel Paulus über Bord, als den großen Verdreher der einfachen Lehrweise Christi. Darauf wurde alles Babylonische aus den synoptischen Evangelien ausgeschieden. Dieses eifrige Werk der Reinigung und Vereinfachung der Evangelien durch den Doppelprozeß der religions-geschichtlichen Analyse und Vergleichung haben sie nun ungefähr vollendet, um so endlich den wirklichen, historischen Christus zu finden, bei seinen Füßen zu sitzen und ihn zu sehen, wie er in Wirklichkeit ist. Aber siehe da: Er existiert nicht mehr! Keine Spur ist von ihm mehr übrig. Stück für Stück, Zug um Zug hat man analysiert und verglichen, bis weder Krippe noch Kreuz, noch Grab, ja nicht einmal seine Kleider mehr übrig blieben. Vor einigen Jahren hatten wir durch die Gnade der fortgeschrittensten Gelehrsamkeit wenigstens noch einen einfachen galiläischen Dorfbewohner mit einem guten Herzen. Wenn auch sein geistiger Stand etwas zu einfach war, so durften wir doch an einen gutherzigen Zimmermannssohn glauben, der wohltuend umherzog, und auf welchen wenigstens acht unanstößige Aussprüche geschichtlich zurückgeführt werden konnten; so z. B. das Wort: „Geben ist seliger, denn Nehmen." Aber selbst dieser Dorfbewohner ist verduftet, oder besser: Die große babylonische Flut, die der mächtige Bel anrichtete, um das ganze Menschengeschlecht zu ertränken, sie hat das wenige, das von Jesus von Nazareth noch übrig geblieben war, vollständig verschlungen.

Ich bitte, diesen leichtfertigen Ton zu entschuldigen. Die ganze Sache wäre in der Tat sehr ernst, wenn es nicht so äußerst absurd wäre. Aber es ist eine Tatsache, daß die deutsche Theologie sich vor die Frage gestellt sieht: War Jesus Christus eine wirkliche, historische Person, oder ist er nichts als ein literarischer Held?

Aus zwei verschiedenen Quartieren wurde die Frage betreffs der Geschichtlichkeit Jesu von Nazareth gestellt. Im ersten Augenblick möchte man denken, es ist lächerlich, die Frage überhaupt zu stellen. Aber die Tatsache, daß Gelehrte die Frage wirklich stellen und dabei ernst genommen sein wollen, ist das notwendige Resultat der Tendenzen, welche

in der Theologie gepflegt wurden, bis sie endlich diesen Kulminationspunkt erreicht haben. Und ich erwarte, daß diese Tatsache die Augen Vieler öffnen wird, sowohl in Deutschland als auch in Amerika, die sich gewöhnt haben, sich der Führung glänzender und bezaubernder Führer anzuvertrauen, ohne sich beim Beginn klar zu sein, wohin sie geführt werden.

Christus ein Produkt Babylonischer Mythologie.

Der erste Weg, welcher zur Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu Christi führte, ist die religionsgeschichtliche Vergleichung.*) Das religionsgeschichtliche Studium des Neuen Testaments erstrebt, wie Prof. Bousset sich ausdrückt, „den Ursprung und die Entwicklung des Christentums zu verstehen durch eine Untersuchung der ganzen Umgebung des Christentums."**) In Anwendung dieses Prinzips auf Christi Person und Werk findet Prof. Pfleiderer in Berlin in seinem Buch: „Frühe Auffassungen von Christo", daß „der Christus der Kirche geformt wurde aus den Mythen und Sagen, die als gemeinsames Gut der Religion über die ganze Welt zu betrachten sind.

„Die Elemente der Gestalt Christi mögen oberflächlich in fünf Gruppen zerlegt werdeen. Da ist Christus, der Sohn Gottes; Christus, der Sieger; Christus, der Wundertäter; Christus, der Besieger des Todes und Lebensspender; Christus, der König der Könige und Herr der Herren. Die Materialien für jede dieser Ideen wurden von verschiede-

---

*) Der zweite, über welchen wir uns hier nicht weiter auszulassen gedenken, ist, nach dem Verfasser, die literarische und historische Kritik, über welche er sich später in seinem Buch verbreitet.

**) In Bezug auf die Anwendung dieses Prinzips sagt Prof. Nülsen in seinem Buch an einer andern Stelle ein treffliches Wort, das wir hier einfügen wollen.

Die zwei Schlüssel, welche die Türen so manchen Geheimnisses des Universums erschlossen haben und den Erfolg moderner Wissenschaft ermöglichten, sind Analysis und Vergleichung. Ein unter Betrachtung sich befindliches Objekt in seine Elemente, aus welchen es sich zusammengesetzt, zu zerlegen (zu analysieren), dann diese Elemente zu vergleichen mit so vielen verwandten oder entgegengesetzten Elementen als möglich, und so das betreffende Objekt zu verstehen und zu gebrauchen, — das ist der wissenschaftliche Prozeß unserer Tage. In dieser Methode sind wir so geübt worden, daß unsere ganze Art zu denken, unbewußter Weise sich in dieser Richtung bewegt.

Der Theologe aber ist ein Kind seiner Zeit. Er arbeitet mit denselben Denkgesetzen, wie der Mann der Wissenschaft. Der besondere Zweig seiner Untersuchung ist denselben Methoden unterworfen, die auf andern Gebieten angewandt werden. So erscheint es vollkommen in der Ordnung, daß derselbe Prozeß der Analysis und Vergleichung angewandt wird auf die biblische Wissenschaft und auf das Studium des Christentums. Ich habe weder gegen das Prinzip noch gegen den Prozeß der Anwendung etwas einzuwenden, es ist gut und in der Ordnung. Die Verkehrtheit stellt sich erst ein, wenn das Prinzip in solchem Maße übertrieben wird, daß in dem Prozeß die charakteristischen Eigentümlichkeiten eines gegebenen Objekts verloren gehen. Ich habe nichts einzuwenden, wenn ein Mensch bei genauer Analyse meiner Naturseite manche animalische Züge darin findet, und mich in dieser Beziehung mit gewissen Tieren vergleicht. Aber ich würde sehr ernstlich dagegen protestieren, wenn er seine Analysis und Vergleichung so weit durchführen würde, daß er in mir nichts mehr finden würde, was mich vom Tier unterscheidet und folglich dazu fortschreitet, mich ein Tier zu nennen und als solches zu behandeln.

nen Quellen genommen. Sie kamen vom Judentum, Hellenentum, Mithraskultus, der griechisch-ägyptischen Religion, vom Zoroastrischen Kult und sogar vom Buddhismus. Sie kamen allmählich, und allmählich bekam die Idee Gestalt."

Der spezifische Beitrag der babylonischen Mythologie zu dem Bilde Christi, wie es in den Evangelien abgebildet ist, besteht nach Professor Zimmern in folgenden Punkten: 1. „Die Vorstellung Christi als ein vorweltliches, himmlisches, göttliches Wesen, das zugleich Schöpfer der Welt ist. 2. Die Berichte von der wunderbaren Geburt Christi, von der Verehrung, die dem neugeborenen Kinde zu teil wurde und von den Verfolgungen. 3. Die Vorstellung von Christus als dem Erlöser der Welt, als dem, der durch sein Erscheinen in der Fülle der Zeit eine neue Weltperiode eröffnet. 4. Die Vorstellung von Christus als gesandt von dem Vater. 5. Die lehrhaften Vorstellungen vom Leiden und Tod Christi losgelöst von den historischen Tatsachen. 6. Die Lehre vom Abstieg Christi in den Hades. 7. Die Lehre von der Auferstehung Christi am dritten Tage nach seinem Tode. 8. Die Lehre von seiner Himmelfahrt nach vierzig Tagen. 9. Die Lehre von der Herrlichkeit Christi, sitzend zur rechten Hand Gottes und regierend mit dem Vater. 10. Der Glaube an die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit am Ende der Tage, und von dem letzten Kampf mit den Mächten des Bösen. 11. Die Idee von der Hochzeit Christi mit seiner Braut beim Beginn der neuen Zeit, und von dem neuen Himmel und der neuen Erde."

Während nun Professor Zimmern diese Gedanken sehr sorgfältig und zurückhaltend vorträgt, versichert dagegen Professor Jenssen von der Universität Marburg sehr positiv, daß das ganze Leben Jesu wesentlich nichts ist, als eine jüdische Uebertragung des babylonischen Epos von Gilgamesch. Sein Buch, erschienen im Februar 1907, ist ein dickleibiger Band von über 1000 Seiten, und trägt den Titel: „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. Die Ursprünge der alttestamentlichen Sagen von den Patriarchen, Propheten, dem Erlöser, und von der neutestamentlichen Sage von Jesus."

Die Haupttendenz des Buches wird von dem Verfasser selbst in folgenden Worten gegeben: Er will beweisen, „daß tatsächlich alle Erzählungen des Evangeliums rein sagenhaft sind, und daß es überhaupt gar keine Ursache gibt, irgend etwas, das von Jesus erzählt wird, als historisch zu betrachten. Die Jesus-Sage ist eine israelitische Gilgamesch-Sage. Als eine Gilgamesch-Sage ist die Jesus-Sage eine Schwestersage zu vielen andern Sagen, besonders zu denen des Alten Testaments."

In seinem Schlußkapitel schreibt Jenssen: „Jesus von Nazareth, an den die Christenheit seit nahezu 2000 Jahren geglaubt hat als den Sohn Gottes und den Erlöser der Welt, und der sogar noch von den Gelehrtesten unserer Tage betrachtet wird als ein guter und großer Mann, der lebte und starb als das höchste Muster eines idealen ethischen Lebens — dieser Jesus hat nie auf Erden gelebt; er ist auch nicht gestorben, denn

er ist nichts als nur ein israelitischer Gilgamesch. Wir, die Kinder einer vielgepriesenen Zeit des Fortschritts und der Errungenschaften, wir, die mit mitleidigem Lächeln herabblicken auf die abergläubischen Meinungen der Vergangenheit, wir verehren in unsern Kathedralen und Kirchen, in unsern Versammlungshäusern und Schulen, in Palästen und Hütten — eine babylonische Gottheit."

Verfasser, Prof. Nülsen sagt hier: Ich habe in dem vorangehenden Vortrag Veranlassung gehabt zu sagen, daß zu einer Zeit das kritisch-analytische Studium der Bibeltexte wild geworden sei. In Professor Jenssen's Buch ist die Vergleichungssucht toll geworden. Ich würde mir nicht die Zeit genommen haben, aus Jenssen's Buch zu zittieren, sondern würde es mit mitleidigem Lächeln übergangen haben, wenn nicht eine Anzahl Gelehrter ihn ernst nehmen würden. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß ein so sorgfältiger, bedächtiger Gelehrter, wie Professor Zimmern, eine ausführliche Besprechung über das Buch geschrieben hat, in welcher er es ohne Anstand billigte und sagte: „Jenssen wird kaum den Erfolg haben, seine Ideen sofort akzeptiert zu sehen. Aber Wahrheit ist nicht von sofortigem Erfolg abhängig, und wird in diesem, wie auch in andern Fällen, siegreich durchdringen, wenn auch nicht ohne großen Kampf, und nur langsam. Das Gewicht der Tatsachen, welche dieses Buch anführt, ist zu gewaltig."

Der andere Grund, warum ich auf dieses Buch Bezug nahm, ist der, zu zeigen, daß das logische und unvermeidliche Resultat der Methode alles ausdrücklich Christliche in der Bibel unter Anwendung des Prinzips der Vergleichung zu erklären oder, mit andern Worten, daß die strikte und ungehemmte Befolgung der „religionsgeschichtlichen" Methode, wie sie gegenwärtig gebraucht wird, zu Absurditäten führen muß..

Die Mythe von Theodor Roosevelt.

Man erlaube mir eine Abweichung. Ich wünsche dieselben Prinzipien der Analyse und Vergleichung auf eine moderne Persönlichkeit anzuwenden, unter strikter Befolgung der Methoden Prof. Jenssens.

Angenommen Lord Macauleys berühmter Neuseeländer, den er abzeichnet, wie er auf einem zerbrocheneen Bogen der Londoner Brücke steht, inmitten einer ausgedehnten Wüste, um die Ruinen von St. Paul zu skizzieren, angenommen, dieser Neuseeländer käme herüber nach Amerika und würde in den Sandhügeln nachgraben, die die Ruinen der Kongreßbibliothek in Washington bedecken. Er findet da einen großen Haufen Literatur, der in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts entstanden ist. In dem sehr gelehrten Buch, das unser neuseeländischer Gelehrter publiziert, berichtet er die Tatsache, daß man am Anfang des 20. Jahrhunderts vermutete, das Haupt der großen amerikanischen Nation sei ein starker und einflußreicher Mann, Namens Theodor Roosevelt. Sein Name zog sich durch die Geschichte abwärts; aber unser Gelehrter beweist, daß Theodor Roosevelt überhaupt keine historische Person war. Er existierte nie; er ist eine bloße Personifikation der Tendenzen und

mythologischen Züge, die damals in der amerikanischen Nation vorherrschend waren.

Zum Beispiel, dieser sagenhafte Held wird gewöhnlich abgebildet mit einem dicken Prügel ("Big Stick!"). Nun, das ist offenbar ein mythologischer Zug, von den Griechen und Römern geborgt, der in Wahrheit den Donnerkeil Jupiters reprpäsentiert. Er wird abgebildet, wie er einen breitrandigen Hut und große Augengläser trägt. Dieser mythologische Zug ist geborgt aus der nordischen Mythologie, und repräsentiert den Wodan, wie er bemüht ist, durch die schweren Nebelwolken hindurchzudringen. die sein Haupt bedecken. Eine große Anzahl Bilder stellen den Helden lächelnd und sein Gebiß zeigend dar. Das ist ein sehr interessanter Zug, welcher die starken afrikanischen Einflüsse in der amerikanischen Zivilisation darstellt. Manche widersprechende Sagen sind über den Mann verbreitet. Er war ein großer Jäger; er war ein Rauhreiter; aber er war auch ein Gelehrter und Verfasser einer Anzahl gelehrter Bücher. Er lebte in den Bergen, in der Prärie und in einer großen Stadt. Er war Anführer im Krieg, aber auch ein Friedensstifter. Man sagt, daß widerstreitende Parteien, sogar kriegführende Völker sich an ihn wandten, um zu vermitteln. Es ist selbstverständlich, daß wir hier nur die einfache Personifikation hervorragender Charakterzüge des amerikanischen Volkes haben in verschiedenen Stadien seiner geschichtlichen Entwicklung. Sie liebten es zu jagen, zu reiten, zu kriegen. Als sie eine höhere Stufe der Zivilisation erreichten, wandten sie sich dem Studium, dem Bücherschreiben, dem Vermitteln des Friedens zu. Und alle diese sich widersprechende Züge wurden im Laufe der Zeit benützt, um das Bild dieses sagenhaften Helden zu zeichnen. Einige mythologische Züge sind noch nicht völlig aufgeklärt. Zum Beispiel, daß er oft repräsentiert wird in Gestalt eines Bären oder begleitet von Bären. Eine Zeitlang waren diese „Teddy Bears" beinahe in jedem Hause, und es scheint, als ob sie sogar angebetet wurden, wenigstens von Kindern. Es ist kein Zweifel, daß eine entfernt astrale Vorstellung diesem etwas rätselhaften Zuge zugrunde liegt.

Aber besonders zwei Gründe sind überzeugend, um zu beweisen, daß wir es mit einer sagenhaften Person zu tun haben. 1. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte sich die amerikanische Nation kaum aus der Wildheit des Fetischismus und der Zauberei herausgearbeitet. Wenn man die täglichen Zeitungen studiert, so findet man viele Spuren von Wahrsagerei, Zauberei, Beschwörung und andere Formen des Aberglaubens.*) Sogar der Heros Roosevelt war z. T. solchem Aberglauben ergeben. So oft er jemand unter seinen Einfluß bringen und ihn bezaubern wollte, faßte er ihn bei der Hand und sprach ein gewisses Zauberwort. So weit ich entdecken kann, wird es buchstabiert wie "de-lighted".

---

*) Ob der Berichterstatter nicht auch auf die groben Formen des Götzendienstes stößt, wenn er die rohen Indianergestalten der Tabakshändler, die Negerstatuen für Pferde anzubinden, und die vielen Bronzestatuen aller berühmten Helden im Schutt auffindet? D. R.

2. Der andere überführende Beweis ist der Name. Theodor stammt von der Sprache eines Volkes, welches das südliche Europa repräsentiert, und bedeutet: Gabe Gottes. Roosevelt stammt aus der Sprache eines Volkes von dem nördlichen Europa und bedeutet: Rosen-Feld. Die Idee ist klar: Unser Heros ist die Personifikation der vereinigten zwei europäischen Rassen, die den Grund legten zu der anfänglichen amerikanischen Zivilisation, der romanischen und der teutonischen Rassen. Die Amerikaner dachten sich, daß ein Mann, der alle jene wundervollen Charakterzüge in sich vereinigte, notwendig eine wundervolle „Gottesgabe“ sein müsse. Und weiter dachten sie, daß wenn ein Mann, der ihre Ideale in sich vereinigte, volle Entfaltungskraft hätte, so müßte ihr Land in ein „Rosenfeld“ verwandelt werden.

Diese Erklärung ist strikt wissenschaftlich. Und ohne Zweifel würden manche Maschinenpolitiker und Trusthäuptlinge sehr vergnügt sein, wenn sie an einem Morgen beim Erwachen ausfinden würden, daß Theodor Roosevelt weiter nichts ist als eine mythologische Gestalt. Aber, Gott sei Dank, er ist eine lebende Person und eine ernstlich zunehmende Macht im Leben unsers Volkes.

Und so ist Jesus Christus.

Selig sterben?

Eine biologische Studie.

Was bedeutet der Ausdruck: Selig sterben? Ist derselbe nicht zu einer Phrase geworden, die gedankenlos ausgesprochen wird, ohne daß sich der Sprechende die Mühe nimmt, sich klar zu machen, welche Bedeutung oder Meinung sich mit diesem Wort verbindet? Es ist gleich einer abgegriffenen Münze, die weder ein klares Bild, noch eine Ueberschrift zeigt. Die Münze wird auch in diesem abgeschliffenen Zustande noch im Kurs erhalten, sie ist „gang und gäbe“, obwohl sich niemand darauf besinnt, was eigentlich der reelle Wert der Münze ist. Und das gilt nicht von Weltkindern allein, die das „Selig sterben“ als eine ganz selbstverständliche Sache betrachten. Nein, auch die Populartheologie vieler gläubiger Christen, auch theologisch gebildeter, verbindet mit diesem Begriff keine klare Vorstellung, und es sind darum oft nur ganz verschwommene Begriffe und Vorstellungen, die an das Wort „ewige Seligkeit“ oder auch „ewiges Leben“ geknüpft werden.

Wer eine einigermaßen befriedigende Einsicht in die Meinung des Begriffes „Seligsterben“ gewinnen will, der muß sich vor allem klar machen, daß nur vom Standpunkt der Biologie aus diese Frage gelöst werden kann. Ein Exkurs in die Biologie oder die Lehre vom Leben muß uns die Grundbegriffe darbieten, die vor allem festgestellt werden müssen, um dem Rätsel beizukommen, das in dem Problem enthalten ist. Wer „Leben“ sagt, der muß sich klar machen, daß er damit ein solch rätselhaftes Etwas nennt, daß es aller und jeder Erklärung spottet: Kein Gelehrter, kein Naturforscher, kein Philosoph,

kein Theolog vermag uns zu sagen, was Leben ist. Darum hat mit Recht ein gewisser Autor eine Abhandlung geschrieben mit dem Titel: Es gibt nur ein Geheimnis: Das Leben!

Also ein Geheimnis ist das Leben; aber es ist doch unleugbar vorhanden. Leugnen können es nur verbohrte Skeptiker, die mutwillig die Augen schließen vor den Tatsachen, die schon die natürliche Welt jedem gesunden, geraden und offenen Sinn eines natürlichen Menschen vor Augen stellet. Leben ist, wenn es auch ein Rätsel ist. Aber was ist es? Keine stoffliche Materie, und kein Produkt der Materie. Leben wächst oder entsteht nicht aus der Materie; alle Versuche der Materialisten, den Beweis zu erbringen, daß Leben von selbst aus dem toten Stoffe erwachse (generatio aequivoca), sind kläglich gescheitert. Fest steht der Satz: "omne vivum e vivo", Lebendiges kommt nur von Lebendigem. Damit steht fest, daß Leben etwas spezifisch Verschiedenes ist von dem toten Stoff oder der Materie. Leben ist eine selbständige Kraft, deren Ursprung nicht in der leblosen Natur zu suchen ist.

Das sind bis jetzt alles nur negative Sätze, die nur schrittweise uns dem in Frage stehenden Geheimnis näher führen. Eine Kraft haben wir das Leben genannt, und zwar ist's eine selbsttätige, d. h. nicht eine mechanisch erzeugte Bewegungskraft, die als ein zweites neben dem materiellen Stoff in Anspruch genommen werden muß, eine Kraft, welcher das Bewegungsprinzip innewohnt, und nicht von außen her erregt wird. Sehen wir aber nun genauer zu, so ist das Leben nicht etwa eine spirituelle Potenz, die frei in der Luft oder im Weltenraume schwebt. Sondern das Leben ist in ganz eigentümlicher Weise verknüpft, verbunden mit solchen Existenzen, die bei genauerer Betrachtung irdische Stoffe, Materie an sich tragen. Wir nennen die belebten Existenzen Organismen, organisierte Lebewesen.

Genauere Erforschung zeigt, daß das, was wir Leben nennen, als Keim, Same, organisierend-gestaltende Lebenskraft, in eine bestimmte Materie (mater, matrix), Protoplasma nennt es der Naturforscher, eingeht und geheimnisvoll waltend und wirkend sich einen Leib aufbaut, der seinem spezifischen Gestaltungsprinzip entspricht. Jedem Keim und jedem Samen wohnt ein genereller und ein spezifischer Typus oder Art inne, der absolut unveränderlich ist, mag die Evolutionslehre dagegen sagen, was sie will.

Sobald wir jedoch die organischen Lebewesen, die wir kennen, näher betrachten, so finden wir da drei Hauptklassen solcher Lebewesen, und zwar steht jede Klasse um einen bedeutenden Grad höher auf der Stufenleiter des Lebens als die andere. Von unten herauf beginnend ist das Pflanzenleben als unterste Stufe des uns bekannten Lebens zu nennen. Dieses Pflanzenleben steht der unbelebten oder anorganischen Natur am nächsten und erbaut sich seinen Leib unmittelbar aus der anorganischen Stoffwelt. Und wie geht es dabei zu? Das Leben, als das spezifisch Höhere, senkt sich in das Tote, Unbelebte ein, es zieht anorgani-

sche Stoffe in sich ein, gestaltet und organisiert sie, zieht sie zu sich empor und gibt ihnen eine solche Form und Gestalt, wie sie nie aus sich selbst erlangen könnten. Die Welt, die unter der Lebensstufe steht, kann nie aus eigener Kraft sich auch nur zur niedrigsten Lebensstufe emporschwingen, nie auch nur einen Begriff fassen von der über ihr stehenden Lebenswelt. So bekommt das Tote Teil am Leben, indem es von dem Leben emporgehoben, verklärt und wunderbar gestaltet wird. Das Tote ist beherrscht vom Gesetz der Schwere und dringt erdenwärts; das Leben erhebt die schweren Erdenstoffe, daß sie aufwärts, himmelwärts streben und wachsen, hinweg vom Schwerpunkt der Erde. Lebenskraft überwindet die Schwerkraft. Der schwerste lebendige Körper trägt seine eigene Last leichter als viele Träger das vermöchten.

Die nächst höhere Lebensstufe ist das Tierleben, das schon um ein ganz Bedeutendes höher steht als das Pflanzenleben. Das Tierleben ist denn auch in seiner Ernährung vorzugsweise auf die Pflanzenwelt angewiesen. Die Pflanze hat somit hier dieselbe Aufgabe gegen das Tierleben, wie die anorganische Natur gegen die Pflanze. Die Pflanze muß dem Tier aus der anorganischen Welt die Nahrung bereiten, sie muß dem höheren Leben die Arbeit der Umwandlung anorganischer Stoffe in organisierte Stoffe abnehmen; also sie muß dem höheren Leben dienstbar sein.

Dasselbe Verhältnis kehrt nun wieder bei der dritten und höchsten Stufe des organischen Naturlebens; bei dem Menschenleben. Die Tierwelt steht zum Menschen in demselben Dienstverhältnis, wie die Pflanze zum Tier. Doch ist der Mensch in seiner Natur so organisiert, daß er beiderlei Leben, das pflanzliche und das tierische sich als Nahrung untertänig machen kann. Hier haben wir nun zunächst drei Klassen von Naturleben bezeichnet, die alle aus der Natur sich auferbauen und stufenweise sich über die leblose Materie erheben.

Ehe wir jedoch weiter gehen, sei noch kurz auf einige wichtige Punkte hingewiesen. Vor allem ist zu sagen, daß in jeder Klasse des Lebens sich sehr verschiedene Lebenstypen finden; und zwar ist die größte Mannigfaltigkeit in der untersten Stufe, der Pflanzenwelt; die an Zahl geringste in der höchsten Stufe, der Menschenwelt. Jede Gattung und jede Spezies hat ihren ganz bestimmten Lebens- und Formationstrieb. Gelehrte Forscher versichern, daß die ersten Lebenskeime der Lebewesen einander so ähnlich sind, daß kein Naturforscher sie unterscheiden kann. „Wenn man die ersten jungen Keime einer Eiche, einer Palme und einer Flechte dem Botaniker vorlegt, um sie zu klassifizieren, so vermag er es nicht; ja er kennt sie nicht einmal von einander. Der schärfsten Untersuchung durch's Mikroskop ausgesetzt, verraten sie kein Merkmal ihrer Art. Der genauesten Analyse des Chemikers gegenüber bewahren sie ihr Geheimnis. — Die Versuche mit tierischen Embryonen haben dasselbe Ergebnis. Man nehme das Eichen des Wurmes, des Adlers, des Menschen selbst, man lasse den geschicktesten Beobachter sie der genauesten Prüfung unterziehen, um das eine vom andern zu unterscheiden — er

vermag es nicht. Ja, was noch erstaunlicher ist: man vergleiche die Pflanzen- mit den Tierkeimen und man wird immer noch nicht den Schatten eines Unterschiedes wahrnehmen. Die Eiche, die Palme, der Wurm, der Mensch haben einen und denselben Lebensanfang. Gleichviel zu welchen Formen sie sich nachmals entwickeln: im Embryo, wie er sich zuerst dem Auge der Wissenschaft darbietet, sind sie nicht unterscheidbar. Der Apfel in Newtons Garten, Newtons kleiner Hund Diamond und der große Newton selbst, haben ihr Leben von einem und demselben Punkt begonnen." *)

Was aber bewirkt es, daß die gestaltende Entwicklung so gewaltig auseinandergeht, daß aus dem einen Lebenskeim eine Pflanze, aus dem andern ein Tier, dem dritten ein Mensch wird? „Es ist ein geheimnisvolles Etwas, das in das Protopla eingegangen ist. Kein Auge kann es sehen, keine menschliche Wissenschaft es erklären. Es gibt ein besonderes Etwas, das Newtons Hund bildet, und ein besonderes Etwas, das den Newton bildet, und obgleich beide sich desselben Stoffes bedienen, so entwickeln sich doch aus diesem Stoff zwei ganz verschiedene Geschöpfe. Wenn wir im Protoplasma den T o n des Töpfers erblicken, so kann dieses etwas nur d e r T ö p f e r sein. Und da es sich stets nur um einen und denselben Ton handelt, aus dem all die wunderbaren Formen entstehen, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß die Verschiedenheit in den Töpfern liegen muß. Es muß demnach so viele Töpfer geben, als es Geschöpfe gibt —, einen Töpfer, der den Wurm bildet, einen andern, der den Hund gestaltet, und wieder einen, der das Bild des Menschen formt."**) Mit andern Worten: jeder Lebenskeim trägt in sich sein eigenes Lebens- und Gestaltungsprinzip, nach welchem es arbeitet und ein Lebewesen seiner eigenen Art aus dem anorganischen Stoff bildet.

Ein wenig Nachdenken muß uns also klar machen, daß es in jeder Lebensklasse sehr verschiedenartige Lebensprinzipien gibt, und daß keine Spezies willkürlich in die andere übergehen kann. Es können wohl künstliche Kreuzungen zwischen verwandten Arten stattfinden; aber die so erzeugten Individuen ihrer Gattung sind entweder gar nicht fortpflanzungsfähig, oder sie kehren, sich selbst überlassen, sehr bald zum ursprünglichen Naturtypus zurück. Also innerhalb der natürlichen Lebenssphären finden wir eine unzählbare Mannigfaltigkeit von Lebensarten oder organischen Lebewesen, die alle ihren eigenen Typus beharrlich bewahren und fortpflanzen und innerhalb ihres Typus nur einen geringen Spielraum der Variation zeigen.

Noch auf einen andern, überaus wichtigen Punkt müssen wir jedoch eingehen, der allem Leben eigen ist. A l l e s g e s c h ö p f l i c h e L e b e n i s t a b s o l u t a b h ä n g i g v o n s e i n e r U m g e b u n g.

Es trägt wohl in sich selbst eine erstaunliche, geheimnisvolle Lebens- und Gestaltungskraft, aber das Leben kann sich nicht gestalten und entfalten ohne eine dasselbe umgebende Außenwelt, aus welcher es die

*) Aus Drummond „Naturgesetz in der Geisteswelt." S. 257 f.
**) Derselbe a. a. O., S. 259 und 260.

Stoffe anziehen kann und muß, um sich zu entwickeln und zur vollen Größe des Wachstums gestalten zu können. Aus der umgebenden Natur nimmt das Leben die Stoffe, die es bedarf zu seiner Bildung, Gestaltung, Ernährung und Erhaltung. „Im Organismus liegt das Prinzip des Lebens, in der Umgebung die Bedingungen des Lebens. Ein Organismus ist an sich nur ein Teil, die Natur ist seine Ergänzung. Für sich allein, von seiner Umgebung abgeschnitten, existiert er nicht,"*) er muß zu Grund gehen — sterben. Die Umgebung wirkt auch machtvoll gestaltend auf den Organismus selbst ein. Dieselbe Pflanze, die in der Tropenwelt zu einem mächtigen Gewächs heranwächst, bleibt in der kälteren Zone ein Zwerg. Viele Organismen können sich gar nicht an eine andere Umgebung anpassen, sondern gehen ein. Jede Aenderung der Lebensweise, des Klimas, des Bodens, stellt die Lebenskraft des betreffenden Lebewesens auf die stärkste Probe. Zieht ein Mensch aus der gemäßigten in die Tropenzone, so ist es ungewiß, ob er den Wechsel überstehen kann. Ebenso umgekehrt. Kurz es besteht eine außerordentlich wichtige Wechselbeziehung zwischen dem Leben und der Umgebung, aus welcher es sich auferbaut, ernährt und erhält. Die Fortexistenz des Lebens ist abhängig von dem Maße, wie dasselbe seine Beziehungsfähigkeit mit der umgebenden Welt aufrecht zu erhalten und anzupassen vermag. Solange ein Organismus sich den Wechselfällen seiner Umgebung anpassen kann, kann er sein Leben erhalten, hört diese Fähigkeit auf, so tritt der Tod ein. Empfindliche Pflanzen erliegen auch leichtem Frost; andere können die furchtbarste Winterkälte überstehen und im nächsten Frühling neue Lebenstriebe zeigen. Ebenso ist's in der Tier- und Menschenwelt.

Weiter müssen wir hinweisen auf die so gewaltig verschiedenen *Unterschiede im Lebensreichtum*, je nach der Stufe, auf welcher ein Lebewesen sich vermöge seiner Organisation befindet. Niedrig organisierte Lebewesen haben nur ganz geringe Beziehungen mit, und wenig Lebensgenuß von der Außenwelt. Hier ist zu bemerken, daß der *Lebensgenuß* und *Lebensreichtum* von zwei Hauptbedingungen abhängig ist: 1. *von den Sinnen*, durch welche ein Lebewesen sich mit der Außenwelt in Beziehung setzt.

Nehmen wir das animalische Leben in seinen höheren Organisationsformen als Beispiel. Da sind die fünf Sinne die Verkehrspforten, durch welche das Leben, als *eine innere Welt*, sich mit der umgebenden Außenwelt in Beziehung setzt und erhält. Und zwar ist zu beachten, daß jeder Sinn dem betreffenden Leben eine neue Region der Außenwelt eröffnet und verschließt. Jeder Sinn ist vergleichbar einem Orgelregister. Wird es gezogen, so tönt die betreffende Abteilung mit; geschlossen, wird dieselbe ausgeschaltet. So eröffnet das Auge dem Lebewesen die Welt des Lichts, der Farben, der Formen und Gestalten. Welch ein ungeheurer Verlust am Lebensreichtum und Lebensgenuß ist an den Verlust der Augen geknüpft! — Das Ohr eröffnet die Welt des

*) Derselbe a. a. O., S. 234.

Schalles und der Töne. Und so beherrscht jedes Sinnesorgan eine eigene Region der Außenwelt. Ein wenig Nachdenken macht uns klar, wie sehr von dem Vorhandensein und richtigen Funktionieren der Sinnesorgane der Lebensreichtum und Lebensgenuß abhängt. Doch die Sinne sind nur die Werkzeuge, mit welchen das Leben zu operieren hat, um seinen Lebensverkehr mit der Außenwelt herzustellen.

2. Die Hauptsache aber sind nicht die Werkzeuge, sondern der Werkmeister, der damit operiert. Ein ungeschickter Werkmeister kann mit den besten Werkzeugen doch nichts Rechtes anfangen. Der Werkmeister in unserm Falle ist das Leben selbst. Die innere Qualität des Lebens entscheidet darüber, welchen Gebrauch resp. Genuß das innewohnende Leben von dem durch die Sinne ihm zugeführten Gaben der Außenwelt zu machen weiß. Hier eröffnet sich uns der Blick in den himmelweiten Unterschied der Lebensqualität zwischen den verschiedenen Arten des Lebens. Bei der Pflanzenwelt kann von Lebensgenuß wohl überhaupt keine Rede sein. Auch das Tierleben auf seinen tiefsten Stufen unterscheidet sich kaum vom Pflanzenleben. Je mehr aber wir in der Stufe des Tierlebens aufwärts steigen, um so mehr tritt die Qualität auf, die wir seelische Eigenschaften nennen. Auf der höheren Stufe des Tierlebens zeigt sich daher der behagliche Lebensgenuß: die wiederkäuende Kuh im Grase liegend, die hinter dem Ofen schnurrende Katze, sind Beispiele solchen Lebensgenusses; die spielenden Eichhörnchen, die singenden Vögel und vieles andere zeigen uns eine harmlose Lebensfreude. Diese Lebensstufen haben einen ungeheuren Lebensreichtum, verglichen mit den untersten Tierstufen, oder mit im Boden wühlenden Nagern und dergleichen. Aber was ist aller tierischer Lebensreichtum im Vergleich mit dem Menschenleben! Hier tritt eine Lebensqualität auf, die einen ganz anderen Gebrauch zu machen vermag von dem, was die Sinneswerkzeuge ihr von der Außenwelt zuführen. Im Menschenleben haben wir zu unterscheiden die rein vegetative Lebenssphäre, die der Mensch mit der Pflanzen- und Tierwelt gemeinsam hat. Ueber ihr steht die seelische Lebenssphäre, wo das eigentliche bewußte Genußleben beginnt und stufenweise sich immer höher hebt. Diese hat der Mensch zum Teil noch gemeinsam mit höheren Tierklassen. Doch schon hier zeigt sich ein himmelweiter Unterschied zwischen dem höchsten Tier und dem Menschen. Man führe, um zur Illustrierung ein drastisches Beispiel zu nennen, einen Ochsen und einen gebildeten Menschen in einen festlich geschmückten Speisesaal, dessen Tische mit dem Besten und Feinsten gedeckt sind, was menschliche Kunst zu leisten vermag. Wie ganz anders und verschieden sind die Eindrücke und Genüsse, die die beiden Lebewesen von den dargebotenen Kostbarkeiten haben! Die Qualität des Lebens erst befähigt den Menschen zum höchsten Lebensgenuß, den wir in dieser sichtbaren Sinnenwelt kennen. Doch über der seelischen Lebenssphäre steht endlich als höchste Stufe die geistliche, die den Menschen absolut unterscheidet von dem unter ihm stehenden Tierleben.

Die geistigen Eigenschaften befähigen den Menschen, sich Begriffe und Vorstellungen zu bilden, sich Gedanken zu machen. Sie eröffnen ihm Einblicke in die Welt des Guten, des Schönen, des Rechten, des Wahren. Sie befähigen ihn erst, die ihm umgebende Welt nicht nur zu erkennen und zu erforschen, sondern sie auch sich untertänig zu machen und den weitgehendsten, unbegrenzten Gebrauch zu machen von ihren Stoffen und von ihren Kräften, die in derselben ihn allenthalben umgeben. Industrie, Kultur, Zivilisation, Kunst, Wissenschaft — alles das baut sich auf auf der Lebensqualität der geistigen Kräfte, die ausschließlich nur dem Menschen zukommen. Kein Tier vermag sich ihm darin an die Seite zu stellen.

Hiermit haben wir aber auch die oberste Stufe oder Sprosse an der Stufenleiter des natürlichen Lebens erreicht. Diese oberste Sprosse grenzt unmittelbar an eine noch höhere Lebensregion, die aber von dem natürlichen Leben auch des höchst organisierten Menschenlebens ebenso spezifisch verschieden ist, als das Menschenleben vom Tierleben und das Tierleben vom Pflanzenleben. Diese höhere Lebensregion ist die göttliche, die als solche über die natürliche so hoch hinausragt, wie auf der unteren Stufe die organische Lebenswelt über die anorganische Natur. So wenig als die anorganische Welt eine Ahnung oder Verständnis hat und haben kann für die Welt des Lebens, und so wenig als sie sich selbst emporschwingen kann in die Welt des Lebens und Leben aus sich selbst erzeugen kann, so wenig kann das natürliche Leben auch des höchst ausgebildeten Menschen das über ihm stehende göttliche Leben erkennen, verstehen oder gar sich aus eigenen Kräften in die höhere Region emporschwingen.

„Der natürliche Mensch vernimmt nicht, was des Geistes Gottes ist." „Niemand weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist; so auch weiß niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes." Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Dieser Geist Gottes ist spezifisch höher als der Menschengeist. Der Mensch aber vermag die höhere Qualität des Lebens nicht in sich zu erzeugen. „Was vom Fleisch geboren wird, ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, ist Geist."

Doch aber, wie gesagt, die höchste Qualität des natürlichen Menschenlebens grenzt unmittelbar an die nächst höhere Lebensregion, an die göttliche an. So wie die anorganische Welt angrenzt an die Stufe des Pflanzenlebens und ihr die Stoffe darbietet zur Bildung ihrer Organismen, so ist die hochorganisierte Geisteswelt des Menschen das natürliche Substrat für das höhere, göttliche Leben. Der Mensch hat in seinen seelischen und geistigen Eigenschaften solche Fähigkeiten, daß in sie sich das göttliche Leben einsenken, in ihnen Wurzel fassen, sich ausbreiten und zu neuen, ungeahnten Lebensgestalten sich entwickeln kann. Soll der Mensch in die höhere Region des göttlichen Lebens erhoben werden, so ist das nur dadurch möglich, daß das göttliche Leben sich in das menschliche Leben herabläßt, wie sich das Pflanzenleben in die Mineralwelt herabsenkt

und sie zu sich emporzieht, in sich umgestaltet und organisiert nach eigenen (organischen) Lebensgesetzen.

So hat in der Tat sich das Gottesleben eingesenkt in das Menschenleben: „Das Wort ward Fleisch," und „in ihm war das Leben." Dieses Gottesleben mußte erscheinen, sich einsenken ins Menschenleben, sich ihm offenbaren, ihm sich mitteilen, — so, und nur so, konnte das Menschenleben Kunde empfangen von dem höheren Gottesleben, an ihm teilhaben, in dasselbe erhoben und emporgezogen werden. Teilhaftig werden der göttlichen Natur, geboren werden aus dem Geist — das sind biologische Ausdrücke, die uns zum Beweis dienen, wie sehr die Autoren der biblischen Schriften von göttlichem Licht erfüllt waren, daß sie vor 2000 Jahren schon in so korrekt biologischen Ausdrücken sich aussprechen konnten, so lange vorher, ehe der natürliche Mensch eine Ahnung hatte von den Gesetzen der Biologie.

Wir sind jetzt in unserer Entwicklung dahin gekommen, daß wir nun direkt auf die im Thema angedeutete Frage lossteuern können. Resumieren wir kurz unsere Entwicklung: Das menschliche Leben in seiner höchsten Stufe stellt sich uns dar als die höchste Entwicklung der drei natürlichen Klassen des Lebens, welche in der sichtbaren Welt zu finden sind. Diese höchste Lebensstufe des Menschen aber ist nun nur wieder das Substrat, der Boden, in welches ein übernatürliches, ein göttliches Leben sich einsenken kann und muß, um diese höchste Art des Naturlebens in die ihm sonst verschlossene höhere Lebensregion des göttlichen Lebens emporzuziehen. Geschieht diese Einsenkung, dieses Emporziehen nicht, so bleibt der natürliche Mensch, was er ist, ein Fleischesmensch; er kann als solcher das Reich Gottes (das Gottesleben) weder sehen noch erlangen, ohne eine neue Geburt aus dem Geiste Gottes. Allerdings muß die Seele des Menschen in sich eine Qualität haben, die sie über die Vergänglichkeit aller irdischen Lebewesen emporhebt. Sie muß etwas Gottverwandtes in sich selbst haben, um fähig zu sein oder zu werden, am göttlichen Leben teil zu haben. Ist die Menschenseele ein Hauch aus Gott, also ein Erzeugnis aus dem Geiste Gottes, so trägt sie etwas von der Unvergänglichkeit Gottes in sich, und das ist die Qualität, vermöge welcher sie, ähnlich wie das göttliche Leben, Raum und Zeit überdauern und überspringen und in ihrer Existenzweise eine Fähigkeit zu ewiger Fortdauer in sich tragen kann. Ist schon den Lebensformen gewisser Bäume und Tiere eine solche Lebensqualität verliehen, daß sie Jahrhunderte und selbst Jahrtausende ihr Leben fortsetzen können, so erscheint es nicht befremdlich, wenn die auf höchster Lebenssprosse der Stufenleiter stehende Menschenseele eine Lebensqualität in sich trägt, die sie zu endloser Lebensdauer befähigt. Das ist, was wir logischerweise erwarten müssen. Aber — wohl verstanden — endlose Lebensqualität oder Lebensdauer bedeutet noch lange nicht ewiges Leben. Man mag hier reden von Unsterblichkeit der Seele, man muß aber wissen, daß damit nur eine Qualität, eine Fähigkeit bezeichnet wird, die zunächst die Fortexistenz der Seele

als eine Möglichkeit ahnen läßt, auch wenn das leiblich-natürliche Leben des Menschen im leiblichen Tode aufhört. — Wir mögen also hier sagen: Die natürliche Menschenseele ist die Materie, in welche der göttliche Lebenssame sich einsenkt, um in ihr seine eigene Lebensqualität zu entfalten, sie sich zu assimilieren und emporzuziehen in die höhere Lebensregion des göttlichen Lebens.

Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß auf dieser Lebensstufe die Freiheit auftritt. Sie spielt schon im natürlichen Menschenleben eine gewisse Rolle, obgleich sie da nur als eine Vorstufe erscheint, so beschränkt und eingeengt, daß nicht wenige Gelehrte die Freiheit geradezu leugnen.

Ja nicht nur das: Es gibt Theologen genug, die auch in der höchsten Region, im religiösen Leben, die Mitwirksamkeit der Freiheit ausschalten und es als Synergismus brandmarken, wenn man von einer Mitwirksamkeit des Menschen auf der Stufe des religiösen Lebens redet. Mag der Theologe solche Mitwirkung zu leugnen suchen, das steht fest, daß ohne des Menschen Willen das göttliche Leben im Menschen nicht Wurzel fassen, nicht sich entfalten, nicht den Menschen mit sich und zu sich emporziehen kann. Die Qualität der Seele steht nicht als willenlose Materie dem göttlichen Lebenskeim gegenüber, sondern sie muß mit Willen und Bewußtsein ihr natürliches Eigenleben aufgeben und sich dem in ihr wirkenden göttlichen Leben eröffnen, hingeben, „zu Grunde lassen," wie die Mystiker echt biologisch sich ausdrückten. Darum sagt der Herr: „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe an;" er erwartet, daß man ihm (mit freier Selbstentscheidung) die Türe auftue. Dem abtrünnigen Jerusalem sagt er: Ihr habt nicht gewollt. Die Seele ist für Gott angelegt, für Gott geschaffen, sie hat die Form Gottes, um mit göttlichem Inhalt, Komplement, erfüllt zu werden. Und weil sie für dieses höchste Leben innerlich qualifiziert und angelegt ist, darum wohnt ihr ein Hunger, ein Durst, ein Sehnen, ein Verlangen nach der göttlichen Lebensfülle inne. Bekommt sie diese göttliche Speisung, dann zieht in ihr die Befriedigung, der Lebensgenuß, die Lebensfreude ein, die wir oben schon auf der tiefer stehenden Stufe des Naturlebens kennen gelernt haben. Und zwar ist hier Lebensfreude und Lebensreichtum in höchster Potenz zu erwarten, da hier die höchste denkbare Lebensqualität, die zu Gott geschaffene Menschenseele, die Speisung aus der höheren, göttlichen Welt erlangt, die höchste Speisung, die es überhaupt geben kann. Alles natürliche Leben nährt sich nur von vergänglicher Speise, von getötetem oder geschlachtetem Leben, die nur ganz kurz das natürliche Leben zu fristen vermag (Joh. 6, 27; 4, 13). Die göttliche Lebenswelt aber reicht der nach Gott hungernden und dürstenden Seele solches Lebensbrot und solchen Lebenstrank, die selbst schon ewige Lebensqualitäten in sich tragen und dem Essenden mitteilen. (Joh. 6, 57 u. 58; 4, 14; 7, 37—39.)

Wir sagten, es wohne in der Seele ein Hunger und Durst nach Gott, und die Seele müsse göttliche Speisung empfangen, um mit einer Le-

bensqualität ausgestattet zu werden, die ihr hier schon Genuß der Freude des — ewigen — Lebens zu bereiten vermag. Augustins Wort: Du hast uns zu dir geschaffen und unsere Seele ist unruhig, bis sie ruhet in dir, o Gott — mag hier angeführt werden, obwohl ihm die biologische Wendung fehlt.

Nicht zu vergessen ist aber, daß in der natürlichen Menschenseele auch eine Eigensucht, eine Selbstliebe wohnt, die nur als böser Wille bezeichnet werden kann. Diese Eigensucht treibt die Seele in verkehrte Richtung, sie entfesselt in ihr eine Zentrifugalkraft, die sie treibt, von Gott hinweg zu fliehen. Und so lange die Seele auf der bewußten und gewollten Gottesflucht sich befindet, so lange kann sie nicht die Stillung und Sättigung aus göttlichem Leben empfangen, die allein sie glücklich und selig machen und in ihr die wahre höchste Lebensfreude erzeugen kann. Diese Eigensucht muß erst überwunden werden und sich willenlos dem göttlichen Leben „zu Grunde lassen", ehe sich dieses Leben in die Seele einsenken und in ihr auferbauen kann. Hier greifen göttliche Zuchtmittel ein, welche die Menschenseele äußerlich und innerlich verfolgen und ihr nachsetzen auf ihrer Gottesflucht.

Da macht der Mensch gräßliche Erfahrungen. „Die Pfeile des Höchsten stecken in mir." „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen. Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete" u. s. w. „Wenn du einen züchtigest um seiner Sünde willen, so wird seine Schöne verzehret wie von Motten." Der verlorene Sohn bei seiner Schweineherde kam endlich zu dem Entschluß: Ich will mich aufmachen u. s. w. Das war der erste Schritt zur Umkehr. Das Unglück, das Leiden, kann und soll die Härte der Seele zerschmelzen, im Ofen der Trübsal, im Schmelztiegel, sucht Gott den Widerstand der Seele zu zerbrechen und zu zerschmelzen. Wenn sie dann in ihrem Jammer klagt und zu Gott schreit, so antwortet er ihr auf allerlei Weise: Es ist deiner Sünde Schuld, daß du so gestraft wirst; deine Sünden scheiden dich und deinen Gott von einander; ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Gibt die Seele solcher göttlichen Einsprache Raum, entschließt sie sich, „die Türe aufzutun" und den Herrn, das göttliche Leben, bei sich einzulassen, dann entsteht auf einmal ein ganz neuer Lebensverkehr, den die Seele zuvor nicht kannte. Ein "commercium divinum", wie die Alten es nannten, eröffnet sich zwischen der erstorbenen Menschenseele und dem göttlichen Leben. Göttliches Licht dringt ein, das, wie bei der ersten Weltschöpfung, die Aufgabe hat, in der gottfinsteren und gottleeren Seele göttliche Heils- und Lebenskräfte einzuführen und zur Entfaltung zu bringen. So entsteht unter Gottes Gnadenwirkung ein göttliches Lebensgewächs, ein neuer Mensch, der spezifisch verschieden ist von dem natürlichen Menschen. Das in diesem neuen Menschen wirksame Lebensprinzip ist das Christusleben, das den Menschen umbildet, umgestaltet zur Aehnlichkeit des verklärten Gottmenschen. „Ich lebe, doch nun nicht ich, son-

dern Christus lebt in mir." „Christus ist mein Leben." „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben." Und dieses Leben ist hier nur im untersten Stadium, im Embryonenzustand; es kann erst die primitivsten Gestaltungen hervorbringen, weil es eben nur in „irdenen Gefäßen" ganz in aller Verborgenheit seine Wirksamkeit entfalten kann, und weil die oben erwähnte Eigensucht des natürlichen Lebens immer noch hindernd und störend der Entfaltung des höheren Lebens entgegentritt. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden" (1. Joh. 3, 2); „wir werden verwandelt von Klarheit zu Klarheit in dasselbe Bild" (2. Kor. 3, 18); „wir warten (vom Himmel kommend) des Heilandes Jesu Christi des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde u. s. w. (Phil. 3, 20 f.). „So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben, um der Gerechtigkeit willen. So nun der Geist deß, der Jesum von den Toten erweckt hat, in euch wohnet, so wird auch derselbe, der Christum von den Toten auferweckt hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen, um deßwillen, daß sein Geist in euch wohnet." (Röm. 8, 10. u. 11). Weitere Perspektiven, die das so begonnene "commercium divinum" dem aus Gottes Geist neugeborenen Menschen eröffnen, sehe man nach in 1. Kor. 15, 21—57; Kol. 3, 1—4 und drgl.

„Selig sterben?" — das haben wir als Frage oben an die Spitze gestellt. Es liegt in den zwei Worten ein Selbstwiderspruch. Sterben ist Aufhören der Lebensbeziehungen eines Lebewesens mit der Welt, die ihm bisher die Existenz seines Lebens gefristet hat. Stirbt der Mensch, so hört seine Verbindung auf mit der natürlichen Welt, aus welcher er bisher seinen Lebensunterhalt bezog. Wenn nun die Seele nur eine natürliche Lebensqualität in sich trägt, wie das Tierleben, so hört mit dem Tode alles auf, sie vergeht, verflüchtigt sich, wie Rauch und Dampf im Weltraum. Das ist's ja, was der Unglaube so dreist proklamiert. In diesem Falle kann das Wort selig nicht mit Sterben verbunden werden. Der Tod mag eine Erlösung aus schwerem Leid und Pein bringen, aber keine Seligkeit, weil jedes bewußte Empfindungsleben und jede Existenz aufgehoben wird. Selig und sterben sind solche widersprechende Begriffe, daß sie auf dem rein natürlichen Boden menschlichen Lebens nicht vereinigt werden können. Nur dann, wenn dem Menschenleben als solchem schon jenes Plus an höherer Lebensqualität zukommt, vermöge dessen die Seele die Fähigkeit hat, die Katastrophe des leiblichen Todes zu überstehen, wenn sie die Verpflanzung in eine andere Lebensregion, die hier uns fremd und unbekannt ist, in eine terra incognita, ertragen und siegreich überdauern kann, dann eröffnet sich eine Möglichkeit, daß man von seligem Sterben reden kann. Denn dann ist die Möglichkeit offen, daß die Seele eine Transplantation erfährt in eine höhere Lebenswelt, die ihr jetzt erst die Bahn eröffnet zu unbegrenzten Möglichkeiten höchster Lebensentfaltung. Ein Tropengewächs, das in winterlicher Jahreszeit im kalten Klima im Grünhause

mit Mühe und Not zu spärlichster Lebensentfaltung kommen kann, wenn es könnte in seine Tropenheimat versetzt und dort sorgfältig gepflegt werden, wie müßte da sich sein Leben zu herrlichster Größe entfalten, während es im kalten Norden verkümmern muß.

So ist die irdisch-natürliche Welt die kalte Region, im besten Fall das Gewächshaus, wo spärlich nur das Gottesleben Gestalt gewinnen und heranwachsen kann. Hat aber die Seele die Lebensfähigkeit in sich, daß sie die Verpflanzung aus dieser kalten, gottfremden Welt in die höhere Himmelswelt ertragen kann, ohne einzugehen — dann gibt es ein seliges Sterben. Dann kommt die Seele durch das Sterben erst in ihre Heimat, wo sie die wahren Lebensbedingungen vorfindet, die sie bedarf, um die höchste Lebensqualität in sich zu entfalten und so zum höchsten Lebensgenuß und Lebensreichtum zu gelangen.

Diese Lebensfähigkeit, die Verpflanzung in die himmlische Welt des Lichtes und des Lebens zu ertragen, ohne darüber zu vergehen, erlangt die Seele aber eben nur dadurch, daß schon hier das Christusleben ihr eingepflanzt wird. Dieses Christusleben verleiht ihr die Qualität, jenes Leben im Licht in der Nähe Gottes zu ertragen. Alles andere, nicht durch Christum erneuerte Leben muß erfahren: „Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer;" „Wehe mir, ich vergehe!" (Jes. 6). „Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel decket uns vor dem Angesichte deß, der auf dem Stuhl sitzt."

Wo nun aber hier in diesem Leben keine solche Einpflanzung des Christuslebens stattfindet, da hat gleichwohl die Menschenseele die Anlage oder Fähigkeit, den leiblichen Tod zu überstehen. Sie mag in sich, wie oben gezeigt wurde, eine Qualität besitzen, die sie zu endloser Fortdauer auch nach dem Aufhören der irdischen Lebensbeziehungen befähigen mag. Weil sie aus Gottes Geist entsprossen ist, mag sie teil haben an der Unauflöslichkeit der Existenz, und das begründet eine Fortdauer ihres Lebens. Aber es kann nur eine trostlose, schreckliche Fortdauer sein, von Unsterblichkeit der Seele sollte man da nicht reden, sondern nur von Unauflöslichkeit. Welcher Art die Fortdauer sein mag? Es ist ein Zustand zwischen Leben und Sterben, ein Zustand schrecklicher Pein und Qual. Leben kann die Seele nur, wenn sie aus der göttlichen Region die nötigen Lebenszuschüsse bekommt, wenn sie genährt wird aus der Himmelswelt. Ist aber die Gottesfeindschaft in ihr nicht getilgt, so hat die Gottesflucht in ihr die Uebermacht, sie kann Gottes Nähe nicht ertragen, kann also auch nicht genährt werden aus der göttlichen Region. Ja auch Gott selbst wirkt repulsiv auf die Gott feindliche Seele ein: Das gegenseitige Abstoßen treibt die Seele in die äußerste Finsternis. Gleichwohl aber kann sie nicht aufhören zu hungern und zu dürsten, denn das sind konstitutive Elemente der Seele. Hungern, dürsten, verlangen nach Leben und doch — es nicht ertragen können: Die Wasserscheu gibt eine Ahnung der Qual. Der erstickende Qualm brennenden Schwefels wird in der Offenbarung als Bild gebraucht, um die Qual zu veranschaulichen, welche die Seele empfindet, die nicht aufhören

kann, nach Gott zu hungern und zu dürsten und doch die göttliche Speisung nicht zu ertragen vermag. Sie kann nicht leben, weil sie Gott nicht ertragen kann, und sie kann nicht sterben, weil sie aus dem unvergänglichen Gottesgeist geflossen ist.

Seliges Sterben heißt also: errettet werden aus der Qual des andern Todes, der die unerlöste Seele quält, und versetzt werden in die göttliche Region des Lichtes und des Lebens, wo die Seele zu unbegrenztem, höchstem, unbeschreiblichem Lebensgenuß und Lebensreichtum eingeht, weil ihr in Gott unaufhörlich gesteigerte Lebenszuflüsse offen stehen, die alles irdische Begreifen übersteigen. Das ewige Leben beginnt hier in diesem Leben für den, der das Christusleben hier schon in sich aufnimmt. Aber hier bleibt es nur embryonenhaft, schwach, klein, unselbständig. Ein seliges Sterben erst versetzt die erlöste Seele in ihre wahre Heimat, wo sie erfährt daß, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, kein Menschensinn erkannt hat, — Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.

Dr. Joh. Hinr. Wichern.

Am 21. April d. J. feierte die Evangelische Kirche Deutschlands den 100jährigen Geburtstag des Mannes, der mit gewaltigem, geistesmächtigem Wort und Tat in die Kirchengeschichte des letzten Jahrhunderts eingegriffen hat: Dr. J. H. Wichern. Zur Feier dieses Tages wurden eine große Anzahl teils größerer, teils kleinerer Schriften herausgegeben.

Die Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg steht naturgemäß damit an der Spitze. Sie hat folgende Publikationen zur Feier des Tages veranstaltet:

1. Joh. Hinr. Wichern, ein Osterheld in deutschen Landen. Zum Jubelgedächtnis seines 100. Geburtstages dargestellt von Pastor Martin Hennig, Direktor des Rauhen Hauses. Für Massenverbreitung sehr billig; einzeln 15 Pfg.

2. Dr. Joh. H. Wicherns Lebenswerk in seiner Bedeutung für das deutsche Volk. In Verbindung mit mehreren Fachgenossen herausgegeben von M. Hennig, Direktor des Rauhen Hauses. Groß-Oktav. 190 Seiten mit einem Bildnis Wicherns. Preis broch. 2 Mk. Dieses Buch enthält folgende Abschnitte, die je von einem anderen Verfasser geschrieben sind:

Wicherns Erziehungsgrundsätze und seine Bedeutung für das Rettungshauswesen. Von Dr. Johs. Wichern-Bad Kösen.

Wichern als Erneuerer der männlichen Diakonie. Von Past. W. Bornhack-Elberfeld.

Wichern und die Gefängnisreform. Von Dr. W. von Rohden-Düsseldorf.

Wichern als kirchlicher Reformer. Von Past. E. Bunke-Tempelhof-Berlin.

Wicherns soziale Bedeutung. Von Konsistorialrat Fr. Mahling-Frankfurt a. M.

Wichern als Herold der Inneren Mission. Von Past. M. Hennig-Hamburg.

3. Größeres Lebensbild zu Geschenkzwecken als Prämie in Schulen und Vereinen, als Konfirmationsgabe u. s. w. Dr. Joh. Hinr. Wichern. Leben und Wirken des Herolds der Inneren Mission zu seinem hundertsten Geburtstage dem lieben deutschen Volke erzählt von Hermann Petrich. 96 Seiten Oktav in schönem Einbande mit vielen Illustrationen. 80 Pfg. und 1.50 Mk.

4. Dr. Joh. Hinr. Wicherns gesammelte Schriften, vollständig in sechs Bänden. Band I und II: Briefe und Tagebuchblätter. Broch. 12.60 Mk.

Band III: Die wichtigsten Aufsätze, Vorträge und Abhandlungen von Dr. Joh. Hinr. Wichern über Fragen und Aufgaben der Inneren Mission. Herausgegeben von Konsistorialrat Fr. Mahling-Frankfurt a. M. 1280 Seiten. Preis broch. 16 Mk., Lwd. geb. 18 Mk.

Band IV: Zur Gefängnis-Reform. Reden, Denkschriften und Gutachten über das Gefängniswesen, speziell die Durchführung der Einzelhaft in Preußen. Herausgegeben von Dr. Johs. Wichern. 504 Seiten. Broch. 7 Mk., geb. 8 Mk.

Band V und VI: Zur Erziehungs- und Rettungshausarbeit. Aufsätze, Berichte und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Dr. Johs. Wichern.

Band V: Teil I: Das Rauhe Haus. Der Anhang enthält bis dahin nicht veröffentlichte Schriftstücke über die einzelnen Zweiganstalten des Rauhen Hauses. 580 Seiten. Preis broch. 6 Mk., Lwd. geb. 7 Mk.

Band VI: Teil II: Aufsätze über Rettungsanstalten aus dem Jahre 1833. Teil III: Rettungsanstalten für Kinder im deutschen Sprachgebiet. 270 Seiten. Preis broch. 3 Mk., Lwd. geb. 4 Mk.

Das Werk ist zum Vorzugspreise, der bis 31. Dez. 1908 gilt, bei Entnahme des ganzen Werkes zu haben für 25 Mk. broch., 30 Mk. geb.

Diese günstige Gelegenheit zur billigen Beschaffung des Wichern-Werkes sollte kein Freund der Inneren Mission vorübergehen lassen, vor allem aber alle, die amtlich mit der Arbeit der Inneren Mission zu tun haben.

Doch von den vorgenannten Schriften steht uns keine zur Verfügung. Wir haben sie nur genannt, um aus den Titeln der Aufsätze und Bücher schon die reiche Vielseitigkeit der Arbeit dieses gesegneten Knechtes erkennen zu lassen.

Hingegen liegt vor uns eine Festschrift zum 100. Geburtstag des hoch geschätzten Mannes, herausgegeben von Dr. Theod. Schäfer, Past.,

Direktor der Diakonissenanstalt zu Altona.*) Verfasser stellt in seinem Buche vorne an einen Vortrag, gehalten beim 25jährigen Jubiläum des Brandenburg. Prov.=Ausschusses für Innere Mission zu Berlin, am 5. Dez. 1907. In diesem Vortrag wird Dr. W. geschildert als der Vater, der Herold und der Fachmann der Inneren Mission. Inwiefern und mit welchem Recht W. so genannt werden kann, lernt man verstehen, wenn man den zweiten Teil der genannten Schrift liest: Joh. Hinr. Wichern, ein Lebens= und Charakterbild. Geboren am 21. April 1808 in Hamburg als der älteste Sohn von Joh. H. Wichern, der in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte und als Schreiber und Uebersetzer sich und die Seinen schlicht und recht zu ernähren suchte. In die Kindheitsjahre fällt der Druck der Franzosenherrschaft in Hamburg, von welcher fast jede Familie schwer betroffen wurde. Auch herrschte damals in den Bildungsanstalten Deutschlands der Rationalismus, der auch W. zu schaffen machte. Doch scheint gerade die rauhe, absprechende Art, wie seine Lehrer und Erzieher die „Orthodoxie" abfertigten, eher die gegenteilige Wirkung bei Wichern gehabt zu haben.

Schon mit 15 Jahren wurde der Vater ihm von der Seite gerissen und W. mußte nun hart und schwer sich durchringen, um zum akademischen Studium zu gelangen. Im Herbst 1828 bezog W. die Universität Göttingen, wo er alte Freunde traf. An Prof. Lücke schloß er sich besonders an. Von Göttingen ging er später (1830) über Halle und Wittenberg nach Berlin, wo er bei Schleiermacher Dogmatik, Ethik Praktische Theologie und Dialektik studierte. Mit Baron von Kottwitz wurde er durch Neander bekannt gemacht. Im September 1831 kehrte er von der Hochschule unter das Dach seiner Mutter zurück. Da die Stipendien aufhörten, so mußte er durch Stundengeben sein Brot zu verdienen und seiner Mutter zu helfen suchen. Daneben mußte er sich auf das Examen vorbereiten, aus welchem er mit dem Prädikat „gut bestanden" hervorging. — Die Anstellungsfähigkeit im Pfarramt hatte er nun, mußte aber, bis eine Stelle sich auftat, noch anderweitig Unterhalt und Beschäftigung suchen.

Verfasser beschreibt nun, wie W. ganz allmählig in seinen Lebensberuf hineingewachsen ist. Zuerst begann er als Lehrer in einer Sonntagschule, die sich der verkommenen und armen Kinder der Stadt Hamburg annahm. — Dann trat er in Verbindung mit dem sogen. Besuchsverein." Eine Anzahl christlich gesinnter Männer, denen das leibliche und geistliche Elend der untersten Volksklassen zu Herzen ging, hatten sich verbunden, diese Aermsten aufzusuchen und ihnen nach Kräften leibliche und geistliche Hilfe zu leisten. In diese Arbeit trat der Kandidat W. ein und machte da gleichsam die Vorschule für sein Lebenswerk.

Aus dem Besuchsverein wuchs vor allem der Gedanke hervor, ein Rettungshaus für die verwahrlosten Kinder zu errichten. Dieser Gedanke ließ W. nicht mehr los. Er verarbeitete ihn Tag und Nacht.

*) Die Anzeige des Buches mußte wegen Raummangel für das nächste Heft zurückgelegt werden.

Aber er verband damit sofort von Anfang an die Idee, die Kinder nicht massenhaft in ein kasernenartiges Haus zu sperren, sondern sie sollten in kleinen, familienartigen Gruppen zusammenwohnen wie Geschwister, jede Gruppe geleitet von einem erziehenden Führer, der das Leben der Kinder teilt, und alle Gruppen sollten dann zu einer großen, vielgestaltigen Familie organisch verbunden werden mit dem Hausvater als ihrem Haupt und Träger.

Zu solcher Gruppenarbeit an den Kindern bedurfte man natürlich eine Anzahl von persönlichen Kräften als Gehilfen der Arbeit. Die Arbeit in den Familienhäusern sollte aber, nach W. Plan, diesen Gehilfen zugleich eine Schule der Tüchtigkeit sein für den Dienst im Reich Gottes überhaupt, zu welchem sich nach mehrjähriger Zurüstung und Bewährung leicht der Uebergang finden würde. So stand die Kinder- und Brüderanstalt des Rauhen Hauses schon bald im Anfang in Form eines Zukunftsbildes vor seinem Geistesauge.

Doch wir können dem Entwicklungsgang Wicherns, wie er nun sich gestaltete, nicht im Einzelnen folgen. Zunächst kam es unter gar armseligen Umständen zur Gründung des Rettungshauses, das dann später unter dem Namen „Das Rauhe Haus" bekannt wurde. Außerordentlich schön und lieblich ist es zu lesen, mit welcher Weisheit und erbarmenden Liebe sich W. der verkommenen Kinder annahm und sie an sich zu fesseln suchte.

„Mein Kind, dir ist alles vergeben! Sieh um dich her, in was für ein Haus du aufgenommen bist! Hier ist keine Mauer, kein Graben, kein Riegel; nur mit einer schweren Kette binden wir dich hier, du magst wollen oder nicht; du magst sie zerreißen, wenn du kannst; diese heißt Liebe und ihr Maß ist Geduld u. s. w."

Väter, Erzieher, Hausväter von Rettungshäusern können an diesem Vorbild lernen, wie man verkommene Kinder an sich binden, die Verwilderung überwinden und sie sittlich heben kann. — Nur mit Ueberwindung von allerlei Schwierigkeiten ging es Schritt für Schritt weiter. Es entstanden immer neue Familienhäuser, jedes mit besonderem Namen, und verschiedene Werkstätten wurden eingerichtet, in welchen die Kinder zu tüchtiger Arbeit erzogen wurden. Ein sehr liebliches, persönliches Verhältnis bildete sich zwischen dem Hausvater Wichern und seinen Zöglingen. Die Zahl der Gehilfen, Brüder, wie er sie später nannte, mehrte sich mit der Zahl der Gruppenhäuser, und W. behielt seinen Plan fest im Auge, diese „Brüder" für allerlei Liebestätigkeit im Reiche Gottes auszurüsten. An ihm als einer mächtigen Persönlichkeit bildeten sie sich heran, er war ihnen Lehrer, Freund und Vater.

Bald wurde Wicherns Tätigkeit auch nach außen hin bekannt, es kamen Anfragen und Bitten um solche Arbeitsgehilfen, viel mehr als er gewähren konnte. Wenn ein Bruder in mehrjähriger Unterweisung, Mitarbeit und Gemeinschaft des Rauhen Hauses herangereift war zu selbständiger Arbeitstüchtigkeit, dann erfolgte die Aussendung. Es

war ihm eine wichtige Aufgabe, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Die so ausgesandten waren hinfort nur durch ein geistiges Band mit dem Rauhen Hause verbunden, sie waren selbständige Männer, denen W. nicht in ihre amtlichen Verhältnisse hinein redete, er versetzte sie auch nicht von einem Posten auf den andern. Sein Rat und Hilfe war ihnen stets gewiß, so lange sie sein Vertrauen rechtfertigten, aber Aufsicht oder Herrschaft übte er nicht über sie aus. So wuchs die Anstalt des Rauhen Hauses immer mehr über die lokalen Grenzen hinaus, W. mußte viele Reisen unternehmen. Und der geistige Inhalt dieser Reisetätigkeit waren die schöpferischen und treibenden Grundgedanken der Inneren Mission. „Damit haben wir die Sache genannt, welche sowohl den tiefsten Impuls als den weitesten Umkreis seiner Lebensarbeit bezeichnet, welche stets mit dem Namen Wicherns als ihres Schöpfers verbunden bleiben wird, welche andererseits aber auch seinen Namen zum dauernden Eigentum der Kirchengeschichte gemacht hat. W. wollte mit all seiner Arbeit ein Missionswerk innerhalb der Kirche treiben. Im Anfang der vierziger Jahre kam der Name „Innere Mission" auf. Im Jahre 1842 finden wir ihn zuerst in W.'s Briefen gebraucht." Um ungefähr dieselbe Zeit gebrauchte ihn auch Prof. Dr. Lücke in einem öffentlichen Vortrag. Seine Reisen führten ihn durch ganz Norddeutschand: Bremen, Lübeck, Holstein, Lauenburg, Hannover, Mecklenburg, Pommern, Berlin, Leipzig, Halle, Magdeburg u. s. w. Ueberall gab es Anknüpfungen mit bekannten, hervorragenden Männern, so in Berlin mit den Ministern und dem König Friedrich Wilhelm IV. Diese Bekanntschaft wurde sehr folgenreich für die Zukunft.

Während zwar das Rettungshaus keine eigentlich originelle, schöpferische Tat bedeutete, so hatte er dagegen die Brüderanstalt des Rauhen Hauses, ein Werk, das bis dahin in der Evangelischen Kirche ohne gleichen war, geschaffen und damit auch zugleich den Grund gelegt und den Anfang gemacht für das Werk der Inneren Mission im allerweitesten Sinn.

Das Revolutionsjahr 1848 öffnete vielen Kirchenmännern die Augen über den Abgrund des Verderbens, der im Volke sich auftat und machte sie willig, zusammen zu kommen zu einer Versammlung, die nach Wittenberg im September einberufen war. Auch W. war eingeladen, den Aufruf mit zu unterzeichnen. Er hatte sich dazu bereit finden lassen unter der Bedingung, daß auch die Bedeutung der Inneren Mission für die Kirche und das Volkswohl zur Verhandlung komme. Die Lage der Evangelischen Kirche sollte Gegenstand der Beratung sein. Nachdem über verschiedene andere Pläne und Vorschläge Verhandlungen geführt waren, einigte man sich unter dem Namen „Kirchentag" die Versammlung einzuberufen. Als Basis galt nicht Union, sondern Konföderation der lutherischen, reformierten und unierten Kirchen. Bei alledem handelte es sich wesentlich um Kirchenbaupläne, d. h. Verfassungsangelegenheiten der Kirche. „Wicherns Name stand neben den

Namen: Bethmann-Hollweg, Sartorius, Nitzsche, Stahl, Jul. Müller, Lücke, Vilmar, Hengstenberg, Erhard, Wackernagel, Sack, v. Scheurl, Grüneisen u. a., unter Kirchensternen, er, der einfache Kandidat. Noch niemand wußte, daß er dazu berufen war, unter das dürre Holz der in gewohnter Weise geführten unfruchtbaren Verhandlungen den zündenden Funken seines neuen Gedankens der Inneren Mission hineinzuwerfen." Als W. ankam, fand er aus, daß die „Hochmögenden" es glücklich fertig gebracht hatten, die Innere Mission, als etwas zu Spezielles, vom Programm wegzulassen. Es kam aber anders. W. setzte zunächst in kurzer, begründender Ansprache es durch, daß dem Gegenstand die nötige Zeit zugestanden wurde. Am Nachmittag des zweiten Tages ergriff W. wieder das Wort, um die Versammlung hinzuweisen, wie notwendig es sei, daß die Kirche als solche das Werk der Inneren Mission in die Hand nehme. Jetzt werde sie zum Teil mit betrübtem Herzen betrieben, weil man vonseiten derer, welche die Kirche vertreten, die Tätigkeit als nicht berechtigt anerkenne. Wenn nun diese Versammlung es ausspräche, daß der Kirchenbund F ö r d e r u n g u n d S c h u t z dieser Tätigkeit zukomen lasse, so würde dieser Arbeit ein Stempel aufgedrückt, wovon ein Gottessegen ausgehen müßte. Dies sei notwendig, um einen organischen Anknüpfungspunkt zu finden für sie. Er wünschte schließlich, daß also dieser Gegenstand als vollberechtigt ins Programm mit aufgenommen werde und behielt sich vor, zu anderer Stunde ausführlicher über die Innere Mission zu reden.

Die Versammlung hatte aber den lebhaften Wunsch, daß W. sofort sich über die Innere Mission gründlich und ausführlich aussprechen möge. Sie hatte den Eindruck, daß statt all der theoretischen und unfruchtbaren Kirchenbaupläne mit dem, was W. wollte, ein Lebensgedanke in die Verhandlungen hineingestellt werde, woran die Mattheit und Mutlosigkeit sich erfrischen, die Krankheit genesen, die Ratlosigkeit sich zurechtfinden könne. Kurz: es war von W. mit dem Gedanken der Inneren Mission auf viele wichtige Zeit- und Kirchenfragen das lösende Wort angedeutet worden. Dies wünschte man näher ausgeführt und zu konkreten Forderungen und Ratschlägen gestaltet. W. gehorchte der an ihn gelangenden Aufforderung, und so kam es zu der berühmten, völlig frei nach dem Impuls des Augenblicks gehaltenen, wenn auch auf dem festen Untergrund seiner Lebenserfahrungen auferbauten Rede, wodurch er mit einem Schlage der Herold der Inneren Mission wurde. Die Rede selbst ist natürlich nicht erhalten — nur einige mehr oder weniger genaue und ausführliche Aufzeichnungen und Notizen, wie sie das Protokoll bietet, besitzen wir.

W. durchmaß das ganze Gebiet der Inneren Mission, gab eine Fülle von beweisenden und illustrierenden Namen, Zahlen, Tatsachen, streifte prinzipielle Gesichtspunkte, widerlegte Einwände, warf Blicke in die Geschichte, in das Gebiet der Notstände. Und alles dies war eingetaucht in den Glutstrom eines Appells an die Gemüter und Gewissen der Zuhörer.

„Es tut eins not, daß die Evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkennt; die Arbeit der Inneren Mission ist mein! Daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: Die Liebe gehört mir wie der Glaube. Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist, werden. Diese Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volk gewonnen hat. Wie der ganze Christus im lebendigen Gottes wort sich offenbart, so muß er auch in den Gottes taten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Taten ist die rettende Liebe. Wird in diesem Sinne das Wort der Inneren Mission aufgenommen, so bricht in unserer Kirche jener Tag ihrer neuen Zukunft an."

Diese Rede war wie ein erquickender Regen, der auf ein dürres Erdreich fiel. Aus der Oede der Theorien und der wohlgesetzten Worte war man auf den Boden der Praxis versetzt. Der freudige Dank des Präsidenten und der Versammlung, sowie die einstimmige Annahme von Wicherns Vorschlag der Einsetzung eines Zentralausschusses, der als Mittelpunkt der Inneren Mission dienen sollte, waren nur der Ausdruck der allgemeinen Stimmung. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn man sagt: Das war die geistige Geburtsstunde der Inneren Mission der Evangelischen Kirche Deutschlands. Von da an fand sie die nötige Anerkennung, Organisation, Zweck und Zielstrebigkeit. Damit war der erweiterte Beruf Wicherns für das große Ganze der Evangelischen Kirche zu wirken, eingeleitet. Er wurde in der Folge immer mehr losgelöst von der Detailarbeit im Rauhen Hause und wurde so zu sagen zum Hauptbetriebsleiter der an allen Orten auftauchenden Organisationen, um Werke rettender Liebe aller Art in die Wege zu leiten. Ueberall wurde sein Rat und seine Mitwirkung begehrt. Am 3. Juni 1851 verlieh die theologische Fakultät zu Halle Wichern die Würde eines Doktors der Heiligen Schrift. Unter dem 17. Juli 1851 legte durch Kabinettsorder der König Friedrich Wilhelm IV. den als Staatspensionären im Rauhen Haus ausgebildeten Brüdern die Berechtigung bei, in preußischen Gefängnissen als Wärter angestellt zu werden. Das Rauhe Haus wurde mit fürstlichen und königlichen Besuchen beehrt, während unterdessen Wichern auf Gefängnisrevisionsreisen sich befand und königliche Gerichtshäuser und Gefängnisse inspizierte.

Viele verschiedene Verhandlungen führten endlich dazu, daß W. das Doppelamt eines Oberkonsistorialrates und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats und eines vortragenden Rats im Ministerium des Innern hauptsächlich für Gefängnis- und Armensachen annahm, und infolge dessen im Februar 1857 nach Berlin übersiedelte. Ein wichtiger und folgenschwerer Schritt und — ein verhängnisvoller. Denn es war eine Selbsttäuschung, daß er nach wie vor Hausvater des Rauhen Hauses bleiben könne, nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach,

trotzdem er den größten Teil des Jahres in Berlin wohnte. Auch hatte er sich getäuscht, wenn er meinte, in seiner amtlichen Stellung als königlich preußischer Beamter mehr und besser wirken zu können. Er hatte die 1000 Rücksichten, die die Kollegialität, die Beamtenhierarchie, die Büreaukratie, — die geheimen Widerstände, die vom grünen Tische dem Mann der praktischen Tat entgegentraten, nicht in seine Berechnung aufgenommen. Dazu kam die unheilvolle Erkrankung des Königs, der Wechsel im Regiment, das Mißtrauen, das im konfessionell-lutherischen Lager gegen W. erwuchs durch seine enge amtliche Verbindung mit der preußischen Union. Kurz: der Höhepunkt seiner segensreichen Wirksamkeit auf das Ganze der Evangelischen Kirche war bereits damit überschritten. Seinem amtlichen Wirken waren mehr enge Grenzen gesetzt; er hatte auch mit Mißverständnissen im preußischen Abgeordnetenhaus zu rechnen.

Auf dem Gebiet der freien Wirksamkeit begegneten ihm solche Widerstände nicht, und Gott gab ihm mehrfach ein fröhliches Gelingen, so bei der Gründung des „Johannesstifts" in Berlin, einer dem „Rauhen Haus" ähnlichen Anstalt, wobei freilich der Unterschied der früheren Originalschöpfung und der jetzigen Nachbildung unverkennbar blieb. Die Kriegsjahre 1864, 1866 und 1870 gaben seiner Tätigkeit in der Felddiakonie neue Richtung. Doch Wicherns Kraft wurde in dem Vielerlei seiner Amtstätigkeit zersplittert und gebrochen. Er erbat 1874 und erhielt die Entlassung aus seinen preußischen Aemtern. Wiederholte Schlaganfälle, wodurch die rechte Seite gelähmt, die Sprache behindert wurde, trübten seinen Lebensabend. Seine Krankheit — Gehirnerweichung — schritt langsam, aber unaufhaltsam voran. Besonders schwer waren die letzten 1½ Jahre. Seinen Lebensabend verbrachte er im Rauhen Hause unter den Seinen und den Brüdern des Hauses. Am 7. April 1881 durfte er zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen.

Wir haben hier versucht, ein kurze Skizze seines Lebenswerkes zu geben. Möchte dieser Aufsatz dazu dienen, in vielen unserer Leser das Verlangen zu erwecken, sich näher mit diesem gesegneten Werkzeug des Reiches Gottes und seiner Arbeit bekannt zu machen, und möchte auch für unsere Kirche auf dieser Seite des Ozeans eine Segensfrucht aus seiner Arbeit ersprießen. Das walte Gott!

Zwei Bethesdafragen.

Abendpredigt nach einer Eckssteinlegung über St. Joh. 5, 1—17 von Stiftsprobst J. Paulli in Kopenhagen, übersetzt von P. K. Wiegmann.

Herr Jesu Christe, du bist selbst versucht worden im Kampf dieser Welt, allein du hast gesiegt und bist heimgegangen in das Vaterhaus mit den vielen Wohnungen, wo ewiger Friede ist. Von deinem Sitz zur Rechten Gottes blickst du hin über das große Schlachtgefilde des Lebens, wo wir noch heute mitten im Kampf uns befinden. Herr Jesu, gehe nun an diesem Abend durch die Reihen der Kämpfenden, die hier inner-

halb dieser Kirchenmauern Schutz gesucht. Rede zu den Verwundeten, daß du Heilung hast. Rufe den Fliehenden zu, daß sie zu dir zurückkehren. Sprich zu den Verzagten, welche die Hände haben sinken lassen, daß die Schlacht nicht verloren ist und nicht verloren werden kann, so lange du mit uns bist. Und wenn du siehst, daß solche hier sind, die ernstlich für deine Sache arbeiten und kämpfen wollen, so mach uns besser zu dem Werke geschickt, als wir's waren, und zeig uns aufs neue das alte Zeichen des Kreuzes, das die bekannte Inschrift hat: „In diesem wirst du siegen!" Amen.

Wenn wir uns sonst zu solchen Zusammenkünften einfinden, wie die ist, zu der heute abend eingeladen worden ist, so steht es dem, der da redet, frei, aus der reichen Mannigfaltigkeit der Hl. Schrift einen Text zu wählen, welchen er will. Heute indessen ist das Evangelium, um welches Rede und Gedanken sich nun sammeln sollen, im Voraus gegeben. Vor wenig Stunden nämlich war draußen unterm freien Himmel ein kleiner Kreis der Männer und Frauen versammelt, welche die Leitung im Werk der Inneren Mission hier in unserer großen Stadt haben. Es wurde ein Gebet gesprochen und ein Gesang gesungen, und es wurde der Eckstein zu dem neuen Missionshause gelegt, welches mit Gottes Hilfe im Lauf der nächsten Jahre vollendet werden wird. Allein da es aus manchen Gründen nur ein kleiner Kreis sein konnte, der draußen zusammenkam, so wollten wir uns hier mit einigen der Vielen versammeln, die unsre Sache treulich unterstützt haben, damit wir mit ihnen im Verein den Segen des Herrn über das angefangene Werk herabflehen könnten. Wir sind hier ja in dem Glauben beisammen, daß, wenn der Herr nicht das Haus bauet, die umsonst arbeiten, welche daran bauen, und daß, wenn der Herr nicht die Stadt behütet, der Wächter umsonst wacht (Ps. 127, 1). Und weil das Missionshaus B e t h e s d a, d. h. Haus der Barmherzigkeit, heißen soll, so sind damit die Schriftworte angegeben, von denen die Predigt nun ausgehen soll.

T e x t: S t. J o h. 5, 1—17.

Es ist wirklich wunderlich, wenn man daran denkt, wie die Zeiten nicht weniger als die Menschen sich stets gleich bleiben. Man redet von den mancherlei Fortschritten und von der großen Entwicklung, die stattfindet, allein im Grunde genommen wiederholt sich dasselbe immer. Ja, die Formen können sich verändern, allein der Inhalt des Lebens kann sich nicht so leicht ändern; es können neue Waffen zum Kampf geschmiedet werden, allein der Kampf selbst bleibt derselbe. Wenn uns aus jenen alten Tagen erzählt wird, wie die Juden Jesum verfolgten und zu töten suchten (Text: V. 16), ist das nicht ganz eine Schilderung aus unsern Tagen, die uns da mit ganz wenig Worten gegeben wird? Was ist es denn sonst, das unsrer Zeit sein besonderes Gepräge aufdrückt, als daß es eine Zeit geistlichen Kampfes ist? Die Menschen verfolgen unsern Herrn Jesum und suchen ihn und sein Evangelium zu töten. Es sind das nicht bloß einzelne Männer, die in ihrem Stolz die arme Botschaft des Heils über Bord geworfen haben, sondern die gro-

sen gottverleugnenden Massen haben offenkundig dem Herrn den Krieg erklärt. In dieser Hinsicht tönt uns aus allen Landen dieselbe Klage entgegen. Nun wohl, vom Herrn gilt das, was im Psalm Davids (2, 4) geschrieben steht: „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer;" allein für uns, seine Knechte, können die Zeiten ernstlich genug sein. Wenn wir daher miteinander zusammenkommen, so geschieht das, damit wir in unserm Glauben und unsrer Liebe befestigt und zum Kampf für das gute Werk und zur Arbeit an demselben gestärkt werden können.

Wir haben eben von dem Wunderwerk gehört, das in Bethesda geschah, allein wir wissen zugleich, daß die ganze gewöhnliche Heerschar von Einwänden bereit steht, um auszurücken. Liegt denn nicht eine Berechtigung darin, daß man zu uns spricht: Ja, zeige uns solche Zeichen, wie sie in jenen ersten Zeiten geschahen, zeige sie uns, sonst verlangen wir nichts, so wollen wir glauben!? Wir wollen darauf freimütig antworten, wie wir das schon so oft zuvor getan: Es handelt sich nicht darum, daß man die Zeichen nicht finden kann, sondern darum handelt es sich, daß ihr nicht sehen wollt. Das Reich Gottes hat seine Entwicklung wie alles, was lebt, allein in einer Entwicklung verändert sich allmählich die Gestalt dessen, was man sieht. Es ist das ja ein wohlbekanntes Gesetz, daß das, was der einen Zeit angehört, der andern nicht angehört. Die Zeichen, welche die Zeit unserer Kindheit im Gefolge hat, sind andere als die unserer Mannesjahre, allein das Leben selbst ist in seinem tiefsten Grund dasselbe bei dem, der ein Kind war und ein Mann geworden ist. Dies gilt auch von der Entwicklung des Reiches Gottes. Jesus Christus ist selbst aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt hingegangen und die Zeichen haben dieselbe Bewegung gemacht; darum müssen dieselben nun zuvörderst im Reich des Geistes gesucht werden.

Siehe Saulum an, den Jüngling von Tarsus, der einen Teil seines ganzen Lebens im Haß gegen den Gekreuzigten zugebracht. Eines Tages hat er auf dem Wege gen Damaskus ein Zusammentreffen mit dem Herrn und die Worte: Saul, Saul, was verfolgst du mich? genügen, um ihn ganz zu verwandeln. Ist das etwas geringeres, als daß ein kranker Mensch geheilt wird? Und unter uns ist manch ein junger Saulus, der auf ähnliche Weise überwunden wurde, als unser Herr Jesus zu ihm sprach: Was verfolgest du mich? — Oder schaue den gekreuzigten Schächer an! Wenn ein Mann, der gelebt hat wie er, damit endet, daß er betet: „Gedenke an mich in deinem Reiche!" ist denn das etwas geringeres, als daß ein Kranker gesund wird? Und in unserer Mitte ist gar mancher, der den Tod vor Augen hatte und dazu erweckt wurde, daß er dieselbe Bitte betete.

Die Sache ist die, daß in dem alten Bethesda, wo der Engel in den Teich herniederfuhr, ein Mensch zu besonderen Zeiten geheilt werden konnte, allein nur leiblich. Als nun unser Herr Jesus kam, verwandelte er das alte Bethesda in ein neues Bethesda, in eine

Kirche mit dem Wasser der Taufe und mit einem Heilmittel für allerlei Seuche, womit ein Mensch behaftet sein mag. Und dies neue Haus der Barmherzigkeit ist noch heute offen und soll nicht geschlossen werden, dafür bürgt uns das Wort des Herrn selbst. Allein damit ist auch unser Evangelium, das wir hörten, nicht bloß eine Erzählung von dem, was vor schier neunzehnhundert Jahren geschah, sondern es schildert, was unter uns geschieht und geschehen soll. Laßt uns daher bei

zwei Bethesdafragen

stehen bleiben und sehen, was wir darauf antworten dürfen. —

1. Die erste Frage, welche der Herr uns vorzulegen hat, ist diese: Willst du gesund werden? Dieselbe deucht uns wohl klar genug, sobald sie ertönt, zumal wenn sie an einen Kranken gerichtet wird; allein wenn sie nun an jeden einzelnen von uns allen, die wir hier beisammen sind, gerichtet wird, ist da die Bedeutung derselben ebenso klar? Damit die Frage überhaupt verstanden werden kann, muß etwas vorausgesetzt werden, und das ist dies: weißt du, daß du krank bist, und fühlst du, daß du der Hilfe bedarfst? Allein wie viele von uns dürfen wohl sagen, daß sie mit dieser Sache im Klaren sind? Ja, handelte es sich lediglich darum, daß man in das Bethesda, das der Herr gegründet, hineingekommen ist, so wäre ja alles mit uns in Ordnung. Wir sind ja durch die Taufe hineingetragen und Jesus wies uns nicht fort. Er hat uns Jahr für Jahr und Tag für Tag sein Gebet mit allen Verheißungen, die daran geknüpft sind, anvertraut. Er hat uns sein Wort, das gebenedeite Evangelium von seiner Gnade, gegeben und die Verheißung hinzugefügt: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen (Joh. 5, 24).“ Er hat seinen Abendmahlstisch für uns gedeckt und schickt uns immer wieder die Botschaft, daß alles bereit ist, und daß ihn danach verlangt, sich zu Tische zu setzen und das Mahl mit uns zu halten.

Allein der Kranke hatte lange Zeit im Bogengang am Teiche Bethesda gelegen und war doch nicht geheilt worden. Darum geht es nicht an, daß du dich beruhigst und sprichst: Ich bin ja innerhalb der Mauern. Nein, die Frage ist: Wie steht es um dich? — nicht um die andern, sie gehen dich in diesem Zusammenhang nichts an —, sondern wie steht es um dich selbst: Weißt du, daß du krank bist und der Hilfe bedarfst?

Ich weiß nun freilich nicht, ob jemand hier ist, der sagen wird: „Meine Seele ist stets krank an Zweifel und Angst und hat noch niemals erfahren, was das ist, in Freude und Frieden zu ruhen, wenigstens nicht, seit ich ein Kind war.“ Allein ich weiß, daß jeder ernste Mensch Zeiten der Krankheit für seine Seele kennt, sie seien nun häufiger oder seltener, leichter oder gefährlicher; von diesem Gesetz ist nicht ein einziger ausgenommen. Will jemand einwenden: Ich weiß nicht, was das ist, an der Seele sich krank fühlen, und habe das nie gewußt, —

so ist er dem Verderben so nahe, wie er nur kommen kann. Schau doch einmal offen und ehrlich dein Leben an: will es dich bedünken, daß du schließlich sagen könnest: Ich bin gesund und stark und brauche keine Heilung!? Solltest du wirklich der Einzige sein, der nicht sagen müßte: „Herr, ich stecke so oft tief im weltlichen Sinn. Selbst wenn ich zuweilen gern für dein Reich leben will, so wird doch das Irdische mir zu mächtig; ich gehe auf in meiner Arbeit, sodaß mir kaum Zeit übrig bleibt, mich vor dir im Gebet auszusprechen. Ich höre wohl dein Wort, allein es kann in meinem Herzen nicht recht Wurzel schlagen, die Vögel kommen und nehmen den Samen fort; ich bin ein solch zerstreuter Mensch, der bald von diesem, bald von jenem gefesselt wird, und in der Welt leben, aber für Gottes Reich, das ist etwas, was ich schlecht kann." Wenn du also reden mußt, so weißt du ja, was das ist, krank sein. — Solltest du wirklich der Einzige sein, der nicht sagen müßte: „Herr, ich stecke so tief in den Sorgen. Selbst wenn ich bisweilen mich gern davon losmachen will, winden sie sich mit ihren Fangarmen um meine Gedanken und lassen mich nicht los. Die Frage nach dem Wohl und Wehe meiner Lieben, nach meiner eigenen Zukunft, nach meinem täglichen Auskommen, nach der Last, die mir zum Tragen auferlegt ist, — alles dies wirft ein Netz über mein Herz, und dieses ist oft daran, sich wie ein gefangener Vogel zu Tode zu flattern, und ich weiß nicht, wie ich wieder ein freudiger Mensch werden soll." Wenn du also reden mußt, so weißt du ja, was das ist, krank sein. — Solltest du wirklich der Einzige sein, der nicht sprechen müßte: „Herr, ich habe oft auf beiden Seiten gehinkt, ich habe die Forderungen, die an mich gestellt wurden, herabgesetzt, damit sie mit meinem Leben stimmen, und ich habe gedacht, daß, wenn ich Gott ein wenig, und der Welt ein wenig, und mir selbst ein wenig diente, ich mir dann durchhelfen könnte." Wenn du also sprechen mußt, so weißt du ja, was das ist, krank sein.

Hast du nun, Gott Lob, dich krank gefühlt, so sollst du auch die Bethesdafrage zu hören bekommen: Willst du gesund werden? Das ist ja gerade ein Wort für die Kranken. Um sie kümmert sich unser Herr Jesus, um ihretwillen verließ er seinen Himmel und wollte mit der Krippe und dem Kreuz zufrieden sein, um ihretwillen tut er noch heute seine Werke im Hause der Barmherzigkeit. Er spricht nicht zu dir: Wünschest du, gesund zu werden?, sondern er spricht: Ist es dir Ernst, willst du gesund werden, willst du deine ganze Kraft daran wenden? Damit weist er auf jenen Menschen beim Teich Bethesda hin, weil wir alle etwas von demselben lernen können.

Er wollte gesund werden; das zeigte sich, als er die große Glaubensprobe bestand. Er hatte sich seine eigenen Gedanken darüber gemacht, wie er gesund werden könnte. Wenn ihm nun Jesus zum Wasser hin geholfen hätte und hätte ihn hineinsteigen lassen, so wäre der Kranke in seinem eigenen Gedankengang geblieben und es wäre die Hilfe gekommen, die er erwartet hatte. Allein er sollte in den Gedankengang des Herrn hinein geführt werden, er sollte glauben, daß

die Hilfe nicht von dem sprudelnden Wasser kam, sondern von einem einzigen Worte Jesu; und er glaubte daran, weil er gesund werden wollte. Nun wohl, wir haben uns vielleicht auch eine Weise ausgedacht, wie wir geheilt werden können. Da kommt denn der Herr zu uns und spricht: „Willst du gesund werden, so mußt du damit anfangen, daß du alle deine eigenen Gedanken, Pläne und Berechnungen auf die Seite legst. Meine Gnade ist dir genug, mein Wort ist dir genug; willst du dein Vertrauen darauf setzen, willst du darauf bauen, so wirst du geheilt werden." Wer nun gesund werden will, der antwortet: Ja, Herr Jesu, ich will! — Allein in wiefern du, der du hier bist, willst oder nicht willst, das bleibt eine Sache zwischen dem Herrn und dir.

Jener Mensch wollte gesund werden, er wollte sich frei machen von dem, was so lange stärker als er gewesen war. Ein frommer Mann hat irgendwo gesagt: „Das Bett hatte den Kranken 38 Jahre lang getragen, nun sollte er das Bett tragen." Das ist ja gerade die Hauptsache, daß, wenn ein Mensch gesund werden will, er dann auch zeigen will, daß die alten Fesseln ihre Macht verloren haben. Ein jeder von uns hat das Seine, das ihn gebunden hält, und es wird uns wie Kain gesagt: „Die Sünde ruhet vor der Türe und nach dir hat sie Verlangen, aber herrsche du über sie (Gen. 4, 7)!" So lange wir nicht glauben, daß dies tunlich ist, so lange können wir nicht geheilt werden. Allein wenn Jesus fragt:. Willst du gesund werden?, so spricht er zu uns: Jetzt mußt du über das herrschen, was vorher über dich geherrscht hat. Du mußt über deine Zunge herrschen, die so viel Gift ausgesäet hat, du sollst ja jedes ungebührliche Wort, das du geredet, verantworten. Du mußt über deine unreinen Gedanken herrschen; im Reich Gottes sind die Gedanken nicht zollfrei, sie dürfen nicht mit über die Grenze gebracht werden, befleckt und pestbehaftet wie sie sind. Du mußt herrschen über deinen Hang, ein stumpfes und träges Leben zu führen, das jeden guten Keim in dir ertötet. Siehe, wer gesund werden will, spricht dazu: Ja, Herr Jesus, ich will! — Allein in wiefern du, der du hier bist, willst oder nicht willst, das bleibt eine Sache zwischen dem Herrn und dir.

Und noch eins. Jener Mensch wollte gesund werden; darum stand er nicht bloß auf und nahm nicht bloß sein Bett, sondern er ging auch. Gesund werden wollen ist nämlich dasselbe wie: Fortschritte machen wollen. Dies zu leugnen, nützt nichts, allein eine der größten Gefahren unsres Lebens liegt gerade darin, daß wir keine Fortschritte machen. Es ist eine große Aehnlichkeit zwischen unserm Herzen und dem Teiche Bethesda, in welchen der Engel zu gewissen Zeiten hinabfuhr. Wir können durch ein sanftes Wort, das zu uns geredet wird, bewegt werden, oder durch einen Gesang, der uns an alte Tage gemahnt, durch eine Erinnerung an unser elterliches Haus, oder durch den einen oder andern Anblick, den wir auf unserm Wege haben. Wir können davon bewegt oder dadurch gestimmt werden, der Engel rührt den Quellstrudel in unsrer Seele an — und im nächsten Augenblick ist

alles tot und still wie vorher. Allein wenn Jesus zu uns kommt und fragt: Willst du gesund werden? so spricht er: „Du mußt dir nicht daran genügen lassen, daß du in einer flüchtigen Stunde gerührt und bewegt wirst. Stehe auf und g e h e, der Weg ist lang, allein ich will dir auf dem Wege folgen, somit darfst du nicht verzagen." Wer nun gesund werden will, entgegnet darauf: Ja, Herr Jesu, ich w i l l! Gott gebe, daß es voll und wahr aus uns allen heraustönen möchte: Herr, ich w i l l!

2. Die erste Bethesdafrage ist also: Willst du gesund werden? Und es kann mit nichts anderm angefangen werden, weil der Herr die Sache stets von Grund aus vornimmt und Sünde und Gnade in ein persönliches Verhältnis zu einem jeden von uns stellt. Ehe er uns dazu verholfen hat, uns selbst zu finden und ihn, den Heiland der Welt und unsern Heiland, kann er uns in seinem Reiche nicht gebrauchen. Allein hat er als Antwort ein ehrliches, ernstliches „Ich will, Herr," bekommen, so fährt er fort: W i l l s t d u a u c h a n d e r n h e l f e n, g e s u n d z u w e r d e n? Er hat uns selbst so hoch gestellt, daß er uns als seine Mitarbeiter gebrauchen will; das ist der große Ehrendienst, den er uns übertragen hat.

Meine Freunde, das ganze Werk, das in dem Namen „I n n e r e M i s s i o n" zusammengefaßt ist, geht ja darauf aus, andern zu helfen, daß sie gesund werden, denen, die heruntergekommen sind, eine Handreichung zu leisten, damit sie geheilt werden, und sie so weit zu bringen, daß es ihnen gehen kann wie dem Kranken in Bethesda, von welchem es heißt, daß Jesus ihn später im T e m p e l fand. Eben deshalb ist das Werk der Inneren Mission keine Sache, die nur einige wenige angeht; es ist eine Gemeindesache, die alle angeht, die selbst Heilung empfangen haben, und es gibt ja genug anzugreifen, leider allzuviel.

In den Hallen um den Teich Bethesda lagen viele Kranke, Blinde, Lahme und Dürre, die darauf warteten, daß das Wasser bewegt würde. Sieh dich um in unsrer Stadt: die Häuser und Straßen sind mit armen und kranken, verkommenen und hilflosen Menschen, Erwachsenen und Kindern, Männern und Weibern angefüllt, die allesamt der Liebe bedürfen. Hier gibt es deren vollauf, die bis auf den Tod krank sind, weil sie das Heilmittel nicht kennen, welches das Wort des Lebens heißt; ferner solche, die für die Gnade blind sind, weil sie den Herrn nicht wollten ihr Auge anrühren lassen; hinkende, unbefestigte, wankende Menschen, die keinen festen Grund haben, worauf sie stehen; dürre, welke Menschenkinder, die einst einen freudigen Glauben hatten, aber nach und nach verspürten, wie das Junge und Frische in ihnen welk und kalt wurde. Und weißt du, was für eine Klage so viele von ihnen laut werden lassen, wenigstens was für eine Entschuldigung so viele vorbringen, um dahinter ein Versteck zu suchen? Dieselbe klingt wie die Klage des Kranken in Bethesda: „Ich habe niemand, der mich in den Teich lasse, wenn das Wasser bewegt wird." Das sollte man da nicht sagen können, wo Jesus eine lebendige Gemeinde hat, die er selbst zur Mitarbeit er-

koren; allein es wird gesagt und zwar mit Recht, in dieser Hinsicht sind wir nur allzu stumpf und lau, und deshalb ist es doppelt nötig, daß die Frage stets wiederholt wird: Wenn du selbst gesund geworden bist, willst du da nicht andern helfen, daß sie gesund werden?

Wenn ihr nun antworten werdet: Ja, das will ich gern, allein zeige mir, wie die Arbeit angegriffen werden soll, — so werde ich nicht versuchen, die weitverzweigte Tätigkeit zu schildern, die von den Freunden der Inneren Mission geübt wird und um welcher willen gerade dieses Haus nun mit Gottes Hilfe gebaut werden soll; hierüber wird in wenig Augenblicken ein anderer reden. Allein ich will auf zwei Dinge hinweisen, die unser Evangelium insonderheit vorführt; zuerst auf die Worte: „Der Mensch ging hin und verkündigte es den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe." Es ist wohl möglich, daß dir die Gaben fehlen, die dazu gehören, daß man in einem größeren Kreis auftreten und ein Zeugnis von dem Gekreuzigten und Auferstandenen ablegen kann. Lieber Freund, das brauchen auch nicht alle zu tun. Allein du lebst ja doch mit näher oder ferner stehenden Menschen zusammen; redest du jemals zu ihnen darüber, daß du nie unserm Herrn Jesu genug dafür danken kannst, daß er dich gesund gemacht? Leuchtet es aus deinen Worten heraus, daß das Allerbeste in deinem Leben das ist, daß du deinen Heiland fandest, ihn, der dich im Leben und im Tode bei der Hand nehmen will? Warum bist du so bange davor, ein ernstes Gespräch über die Dinge des Reiches Gottes einzuleiten, während du gar nicht davor bange bist, über alle die tausend Tagesfragen zu reden? Sollst du andern helfen gesund zu werden, so muß sich bei dir ein freudigeres Bekenntnis finden lassen als bisher. Dies ist das Erste, was uns unser Evangelium ans Herz legt.

Allein das Nächste ist, daß unser ganzes Leben ganz anders, als es geschieht, im Großen und Kleinen ausdrücken muß, daß wir dem Willen des Herrn nachkommen. Als der Mann von Bethesda geheilt war, wurde es ihm verwiesen, daß er sein Bett am Sabbat trug. Allein er erwiderte bloß: „Der mich gesund machte, sprach zu mir: nimm dein Bett und gehe hin!" So redet und handelt einer, der da weiß, daß es nicht auf den Beifall oder das Mißfallen anderer ankommt, sondern darauf, daß man stets das tut, was der gesagt, der uns gesund gemacht hat. In jedem leuchtenden Beispiel liegt eine wunderbare Macht, und du bist ganz anders als du denkst ein Gegenstand der Späherblicke; andere ziehen Schlüsse aus dem, was du tust oder nicht tust. Laß daher die Menschen sehen, daß du den Mut hast, dein Leben nach dem Willen Jesu zu führen, ohne zu fragen, ob es ihnen gefällt oder nicht. Das ist eine der besten Methoden, wonach du andern helfen kannst, gesund zu werden, wenn du die Rücksicht auf deinen Herrn und Heiland über die Rücksicht auf das Urteil der Menschen setzest.

Tun wir das, so sollen wir auch den Mut nicht verlieren, wenn es uns auch bisweilen scheint, daß die Arbeit erdrückend und die Ausbeute

allzu gering ist. Je mehr es nach den Worten des Liedes geht: „Schwere Zeiten langsam schreiten," desto mehr Licht und Trost liegt in dem Ausspruch Jesu: „Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch." Es handelt sich ja nicht um unsre Sache, sondern um die seine, darum muß sie gelingen. Laßt uns getrost zu ihm aufschauen — er wirkt mit — und glauben, daß er uns alle gebrauchen kann. Ein jeder von uns hat seine Fähigkeiten und sein Maß der Kraft, allein unser Herr Jesus hat für alles Verwendung, wenn wir an dem großen Werk mithelfen wollen. Laßt uns zu ihm aufblicken — er wirkt mit — und glauben, daß die Wahrheit siegt. Es können Zeiten da sein, da die Wahrheit wider die Lüge kämpft, wie Licht und Finsternis miteinander in der Morgendämmerung ringen, allein das Licht ist doch am stärksten. Laßt uns zu ihm aufschauen — er wirkt mit — und glauben, daß das Leben siegt. Eine Zeitlang kann dasselbe mit dem Tode kämpfen wie im Frühjahr, wenn der Winter und die erwachenden Lebenskräfte noch einmal aneinander prallen, allein das Leben ist doch am stärksten. Und werden wir des Kampfes müde und löst der Mißmut unsre Hoffnung ab, so blicken wir auf zu ihm — er wirkt mit — und glauben, daß Gott einst alles neu schafft. Dann wird man die Bethesdafrage: Willst du gesund werden? nimmermehr hören, weil alle Erlösten selbst ein Zeugnis davon sind, daß die Kraft des Herrn sich im Helfen und Heilen gezeigt hat (cf. Luk. 5, 17); und man wird dann auch nicht mehr fragen: Willst du andern helfen gesund zu werden?, weil Gott alles in allen geworden ist.

Laßt uns daher furchtlos den kommenden Tagen entgegengehen. Wir haben ja aufs neue die Verheißung empfangen, daß unser Herr Jesus die Sache in die Hand nehmen wird. So wollen wir denn sprechen: Herr, gebrauche uns, wie du kannst und wo du kannst, und laß deine Gnade an uns nicht vergeblich werden! Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Generalsynode und Generalkonzil.

Der „Luth. Herold" schreibt: „Die Blätter der Generalsynode werden nicht müde, der Pennsylvaniasynode und dem New Yorker-Ministerium immer wieder die Zeit des Rationalismus vorzuhalten, als keine von diesen Synoden sich zu den Bekenntnissen der Lutherischen Kirche bekannte, während sie jetzt die ganze Konkordia unterschrieben. Ja, sehet, lieben Brüder, wer nicht fortschreitet, bleibt heutzutage dahinten, wie ihr in der Generalsynode. Darum auf, und den Schlaf aus den Augen gewischt!"

Das ist ein merkwürdiger „Fortschritt", sich in seiner Gedankenarbeit und Theologie zurückschrauben und für alle Zeiten binden zu lassen von einem theologischen Buch, das vor mehr als 300 Jahren unter dem Theologengezänk der damaligen Zeit entstanden ist.

Präsident Richter von der deutschen Iowa-Synode spricht es im Kirchenblatt seiner Synode aus, daß nun, nachdem das Konzil die Stellung zur

Generalsynode genommen hat, wie letzten Herbst in Buffalo geschehen, das Konzil es sich selbst schuldig ist, darauf zu sehen, daß keine Kanzelgemeinschaft mit dem Körper gepflegt werde, zumal alle ihre Männer, auch die Konservativsten, welche die Generalsynode hat, sich in den vielen Artikeln, die in den letzten Monaten in den Kirchenblättern jenes Körpers erschienen sind, sich dahin erklärt haben, daß sie nicht gesonnen sind, an ihrem Bekenntnisparagraphen auch nur ein Wort zu ändern und es einfach dabei bewenden zu lassen, wie die Konstitution jetzt lautet, in der die Augsburgische Konfession schlechtweg anerkannt wird und ihr nicht einmal Luthers Kleiner Katechismus beigefügt ist.

Hoffentlich läßt die „Generalsynode" sich nicht erschüttern in ihrer Stellung zu den alten Bekenntnisschriften, die man als ein Erzeugnis der Geisteskämpfe des 16. Jahrhunderts achten und pietätvoll behandeln kann und soll, ohne sie darum zu einem unfehlbaren papierenen Papst werden zu lassen, der allen kommenden Geschlechtern die selbständige Geistesarbeit in theologicis ein für allemal erspart und abnimmt, oder gar ihnen verbieten kann, den Glaubensinhalt der evangelischen Wahrheit anders zu formulieren, als wie er bereits geprägt ist. Gott bewahre die Christenheit vor solcher verknöcherten Orthodoxie.

Wenn man einen unfehlbaren Papst haben muß, dann lieber den lebenden in Rom, als den toten. Der lebende kann doch noch allenfalls Rücksicht nehmen auf die Bedürfnisse der Gegenwart; das ist bei dem toten Papst ausgeschlossen. Der lebende kann den streitenden Parteien eine unfehlbare Auslegung geben, welcher alle sich fügen müssen. Der tote aber gibt Raum zu sehr verschiedenen Auslegungen (vergleiche die Kämpfe der Lutheraner vom Generalkonzil und der Synodalkonferenz), aber er kann den Mund nicht mehr auftun zu einer authentischen, unfehlbaren Auslegung, um dadurch die theologischen Streiter zur Ruhe zu bringen.

Traurige Gewissensverirrung und Verwirrung.

Der Herr betete in der letzten Nacht vor seinem Leiden (Joh. 17, 20. 21): „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." So der Heiland! Anders aber die, welche sich vorzugsweise nennen die Kirche des reinen Worts und Sakraments. Nicht nur die Lutheraner missourischer Observanz wollen von Gemeinschaft mit andern evangelischen Glaubensbrüdern nichts wissen. Auch die Iowa-Synode hält, nach einem Artikel im „Kirchenblatt" zu schließen, es für Sünde und Unrecht, Gemeinschaft zu pflegen mit Andersgläubigen. Gemeint sind andere als lutherische Kirchenkörper. Sünde und Unrecht ist es, daß die „Generalsynode" mit andern evangelischen Glaubensgenossen Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft pflegt — so meint genanntes Blatt.

Und auch in Deutschland ist noch derselbe abstoßende Geist des Luthertums nicht überwunden. Die „Gesellschaft für innere und äußere Mission in Bayern" ist aus der Allgemeinen Evang.-Luth. Konferenz ausgetreten, weil diese Konferenz den Lutheranern, die im Verband der unierten Kirche Preußens stehen, die Gleichberechtigung zugestanden hat mit den Lutheranern anderer lutherischen Kirchen. — Wenn auch zugestanden werden muß, daß der Geist des Unglaubens leider heutzutage in der Unionskirche zu großer Macht-

entfaltung gelangt ist, so ist doch auch die Lutherische Kirche nicht gefeit gegen die anstürmenden Mächte des Unglaubens. Und wenn jetzt vielleicht noch mehr positives Christentum in konfessionell lutherischen Kirchen zu finden ist, so ist das noch keine Garantie für die Zukunft. Und überdies, wenn echter Glaubens- und Liebesgeist in den lutherischen Brüdern lebt und wirkt, so sollte dieser Geist sie eher treiben, den positiv gläubigen Lutheranern in der Unionskirche die Bruderhand zu reichen und mit ihnen zusammenzustehen in dem uns aufgedrungenen Kampf mit der Macht des Unglaubens, die leider in den Staatsorganen so kräftigen Rückhalt findet.

Temperenzfanatismus.

Maßhalten ist gut und nötig in allen Dingen, nicht nur im Genuß starker Getränke. Leider vergessen das viele Anhänger der Mäßigkeitsbewegung. Sie schaden ihrer Sache dadurch sehr. Zu dieser Sorte Temperenzler gehört jener Chicagoer Pastor, der in einer Ansprache vor einer Versammlung von Frauen sich zu den Aeußerungen hinreißen ließ, daß er mitunter die Neigung verspüre, die Büchse zur Hand zu nehmen und die gesetzlosen Banden der Spirituosen-Interessenten über den Haufen zu schießen, und daß er wünsche, daß in diesem Kampf um das Gesetz und die Ordnung das Blut stromweise in den Straßen Chicagos fließe. Die Zuhörerinnen dieses blutdürstigen „Dieners Christi", sämtlich Glieder des Mäßigkeitsvereins, sollen ihm lauten Beifall gezollt und die Versammlung mit salbungsvollem Amen geschlossen haben. Ref. Kz.

Wir möchten wissen, was für ein prinzipieller Unterschied besteht zwischen diesem blutdürstigen „Diener Christi" und jenen Schergen der päpstlichen Inquisition, die mit wahrer Lust ihre Opfer zu Tode quälten! Das sind die Früchte des Temperenzfanatismus amerikanischen Kirchentums und Christentums, das in die Moral das ganze Christentum setzt und von der Biologie der Geisteswelt, wie sie z. B. Drummond in seinem Buch: „Naturgesetz in der Geisteswelt" entwickelt, keine blasse Ahnung hat.

Fehlschlag der Universitäten als Führer des sittlichen Lebens.

Dieser Fehlschlag der Universitäten, sich als Führer im sittlichen Leben zu erweisen, wurde von einem kraftvollen Schreiber dargelegt, dessen Worte schon öfters in diesem Blatt zitiert wurden. Er beschuldigt sie: „Sie haben (dem Lande) die Anführer der großen räuberischen Geschäftsunternehmungen geliefert; sie haben die Börsenspieler und die Marktwucherer geliefert, und sie haben sich nicht geweigert, Männern, die als soziale Pest zu betrachten sind, akademische Würden und Grade zu verleihen. Der Schreiber dieser Worte, Dr. A. A. Berle von Salem, Mass., erinnert an eine neuere Ansprache von Prof. Wm. James, in welcher er beklagte, zukünftige Geschäftsschreiber würden möglicherweise genötigt sein, zu berichten, „daß um die Mitte des 20. Jahrhunderts die höheren Lehranstalten allen Einfluß auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten verloren hätten," und daß das Volk im allgemeinen sich mehr der Führung gewisser privaten literarischen Unternehmungen überließ, die man im Markt mit dem Schmeichelnamen 'Zehncent-Magazine' bezeichnete." Der Geschichtschreiber unserer Tage, versichert Dr. Berle in der „Bibliotheka sakra" (Oberlin, April), kann bestätigen, daß der Haupteinfluß auf das amerikanische Geistesleben nicht mehr aus den

Universitäten und Kollegien hervorgeht, ungeachtet ihres Wachstums an Reichtum und an Studentenzahl. Er kann sagen, daß in den letzten fünfzehn Jahren keine einzige beliebte amerikanische Institution mehr verloren hat in der öffentlichen Achtung, als die Universität. Die Ursache dafür ist zu finden in der stetig wachsenden natürlichen Verbindung zwischen den Missetätern des sogenannten großen Reichtums und deren kriminellen Geschäftsgenossen einerseits und den Universitäten von fast jeder Benennung und Art durch das ganze Land andererseits, ausgenommen die, welche unter öffentlicher Leitung und Kontrolle stehen.

Er fährt fort: Die fast unausgesetzte Geschichte der Kriminalverbrechen unter den reichsten Männern der großen inkorporierten und andern Organisationen des Landes zeigt, daß es eben dieselben Namen sind, die zum großen Teil und am häufigsten auch genannt werden in Verbindung mit irgend einer Form von Stiftung (endowment) und Schenkung an die großen Lehranstalten (colleges) des Landes. Auf solche Weise geschieht es, daß gegenwärtig Harvard, Yale, Princeton und andere Lehranstalten Geld gebrauchen, von dem man weiß, daß es von Dieben angehäuft wurde, die in manchen Fällen die Witwen und die Waisen beraubt haben. Einige dieser Gründungen tragen tatsächlich die Namen von Dieben, die so ihren Raubgewinn mit ihrer Alma Mater zu teilen suchten und die, bis man sie entdeckte, persona grata waren in allem, was als das Liebste und Beste im öffentlichen und sozialen Leben der Universität betrachtet wurde. Da pflegte man Namen zu finden, bei den offiziellen und sozialen Versammlungen, genannt unter den Männern, welche die Universität höchlich ehrte und als Repräsentanten der Frucht der Lehranstalt pries — „Söhne der Anstalt, die wohl getan hätten," wie ein Bekenner christlicher Moral glücklicherweise es bei solch einer Gelegenheit ausdrückte. Hat nun die Anstalt sich beeilt, diese ihre Söhne von sich abzuschütteln (disown), seit sie entlarvt wurden, daß sie zu den geriebensten und verworfensten Kriminalverbrechern des Landes gehören, die nicht nur nichts Gutes, sondern vielmehr Böses getan hatten? Nein, wahrlich nicht! Sie hat ernstlich zu ihren andern Söhnen mit großem Reichtum gehalten, die bis jetzt noch nicht entlarvt wurden, und beklagte „die wilden Angriffe auf das Kapital" *) und andere schreckliche Raubanschläge gegen die Gesellschaft. Doch muß hier eine sehr bemerkenswerte und auffallende Ausnahme berichtet werden.

Eine furchtbare Anklage gegen die amerikanischen Universitäten.

Während die gläubige Richtung der Evangelischen Kirche in Deutschland es mit Recht beklagt, daß die Theologischen Universitäten durch Schuld der Staatsregierungen immer mehr dem „liberalen Trust" überliefert werden, der den Grund des evangelischen Glaubens zu stürzen sucht und seine Menschenweisheit an die Stelle der evangelischen Heilswahrheit setzt, — so droht dagegen hier in Amerika dem ganzen Volk eine Gefahr, die nicht geringer anzuschlagen ist, als der Ansturm des Unglaubens wider die evangelische Heilswahrheit. Und zwar droht dem Lande diese Gefahr gerade von den

---

*) Sr. Ehren, der Kanzler Day von Syracuse, N. Y., hat sich nicht geschämt, die beleidigendsten Angriffe auf unseren wackeren Präsidenten zu machen, der es wagt, den modernen Raubrittern der Hochfinanz ernstlich zu Leibe zu rücken.

Bildungsstätten höheren Geisteslebens, die auf das ganze Volk und Land von größter Bedeutung sind. Wir fanden im "Lit. Dig." vom 18. April d. J. einen Artikel,*) den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Präsident Hyde von Bowduin lenkte die Aufmerksamkeit der Untergraduierten jener Lehranstalt auf die Tatsache, daß ein großer Verbrecher und Freibeuter ein Student jener Schule gewesen sei und warnte seine jungen Leute vor einer ähnlichen Karriere. Eine wundervolle und achtungswerte Ausnahme von der Regel.."

Dr. Berle erklärt, die Verbindung zwischen den verbrecherischen Reichen und der Universität sei nicht zufällig. Die Universität ist selbst ein Finanzinstitut geworden, mit riesigem Kapital und Fond, das „gemacht" und produktiv gehalten werden muß. Man kann leicht einsehen, wie der wichtigste Einfluß in der Universität leicht ein finanzieller Einfluß wird, und wie die Gewohnheit der Rücksicht (deference) auf die Meinung sachkundiger Finanzmänner bald eine Universitätsgewohnheit wird. Wenn die Konkurrenz immer stärker wird und die Universitäten in den heißesten Wettkampf eintreten, wie sie ja taten, den Wettkampf um Größe, Fundierung und Ausstattung, wenn man Millionen nötig hat, an wen sollen sie sich anders wenden, als an die Millionäre, die Vertreter der Hochfinanz? Dieser Kurs führte, wie Dr. Berle zeigt, zu solchen Bettgenossen wie diese:

„Wir sahen, daß Männer, geehrt in Kirche, Universität und akademischem Rat, einen Stand des Charakters zeigten, der in keiner Weise als nur im Grad sich unterschied von dem gemeinen Diebe und Räuber, die die gewöhnlichen Gefängnisse füllen. Einige von ihnen hatten den Mut, sich aus der Welt davon zu machen, zum Besten der Welt. Aber die Empfänger ihrer Wohltaten, — die Männer, die jene fetiert, bei Bankets gefeiert, ihre Dinners genossen, sie mit akademischen Graden geschmückt haben — sie sind noch an den Universitäten und sind die Paten für die intellektuelle Führung der amerikanischen Jugend. Kann das so fortgehen? Offenbar nicht! Nur die absurdeste Mißachtung der einfachsten Fähigkeiten des Durchschnittsmenschen kann hoffen, daß solch ein Institut viel Einfluß auf die öffentliche Geistesrichtung haben kann, während das Vorgeben, „den Ton der Demokratie" heben zu wollen, nur lautes Gelächter erzeugen kann. Wer soll denn den Ton der Demokratie haben? Die Hydes von Harvard, die Depews von Yale, oder die Alexanders von Princeton?

Der Verteidiger mag wohl hier hervortreten und erklären, daß die Universitäten keine übernatürlichen Mittel besitzen, um zu wissen, wer ehrlich und wer unehrlich ist. Gewiß nicht. Aber es scheint, sie haben auch keine bessere Gabe der Beobachtung und des Urteils, als die gemeine Masse der andern Menschen. Gerade ihre Spezialität ist es, die hier in zweifelhafter Untersuchung steht, sie sollten gerade die Einflüsse und Tendenzen, die unter den Menschen am Werk sind, unterscheiden und die weniger erleuchtete Menge in dem Pfade gesunden Urteils zu leiten suchen. Prof. James sagt: Der beste Anspruch, den möglicherweise eine Kollege-Erziehung erheben, und das beste Ziel das sie erstreben kann, ist das, „daß sie dir hilft, einen guten Menschen zu erkennen, sobald du ihn siehst." Aber haben die Universitäten in dieser Beziehung irgend welche besondere Vorsicht (prescience) gezeigt? Haben sie den guten Hochfinanzmann vom schlechten

*) Der englische Titel heißt: Failure of Universities in Moral Leadership.

unterschieden? Warum sind denn so viele der disreputierlichsten Namen so enge verknüpft mit den Fundierungen und den Professuren der Universitäten, und mit andern Funktionen und Privilegien derselben?

Wenn Prof. James im Recht ist, so haben die Universitäten gerade da versagt, das selbst zu tun, wozu sie nach seiner Meinung die Menschen befähigen sollten. Und sie haben nicht nur darin versagt, sondern sie haben gerade die Ehrensitze den Verführern und Dieben verliehen, die zufälligerweise reich waren."

Die geheimen Verbindungen

in den Hochschulen der Stadt Chicago haben sich als Brutstätten des Lasters erwiesen. Das junge Volk hat sich leere Wohnungen zu verschaffen gewußt, dieselben bezogen und ein wüstes Leben der Unzucht und Völlerei geführt. Der Schulrat hat daruf einem jeden Schüler verboten, einer geheimen Verbindung anzugehören, und die Verbindungen unter den Schülern überhaupt untersagt.

Episkopalkirche und Romanismus.

Daß die Episkopalkirche mit der römischen Papstkirche liebäugelt, ist bekannt. Wie weit man damit schon gekommen ist, beweist der Bericht eines weltlichen Blattes:

Am 10. Februar wohnten ungefähr 25 Mitglieder der Episkopalkirche, der Mehrzahl nach Laien, in der Stadt New York einem Bankett bei. Nach demselben fand eine Konferenz statt, in der eine „Anglikanisch=römische Union" mit der offen ausgesprochenen Absicht gegründet wurde, die Episkopalkirche zur römisch=katholischen zurückzuführen. Vater Paul, der Vorsteher des Greymore=Klosters in Garrison, führte in dieser Konferenz den Vorsitz. Der Gründung dieser Union ging eine lange Debatte voraus, an der Glieder der Episkopalkirche aus New York, Jersey City und Philadelphia teilnahmen. Es wurde für die neue Vereinigung eine Konstitution ausgearbeitet und angenommen und sie durch die Erwählung des darin festgesetzten Beamtenkörpers dauernd organisiert. Vater Paul, der der „Gesellschaft der Genugtuung", einem in der Episkopalkirche bestehenden Mönchs=Orden, angehört, und die „Lampe", ein Organ der Episkopalen, redigiert, gab über diese neue Union die folgende Erklärung ab: Die Mitgliederschaft ist auf Kommunikanten der Episkopalkirche oder mit ihr vereinigte Kirchen beschränkt. Ueber die Mittel und die Art und Weise, wie die Vereinigung mit der römischen Kirche hergestellt werden sollte, sind noch keine Beschlüsse gefaßt worden, doch zeige die Gründung dieser Union deutlich an, welche große Wichtigkeit man diesem Gegenstande beilege. Ferner erklärte er: „Wir sind fest überzeugt, daß eine Union zwischen diesen beiden Kirchen zustande kommen wird. Wir sind sicherlich dafür. Doch sollte wohl verstanden werden, daß diese Union durchaus nicht die Absicht hat, ein paar Amerikaner zu veranlassen, die Kirche, der sie bisher angehört haben, zu verlassen und zu einer andern Kirche überzutreten, sondern daß eine große Bewegung angestrebt wird, diese beiden Kirchen so zu vereinigen, wie sie vor der Reformation vereinigt waren. Wir anerkennen, ohne deshalb die Loyalität gegen unsere eigene Kirche zu verletzen, den Papst als den rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus."

Die missourische Freikirche in Deutschland.

„Die Evangelisch=Lutherische Freikirche" bringt in Nummer 3 die Parochialberichte für das Jahr 1907. Danach gehören gegenwärtig 16 Pastoren

und 17 Parochien zur missourischen Freikirche in Deutschland, wovon sechs Parochien im Königreich Sachsen, acht im Königreich Preußen und je eine im Großherzogtum Hessen, in Hamburg und in Elsaß-Lothringen liegen. Die größte Seelenzahl hat die Parochie Planitz, nämlich 815, wozu freilich zwölf Ortschaften gehören, die nächstgrößte Chemnitz, nämlich 702 Seelen, die aber gar in 28 Ortschaften hin und her zerstreut sind; die kleinste ist die Parochie Wilhelmsdorf in Pommern, denn sie zählt nur 28 Seelen, welche noch dazu an drei verschiedenen Orten wohnen! Das Feld von Pastor M. Willkom ist ganz Süddeutschland, das sich ihm in zwei Parochien zerlegt: Mühlhausen-Straßburg und Wiesbaden,Frankfurt am Main. Beide Parochien bestehen aus zusammen 168 Seelen, welche nach dem „Evang.-Luth. Hausfreund" in 17 Ortschaften wohnhaft sind, nämlich in Mühlhausen, Rüdesheim, Straßburg, Basel, Zofingen, Konstanz, Nürnberg, Fürth, Hechlingen, Wiesbaden, Frankfurt, Isenburg bei Frankfurt, Nordenstadt, Obernheim bei Usingen, Epstein in Taunus, Mannheim, Bern! Und das nennt man dann eine Gemeinde! Kein Wunder, daß man sich draußen vielfach die sonderbarsten Vorstellungen von der Freikirche macht. (Kirchl. Ztsch.)

Schulgesetzgebung und römische Kirche.

Vor der Gesetzgebung in Albany, N. Y., liegt eine Vorlage, die den Lehrern der öffentlichen Schulen das Lesen eines Kapitels aus der Bibel bei Eröffnung der Schule zur Pflicht macht. Die Römisch-Katholischen halten nun Versammlungen ab, um die Annahme des Entwurfs zu hintertreiben. Der Papst ist überhaupt kein Freund vom Lesen der Bibel, selbst nicht der mit Autorität der Kirche gedruckten Vulgata; aber das Lesen der Ketzerbibel, d. h. Luthers oder Königs Jakobs Uebersetzung, ist ihm geradezu ein Greuel.

Ausland.

Eine scharfe Klinge

führt neuerdings die „Reformation" wider den „liberalen Trust." Sie meint mit dieser Bezeichnung das zielbewußte Streben der liberalen Theologie, das darauf ausgeht, die Uebermacht zu gewinnen, nicht bloß auf den Universitäten, sondern auch im Kirchenregiment und in der christlichen Gemeinde selbst. Es ist ein förmlicher Sturmlauf, den der Unglaube neuerdings inszeniert auf der ganzen Linie, ein Sturmlauf wider das Bollwerk des echt evangelischen Christenglaubens. In diesem Sturmlauf haben sich verbündet mit einander die theologischen Fakultäten, die das Vorschlagsrecht in der Berufung der Professoren der Theologie haben; die Staatsregierung, die durch den Kultusminister das Berufungsrecht ausübt und in Worten **Parität** verspricht, in Taten aber dem Unglauben einen Lehrstuhl nach dem andern preisgibt. Mit im Bunde steht der politische Liberalismus der Fortschrittsphilister und die von Juden beherrschten liberalen Zeitungen. Ferner stehen mit im Bunde, wie die Reformation ganz richtig ausführt, jene Männer der Mittelpartei, die zwar persönlich auf positivem Glaubensgrunde stehen, aber trotzdem es nicht wagen, offen zu brechen mit „dem liberalen Trust," der alles positive Christentum in Bann und Acht erklärt hat.

Wir haben vor einigen Jahren schon den scharfen Gegensatz zwischen dem liberalen sogenannten Christentum und dem echt evangelischen betont, und jene Bezeichnung „eine andere Religion" als korrekt betrachtet. In deutschen Kirchenblättern hat man bisher wenig gefunden von scharfer Absage gegen die Geister des Unglaubens. Immer nur vornehm diploma-

tisch, höflich, in gewählter wissenschaftlicher Sprache hat man mit den mutwilligen Zerstörern des christlichen Glaubens verhandelt.

Zu unserer großen Freude finden wir, daß der Herausgeber der „Ref.“, Past. E. Bunke, jetzt offen und klar herauskommt mit scharfem Zeugnis und Protest wider den liberalen Trust, und auch jenen halbierten Gläubigen scharf ins Gewissen redet, die nicht „wider“ den Trust zu kämpfen wagen. In einem Artikel: „Für oder wider den liberalen Trust“ (No. 13, 29. März 1908) erinnert er daran, wie einst schmählicher Weise Deutsche dem Tyrannen Napoleon mitgeholfen haben, ihre deutschen Brüder zu unterjochen. So helfen auch alle die, welche nicht wagen, wider den liberalen Trust den Kampf aufzunehmen, dem Trust mit seinen Sieg über das positive Christentum zu gewinnen. „Wer es sich zur Aufgabe stellt, den liberalen Trust bei seinem gewaltsamen Vordringen zu unterstützen, muß als Gegner eingeschätzt und behandelt werden, gleichviel, wie er sonst in seinem Herzen gesonnen ist. Menschen werden im öffentlichen Leben nach ihren Taten, nach ihrer praktischen Stellungnahme zu entscheidenden Fragen gewertet.“

Ja so ist es! Hier kann nur reinliche Scheidung zu einem nennenswerten Erfolg und endlich zum Siege führen. Kollegiale Verbindlichkeit läßt sich bei solch furchtbarem Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben nicht fortsetzen, denn das führt nur zur Verwirrung der Gewissen einfältig-gläubiger Christen, die es nicht verstehen können, wie Männer, die im Rufe positiver Gläubigkeit stehen, trotzdem mit den mutwilligen Zerstörern des Christenglaubens so viel kollegiale Gemeinschaft haben können.

Für den Kenner der Verhältnisse in Berlin ist es deutlich genug, daß der genannte Artikel der „Ref.“ an die Adresse eines hochbetagten Professors der Theologie gerichtet ist, der im Rufe der Gläubigkeit steht und den liberalen Trust mit unterstützt hat in der Berufung des liberalen Professors Drews.

Oeffentliches Anstandsgefühl.

So schlimm uns oft in Amerika das öffentliche, sittlich-religiöse Leben zu sein scheint, so ist doch noch ein fester Kern vorhanden in den Legislaturen und öffentlichen Versammlungen, der es Spöttern unmöglich macht, religiöse und sittlich ernste öffentliche Bekenntnisse zum Gespött zu machen. — Als im Reichstag der Abgeordnete Erzberger davon sprach, daß auch die Neger doch unsterbliche Seelen hätten, da brach ein Gelächter aus. Dazu schreibt „Ref.“:

„Es zeigt sich hier wieder einmal deutlich der Unterschied zwischen öffentlicher Meinung in Deutschland und in England-Amerika. In Deutschland wird der Bekenner verlacht, in England und Amerika macht sich der öffentliche Spötter unmöglich. Und dies Verhältnis reicht auch in die Ethik hinein. Man entsinnt sich, daß Maxim Gorki in New York kein Hotelzimmer bekommen konnte, als er mit einer Maitresse umherreiste. In Deutschland wagt kein Minister der wachsenden Unsittlichkeit energisch auf den Leib zu gehen. In Amerika hat Präsident Roosevelt auf das Begnadigungsgesuch eines Händlers, der wegen Vertrieb von Unsittlichkeiten zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt war, die Entscheidung geschrieben, er bedaure, den Mann nicht lebenslänglich einsperren zu können.

Schlimmer als in Deutschland ist es freilich noch in den romanischen Ländern. Die französische Kammer hat soeben beschlossen, die sterblichen Ueberreste Zolas in das Pantheon zu überführen. Wohl hat sich gegen diese Ehrung auch viel starker Protest erhoben. Aber der Widerspruch war doch

mehr politisch, als sittlich begründet. Für die sittliche Verwerflichkeit des Zolaschen Naturalismus, der ohne Scham alles darstellt, was es gibt, und vor nichts zurückschreckt, hat man kaum ein Wort der Verurteilung gefunden. Nur eine Periode der Decadence bringt es fertig, diesen viel überschätzten Dichter der Fäulnis in die Ruhmeshalle der Nation zu versetzen."

Aus Baden.

Aus Baden wird berichtet: Der badische Gemeinschaftsverein oder, wie er sich nennt: „Der Evangelische Verein für Innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses" hat schon längerhin im Sinn, ein Erholungs- und Bibelheim zu gründen. Es soll ein Erholungsheim sein zumeist für minder Bemittelte, für einfache Gemeinschaftsglieder, für Alleinstehende und Angefochtene. Es sollen drin tägliche Bibelstunden, ferner Konferenzen, Bibelkurse gehalten werden, also ein rechtes Bibelhaus werden. Gewiß ein schöner und zeitgemäßer Plan. Ohne jedes Zutun von seiten des Vereins hat nun die Gemeinde Langensteinbach, Amt Durlach, beschlossen, und zwar Gemeinderat und Bürgerausschuß einstimmig, dem Verein 50 ar Wald und 40 ar Wiese zu schenken, ferner die Wasserleitung kostenlos auf dieses Gelände zu leiten und den Zugangsweg herzustellen, wenn der Verein das Erholungsheim und Bibelhaus dorthin stellt. Langensteinbach ist ein großes Dorf und für den beabsichtigten Zweck sehr günstig gelegen. Das betreffende Gelände ist nur wenige Minuten vom Bahnhof entfernt. Das Dorf liegt inmitten von Orten, wo sehr reger Sinn für Gemeinschaftsleben ist. Noch fehlt die Bausumme. Der Verein gibt Darlehensscheine aus zu je 100, 200, 500 und 1000 Mark, die verzinst werden sollen, wenn es gewünscht wird. Wir freuen uns herzlich darüber, daß dem badischen Verein solch eine offene Türe gegeben ist. Wir können's uns nicht anders denken, als daß die badischen Geschwister wetteifern werden, die Bausumme aufzubringen. Bis zum 15. Dezember waren schon gegen 18,000 Mark eingegangen, nebst 5,300 Mark Kapitalzusagen. Der Herr aber, der einen so ermutigenden Fingerzeig gegeben, wolle in Gnaden weiter helfen. „Phil."

Aus Frankreich

kommt eine überraschende Nachricht in Sachen des Kulturkampfes. Das Diözesanblatt des Erzbistums Rouen teilt mit, der Papst habe auf die Bitte des Erzbischofs Fuzet die geistlichen Gegenseitigkeits-Unterstützungs-Vereine ermächtigt, um die behördliche Genehmigung nachzusuchen, damit sie die Vorteile erlangen, die das Gesetz den von den Behörden anerkannten Vereinen gewährt. Das Diözesanblatt bemerkt dazu, daß diese Entscheidung des Papstes von großer Wichtigkeit sei. Die Nachricht tritt so bestimmt auf, daß man sie glauben muß. Sie bedeutet dann eine grundsätzliche Anerkennung der Combistischen Kulturkampfgesetze, und läßt darauf schließen, daß die Lage der katholischen Kirche in Frankreich im Sinn der Kurie eine sehr unliebsame geworden sein muß. Die Republik hat in geschickter Weise den Fehler vermieden, der in Preußen für den Staat so verhängnisvoll wurde: sie hat keine Märtyrer gemacht, sondern nur der Kirche alle finanzielle und moralische Unterstützung entzogen, und vor allem sie völlig aus der Schule hinausgedrängt. Ob das immer so sein wird, mag dahingestellt bleiben. Die Fanatiker des Unglaubens treten ganz anders auf, je nachdem sie Widerstand zu gewärtigen oder absolute Macht in Händen haben. Lehrreiches Beispiel solchen absoluten Regiments gibt der sozialdemokratische Gouverneur von Madagaskar, Herr Augagneur, der offen als Parteigänger des Heidentums gegen das Christentum auftritt. Und Clemenceau stützt ihn.

In Frankreich

tritt die elende Lage der katholischen Kirche immer offener zutage. Selbst der Bischof von Langres beleuchtet sie pessimistisch in Zeitungsartikeln und gesteht zu, daß alles anders gekommen sei, als man geglaubt, oder wenigstens gehofft hatte. Die Bischöfe standen ja übrigens schon am Beginn der Aera Combes im Gegensatz zum Vatikan, und es scheint, als ob sie, nachdem sie sich zeitweilig gefügt, wenigstens jetzt noch versuchen wollten, die Kurie zum Einlenken und zur Aufgabe des intransigenten non possumus zu bewegen.

Noch zu den Zeiten des deutsch-französischen Krieges war die Macht des Pfarrers in Frankreich eine gewaltige. Während des Waffenstillstands lag der Schreiber dieser Zeilen bei einem curé in der Nähe von Dieppe in Quartier, und zwar in der Fastenzeit. Die deutschen Soldaten bekamen reichlich Fleisch geliefert und luden häufig ihre Wirte ein, an der Mahlzeit teilzunehmen. Aber kein Dorfbewohner wagte es, auch nur einen Bissen Fleisch zu nehmen, ohne Dispens des Pfarrers. Immer kam jemand mit der Frage gelaufen, ob man "gras" machen dürfe. Und die Bitte wurde unter Umständen glatt verweigert. Dies Dorf war aber keineswegs eine Ausnahme — es war fast überall so.

Jetzt ist ein völliger Umschwung da. Das Volk hat die Vormundschaft der Kirche abgeschüttelt. Die Bücher von Zola und anderen — besonders „Lourdes“ und „Rome“ — haben ihre Wirkung getan. Vollends der Gedanke, daß sie ihren Pfarrer aus freien Gaben erhalten sollen, will den Bauern nicht in den Sinn. Und wenn die reichen Leute früher oft große Summen für kirchliche Agitation übrig hatten, und jetzt nicht mehr, so zeigt sich nun eben, wieviel Anteil an den Spenden der Vergangenheit die politische Berechnung, und wieviel die religiöse Begeisterung daran ghabt hat.

Vielleicht ist es unter diesen Umständen ganz glücklich, daß die Mittel der Evangelischen für das Werk der übertretenden Priester auch nur spärlich fließen, und daß es wenig ist, was an finanzieller Beihilfe geschehen kann. So kann das Motiv der Gewinnsucht, bez. der Aussicht auf gute Versorgung bei den Konvertiten nicht in Frage kommen.

In Dänemark,

das bereits mit einem mustergiltigen Gesetz über die Prostitution allen europäischen Kulturstaaten vorangegangen ist, ist man nun auch am Werk, die Lage der unehelichen Kinder ganz neu zu ordnen, und zwar ist das Gesetz von der zweiten Kammer schon verabschiedet worden, während die Beratung der ersten Kammer noch aussteht, aber gleichfalls zur Annahme führen dürfte. Nach der Vorlage werden dem unehelichen Kinde nicht nur erhöhte Alimente zugesprochen, sondern ihm sogar ein Erbrecht gewährt. Die Mutter wird ohne weiteres Vormund des Kindes. Entzieht sich der Vater des Kindes der Alimentationspflicht, so hat die Gemeinde mit öffentlichen Mitteln einzutreten; versucht der Pflichtige sich durch Flucht ins Ausland der Pflicht zu entziehen, so kann er verhaftet werden. Auch das Zwangsmittel der Schuldhaft ist zuläßig. Das neue Gesetz hat mit dem vor zwei Jahren erlassenen Prostitutionsgesetz das gemeinsam, daß es von einem hohen sittlichen Ernst eingegeben ist, und von der Absicht, das Volk und die Jugend zu einem stärkeren Verantwortungsgefühl auf dem geschlechtlichen Gebiet zu entziehen. In dieser Hinsicht kann es nur zustimmend begrüßt werden. Ob die Fürsorge für die uneheliche Mutter etwa zu weit geht und, mit der materiellen Sorge für das Kind, auch den Makel der unehelichen Geburt zu leicht und

zu schnell beseitigt, kann nur die Praxis lehren. Die Statistik wird bald ausweisen, ob die unehelichen Geburten ab- oder zunehmen. Jedenfalls handelt es sich hier um ein sittlich viel höherstehendes Prinzip, als die vormals mit viel Sentimentalität verknüpfte Errichtung von Findelhäusern.

Literatur.

Some Recent Phases of German Theology. **By John L. Nuelsen, D. D., Prof. in Nast Theol. Seminary, Berea, O.; Cincinnati, O., Jennings & Graham.** 114 Seiten. Preis gut gebunden in Leinwand:

Vorstehend genanntes Buch ist in Englisch geschrieben, um dem englischen Lesepublikum einen Einblick zu geben in die viel verschrieene ungläubige deutsche Theologie. In drei Vorlesungen gibt der Verfasser einen möglichst kurz gedrängten zusammenfassenden Ueberblick über die traurige Entwicklung der deutschen Theologie in den letzten Jahrzehnten.

Die erste Vorlesung befaßt sich mit den **Bibelstudien**; die zweite mit der **Person und dem Werk Jesu Christi**; die dritte mit der sogenannten „**Modern-positiven Theologie**." Im Anhang sind zu jedem Vortrag die wichtigsten Quellen genannt, so daß, wer sich genauer mit einzelnen Zweigen der behandelten Disziplinen bekannt machen will, leicht sich eine Auswahl von Büchern treffen kann.

Verfasser, ein Deutscher von Geburt, von tüchtiger theologischer Bildung, von weitem Blick und tiefgehendem Verständnis der ernsten Fragen, die unsere heutige Zeit bewegen, war sehr dafür geeignet, dem englischen Publikum in die Kämpfe der heutigen deutschen Theologie einen klaren, übersichtlichen Einblick zu verschaffen und zugleich eben dadurch auch das jüngere Theologen-Geschlecht dieses Landes zu warnen vor der berühmten Wissenschaft, die losgelöst von aller Pietät vor dem Stifter und den Verkündigern der christlichen Heilslehre, sich mit ihrer souveränen Vernunft breit aufpflanzt und sich als einzige Lehrautorität geberdet, vor der jeder anders denkende und anders gläubige Mensch, so gelehrt und tüchtig er sein mag, unbedingt sich beugen muß, wenn er nicht als rückständig und unwissenschaftlich gebrandmarkt werden will. Der „liberale Trust", wie treffend die „Reformation" es bezeichnet hat, versteht es ausgezeichnet, jedem den Stempel der Minderwertigkeit aufzuprägen, der nicht der „Wissenschaft" der Liberalen sich beugt, und die liberale Trompete bläst.

Im ersten Vortrag zeigt der Verfasser, welche Kämpfe die Bibelwissenschaft durchzukämpfen hatte und hat im Alten, wie im Neuen Testament. Die phantastischen Konstruktionen der negativen Kritik, die früher so radikal den höheren Ausgang und Ursprung der israelitischen Religion leugneten und meinten, das Volk müsse aus dem rohesten Naturzustand sich erst herausgeschält haben, ehe die ethische Religion des Monotheismus sich entwickeln konnte, wurden durch die Entdeckungen im Orient Lügen gestraft und der Beweis erbracht, daß Israel inmitten einer jahrtausende alten babylonisch-aegyptischen und hoch entwickelten Kultur herangewachsen ist. Aber nun droht der „Panbabylonismus" und der „Babel-Bibelstreit" von anderer Seite die Selbständigkeit, Originalität und höhere Dignität der israelitischen Religion in Frage zu stellen. Wie neuere Forscher der positiven Richtung sich aus diesem Kampf einen Ausweg finden, wird kurz nur angedeutet.

Die religiosgeschichtliche Schule hat durch Analyse und vergleichende Religionsgeschichte sich von den Schriften der Bibel und der Religion der Bibel ein solches Bild zusammenkonstruiert, das einfach nichts geringeres als

eine völlige Auflösung und Verflüchtigung des überlieferten Christentums bedeutet. Wir geben an anderer Stelle aus dem zweiten Vortrag einen Auszug, welcher zeigt, welche verhängnisvolle Früchte auf dem Baum der radikalen, religionsgeschichtlichen Schule wachsen.

Verfasser nennt die Hauptthelden der auflösenden, zersetzenden Schule, und zeigt, zu welchem Nihilismus schließlich der Radikalismus der Liberalen führt.

Im dritten Vortrag werden die Versuche vorgeführt, die im positiven Lager gemacht werden, um einerseits den positiven Wahrheitsgehalt der überlieferten christlichen Religion ungeschmälert festzuhalten, und andererseits der modernen Denkweise gerecht zu werden, die den Hauptnachdruck legt auf die innere Herzenserfahrung, das „religiöse Erlebnis", wie die Moderne es ausdrückt. Wie sich alte, objektive Tatsachen der Vergangenheit mit neuen subjektiven Erfahrungen verknüpfen und zusammenreimen — das sind die Probleme, die besonders im dritten Vortrag beleuchtet werden.

Das Buch gibt einen ausgezeichneten Ueber- und Einblick in die tiefen religiösen Kämpfe und Fragen, welche die heutige Gegenwart bewegen, und kann besonders denen, die des Englischen gut mächtig sind, bestens empfohlen werden.

In einer etwaigen 2. Auflage müßte es Seite 14 statt **Pecus** vielmehr **Pectus** heißen.

Aus dem Verlag von Jennings & Graham, Cincinnati, O., („Methodist Book Concern"), kam uns zu:

„Die religiös-sittliche Erziehung der kirchlichen Jugend", theoretisch und praktisch beleuchtet. Von C. W. Hertzler, Prof. der praktischen Theologie am Nast Theolog. Seminar, Berea, O. 371 Seiten, in gutem Leinwandband, netto $1.25.

Es ist eine überaus aktuelle Frage, welche der Verfasser in vorliegendem Buche zu untersuchen sich vorgenommen hat. Folgende Teile zeigt das Buch:

I. Grundlegender Teil: Umfang des Gebiets. Ziel, Mittel, Träger der kirchlichen Erziehung.

II. Die Pädagogik der religiös-sittlichen Erziehung. Hier werden mehr die theoretischen Grundfragen der Lehrmethode, Lehrform, des Unterrichts u. s. w. . . . behandelt.

III. Die kirchlichen Einrichtungen für die religiös-sittliche Erziehung.

Dieser Teil ist insofern der wichtigste, als er eben die amerikanischen Verhältnisse berücksichtigt, die so ganz und gar abweichen von den deutschen. Da lassen alle pädagogischen und katechetischen Hilfsmittel aus Deutschland uns im Stich, weil eben dort trotz allem Verfall des religiösen Lebens doch noch im religiösen Unterricht der öffentlichen Schule eine Grundlage für den kirchlichen Unterricht geboten ist, die uns hierzulande ganz und gar fehlt. Und nicht nur das. Uns fehlt auch in der deutschen Kirche das Hauptmittel des Unterrichts: Ein gutes, gründliches Verständnis der deutschen Sprache. Die stümperhafte Sprachkenntnis kann auch den besten Religionslehrer lahm legen und seine Arbeit erfolglos machen, wenn er seine Schüler nicht gründlich Deutsch lehren oder sie in Englisch unterrichten kann.

Sehen wir uns nun in dem 3. eigentlich praktischen Teil um, welche kirchliche Einrichtungen hier besprochen werden für die religiös-sittliche Erziehung der Jugend, so finden wir, daß da leider die Sonntagschule einen großen und weiten Raum einnimmt, lang und breit, ausführlich besprochen und der Plan dargelegt wird, wie sie zu betreiben ist. Wie wenig

aber die Sonntagschule genügen kann, einen guten Grund zu legen, kennen wir ja aus der Erfahrung. Da fehlt's an den rechten Helfern in der Schule, an wirklich tüchtigen Lehrern; am rechten Eifer und Treue der Kinder im Besuch der Sonntagschule, an der rechten Fähigkeit, Deutsch zu lesen und zu verstehen. Dazu kommt das System der sog. Internationalen Lektionen, das in der ganzen Bibel herumvagiert und alle möglichen Themata aufs Tapet bringt, die von dem Hauptzweck der christlichen Unterweisung oft weit abliegen, bloße moralische Stoffe darbieten, ja die immer und immer wieder die Temperenz so sehr in den Vordergrund ziehen, als ob darin das Heil der Christen beschlossen läge. Der Sonntagschule ist im Buch ein Raum von 48 Seiten vergönnt. Die Wochenschule mit dem Katechismusunterricht wird auf weniger als 4 Seiten abgemacht. Es folgt dann der Jugendverein mit seinen verschiedenen Abteilungen, die nun weitläufig besprochen werden bis zum Schluß, wo dann noch als Anhang zwei fertige Präparationen für den Unterricht in der biblischen Geschichte gegeben werden.

In Gemeinden, wo es möglich ist, die Sonntagschule so auszugestalten, wie Verfasser andeutet, mag ja viel erreicht werden und eine gute biblische Grundlage zu stande kommen. Allein den Mangel eines gründlichenReligionsunterrichts, wie er in unserm Konfirmandenunterricht gegeben wird, wird sie nie ersetzen können. Wie dieser Unterricht systematisch zu gestalten sei, so daß eine solide Grundlage an Kenntnis biblischer Geschichte und ein einfaches Verständnis der Hauptwahrheiten des Christentums zu stande kommt, das hätten wir gerne in dem Buch finden mögen, aber wir sehen darnach uns vergeblich um.

Vom Verlag von Edwin Runge, Gr. Lichterfelde, Berlin, kamen die Hefte 3, 4 u.5. der 4. Serie der Biblischen Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Dr. Fr. Kropatscheck, Prof in Breslau. Die Serie von je 12 Heften kostet in Subscription Mark 4.80.

No. 3. Die Heidenbekehrung im Alten Testament und im Judentum. Von Dr. Fred. Sieffert, Prof. und Konsistorialrat in Bon. Die Frage, auf welche Weise das Judentum auch bei den Heiden der alten Kulturvölker sich Anerkennung und Geltung verschaffte und wie die Propaganda unter den Heiden betrieben wurde, wird hier möglichst an der Hand von allerlei Quellen darzulegen gesucht. Der Missionstrieb war kein sehr starker, da das Bewußtsein göttlicher Sendung und Aufgabe zu wenig vorhanden und kräftig war.

No. 4. Der Mensch Jesus Christus, der einzige Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Von Dr. Theol. Kaftan, W. Oberkonsistorialrat und Gen.-Supt. für Schleswig.

Die Schrift wird von dem geehrten Verfasser mit Recht als programmatisch bezeichnet; sie „versucht in den religiös-theologischen Wirren unserer Zeit Richtlinien zu geben, die davon ausgehen, daß sie den einigen Mittler, der uns als große selige Wirklichkeit gegeben ist, in helles Licht zu stellen sich bemüht."

Es ist in der Tat eine ausgezeichnete Schrift, vorzugsweise geeignet, eine klare Scheidung zu vollziehen zwischen Christusgläubigen und Christusleugnern, zwischen der „blutleeren" Religion der Theoretiker des abstrakten Gottesglaubens, deren Gott in Weltferne lebt und an die Naturkräfte gebunden ist, und der lebensvollen, durch Christus vermittelten Gemeinschaft zwischen dem lebendigen Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi und der durch Christum erlösten Menschenseele. — Der für Literatur uns noch zur Verfü-

gung stehende Raum würde überschritten, im redaktionellen Teil ist auch kein Raum mehr zur Verfügung, so müssen wir für diesesmal uns versagen, die wichtigsten Grundgedanken der so klar durchdachten Abhandlung zu skizzieren. Wir können nur sagen: Die Schrift behandelt so zu sagen das aktuellste Thema im ganzen Streit zwischen der modern-radikalen Theologie und dem alten Glauben der Christenheit; sie sollte von jedem Christusgläubigen angeschafft werden.

No. 5. Das Wunder. Prinzipielle Erörterung des Problems. Von Lic. Dr. K. Beth, Prof. der Theol. in Wien. Auch diese Schrift ist in dem heutigen Geisteskampf von großem Wert. Sie zeigt, wie verkehrt es ist, wenn das Wunder als etwas dem Naturlauf zuwider Geschehendes definiert wird, das die Naturgesetze aufhebe und durchbreche. Die wahre christlich-religiöse Gotteserkenntnis muß vielmehr mit der Immanenz und stetigen freien Wirkung Gottes in der Natur ebenso Ernst machen, wie mit seinem freien Wirken in der Geisteswelt. Der Mensch kann nur von außen her gewisse Naturgesetze in ihrer Wirksamkeit erkennen, er kann aber in das innere Wesen dieser Kräfte und in die organische Zusammenwirkung derselben nicht hineinschauen. Um so weniger steht es ihm an, bestimmen zu wollen, welche Kombinationen und Wirkungen der immanente Weltgeist (= Gottesgeist) mit den von ihm absolut beherrschten Naturkräften und -gesetzen zu vollbringen vermag. Also vom Standpunkt der Naturwissenschaft ist — wie Verfasser nachweist — die abstrakte Möglichkeit des Wunders nicht zu leugnen.

Die konkrete Wirklichkeit festzuhalten, ist Sache des religiösen Glaubens, der auf der Auferstehung Jesu Christi, als seinem unerschütterlichen Felsgrund, ruht. Fällt diese Tatsache dahin, so fällt auch der christliche Glaube als solcher und es hat keinen Zweck, über das Wunder weiter zu verhandeln.

Die vorstehend genannte Schrift ergänzt in gewissem Sinn die vorher genannte, da auch hier die Person des auferstandenen Jesus zum unverrückbaren Fundament des christlichen Glaubens gemacht wird.

Vom Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme) Leipzig, kam uns zu:

1. Walther, Dr. W., Prof. in Rostock: Heinrich VIII. von England und Luther. Ein Blatt aus der Reformationsgeschichte. Der Schrift liegt eine am 28. Februar 1908 gehaltene Rektoratsrede zugrunde. 53 Seiten. Preis: Mark 1.

Der Zusammenstoß zwischen dem König und Luther, durch die vom König erfolgte Herausgabe eines Buches: „Verteidigung der sieben Sakramente gegen Martin Luther", und Luthers grobe Antwort auf die Lästerungen des Königs ist im 1. Abschnitt dargestellt. Im zweiten wird gezeigt, wie Luther sich bewegen ließ, später dem Könige demütigst Abbitte zu tun für die Beleidigungen, in der — freilich getäuschten Hoffnung, den König zu gewinnen. Der dritte Teil zeigt, wie der König durch seine Ehewirren und des Papstes schwankend zaudernde Politik endlich sich ganz vom Papsttum lossagte; in Ehesachen seinen eigenen Lüsten folgte, in Kirchensachen die Freundschaft der Evangelischen suchte und so eine „Los von Rom"-Kirche in England begründete, die wenn auch nicht lutherisch-reformiert, doch immerhin eine vom Papsttum losgetrennte war. Die schrecklichen Bluttaten des Wüterichs führten natürlich zur völligen Lösung aller Verbindungen mit den Reformatoren in Wittenberg, und Luther war froh, des Lästerers los zu werden.

In Anmerkungen werden die Quellen angegeben, aus denen Verfasser seine auf umfassende Studien gegründeten Angaben geschöpft hat. Eine interessante Spezialstudie, aus welcher zu sehen ist, eine wie große Rolle Politik und persönliche Leidenschaften in den Kämpfen der Reformation spielten.

2. Lütgert, Christl. Freiheit. Eine Predigt, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Halle. 16 Seiten. 40 Pf. Text: 1. Kor. 3, 21—23. „Wir sprechen von der christlichen Freiheit. 1. Worin sie besteht: Alles ist euer! 2. Wie man zu ihr kommt: Ihr aber seid Christi."

Der erste Teil bespricht die großen Kämpfe und Gegensätze der heutigen Geistesbewegungen und wie schwer es ist, die rechte Stellung für oder wider bestimmte Strömungen zu gewinnen, wie leicht man der Knecht und Parteigänger einer Richtung werden kann. Doch müsse die Wahrheit eine solche sein, daß man auch ohne ein gelehrter Mann zu sein, sich frei halten könne von aller Menschen Meinung und kein Menschenknecht sein braucht, der auf des Meisters Worte zu schwören verpflichtet ist.

Ein feiner Unterschied wird im 2. Teil bemerkbar. Es heißt nicht: „Alles ist euer und auch Christus." Damit wäre Welt und Christus gleich berechtigt neben einander gestellt; einer Weitherzigkeit wäre damit der Weg geebnet, die neben Christus auch kritiklos alles mögliche Menschliche gelten lassen will. Es heißt aber nicht so, sondern: „Ihr aber seid Christi." D. h. Christus ist der Herr. Und Christus ist Gottes. Er hat als Herr uns zu gebieten und das Recht, Gehorsam zu fordern. Aber er selbst, sein Gehorsam war dem Vater untertan. In seiner Zugehörigkeit zum Vater ist seine Weltherrschaft begründet und seine Freiheit. Darin ist auch unsere Freiheit begründet, alles zu prüfen, von allem Kenntnis zu nehmen u. s. w., aber auch unsere Pflicht, zu verwerfen, was sich mit dem Gehorsam gegen Christi Wort und Geist nicht verträgt. Alles, was Gottes ist, gehört uns; was sich mit Gott nicht verträgt, von dem müssen wir uns scheiden, oder es scheidet uns von Gott.

3. Aus der Kindergottesdienstpraxis. Sechs Weihnachtsansprachen und 24 erbauliche Katechesen. Von Hugo Wiebers, Pastor in Altona. 130 Seiten. Preis: Mk. 2.20.

Das halbe Jahr liegt hinter uns mit der festlichen Hälfte des Kirchenjahrs. Hier wird uns ein Hilfsmittel dargeboten für das Weihnachtsfest. Und da wir hier über dem Ozean so lange Zeit vorher schon unsere ev. Bestellungen von Europa kommen lassen müssen, so ist es jetzt an der Zeit, auf solche Hilfsmittel, wie das vorliegende, zu achten. Verfasser betont mit Nachdruck: Kindergottesdienst. Er meint: „Wir sind über die ursprüngliche Sonntagschule hinausgewachsen." Das kann freilich gelten für Deutschland, wo immer noch der Religionsunterricht auch in der Schule ein stehender Lehrgegenstand ist, wo also der Pastor meist die Kenntnis der biblischen Geschichte voraussetzen darf. Da kann der Kindergottesdienst zur „Wortverkündigung" werden, die es vornehmlich mit dem inneren Leben zu tun hat. Hier, wo die Kinder wie unwissende Heiden in den Unterricht des Pastors kommen und aller Religionsunterricht ganz und gar lediglich von dem Pastor abhängt, ist das Problem ungleich schwieriger: Wie kann man dem Kinde genügende Kenntnis der biblischen Geschichte beibringen, um ihm das Verständnis für die christlichen Heilswahrheiten zu erschließen?

Indessen das vorliegende Buch hat es mit dem Weihnachtsfest zu tun und bietet zunächst sechs Ansprachen, die in recht kindlich faßbarer Weise je-

dem Kindesgemüt die große Freude faßbar und verständlich machen, die das hohe Fest uns bringt. Jede Ansprache ist sehr kurz, nicht über drei Seiten; jede führt hin zu dem tiefsten Grund der Freude, der Gabe Gottes in seinem Sohne. — Auch die Katechesen sind ebenso einfach, praktisch, dem Kindesverständnis aufs beste angepaßt. „Sie geben nur Stoff, kümmern sich also nicht um die spezielle Form der Darbietung.“ Es sind keine in Frage und Antwort ausgeführte Katechesen. Sie geben im Voraus ein Thema. „Mit Beziehung auf das Thema wird der Text angesehen und ausgelegt. Aus dem Text erwachsen für das Thema gewisse Teile“, die dann kurz und praktisch ausgeführt werden. Am Schluß die Zusammenfassung mit Wiederholung des Themas. Für Superintendenten der Sonntagschule und für vorbereitende Sonntagschullehrer-Versammlungen kann das Büchlein besonders empfohlen werden, um die rechte Anregung zu bieten, wie man Kindern in kindlich verständlicher Weise die göttliche Wahrheit ans Herz legen soll.

4. Jesu Kreuz — Jesu Tat. Vortrag, gehalten auf der Stettiner Pastoralkonferenz von Lic. Dr. Jul. Kögel, a. o. Professor der Theologie. 32 Seiten. Preis: 60 Pf.

Dem altüberlieferten Glauben von der erlösenden und versühnenden Wirkung des Kreuzestodes Jesu wird von der neueren Theologie heftig widersprochen; die paulinische Lehre als Fälschung abgelehnt, ja überhaupt die neutestamentliche Darstellung als „Dogmatik“ der ersten Gemeinde abgewiesen. Die Gegenwart sei über das hinausgewachsen, meint das neuere Theologengeschlecht.

Verfasser sucht nun in seiner Weise die Richtlinien zu einer richtigen Auffassung des Kreuzes Christi zu ziehen. Wenn die alte dogmatische Anschauung in Christi Kreuz fast nur die passive Leidenstat betonte und damit das gottheitliche Wirken Jesu am Kreuz ausschaltete, um so im passiven Erleiden der Sündenstrafe anstatt der Menschheit die Hauptbedeutung des Kreuzes Christi zu erkennen; so zeigt Verfasser in diesem wichtigen Vortrag, daß gerade an diese Anschauung sich die düstere Schattenseite der Betrachtungsweise des Kreuzes Jesu, und der berechtigte Tadel der neueren Theologen anknüpft. Des weiteren führt er dann aus, daß Jesu Kreuz eine freigewollte und von ihm mit Willen und Absicht konsequent herbeigeführte Tat, ein freier Willensakt, war. Erst dadurch, daß er die freie Selbstverfügung über sich hatte, daß er Herr seiner selbst war, und in freier Selbstbestimmung mit bewußtem Willen sein Leben diesem Ende, dem Tod am Kreuze, zuführte in Einheit mit dem Willen des Vaters, dadurch erst ist das vollkommene Opfer erreicht und vollbracht. Jesu Kreuz — nicht bloß sein Leiden, — sondern seine freigewollte und machtvoll herbeigeführte Tat: das eröffnet erst die Perspektiven in die ganze Fülle des neutestamentlichen Christenglaubens. Allen tiefer Denkenden bietet diese Schrift reiche Anregung über das Geheimnis des Kreuzes nachzuforschen und sich gegen die modernen Angriffe zu wappnen.

5. Das Rätsel des deuterojesajanischen Buches. Von Prof. D. Ernst Sellin in Wien. 150 Seiten. Preis: Mk. 3.

Vor bald 60 Jahren hat einst Dr. R. Stier seinen „Jesajas, nicht Pseudo-Jesajas“ ausgehen lassen mit einer „Einleitung wider die Pseudo-Kritik.“ Schon die Titelüberschrift zeigt in schärfsten Ausdrücken den flammenden Protest des Verfassers gegen die Lostrennung des zweiten Teiles vom ersten. Seit jener Zeit hat aber die theologische Wissenschaft nicht aufgehört, sich auf das Eingehendste mit dem Studium der alttestament-

lichen Geschichte und Schriften zu befassen. Auch die Altertumsforschung hat viel dazu beigetragen, ein besseres historisches Verständnis der alttestamentlichen Schriften anzubahnen. So ist auch bezüglich des zweiten Teiles des Propheten Jesaja ein Umschwung eingetreten. Auch positiv gläubige Bibelforscher scheuen sich nicht, es auszusprechen, daß dieser zweite Teil des Jesaja nicht von demselben Verfasser und nicht zur gleichen Zeit geschrieben sei, wie der erste Teil. Es hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß nicht der traditionelle Name des Verfassers uns die Garantie dafür bietet, daß wir es mit einem echt kanonischen Buche zu tun haben, da ja selbst die Richtigkeit der Tradition oft in Frage steht. Vielmehr muß der Inhalt des Buches sich legitimieren als ein echtes Produkt des Gottesgeistes, legitimieren und zwar wodurch? Offenbar dadurch, daß es über alle Zeitgeschichte hoch hinwegschreitend sich zu einer Ahnung der Höhe und Tiefe der göttlichen Heilsgedanken emporschwingt; daß es nicht unsicher hin- und hertastet und einmal meint der, ein andermal jener, oder gar das Volk als Kollektivum, sei der Knecht des Herrn, der Ebed Jahwe. Zeitgeschichtliche Personen und Ereignisse, Erlebnisse des Volks mögen wohl dem gottbegeisterten Propheten als Grundlage dienen für seine Reflexionen und Gedanken. Ist er aber ein echter Prophet des Herrn, so wird er doch wohl vor dem Irrtum bewahrt bleiben, in solche Phantasterei zu verfallen, einen Sprößling aus dem tief gefallenen Davidshause (Jojachin), oder das noch immer fleischliche, trotzige Volk für den Ebed Jahwe zu halten, der solche Gottestaten tun könne, selbst nach seinem Tode, wie das Buch sie beschreibt. Aller sorgfältige Fleiß des Forschers, wenn er das Moment der göttlichen Offenbarung und Erleuchtung durch den Geist Gottes ausschaltet, so macht er den Schreiber des Buches doch nur zum gutmütigen Phantasten, der in seinen Aussprüchen nur unsicher hin- und hertastet, und bei jeder neuen Wendung der Geschichte wieder sich genötigt sieht, seine Aussprüche umzudeuten, zu revidieren und anders zu verstehen. Ein Prophet Gottes muß auf Höhen einhertreten, die ihn vor solchen Irrtümern bewahren; auf Höhen, zu denen babylonische Mythen und Hymnen ihn nicht zu heben vermögen; auf die auch alle Akribie der gelehrtesten Sprach- und Geschichtsforschung den Forscher nicht erheben kann.

Also allen Fleiß in Ehren, den der geehrte Verfasser an diese und seine früheren über den Gegenstand veröffentlichten Schriften gewandt hat, wir haben unsere Zweifel, ob sein jetzt erreichtes Resultat, der Gottesknecht sei nach der Meinung des Deuterojesaja zuerst Jojachin, später Kores, noch später das Volk als solches, der Forderung entspricht, die wir an einen wirklich gottbegeisterten Propheten des Herrn zu stellen haben. Wir stoßen uns nicht daran, wenn von „Deuterojesaja“ geredet wird. Wir wollen nicht durch das Dogma der Verbalinspiration die Forderung begründen, daß das ganze Buch des Jesaja müsse von einem Mann abstammen und aus einem Guß geschrieben sein. Mag das Volk der Meinung gewesen sein, der Prophet rede von Jojachin als dem Ebed, oder von Kores, oder vom Volk als Ganzem. Wir glauben nicht, daß der Prophet selbst in solchem Irrtum sich befand, sondern höchstens aus diesen zeitgeschichtlichen Personen und Ereignissen den Anlaß empfing, tiefer in das göttliche Problem der verheißenen Erlösung einzudringen, und so innerlich disponiert war, um durch Erleuchtung des Gottesgeistes Lichtblicke zu tun in das kommende Heil, das allein der wahre „Ebed Jahwe“ Jesus Christus bringen konnte und sollte.

Dann erst steht „Deuterojesaja“ auf prophetischer Geisteshöhe, wenn er sich in Kraft des Gottesgeistes aus den trüben und düsteren Niederungen seiner Gegenwart auf jene Höhe gehoben sah, die ihn das wunderbare Gotteswerk schauen ließ, das der echte, wirkliche Ebed Jahwe nach Gottes Rat zu leisten berufen war.

Es ist uns natürlich bewußt, daß man uns entgegenhalten wird, wir gehen von einer Konstruktion des Begriffs eines Propheten aus, die uns als Dogma feststehe. Allein wir können uns nicht helfen. Wenn es wirkliche, aus Gottes Geist stammende Prophetie und Erleuchtung gab, so müssen die prophetischen Aussprüche sicher auch es merken lassen, daß sie Gottesgedanken enthalten, die himmelhoch über aller Menschen Denken und Ahnen hinwegschreiten. War nach Ansicht des Deuterojesaja abwechselnd bald Jojachin, bald Kores, bald Israel der Ebed Jahwe, dann haben wir es in seinem Buch nicht direkt mit Gottesgedanken und Gottesoffenbarungen zu tun, sondern nur mit Menschengedanken, die wie ein Irrlicht von irgend einer Strömung der Zeit hin- und hergetrieben werden. Wie dann ein solches Buch ein unfehlbares, festes prophetisches Wort und Trostbuch in trüber Zeit sein kann, ist uns unerfindlich.

Die gelehrte Arbeit des Verfassers setzt sich mit großem Fleiß mit anderen Forschern auf diesem Gebiet auseinander und vertritt zwar im Ganzen dieselbe Auffassung, die schon in einer früheren Studie vorgetragen war, die jedoch im Einzelnen korrigiert und limitiert wurde. Wer mit den Ebed Jahwe-Studien sich vertraut machen will, greife zu diesem nicht zu teuern und umfangreichen Buche.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4, Probehefte franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Mein religiöses Kredo (Ostern 1903). Von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. — Der Waldpfarrer am Schoharie. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des 18. Jahrhunderts. Von Friedrich Mayer. — Pan und Psyche. Frühling im Garten (Mitte April). Von Karl Förster. — Ein nicht abgesandter Brief. Von T. Schtschepkina-Kupernik. — Die Reichsfinanznot. Von Dr. Georg Sydow. — Ein Volkserzieher im großen Stil. Zum 100jährigen Geburtstag J. H. Wicherns, 21. April 1908. Von Dr. G. v. Rohden. — Friedrich v. Esmarch †. Von Dr. med. Georg Korn. — Das preußische Landtagswahlrecht. Von einem Ostmärker. — Türmers Tagebuch: Justitia fundamentum I. — Gott, Leben und Kunst. Bekenntnisse eines Andersgläubigen. Von Richard Schaukal. — Gerhart Hauptmanns Schlotterverse. Von Richard v. Wilpert. — Satyrspiele. Von Felix Poppenberg. — Weisers Tetralogie „Jesus.“ Von Erich Köhrer. — Der neueste Büchmann. Von Eduard Engel. — Technik, Kultur und Kunst. Worte zu einer Streitfrage des Alltagslebens. Von Dr. Alfred Möller. — Ist Uhde ein religiöser Maler? Eine Entgegnung. Von Alexander Troll. — Vom Christustypus. — August v. Brandis. Von St. — Sternlein (Johanna Beckmann). Von St. — Soziale Nöte im deutschen Musikleben. Von Dr. Karl Storck. — Zum Fall Weingartner. Von Karl Storck. — Originalität und Kulturwert. — Kunstbeilagen: A. v. Brandis: Interieur. Jesus mit Jüngern. Grablegung. L. Fahrenkrog: Christus und Kind. Johanna Beckmann: Sternlein. — Notenbeilage: Gunlöds Aufnahme in Walhall. Aus der dreiaktigen Oper „Gunlöd“ von Peter Cornelius, ergänzt von Waldemar v. Baußner.

Raummangel nötigt andere, schon gesetzte Stücke zurückzulegen.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. **St. Louis, Mo.** **September 1908.**

Hieronymus von Stridon.*)

Von Past. G. Brändli, Herndon, Kans.

Wohl der abstoßendste, jedenfalls der rätselhafteste Charakter unter den Kirchenvätern ist Hieronymus. Obschon er sich gelegentlich nicht wenig auf seine Herkunft von christlichen Eltern zugute tut, macht er doch auch kein Hehl daraus, daß er in seiner Jugend allen Lastern der Ausschweifung gefröhnt hat. Dieser Mann ist später der begeisterte Apostel der Enthaltsamkeit geworden. Als Mittel zu diesem Zweck diente ihm die Behauptung der ewigen Jungfrauschaft der Maria, deren Nachweis ihm Seitenblicke auf die Ehe entlockt, die seinem sittlichen Zartgefühl wenig Ehre machen. War es ihm nicht vergönnt zu herrschen, so war er unduldsam bis zur schändlichsten Gehässigkeit; während er vor Gewaltigen, deren Gunst ihm vorteilhaft erschien, zu kriechen verstand, wie der geschmeidigste Höfling. Unveränderlich war bei ihm nur die Liebe zur Wissenschaft. Und das Lob ist ihm auch unbestritten, daß er der Gelehrteste unter seinen christlichen Zeitgenossen war. Aber das wußte er auch und konnte darum alles besser ertragen als Tadel. Kam dieser von solchen, die er nicht zu fürchten brauchte, dann ließ er es ihnen gegenüber an bissiger Ironie nicht fehlen, ja er verschmähte sogar die schmutzigsten Ausfälle wider seine Gegner nicht. Der ärgerliche Streit mit Rufin, seinem einstigen Busenfreund, wider die origenistische Ketzerei, ist in dieser Beziehung eine Leistung, die auf dem Gebiet dogmatischer Kontroverse nie übertroffen worden ist.

Und trotz alledem ist dieser Mann mit seinem unersättlichen Ehr=

*) Diese Skizze lehnt sich hauptsächlich an Grützmachers vortreffliche Biographie, deren zwei erste Bände 1901 u. 1906 im Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin, erschienen sind. Es ist diese biographische Studie nicht nur wegen ihrer Gründlichkeit ein verdienstvolles Werk, sondern auch darum, weil es Grützmacher dem Leser überläßt, sich sein eigenes Urteil zu bilden über den Mann, von dem voll und ganz gilt: „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Jedenfalls hat er sich bemüht, den „unerfreulichen Charakter“ des Hieronymus rein objektiv, aus dem Material, das er selber dazu geliefert hat, darzustellen.

geiz von seiner Kirche heilig gesprochen worden, nicht um seiner musterhaften Frömmigkeit willen, denn hiezu fehlte ihm fast alles; sondern weil er mit seiner unbedingten Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl, und mit seinem blinden Glauben an das kirchliche Dogma zu seiner Zeit der beste Vorkämpfer für eine kirchliche Hierarchie war, wie sie sich später ganz folgerecht aus den von ihm niedergelegten Prinzipien herausentwickelt hat. So ist Hieronymus der katholischen Kirche geradezu unentbehrlich geworden. Das findet auch darin eine seltsame Bestätigung, daß die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus, die Vulgata, heute noch die katholische Kirchenbibel ist.

1. Des Hieronymus Jugendjahre.

Hieronymus ist, nach seiner eigenen Angabe,[1] in der dalmatischen Stadt Stridon geboren. Kurz vor 378 ist die Stadt durch die Gothen von Grund aus zerstört worden, so daß bald ihre genaue geographische Lage nicht mehr festgestellt werden konnte. Infolgedessen stritten sich später nicht weniger als sieben Städte um den Ruhm, als Geburtsort des Heiligen zu gelten. Neuerdings ist zwischen den Marken von Salviae und Stridon ein Terminationsstein aus dem Jahre 282—284 aufgefunden worden, auf Grund dessen sich unzweifelhaft herausstellte, daß das heutige Grahovo polje geographisch dem alten Stridon entspricht.

In der Grenzprovinz des Occidentes also, die bei der Teilung des Reiches vom Jahre 395 zur Hälfte dem Reiche des Honorius, und zur andern Hälfte dem Reiche des Arkadius zufiel, ist der Mann geboren, dessen Leben und Wirken dem innigen Austausch zwischen Morgen- und Abendland dienen sollte.

Wo Hieronymus gelegentlich auf seine Vaterstadt zu reden kommt, tut er es mit unverhohlener Verachtung. Rom, wo er seine höhere Bildung erhielt, wurde seine Heimat; als Römer fühlte er sich noch bis in sein hohes Alter.

Hieronymus selber hat uns den Namen seines Vaters, Euseb, überliefert. Daß seine Eltern Christen waren, meldet er nicht ohne stolzes Selbstgefühl: „Ich bin ein Christ, schon durch meine Herkunft von christlichen Eltern." Trotzdem aber erhielt Hieronymus die Taufe nicht als Kind, sondern erst als Jüngling in Rom. Die christliche Sitte hatte in dieser Beziehung seit dem zweiten Jahrhundert einen merkwürdigen Rückschlag erfahren. Man schob die Taufe so weit wie möglich hinaus. Ein Konstantin ist bekanntlich erst auf dem Sterbebette getauft worden, um der Taufgnade nicht durch Fehltritte wieder verlustig zu gehen. Auch des Hieronymus Freunde Heliodor und Rufin sind erst als Erwachsene getauft worden.

Die Familie, der Hieronymus entstammte, gehörte unzweifelhaft zu den begütertsten Familien Stridons. Nach der Sitte, die damals

[1] Er nennt seine Vaterstadt Stridon, de vis. ill. 85, Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium; und er kann damit nichts anderes sagen wollen, als daß Stridon in Dalmatien, aber gegen die pannonische Grenze hin, lag; das letztere ist nur genauere Bestimmung der geographischen Lage.

in vornehmen Häusern herrschte, wuchs der Knabe, allerdings nicht zu seinem Vorteil, unter der Leitung der Amme und der Wärter heran. Die Zeit, da die römische Mutter ihre Kinder selbst nährte und erzog, gehörte schon längst der Vergangenheit an. Darum hat es auch kaum etwas Befremdliches, daß Hieronymus nie in pietätvoller Dankbarkeit seiner Eltern oder auch nur seiner Mutter gedenkt. Aus der Art, wie damals die Kinder aufwuchsen, ohne jeden intimen Verkehr mit den Eltern, erklärt sich dies zur Genüge. Eine christliche Mutter, wie sie der große Augustin in Monika besaß, die ihr Kind auf betendem Herzen trug, war eben in jener Zeit eine sehr seltene Erscheinung.

Die erste Jugenderziehung erhielt Hieronymus im Elternhause zu Stridon. Sein Lehrer zeichnete sich durch große Strenge aus, denn er nennt ihn gelegentlich „einen wütenden Orbilius", nach dem berühmten Grammatiker Orbilius Pupillus, dem Lehrer des Horaz, der durch seine Strenge sprichwörtlich geworden war. Aber doch sind bei Hieronymus die guten Wirkungen dieser ersten, strengen Erziehungsmethode nicht ausgeblieben.

Mit Hieronymus wurde zugleich Bonosus, der Sohn einer sehr begüterten und angesehenen Familie, auferzogen und unterrichtet. Dieser in der Folgezeit treue Jugendfreund des Hieronymus begleitete ihn auch, als er zur Vollendung seiner Studien sich nach Rom wandte; und auch während seiner Reise durch Gallien finden wir ihn an seiner Seite. Erst in Aquileja, von wo Hieronymus nach dem Orient aufbrach, um seine asketischen Ideale zu verwirklichen, trennten sich ihre Lebenswege.

Seit dem Jahre 354 finden wir Hieronymus als Schüler des berühmten Donatus in Rom. Hier ist auch sein Jugendfreund Bonosus aus Stridon und Rufin aus Aquileja. Ihre Mitschüler sind Jünglinge aus den vornehmsten Kreisen der Welthauptstadt. In Verbindung mit der Grammatik steht die Lektüre der heidnischen Klassiker. An Cicero und Vergil hat Hieronymus seine Sprache gebildet. Aber mit dem Sinken der römischen Kultur verlor auch die Sprache die Tugend der Wahrhaftigkeit. Trotz seiner Nachahmung der Klassiker schreibt er nicht mehr die Sprache Ciceros. Die Kunststücke der Rhetorik und Dialektik müssen bei ihm die innere Kraft der Sprache, die sie früher neben ihrer Schlichtheit besaß, ersetzen. Insofern freilich ist der Unterricht des großen Lehrers an dem begabten Jüngling nicht spurlos vorübergegangen, als er unstreitig neben Laktanz der beste Stilist unter den lateinischen Kirchenvätern ist. Ueberall erweist er sich als Meister der Diktion, und handhabt die lateinische Sprache mit bewundernswerter Leichtigkeit. Sie ist ihm ein Instrument geworden, dem er alle nur möglichen, gewünschten Töne und Modulationen zu entlocken weiß.

In diese Zeit seines römischen Schullebens fällt der Tod des Kaisers Julian, der es noch einmal, aber vergeblich versucht hatte, das alte Heidentum zu verjüngen, und damit das bereits zur Weltreligion erblühte Christentum aus der Welt zu schaffen.

Der Unterricht der Beredsamkeit umfaßte die Dialektik mit allen

ihren sophistischen Schlichen und die Rhetorik mit all ihren unehrlichen Finessen. Die ganze Eigenart dieses Unterrichts mußte, gerade bei dem Charakter des Hieronymus, einen verderblichen Einfluß auf ihn ausüben. Der Wahrheitssinn wurde systematisch ertötet. Die bösen Früchte hievon zeigen sich auch bei Hieronymus. Freilich, sein Christentum bewahrte ihn wenigstens vor gänzlichem moralischem Ruin. Aber doch hat er sich den vollständigen Apparat der verlogenen Sophistik seiner Zeit völlig zu eigen gemacht, und sich desselben bedient und gefreut. Das beweist die unlautere Art seiner Polemik, die gewöhnlich nichts so sehr vermissen läßt, als die Wahrheit; und Spuren dieser heidnischen Gelehrsamkeit lassen sich in allen seinen Schriften nachweisen. Nichts bringt ihn mehr außer Fassung, als wenn sein Stil gelegentlich einmal getadelt wird, und mit wahren Donnerkeilen seiner andressierten Beredtsamkeit sucht er seinen Gegner unschädlich zu machen. Und sicherlich ist es weiter nichts als rhetorische Bescheidenheit, hinter der seine Eitelkeit sich nur notdürftig versteckt, wenn er in Rom, um 384 schreibt, daß er das, was er als Knabe an rhetorischen und stilistischen Kenntnissen besaß, durch das Lesen des Hebräischen eingebüßt habe; ja daß sich bisweilen bei ihm sogar ein unlateinischer Ausdruck einstelle. Das ihm zu sagen hätte ein anderer wagen sollen. Gewiß hätte er dann eine ganz andere Tonart angestimmt!

Hieronymus ist und bleibt Rhetoriker sein Leben lang. Zwar, als er in späteren Jahren viel schrieb, hatte er nicht mehr so viel Zeit auf stilistische Ausfeilung seiner Schriften zu verwenden wie früher; aber nie hat er auch in späterer Zeit die Form gering geachtet. Rhetorischen Künsten konnte er nicht mehr nachjagen; aber der Grund, den er selber dafür angibt, wäre für ihn gewiß niemals ausschlaggebend gewesen: „weil man in kirchlichen Dingen nicht nach Worten, sondern nach dem Sinn frage, d. h. weil Brot, nicht etwa das Beigericht, das notwendige Nahrungsmittel sei!" Solche Worte im Munde des Hieronymus erinnern nur an die Fabel von dem Fuchs, der sich von den Trauben, die er nicht erlangen konnte, abwandte, indem er sprach: sie sind mir zu sauer, ich mag sie nicht! —

Als eine Folge der heidnischen Schulung in Rom ist auch das zu betrachten, daß er sich gern den Anschein gründlichster Belesenheit in der griechischen Literatur gibt. In seinem Streit mit Rufin ward er genötigt, diesen selbstverfertigten Glorienschein auf sein richtiges, sehr bescheidenes Maß zu reduzieren. Aber auch das bringt er nicht über sich, ohne zu lügen. Den Pythagoras, Plato und Empedokles, mit denen er gelegentlich so groß tat, hat er n i e gelesen, sondern kannte nur deren Lehrsätze aus Cicero, Brutus und Seneca. Dem Rufin, der ihn darob tadelt, antwortet er in fingiertem Pathos, er habe, was Rufin gut genug wisse, nur von den Lehrsätzen, nicht von den Schriften dieser Philosophen geredet! Daß das aber nur eine freche Lüge ist, beweisen seine eigenen Worte, auf die Rufin mit seiner Anklage Bezug nimmt: „Wir haben den Crantos gelesen, dessen Büchern Cicero zur Stillung seines

Schmerzes gefolgt ist; wir gingeen die zur Linderung des Schmerzes geschriebenen Werke des Plato, Diogenes, Clitomachus, Karnendes und Posidonius durch." — So ehrlich ist Hieronymus immer in seiner Polemik.

Eine vollgültige Nachricht Rufins erweist die Tatsache, daß Hieronymus erst im Orient, und zwar in Antiochia, das Studium des Griechischen begann. Denn Rufin macht es dem Hieronymus zum Vorwurf, daß er, trotzdem er in einem furchtbaren Traumgesicht einen heiligen Eid geschworen habe, keinen profanen Schriftsteller mehr anzurühren, diesen Schwur brach, indem er die griechische Sprache erlernte, und die alten griechischen Heiden las. Durch Fleiß und Beharrlichkeit erwarb sich aber Hieronymus mit der Zeit eine Kenntnis der griechischen Sprache, wie sie wenige seiner Zeitgenossen, vielleicht nur noch Rufin besessen haben.

Bereits in Rom fing Hieronymus mit der Sammlung einer Bibliothek an. Von seinen Lieblingsschriftstellern aus den lateinischen Klassikern wußte er sich Abschriften zu verschaffen, oder fertigte sich solche selbst an. Die christliche Literatur entsprach seinem damaligen Geschmack nicht. Dagegen wurzelt seine Liebe zu den lateinischen Dichtern und Prosaikern so tief in seinem Herzen, daß sie selbst auf seinen Reisen seine Begleiter wurden. Auch als er nach dem Orient aufbrach, um sein Leben der strengsten Askese zu unterwerfen, konnte er von ihnen nicht lassen. Elternhaus, Heimat und Verwandtschaft verließ er verhältnismäßig leichten Herzens, um auf fremdem Boden nur noch seinen christlichen Idealen zu leben; aber dabei bekennt er rückhaltlos, daß es ihm nicht gelang, die Liebe zu seinen Büchern aus seinem Herzen zu reißen. Cicero, Plautus und Vergil, Terenz, Horaz und andere Heiden folgten ihm in die Einsamkeit des orientalischen Eremitenlebens und sorgten dafür, daß er in dieser, aller Anregung entbehrenden Eintönigkeit, geistig nicht verkam. Mag uns Hieronymus in mancher Beziehung so unsympathisch als möglich sein, mag er uns in seiner kriechenden Unterwürfigkeit nach Oben, und in seinem geradezu grenzenlosen Hochmut nach Unten, noch so verächtlich erscheinen, eins ist gewiß echt an ihm, nämlich seine aufrichtige Liebe zur Wissenschaft, und seine unausrottbare Neigung zu gelehrter Beschäftigung. Darin ist der sonst so wankelmütige Hieronymus sich immer treu geblieben. Die Wissenschaft war seine erste Liebe, von der er in seinem langen Leben nie gelassen hat, erst die weltliche und später die christliche Wissenschaft.

Immer und überall, wo sich ihm Gelegenheit bietet, vermehrt er seine Bibliothek, und scheut zu diesem Zweck auch vor großen, persönlichen Opfern nicht zurück. Als er im Jahr 392 seinen Katalog berühmter Schriftsteller verfaßte, besaß er wohl die meisten der darin aufgeführten Werke. Zu einem stattlichen Umfang wuchs mit den Jahren seine in Rom angelegte Bücherei heran. Und wir finden darin die alten Heiden friedlich neben lateinischen und griechischen Kirchenvätern und den heiligen Büchern alten und neuen Testamentes.

Während seines ersten Aufenthaltes in Rom empfing Hieronymus auch die Taufe. Es läßt sich nicht mehr genau feststellen, in welchem Alter er „das Kleid Christi" angezogen hat. Wahrscheinlich war er schon getauft, als Julian 363 starb. Der 366 verstorbene Papst Liberius hatte wohl die heilige Handlung an ihm vollzogen. Von einer nachhaltigen Wirkung auf sein Leben ist aber die Taufe für ihn nicht gewesen. Wie er selber gesteht, befleckte er das Kleid der Unschuld, das er eben empfangen hatte, in schweren sittlichen Verirrungen. Hiebei ist zu bedenken, daß bei seiner an sich schon sinnlichen Veranlagung, gerade die Art seiner Erziehung für ihn verhängnisvoll werden mußte. So kam es, daß er trotz edlerer Regungen seines Herzens, immer wieder den Versuchungen der heidnischen Großstadt zur Unsittlichkeit erlag. Selbst der viel edler veranlagte Augustin ist, unter günstigeren Verhältnissen als Hieronymus, den gleichen Versuchungen zum Opfer gefallen. Man muß das im Auge behalten, wenn man Hieronymus gerecht beurteilen will. Von der Unsittlichkeit war damals, wie von einer Pestkrankheit, die ganze heidnische Welt durchseucht. Zeitgenössische Schriftsteller weisen deutlich genug auf den erschreckenden Umfang, den das sittliche Verderben gerade unter der Jugend, damals erlangt hatte. Und konnte man überhaupt etwas anderes erwarten bei der Art der Lektüre, welche den jungen Leuten in den heidnischen Schulen geboten wurde? So wurde eben auch Hieronymus in den wilden Strudel der sinnlichen Lust mit hineingezogen, samt seinem Freunde Rufin. — Wie sehr er in reiferen Jahren diese Sünden seiner Jugend verurteilt und bereut hat, dafür finden sich in seinen Briefen und Schriften manche Belege.

Damals hatte das Christentum noch keinen Ersatz geschaffen für die klassische Bildung. Wenn darum einer nicht der Barbarei verfallen wollte, so mußte er notgedrungen sich der Bildungsmittel bedienen, die das bereits durch und durch faule Heidentum darbot. Es entspricht durchaus den trüben Erfahrungen, die Hieronymus an sich selber gemacht hat, wenn er den Christen, welche in Ermangelung eines Besseren eben die heidnischen Klassiker als Bildungsmittel für die Jugend benützen müssen, den Rat gibt, mit denselben zu tun, wie die Israeliten nach Deut. 21, 12 mit einem heidnischen, kriegsgefangenen Weibe verfuhren, das ein Israelite zur Gattin nahm. Findet sich etwas Nützliches darin, so soll man's nach dem christlichen Dogma umdeuten, alles Ueberflüssige aber, von Götzen weltlicher Liebe und Sinnenlust, soll ausgekratzt, kahlgeschoren oder, wie die Nägel, beschnitten werden. Den Priestern rät er, sich an die Heilige Schrift zu halten, und nicht die Komödien und die bukolischen Verse oder den Vergil vorzunehmen. Jedoch zur Bildung der Jugend erscheint ihm unentbehrlich, was für die Priester ein Verbrechen ihrer Lust ist.

Des Hieronymus Ideal war, und wurde immer mehr eine Heiligkeit, verbunden mit Bildung und Gelehrsamkeit. Demgemäß dringt er auch besonders in späteren Jahren entschieden auf propädeutische Unterweisung in der klassischen Literatur, die dem Studium der Heiligen

Schrift vorangehen soll. Seine Liebe zur Wissenschaft ist eben zu groß, als daß er selber die Brunnen, aus denen er einst getrunken, hätte völlig verschütten helfen. Vielmehr redet er von der heidnischen Weisheit wiederum im Bilde Deut. 21, 12: „wegen der Schönheit ihres Ausdrucks und der Wohlgestalt ihrer Glieder soll die Kriegsgefangene aus einer Sklavin zur Israelitin erhoben werden." — Das Tote, Abgöttische, Wollüstige, Irrtümliche, Lüsterne soll weggeschnitten und abgeschoren werden. Solches schrieb Hieronymus im reifen Alter (um 399), lange nachdem er sich's einst zum Verbrechen angerechnet hatte, daß er an Cicero und Vergil sich habe ergötzen können. Sein Urteil ist seit jener Zeit ein reiferes geworden. Durch gewaltige Gährungen hatte es sich abgeklärt: „Es gibt," äußert er sich einmal, „diejenigen ausgenommen die, wie Epikur, nichts gelernt haben, keinen Schriftsteller, dessen Werke nicht voll Belehrung und Gelehrsamkeit wären."

Ueber die sittlichen Fehltritte, die er als Jüngling in Rom sich hat zuschulden kommen lassen, hat er als Mann schweres, und unzweifelhaft aufrichtiges Leid getragen. Nie hat er seine Jugendverirrungen entschuldigt oder verkleinert. Und das fällt bei seiner ehrgeizigen Natur doppelt in die Wagschale. Aus seinen Konfessionen spricht ausnahmslos tiefer Schmerz über die verlorene sittliche Reinheit. „Es ist etwas anderes," so klagt er einmal, „etwas Verlorenes zu suchen, als etwas nie Verlorenes zu besitzen." Und im Kampfe mit Jovinian um die ewige Jungfrauschaft der Maria, erklärt er mit trüber Resignation: „Die Jungfrauschaft erhebe ich in den Himmel, nicht weil ich sie habe, sondern weil ich mehr bewundere, was ich nicht besitze."

Mitten in seinem Sündenleben, das er zu Rom führte, sind doch zeitweise ernstere Anwandlungen über ihn gekommen; denn an Sonntagen stieg er mit seinen Studiengenossen in die Katakomben hinab, und besuchte die Gräber der Apostel und Märtyrer. Da gab er sich ganz dem schauerlichen Eindruck hin, den diese Todesstätten auf sein jugendliches Gemüt machten. Es war ein merkwürdiges Doppelleben, das er in der Metropole des Heidentums führte: bald schwelgte er in allen jugendlichen Ausschweifungen; und dann wieder, wenn sein Gewissen erwachte, als ob er seine Schuld damit abbüßen wollte, stieg er hinunter in die grausigen Stätten jenes unterirdischen Friedhofs, und ließ daselbst die Schrecken des Todes und Gerichts in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf sich einwirken.

Wir mußten bei dieser ersten Entwicklungszeit des Hieronymus etwas länger verweilen, weil nur von hier aus der spätere Entwicklungsgang dieses in mancher Beziehung rätselhaften Heiligen sich richtig verstehen und gerecht beurteilen läßt.

Fortsetzung folgt.

Die Stellung der Deutschen Evangelischen Kirche in Amerika im Kreise der anderen protestantischen Denominationen und im Deutschtum Amerikas.

Die Stellung unserer Evangelischen Kirche in diesem Lande ist unstreitig eine schwierige und so einzigartige, daß sie sich fast von jeder andern christlichen Denomination in unserm Lande bedeutend unterscheidet. Unsere Kirche ist, wir können das mit Recht sagen, eine legitime Tochter der Evangelischen Kirche in Deutschland der—so viel geschmähten — Union. Das deutsche Christentum, wie es aus den alten deutschen Reformationskirchen sich entwickelt hat und in der Unionskirche Deutschlands gipfelt, gibt unserer Kirche das Gepräge, den Charakter. Und gerade das ist's, was uns unterscheidet von den andern Denominationen, die hierzulande uns vorzugsweise begegnen. Unsere religiöse Stellung im Glauben und Leben, und unsere theologische Stellung wird von Christen amerikanischen Gepräges nicht verstanden und nicht gewürdigt, und leider auch von vielen Deutschen nicht. Sie sind meist geschichtlich nicht genügend orientiert über die konfessionellen Differenzen und Kämpfe, die in Deutschland Jahrhunderte lang die deutschen Christen in zwei Heerlager getrennt haben: in Lutheraner und Reformierte. Sie kennen nicht die geschichtliche Entwicklung, die vor hundert Jahren zur Vereinigung der getrennten Heerlager führte. Zu jener Zeit haben echte Christen gelernt, sich die Bruderhand zu reichen, ohne erst nach dem besonderen Schiboleth zu fragen, das der einzelne Bruder von der Kirche her hatte, aus der er entstammte. Sie kennt auch nicht die mancherlei Härten, die mit der staatlichen Bureaukratie verbunden waren, als man ohne echten Drang des Glaubens und der Liebe einfach ein Staats-Dekret erzwingen und durchführen wollte und widerstrebende konfessionelle Gewissen mit brutalem Staatszwang zur Einheit (Union) zwingen wollte. Daß aus dieser Staatsbrutalität um so mehr der konservative Geist des Konfessionalismus erwachte und sich darauf versteifte, das gesondert Konfessionelle mit harter Zähigkeit zu verteidigen, — daß gerade dieses auseinanderstrebende Sonderchristentum des Konfessionalismus sich hierzulande in den eigentlichen echt deutschen Kirchen so stark festsetzte und ausprägte — das verleiht unserer Kirche hier in diesem Lande die Sonderstellung, die von den Amerikanern am wenigsten verstanden und begriffen wird. Der Amerikaner kennt fast nur „Lutherans". Die Reformierten sind ja in so verschwindender Minderheit, daß dieser Gegensatz dem Amerikaner kaum bekannt wird.

Auch in Gegenden oder Orten, wo nur unsere Evangelische Kirche vertreten ist, heißen wir doch nur „Lutherans". Sagen wir, wir seien keine Lutheraner, sondern „Evangelische", so steht der englisch-geborene Amerikaner dem absolut verständnislos gegenüber; und auch hier geborene Deutsch-Amerikaner wissen meist nicht sehr viel mit solcher Erklärung anzufangen. Das vorwiegende Luthertum hat in diesem Lande

alles andere kirchliche Verständnis für deutsches evangelisches Christentum ohne Beinamen verschlungen. Daß die Lutheraner selbst in so viele schroff getrennte Lager zerspalten sind und sich gegenseitig Kanzel-, Altar-, und selbst Gebetsgemeinschaft versagen, das mag dem Amerikaner kaum bewußt, jedenfalls völlig unverständlich sein.

Deutsche Lutheraner, die in ihrem Konfessionalismus von Jugend auf wie die Jesuitenschüler in ihrem speziellen Glaubensgepräge gedrillt sind — können ebenfalls sich schwer darein finden, daß ein Christentum anderer Art, als das eben ihnen bekannte, das echte, wahre Christentum sein könne. Auch die streng konfessionell-reformierte Kirche kann aus dem Bannkreis der alten Dogmen, über welche man sich einst gestritten hat, — gestritten auch im Lager der Reformierten selbst — sich nicht erheben, um mit freierem Aug und Sinn sich zu fragen, was für die Christen unserer Zeit not tut. Wer die theologischen Zeitschriften der verschiedenen deutschen Kirchen dieses Landes ansieht und prüft, der findet sich eigentümlich berührt von der Tatsache, daß alle darin publizierten Aufsätze sich fast nur um konfessionelle Streitigkeiten drehen, oder doch nur das spezifisch Konfessionelle zum Gegenstand der Verhandlung machen. Ganz selten nur wird auf aktuelle Fragen der Gegenwart eingegangen, und dann doch nur so, daß der Leser das Gefühl bekommt, der Schreiber hat das hohe Bewußtsein: Ueber diese Dinge sind wir erhaben, wir haben ja die ewig unabänderliche Wahrheit verbrieft und versiegelt in der — wörtlich inspirierten Bibel und in den symbolischen Büchern unserer Väter, die uns unverbrüchlich feststehen. Mitleidige Seitenblicke auf andere Kirchen, die solchen Vorzug nicht haben, oder auf „Sekten", die einen vom deutschen Christentum so sehr verschiedenen Typus der Frömmigkeit haben, helfen dann dazu, das hohe Selbstbewußtsein des konfessionellen Christen noch zu steigern. Diesen Brüdern scheint es ganz und gar an der Erkenntnis zu fehlen, daß — wenn auch die religiöse Wahrheit nur eine und ihrem Wesen nach unveränderliche ist, so kann doch diese Wahrheit sicherlich nicht bestehen in der Annahme und Anerkennung eines ganzen Systems geschichtlich ausgeprägter und in Lehrbüchern, resp. Symbolen, für immer festgelegter Lehrsätze. Wenn der Herr seinen Vater preist: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart, so kann doch die seligmachende Wahrheit sicherlich nicht bestehen in einem Komplex scharf ausgeprägter konfessioneller Dogmen, die schließlich nur von hoch geschulten, historisch orientierten Denkern verstanden werden können. Sondern die Wahrheit muß eine sehr einfache, auch dem einfältigsten Gemüte zugängliche sein, ohne jede dogmatische Prägung und doch so, daß der echt religiöse Mensch davor bewahrt bleibt, die Schale für den Kern zu halten. Wer nur gewöhnt ist, auf die Kirche zu schwören, zu welcher er gehört, wird schwer die Schale vom Kern unterscheiden lernen. Wer nicht von dem inneren Wahrheitssinn und -Trieb geleitet wird und die Wahrheit sucht ohne Rücksicht auf

Menschenautorität, der wird sie auch nicht finden, und wenn sie ihm in einer unfehlbaren Bibel und unwandelbaren kirchlichen Symbolen auf dem Präsentierteller vorgelegt wird.

Von diesem in historisch-konfessionelle Zwangsjacken eingeschnürten Christentum der konfessionellen Kirchen unterscheidet sich freilich unsere Evangelische Kirche ganz bedeutend. Unser Bekenntnisparagraph ist keine Zwangsjacke, die uns an den Wortlaut der Symbole bindet; auch glauben wir nicht, daß der mittelalterliche Begriff der Verbalinspiration für alle Zeiten bindend sein müsse für jeden wahren Christen. Das gibt uns eine freie Stellung sowohl der Bibel als auch den Symbolen gegenüber. Diese Freiheit wird freilich von vielen mißverstanden, von andern dann auch mißgedeutet; und das führt zu bedeutenden Irrungen im Urteil über den Charakter unserer Kirche. Mißverstanden wird diese Freiheit, wenn man meint, sie bedeute die völlige Emanzipation von der Bibel als dem Worte Gottes. So viele meinen, wenn nicht alles, was in der Bibel steht, von vorne bis hinten hinaus, von Gott eingegeben, inspiriert ist, wie kann man dann wissen, was Wahrheit ist? Damit wird ja dem Subjektivismus Tür und Tor geöffnet. Mit gleichem Recht könnte man folgende Frage stellen. Wenn eine ganze Menge glänzender Erze durcheinander gewürfelt vor uns hingelegt wird, wie kann man denn wissen, was davon echtes Gold ist und was nicht? Der echte Goldkenner wird nicht getäuscht! Und diese Prüfungsgabe ist doch auch eine subjektive Eigenschaft! Und doch wird sie als objektiver Maßstab anerkannt. Sollte die zu Gott geschaffene Seele so von Gott verlassen sein, daß sie kein Wahrheitsvermögen in sich besitzt, um das Echte vom Unechten, das wahrhaft Göttliche vom Menschlichen zu unterscheiden? Ein wahrhaft gewissenhafter Mensch, in welchem der Trieb der Wahrheitserkenntnis und der Gehorsam der Wahrheit nicht bloß eine Abstraktion, sondern eine lebenskräftige Realität ist, kommt von der Autorität der Bibel nicht los. Je mehr er im echten Wahrheitshunger in der Bibel forscht, um so mehr schärft sich an der Bibel, als der echten Quelle und Fundgrube der Wahrheit, sein subjektiver Wahrheitssinn, und der Geruch der Wahrheit wird ihm ein Geruch des Lebens zum Leben. Er geht diesem Geruch nach und wird ohne menschliche Autoritäten von Stufe zu Stufe weiter geführt. Wer so seinen Geist an den Wahrheiten der Schrift nährt, stärkt, schärft, der fragt nicht mehr, wie ist diese Lehre kirchlich ausgeprägt und festgestellt, wie jene? Dann kann er ruhig dem — zankenden Theologengeschlecht überlassen. Ihm werden auch die welterschütternden kritischen Fragen der Gegenwart, die Fragen nach den Quellen und Autoren der biblischen Bücher wenig Anfechtung bereiten. Wer in sich, in seinem Gewissen, den Sinn für die göttliche Wahrheit hat und die Wahrheit annimmt, ihr gehorsam wird, weil sie an seinem Gewissen sich als solche erweist, kurz, wer die Wahrheit um ihrer selbst willen anerkennt, annimmt, ihr gehorsam wird, der fragt nicht: Hat das Jesajas oder Deuterojesajas, Moses oder ein späterer

Redaktor des Pentateuchs geschrieben? Er hängt ja nicht mehr an dem menschlichen Werkzeug, von dem angeblich das Wort stammt. So wenig als der Besitzer eines Goldschmucks oder eines Diamanten danach fragt, aus welchem Lande sein Schatz stammt oder aus welcher Grube er gegraben wurde. Wenn er nur echt ist! Die Echtheit verbürgt oder garantiert ihm aber weder das Land, noch die Grube, aus welcher er stammt, noch der Grubenarbeiter, der den Schatz herausgefördert hat, sondern — der Schatz selbst muß in sich die Merkmale der Echtheit tragen. So verbürgt uns auch nicht der Autor eines biblischen Buches die unbedingte Echtheit alles dessen, was er gesagt oder geschrieben hat. Ein Grubenarbeiter, auch wenn er nach Gold oder Diamanten gräbt, fördert ja nicht lauter Edelmetall und Edelsteine ans Tageslicht!

Auf diesem Standpunkt wird die alte Streitfrage: Ist die Bibel Gottes Wort? oder Enthält sie Gott Wort? zum bloßen, müßigen Wortgezänk. Uns ist die Bibel die Fundgrube, das Bergwerk, in welchem das Gold echter göttlicher Wahrheit gefunden, aus welchem es gefördert wird, aber nicht von zankenden Streittheologen, die rechthaberisch ihre Lehre darin finden und das damnamus aussprechen über jeden, der sie nicht genau so findet und genau so ausprägt wie sie selbst. Die Wahrheit der Bibel wird erkannt, gefunden, ergriffen, von denen, die „aus der Wahrheit" sind, obgleich sie oft menschlich aus einem sehr übel angesehenen Lager kommen. Wer nicht so sie sucht und findet, wird stets daneben greifen, auch wenn er jedes Wort der „Lutherischen Konkordia" kennt und darauf schwört.

Also nicht um Emanzipation, oder Lossagung von der Bibel handelt es sich, wenn wir von Freiheit gegenüber der Bibel, oder von Gewissensfreiheit gegenüber den symbolischen Büchern reden. Mögen falsche Freiheitsgeister auf oder unter der Kanzel sich das so deuten, für wahrhaft gewissenhafte Menschen bleibt die göttliche Autorität der Bibel bestehen, wenn auch die Verbalinspirationslehre sich als ein fehlbares Menschenfündlein erweist, das man nur als bequemes Auskunftsmittel ergriffen hat, um mit dem objektiven Titel der Wahrheit den Gegner zu entwaffnen und niederzuschmettern. Und für die Evangelische Kirche wird die Bibel Autorität bleiben müssen, so lange sie auf den Titel einer christlichen Kirche Anspruch erhebt.

Als Mißbrauch unserer in Gottes Wort gebundenen Freiheit können und müssen wir es daher auch bezeichnen und zurückweisen, wenn konfessionelle Brüder uns darüber verdächtigen oder verlästern, daß wir uns nicht zu dem übertriebenen Dogma bekennen, daß jeder Satz, ja jedes Wort, das in der Bibel steht, als „Gottes untrügliches Wort" zu betrachten und also eo ipso als Diktum probans zu verwerten sei, sondern uns erlauben, erst das Wort selbst nach Form und Inhalt genauer anzusehen, resp. seine Echtheit zu prüfen. Das scheint vielen ein Sakrilegium, uns aber ist es ein unveräußerliches Grundrecht jedes wahrhaft gewissenhaften Christen. Die, welche so die Bibel zum Gesetzbuch des Glaubens machen wollen, scheuen sich nicht, neben die Bibel auch

die menschlichen Produkte der Reformationskirche fast als gleichwertig hinzustellen oder mit Gottes Wort zu identifizieren. Man denke an den bekannten Spruch: „Gottes Wort und Luthers Lehr" u. s. w..... Da stehen beide als gleichwertig neben einander, als ob Luther etwa mit gleichem Rechte sagen könnte wie Christus: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht! Hätte Luther sich angemaßt, ein solches Wort zu sagen, so würde man mit Recht ihm entgegenhalten: Was machst du aus dir selbst? Bist du Christus? — So besteht neben der übermäßigen Vergötterung der Bibel wieder die Herabsetzung auf gleiche Stufe mit den menschlichen Produkten anderer Zeiten.

Es ist einleuchtend, daß bei allem Gefühl der Einheit des Glaubens mit den evangelischen Glaubensbrüdern im konfessionellen Lager, wir doch der Glaubenseinheit mit ihnen nicht froh werden können, so lange auf jener Seite das spezifisch Konfessionelle so sehr in den Vordergrund gerückt wird, daß man von allen Anderskonfessionellen merklich abrückt und sich ferne hält oder gar mit Verdächtigungen und Kränkungen fortgesetzt den Zwiespalt geflissentlich nährt.

Aber eben so finden wir uns mehr oder weniger in scharf bewußtem Gegensatz gegen viele verschiedene Formen spezifisch englisch-amerikanischer Frömmigkeit, wie dieselben z. T. auch propagandistisch in deutsche Christenfamilien unsers Landes eindringt. Es sind da weniger ausgeprägte theologische Differenzen oder Dogmen, die den Unterschied begründen. Die Unterschiede sind mehr im praktisch religiösen Betrieb der Frömmigkeit, der bei allem englischen Frömmigkeitsstreben mehr oder weniger vom alttestamentlichen Gesetzesgeist beeinflußt oder beherrscht ist.

Am schärfsten zeigt sich dieser gesetzliche Geist in dem aufdringlichen Wesen der Adventisten, deren einzig seligmachendes Schiboleth der Sabbat des siebenten Tages, der Samstag ist. Aber auch das Sabbatstreiben der andern Konfessionen ist stark gesetzlich gefärbt und sticht weit ab von der echt evangelischen Auffassung des Sonntags, wie sie im Geiste deutscher Theologie begründet ist. So sehr wir auch den Libertinismus des bierseligen deutschen Philistertums beklagen müssen, der den Tag des Herrn entweiht durch profane Weltlust und Weltförmigkeit, so ist das doch nur das andere Extrem von jener gesetzlich puritanischen Sabbatfeier, und jene kommt der echten Wahrheit nicht näher als dieser. Man braucht nur an die Wut der Pharisäer zu denken über Jesu heilige Sabbatswerke, so kann man sich leicht klar machen, wie der gesetzliche Richtgeist auch den frommen Bruder weit von der Wahrheit abtreiben kann.

Die wahre Mitte zu lernen und zu lehren zwischen dem Gesetzesgeist der amerikanischen Christen, der den Sonntag zur düsteren Last aber nicht zur Lust macht, und dem unchristlichen Weltgeist, der statt den Sonntag in stiller heiliger Feier Gott zu weihen, ihn zu einem unheiligen Tage schändlicher Lustbarkeit und Ausschweifung mißbraucht, das ist und bleibt die unentwegte Aufgabe der Deutschen

Evangelischen Kirche in diesem Lande. Es gibt deutsche Zweige englischer Kirchen, die in ihrem ganzen Wesen das Gepräge ihrer englischen Mutterkirchen an sich tragen. Die Deutschen solcher englisch-deutscher Gemeinden sind in der Regel auch von dieser englischen Auffassung des Sonntags durchdrungen und können sich nicht darein finden, wenn die Evangelischen, obgleich sonst ernst gesinnte Christen, doch nicht mit ihnen gehen auf dem Gesetzesweye des Sonntagszwanges.

Aehnlich steht die Sache auf dem Gebiet der Temperenz, wo jetzt eine Hochwoge des Fanatismus durch das ganze Land hinbraust und alles mit sich fortzureißen droht. Wer nicht auf Prohibition schwört, gilt bei diesem Volke nicht als ein echter Christ. Und doch ist auch das nur eine andere Phase des Gesetzesgeistes, der das englische Kirchenwesen durch und durch beherrscht. — Verwandt damit ist der fanatische Kampf gegen den Gebrauch des Tabaks. Man kann ja von geistigen Getränken und Tabak sich lebenslänglich total enthalten und braucht darum noch kein Gesetzesmensch zu sein. Das wird man erst dann, wenn man seine eigene Denk- und Lebensweise zur allgemeinen Christenpflicht und Lebensregel erheben und jeden Menschen durch die Staatsgewalt dazu zwingen will, denselben Abstinenzprinzipien sich nolens volens zu unterwerfen. Wie oft werden deutsche evangelische Pastoren scheel angesehen und scharf verurteilt, wenn sie dabei angetroffen werden, daß sie Bier trinken und rauchen! Horribile dictu! Wie kann ein Christ so etwas tun? Den Christen, die so denken und urteilen, ist es fast unmöglich, sich zu dem Geiste evangelischer Freiheit zu erheben, der da spricht: Alle Kreatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird. Des Näheren darauf einzugehen, ist für uns hier kaum nötig, zumal da der „Friedensbote“ im Laufe dieses Jahres darüber etliche mal geschrieben hat.

Das gesetzlich-fromme Treiben der englischen und englisch-deutschen Kirchen endlich, wie es in den sogenannten Revival-Versammlungen, geleitet von sogenannten Evangelisten von nationalem Rufe, sich kund gibt, der Bekehrungsfanatismus, ist ein weiteres gar fremdartiges Stück der Frömmigkeit, das dem ruhig nüchternen Geiste deutschen Christentums widersteht und von ihm nicht gebilligt wird. Das Einstürmen auf die Gefühle der Zuhörer bis sie zuerst in heulenden Bußkrämpfen sich am Boden wälzen und dann in himmelhochjauchzenden Seligkeitsjubel ausbrechen, um fortan sich als bekehrten Menschen nicht bloß zu betrachten, sondern allenthalben öffentlich anzupreisen; das Auskramen der geheimsten Erfahrungen des Herzen vor großen öffentlichen Versammlungen, wobei die Wurzeln des Glaubenslebens bloß gelegt werden und so das geistliche Leben dem langsamen oder schnellen Absterben ausgesetzt wird, das sind Dinge, die in der evangelischen Kirche keinen Raum haben.

Wie oft gibt's da Rückfälle aus den Exaltationen religiöser Gefühlsschwärmerei, die zuletzt den backslider bis ins Lager der Spötter treiben, wenn er endlich die Heuchelei der viel gepriesenen Bekehrungen

durchschaut und sie beurteilt nach seinen eigenen, so unechten Erfahrungen, mit denen er einst geprahlt hat. Solche Erlebnisse kommen wohl oft genug vor, wenn sie auch in kirchlichen Kreisen aus begreiflichen Gründen nicht sehr publik werden.

Ferne sei es uns, jede Bekehrungspredigt und jede evangelistische Tätigkeit verwerfen zu wollen. Wir haben in einem früheren Jahrgang ein Buch des Evangelisten Elias Schrenk angezeigt,*) das einen Evangelismus vertritt, von dem wir nicht zu viel bekommen können, sondern leider nur zu wenig haben. Auch das ist zu beklagen, daß in unserer Evangelischen Kirche keine Gebetsstunden eingerichtet und populär sind, in welchem auch Gemeindeglieder aktiv mitwirken. Die Jugendvereine mögen da und dort dahin wirken, daß wir betende Männer bekommen, die sich nicht scheuen, auch in der Oeffentlichkeit der Gebetsstunde zu beten. Ein anderer beklagenswerter Mangel ist das Fehlen der Bibelstunden, in welchen in mehr einfacher Weise für alle Kreise der Gemeinde die Bibel in fortlaufender Weise behandelt und erklärt werden und so eine gute Bibelkenntnis gefördert werden könnte.

Also so wenig wir gegen die eigenen Mängel unserer Kirche blind sind, so können wir doch nur dann hoffen, im Segen unter dem hiesigen deutschen Volk zu wirken, wenn wir unsere deutsch-evangelische Eigenart zu bewahren suchen, einesteils vor engherzigem Konfessionalismus, wie so viele deutsche Kirchen ihn hier vertreten, anderseits vor englisch-gesetzlicher Skrupulosität und fanatischem Bekehrungstreiben, das zum Teil auch in deutsche Zweige englischer Kirchen eindringt.

Zur echt deutschen Eigenart der Evangelischen Kirche gehört auch die kritische Stellung derselben zu der ungesunden Treiberei der Frauenemanzipation, die wir im englischen Lager bis zum Ekel und Ueberdruß finden. Welche ungesunde Lebensrichtung bekommt das weibliche Geschlecht in diesem Lande! Die übertriebene Ausbildung der Töchter in höheren Schulen, die hier so allgemein grassiert, bringt es ganz naturgemäß mit sich, daß das weibliche Geschlecht dem echt weiblichen Berufe im Organismus der Menschheit immer mehr entfremdet wird. Die von Gott gesetzte Naturordnung, welche die Frau in den stillen, häuslichen Familienkreis weist, ihr die Pflege der heiligsten Güter der Menschheit anvertraut hat, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, die tüchtige Erziehung und Heranbildung der Kinder, der Hoffnung künftiger Zeiten, die Pflege eines edeln, anheimelnden Familienlebens, wo der Mann, wenn er vom „Kampf ums Dasein" heimkehrt, sich froh, heimisch und glücklich fühlt und die Ausschweifung vergißt in Wirtshäusern, Klubs, Vereinen, Orden u. s. w. — das erscheint dem heutigen Frauengeschlecht als unwürdig. Frevelhaft wendet es sich ab von diesen heiligsten Pflichten, vertändelt und vergeudet in Eitelkeit, vornehmer Nichtstuerei, im Romanlesen, Musizieren, Malen, Klubwesen, in Ausschweifung im öffentlichen Leben die den heiligen Naturordnungen geraubten Lebensjahre; greift über in die Be-

*) Vrgl. Maiheft 1906, Seite 234.

rufsarten des männlichen Geschlechts, verschlechtert durch weibliche Konkurrenz die Berufsstellung des Mannes; will weltverbessernd die Sitten anderer in Zucht nehmen; — ein selbst der göttlichen Zucht entwachsenes und entartetes Geschlecht, das in heimlichem Kindermord der göttlichen Lebensordnung mit Fäusten ins Gesicht schlägt, will andere verbessern und zwar mit Hilfe des politischen Frauenstimmrechts. Dadurch will das entartete weibliche Geschlecht dem entarteten männlichen Räson beibringen durch drakonische Gesetze, die aber ja den Rechten des Weibes nicht zu nahe treten dürfen.

Und diesem ungesunden Treiben geben auch englische Kirchen sogar soweit Raum, daß sie Weiber als Prediger zulassen, ohne Rücksicht auf die von Paulus schon festgestellte christliche Ordnung: „Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde."

Da hat die christliche Kirche eine große Aufgabe, diese Frauenemanzipation, die alle Dämme überflutet, in die biblischen und von Gott gesetzten Naturschranken zurückzudämmen. Welche segensreiche Wirksamkeit könnten und können edle Frauen in und außer dem Eheleben entfalten, wenn sie die rechte Naturordnung einhalten, solche Berufs- und freie Liebestätigkeit wählen, die der Stellung des weiblichen Geschlechtes im Organismus der Menschheit angemessen sind. Die ganze menschliche Gesellschaftsordnung könnte in aller Stille ganz allmählich eine Umgestaltung erfahren, wenn die Frauen, von echt christlichem Liebesgeiste getrieben, sich dieses hohe Ziel steckten, dem menschlichen Elend, den Härten, Lieblosigkeiten, Ungerechtigkeiten des heutigen Industriebetriebes und dergleichen zu steuern und menschenwürdige Zustände zu schaffen für die ärmeren und ärmsten Klassen der menschlichen Gesellschaft. Solche Ziele hat die christliche Kirche ihren Gliedern vor Augen zu stellen.

Sehen wir nun das deutsche Volk dieses Landes an, so finden wir neben den zu konfessionellen Kirchen gehörenden Christen und denen, die sich an deutsche Zweige englischer Kirchen angeschlossen haben, noch eine Schicht Deutscher, die in Gefahr stehen, ihre ganze Religion und Christentum zu verlieren, wo es nicht schon bereits geschehen ist. Das ist eine breite Volksschicht, die sich zu den Aufgeklärten oder Freigeistern rechnet. Es sind das teils Kreise höherer Bildung, wo man für die Weltpropheten, Goethe, Schiller, Lessing, Heine, für Kunst, Poesie und Wissenschaft u. s. w. schwärmt, und das Christentum glaubt überwunden zu haben. Teils auch sind es Arbeiterkreise, wo sich in niedrigerer Sphäre doch die atheistische Denkweise der höheren Klasse in gröberer Weise wiederholt. Diese Kreise sind meist auch mit dem so ausgebreiteteten Logenwesen eng verbunden, Männer, Frauen, oft schon Kinder sind Logenglieder. Als Logenmitglieder sind sie einem großen Teil der Lutheraner zuwider und können in lutherischen Gemeinden keine Aufnahme finden. Sie sind in Bausch und Bogen exkommuniziert und im Kirchenbann. Daß das die Wirkung bei den Betreffenden hat, sich nun erst recht und mit Absicht von aller kirchlichen Verbindung und

Gemeinschaft loszusagen und weidlich auf die Pfaffen und Mucker zu schimpfen, ist menschlich ganz natürlich und selbstverständlich. So treiben evangelische Christen ihre Mitmenschen durch ihren herschsüchtigen Richtgeist erst recht in die Gottlosigkeit und Feindschaft gegen die christliche Kirche. Die soeben bezeichneten Kreise haben natürlich noch viel weniger Lust, sich unter den Einfluß englischer oder englisch-deutscher Kirchen zu stellen, die zwar zum Logenwesen sich sehr freisinnig verhalten, aber dem oben gerügten Gesetzes- und Richtgeist in anderer Richtung verfallen sind.

Diese Kreise, die so, gleich abgestoßen vom deutschen Konfessionalismus wie vom englischen Gesetzeswesen, ein gänzlich unkirchliches Leben führen, sie sind es namentlich, die uns Deutschen den Ruf der „Infidels" verschaffen bei dem englischen Christenvolk, — mehr als der ja leider in Deutschland so weit verbreitete Unglaube, der doch dem englischen Volk als solchem weniger bekannt ist. Und eben weil die Abneigung zwischen diesen „Freisinnigen" und den konfessionellen Kirchen eine gegenseitige und schroff ablehnende ist, so hat das die Folge, daß, wenn man in freisinnigen Kreisen doch noch je und dann kirchliche Bedienung wünscht, oft ohne jedes wirklich religiöse Bedürfnis, diese Leute sich am ehesten an evangelische Pastoren wenden und — von ihnen bedient werden, — manchmal wohl ohne irgend welche Gewissenskautelen. Hier ist der schwierigste Punkt unserer Stellung in diesem Lande unter dem deutschen Volke. Entziehen wir uns den Diensten, die von jener Seite von uns begehrt werden, es sind ja meist Kasualfälle aller Art, — so stoßen auch wir gleich unbarmherzig diese Menschenklasse nicht bloß von uns ab, sondern auch vom Heiland, der an jede Menschenseele ein Anrecht und einen Anspruch hat. Wenn die angeblichen Diener Christi nur den Richtgeist walten lassen und mit schroffem Tadel der „Welt" entgegentreten, nichts merken lassen von der barmherzig suchenden Sünderliebe des Heilandes, der auch gottentfremdeten Menschen noch erbarmend nachgeht, — so sind sie mit verantwortlich, wenn solche Menschen in gottfeindlichem Trotz verhärtet werden. Wie leicht kann eine oft nur flüchtige Begegnung oder Berührung mit schöngeistigen oder atheistisch gesinnten Menschen dennoch Anlaß geben, ihnen einen Stachel ins Gewissen zu treiben, den sie nicht mehr los werden, sondern der schließlich dazu dienen kann, eine ganze Familie und eine kommende Generation in eine ganz neue, christusfreundliche und -gläubige Richtung zu führen.

Kurz, diese der Kirche abgewandten Kreise des Deutschtums sind gerade um so mehr auf die gewinnende missionierende Tätigkeit der Evangelischen Kirche angewiesen, je mehr sie von den konfessionellen Kirchen ausgestoßen sind, und von den englisch-deutschen Denominationen sich abgestoßen fühlen. Wir müssen als demütige und willige Jünger Christi das Odium auf uns nehmen, uns Logenpfarrer und Freisinnige schelten zu lassen, wenn wir einem Volkselement dienen, das wir nicht als so gottverlassen betrachten und beurteilen können, daß es nur

noch für die Hölle reif und keiner Seelsorgerarbeit von seiten evangelischer Christen mehr würdig ist.

Wer selbst weiß, ich bin nur durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit zur Erkenntnis der Wahrheit Gottes gekommen, und wer weiß und in seinem Gewissen überzeugt ist, daß nicht eine gewisse Summe kirchlicher Dogmen, so richtig und wahr sie sein mögen, das echte Christentum konstituieren oder verbürgen, ja wer etwas von den Nöten und Kämpfen weiß, in welche namentlich wissenschaftlich gebildete Leute unserer Zeit hineingeraten, wenn sie ihren Christenglauben festhalten wollen, der wird sich nicht weigern, auch solchen Leuten zu dienen, die im Geruch des Unglaubens stehen. Er wird von dem Herrn der Kirche sich Weisheit und göttliche Leitung erbitten, um einerseits der Wahrheit nichts zu vergeben, andererseits die erbarmende Liebe nicht zu verletzen, die jedem Menschen zu dienen sucht, stets mit dem stillen Vorsatz, ihn dem Heiland der Sünder zuzuführen. Und je weniger er diese Absicht hervortreten läßt, um so leichter wird er sein Ziel erreichen können; während stürmische Bekehrungsversuche meist nur das Gegenteil bewirken. Kurz — den Menschen als Menschen achten, ihn als ein Eigentum Jesu betrachten, das für ihn soll zurückgewonnen werden — das muß die Maßregel unsers Handelns sein und bleiben.

Unsere Zeit weist und treibt uns in die Richtung echter, christlich-sozialer Tätigkeit. Hier hat die Kirche ihre Hauptkraft einzusetzen. Sie hat zu zeugen gegen die herzlose Selbstsucht, wo immer sie sich findet. Diese Selbstsucht ist's, die den Kampf zwischen Kapital und Arbeit so furchtbar vergiftet und verbittert. Die Selbstsucht des Kapitalismus wehrt sich gegen jede Art von Gesetzgebung, wodurch der Ausbeutung des Volks und der habgierigen Anhäufung großen Reichtums gesteuert werden soll, eines Reichtums, der herzlos von und mit dem Schweiß und Blut der arbeitenden Klasse zusammengeschwindelt wird. Aber jene Selbstsucht der Reichen hat die Selbstsucht der Arbeiter geweckt, die zur größten Härte, Tyrannei und Ungerechtigkeit ausartet in dem despotischen Treiben der Arbeiterunions, die jede freie Tätigkeit und Selbstständigkeit des Einzelnen erdrücken und ihn nur noch zum willenlosen Sklaven der Unions machen. Diese ihrerseits werden oft genug nur von arbeitsscheuen Müssiggängern mit tüchtigem Mundwerk am Gängelband geführt und müssen tanzen nach der Pfeife ihrer selbsterwählten Herren, die jeden Widerstrebenden unbarmherzig mit der Parteipeitsche in Reih und Glied zu treiben wissen. — Welche große Aufgabe hat da die christliche Kirche, allen ihren Gliedern, den Reichen und Armen, den Kapitalisten und Arbeitern, den Männern und Frauen, *das Gewissen zu schärfen*, ihnen das heilige Gebot der *wahren Menschenliebe* zu predigen, das allein die Menschen zur wahren Menschenwürde erhebt und hinführt. Diese wahre Menschenliebe ist gleich weit davon entfernt, den Nebenmenschen auszubeuten, als davon, ihn in seinen persönlichen Rechten und Freiheiten zu kränken; gleich weit da-

von, ihn zu schädigen durch unlauteren Mitbewerb, als ihm das Recht der Arbeit zu verkürzen in oder außer dem Verein. Diese ihre Aufgabe, der menschlichen Gesellschaft die echte Menschenwürde zu erringen durch tätige, selbstverleugnende, demütig dienende Liebe —, das ist wahrlich ein Ziel, unendlich höher und würdiger als alles dogmatisch konfessionelle Lehrgezänke und alle fanatischen Kämpfe um Prohibition, Abstinenz vom Tabak, Luftstreiche gegen Tänze, Kartenspiel, Bekehrungsversammlungen. Solcher Aufgabe nachzustreben soll und muß die Deutsche Evangelische Kirche in Amerika sich mit allem Ernst befleißen, dann hat sie mit Gottes Hilfe eine große Zukunft vor sich.

Allerlei aus und über Nippolds Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts.

Von Prof. W. Baur.

I.

Der fünfte Band von Friedrich Nippold's Handbuch der neuesten Kirchengeschichte (Leipzig. Verlag von M. Heinsius Nachfolger, 1906) ist ein sehr umfangreiches, ungefähr 700 Seiten starkes Buch.*) Es behandelt die Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts. Der vierte Band befaßte sich mit der amerikanischen Kirchengeschichte seit der Unabhängigkeitserklärung.

Ueber unsere Synode

sagt hier der Verfasser u. a.: Um so wohltuender aber ist der ebenso praktisch eifrige, wie theoretisch irenische Geist, den sie atmet. Derselbe spricht sich obenan in der offiziellen „Geschichte der Deutschen Amerikanischen (muß heißen Evangelischen) Synode von Nord-Amerika" aus, nicht minder aber in ihren Zeitschriften: sowohl in den für die Gemeinden bestimmten, dem „Friedensbote" und dem „Missionsfreund", wie in der „Theologischen Zeitschrift".... Von hervorragender Wichtigkeit ist ferner das (aus der früheren Anstalt in Marthasville hervorgegangene) Predigerseminar bei St. Louis geworden, für welches 500,000 Mark zusammengebracht waren und das von Anfang an auf 100 Zöglinge berechnet war. Doch reichte dasselbe für die Bedürfnisse bei weitem nicht aus. Die Berichte darüber sind von liebenswürdiger Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Man erkennt darin deutlich den Segen der kleineren Gemeinschaft, daß sie frei von dem Größenwahn bleibt, das Einzelglied mit dem ganzen Leib zu verwechseln. — Der

Inhalt des fünften Bandes,

in welchem der Verfasser sich auf den „deutschländischen" Protestantismus beschränkt, ist folgender: nach der Einleitung, die wir sogleich in diesem Artikel etwas ausführlicher zu besprechen gedenken, wird zunächst abgehandelt: Die religiöse Erhebung im Gegensatz zu der politischen Restauration. Dieser Teil umfaßt den Zeitraum bis zum Jahre 1835.

*) Dieses im Verlag von M. Heinsius Nachf. in Leipzig erschienene Buch wurde von uns im Maiheft 1907, S. 238, ganz kurz angezeigt. Es folgt hier und in nachfolgenden Artikeln die ihm gebührende Besprechung.

Der nächste Abschnitt wird mit dem Jahre 1848 gemacht: Von der theologischen bis zur politischen Revolution. Der dritte führt die Betrachtung bis zur Gründung des neuen deutschen Reiches fort unter der Ueberschrift: Der Kryptopapismus der Reaktion im Kampfe mit den Segnungen der Reformation (!). Den Abschluß bilden die Abhandlungen über „Die Evangelische Kirche im neuen Reiche und unter den Konsequenzen des Unfehlbarkeitsdogmas." Wir hoffen, im Laufe der Zeit diese vier Abschnitte in ebensovielen Artikeln an dieser Stelle eingehend zu besprechen. Für diesesmal wollen wir uns, wie bereits gesagt, die Einleitung etwas näher betrachten. Sie bietet des Interessanten und Eigenartigen genug. Ist es nun

„zünftige" Kirchengeschichte,

was in den 45 z. T. sehr langen Paragraphen geboten wird? In dem Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im Deutschen Protestantismus, betitelt, „Das evangelische Deutschland," Jahrgang 1905, Heft 6, lesen wir auf Seite 248: „Freilich was Nippold bietet, wird dem einen zu viel, dem andern zu wenig sein. Er bringt nicht eine eingehende Darstellung der äußeren geschichtlichen Vorgänge ... Was er bietet, ist in einzelnen Spezialstudien verarbeitet. Die Paragraphen des Handbuchs sind daher gewissermaßen nur das Fazit dieser Einzelstudien." Das Nippold'sche Buch ist eben ein „Handbuch", kein „Lehrbuch". Man wird, wie der Verfasser selbst irgendwo andeutet, gut tun, z. B. die späteren Ausgaben von Kurtz heranzuziehen, wenn man sich über Daten, Namen und Literatur genauer informieren will. Ueberhaupt stellt das Buch „an die kirchengeschichtlichen Sachkenntnisse des Lesers nicht geringe Anforderungen." Bringt man aber diese Sachkenntnisse mit, oder ist man willens, sich beim Lesen in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, wie sie uns in andern Werken systematisch oder sagen wir einmal zunftgemäß geboten wird, zu vertiefen, so wird man staunen über die Meisterschaft, mit der Nippold seinen umfangreichen Stoff beherrscht. Man merkt: Hier spricht ein Mann, der selbst zu den Persönlichkeiten gehört, die auf den Gang der Dinge Einfluß hatten, oder der doch solchen bedeutenden Geistern persönlich nahestand. Er hat hinter die Kulissen geschaut; er lüftet uns den Vorhang. Zunächst soll aber

die Einleitung

unsere Aufmerksamkeit fesseln. Wir wollen sie von einem ganz bestimmten Gesichtswinkel aus betrachten, nämlich sofern sie uns Fingerzeige für das Verständnis und die Würdigung des Nippoldschen Standpunktes gibt. Zu allererst muß es sich uns da um

Nippold's Kirchenbegriff

handeln. Rufen wir uns zu diesem Zwecke noch einmal die spezielle Ueberschrift des fünften Bandes seiner neuesten Kirchengeschichte ins Gedächtnis zurück: „Geschichte der Kirche im Deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts." Schon hier ist angedeutet: Die Geschichte des Protestantismus ist ein Teil der Geschichte der Kirche überhaupt. Die Kirche verwirklicht ihr Wesen und zeigt ihre Art auch im Protestan=

tismus. Das ist für uns ja etwas selbstverständliches. Aber „die päpstliche Presse aller Länder, welche von der Zentralstelle in Rom ihre Schlagwörter erhält, erklärt Kirche und Protestantismus für Gegensätze, die sich gegenseitig ausschließen." Vom katholischen, „verrömelten" Kirchenbegriff aus ist ein solcher Machtspruch ganz erklärlich. Nippold führt ihn nur an, um ihn sozusagen niedriger zu hängen. Aber schon in seiner Geschichte der Deutschen Theologie (im dritten Bande des Handbuches) stellte er die Frage an die Spitze: „Wo ist hier (nämlich in der deutschen protestantischen Theologie) ein fester Punkt, der unserer geschichtlichen Betrachtung sicheren Boden unter den Füßen gewährt, der die Entwirrung der scheinbar wirr durcheinander laufenden Fäden ermöglicht?" Wesentlich die gleiche Frage schwebt ihm auch in der Einleitung zum vorliegenden fünften Bande vor; ja man sei, meint er, wenn man an die Geschichte der Kirche im Protestantismus herantrete, noch viel stärker veranlaßt, diese Frage zu stellen. So schwer es uns auch werden mag — wir werden ihm hierin beipflichten müssen. Es ist vergebliches Bemühen, sich hinter Geschichte und Lehre der eigenen Denomination zu verschanzen und kurzer Hand die eigene Kirche mit der wahren Kirche zu identifizieren. Das tut der römische Bischof schon lange und auf diesem Irrwege wird er uns immer — voraussein. Und schließlich muß ja der Skeptizismus sein Haupt erheben: gibt es denn überhaupt eine wahre Kirche? Nippold ist nun weder ein Römling (auch kein verkappter), noch ein Skeptiker, und seine Frage: „wo ist der feste Punkt u. s. w." wird von ihm selbst dahin beantwortet, daß der unzerstörbare Mittelpunkt auch der Evangelischen Kirche sich kurz und bündig nenne: G e m e i n s c h a f t m i t C h r i s t u s. Wir können es uns nicht versagen, hier ein längeres Zitat aus der Einleitung folgen zu lassen:

„Das unsichtbare Himmelreich, welches der Herr auf die Erde herniedergebracht hat, mußte sich mit Naturnotwendigkeit immer wieder in der sichtbaren Form der Kirche verkörpern. Wo nur immer zwei oder drei in seinem Namen versammelt waren, da ist er mitten unter ihnen gewesen. Darum hat jede neue Einzelgemeinde ihr Vorbild in der Gestaltung der ersten Jerusalemer Gemeinde gefunden, jeder neue kirchliche Organismus in dem paulinischen Zusammenschluß der Juden und Griechen. Was durch die Reformation hinfällig geworden ist in der kirchlichen Gestaltung des Christentums, das ist nicht die Kirche selber gewesen, sondern die Herrschaft der Hierarchie über die Kirche. Um so weniger darf es dann aber auch verkannt werden, daß es ein neuer Kirchenbegriff ist, der sich schon damals demjenigen des Mittelalters gegenübergestellt hat. Das die päpstliche Allgewalt und Unfehlbarkeit begründende System des Thomas von Aquin ist von Luther in Stücke geschlagen. In vollem Gegensatz dazu rang sich ein neuer Kirchenbegriff durch, doch nicht mit einem Schlage, sondern durch manche Etappen hindurch. Den eigentlichen Wendepunkt für die Kirche im Protestantismus sowohl als im Katholizismus brachte aber erst das vatikanische Konzil."

Dieser neue Kirchenbegriff, der nicht mit einem Schlage da war, ist bereits in der Augustana deutlich gekennzeichnet. Nehmen wir Artikel 7 und 8 zusammen, so ist die Definition von Kirche diese: Est autem ecclesia congregatio sanctorum et vere credentium, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta. Sicher hat Nippold eben auch an diese Auffassung gedacht, als er, wie oben zitiert, sich über den neuen Kirchenbegriff ausließ. Er legt dabei den Hauptnachdruck auf congregatio sanctorum et vere credentium — so will es uns wenigstens vorkommen — und scheint die Kirche kurz als die Gemeinschaft der an Christus Gläubigen zu definieren. „Jede kirchliche Gemeinschaft, wie mannigfach verschieden sie sich auch sonst gestalte, beruht auf der persönlichen Gemeinschaft ihrer Mitglieder mit Christus." Es leuchtet ein, Nippold steht mit vollem Bewußtsein über den verschiedenen Kirchenparteien.

Was aber das oben angeführte längere Zitat besonders bemerkenswert macht, liegt im Schlußsatze ausgesprochen: „Den eigentlichen Wendepunkt für die Kirche im Protestantismus sowohl als auch im Katholizismus brachte aber erst das vatikanische Konzil." Um diesen Satz recht zu verstehen, müssen wir eine andere Bemerkung damit zusammenhalten: seit dem Vatikanum sei die Grundlage gewonnen, welche über die Gegensätzlichkeit von Katholizismus und Protestantismus hinaushebe. Aber wie denn? Hat nicht das vatikanische Konzil die Opposition gegen alles nicht römische Christentum erst recht verfestigt und zum Abschluß gebracht? Der „Unfehlbare" läßt doch erst recht keine Verständigung zwischen der römischen und der protestantischen Kirche zu! Das ist natürlich richtig und wird von Nippold weder übersehen noch ignoriert. Vielmehr ist das seine Meinung: Das zukünftige Gegengewicht zum Vatikanismus, nämlich der

Altkatholizismus,

lasse sich nun nicht länger verkennen. Also diese Reaktion gegen den Papismus begrüßt unser Historiker als die Morgenröte einer neuen, vielversprechenden Zukunft, sofern die katholische Kirche in Betracht kommt. Ohne selbst dieser Richtung anzugehören, steht er ihr doch sehr sympathisch gegenüber. Nach dem oben angeführten Zentralorgan u. s. w. bezeichnet Nippold seinen Standpunkt gelegentlich als Ideal-Katholizismus. Im Altkatholizismus aber erblicke er fruchtverheißende Ansätze für eine Reform des Katholizismus. Ob dieser Optimismus berechtigt ist? Jedenfalls zum mindesten ebenso berechtigt (und noch mehr), als jener Pessimismus, der zwar prinzipiell die Hoffnung der Kirche nicht fahren läßt, aber praktisch an ihrer Verwirklichung immer wieder verzweifelt. Wem die Förderung des Reiches Gottes in allem und allezeit am Herzen liegt, wessen Blick nicht durch Sonderinteressen getrübt ist, wer Ernst macht mit der Auffassung der Kirche als der Versammlung der an Christus Gläubigen — der wird Nippold's Ansicht vom Altkatholizismus als eine Ausprägung jener Hoffnung begrüßen, die nicht zuschanden werden läßt. Und wer sich von der Meisterschaft

überzeugt hat, mit der dieser Kirchenhistoriker sein Gebiet überschaut und beherrscht, der wird seine hohe Einschätzung des Altkatholizismus nicht kurzer Hand als Täuschung ansehen. Neben den Altkatholizismus stellt Nippold nun — es berührt uns zunächst auch etwas eigentümlich —

die Brüdergemeinde.

Das ist überraschend und neu! „Das gleiche Ferment wie die altkatholische Kirche für die katholische, ist die Brüdergemeinde für das evangelische Deutschland. Was in diesem kleinen Kreise begonnen war, ist durch die umfassende Vereinstätigkeit allgemeines Anliegen geworden." Nippold spricht sich hierüber in der Einleitung nicht weiter aus. Aber sein Gedanke ist ja klar. In der Brüdergemeinde hüben, wie im Altkatholizismus drüben, findet er die Keime zu einer Neugestaltung des beiderseitigen Kirchenwesens. Von der offiziellen römischen Kirche ist nichts mehr zu hoffen, das Vatikanum beweist es; aber auch das alte

Staatskirchentum

mit seinem Summepiskopat, der ursprünglich ja berechtigt gewesen sei, ist ihm trotz aller Galvanisierungsversuche moralisch tot. „Was bedeutet dem gegenüber (nämlich der oben genannten Vereinstätigkeit, die auf das Ferment der Brüdergemeinde zurückgeführt wird) der staatliche Verwaltungsapparat, in welchem die Pastoren eine ähnliche Funktion ausüben sollen, wie die Eisenbahn-, Zoll- und Postbeamten .....? Das ist eine herbe Kritik und fordert zur Gegenkritik heraus; aber jedenfalls muß man zugeben, daß es nicht Unkenntnis und noch weniger Haß ist, was hier die Nippold'sche Feder führt.

Er ist eben der Vertreter eines idealen Katholizismus, wie er seine Stellung selbst bezeichnet, und von solch einem idealen Standpunkte aus läßt sich Nippolds hartes Urteil über das Staatskirchentum schon begreifen. Er steht auf hoher Warte; keine „Kirche" kann ihn als den ihrigen beanspruchen; er aber gehört ihnen allen an, sofern sie die Gemeinschaft mit Christus darstellen und verwirklichen. Das übrige ist ihm Nebensache. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir nun auch

Nippold, den Kirchenhistoriker,

kurz betrachten. Der Ausgangspunkt der historischen Darstellung, meint er, dürfe ebensowenig die Kritik des Staatskirchentums, als die des Freikirchentums sein; auch nicht die Gleichstellung des Landes- und Volkskirchentums. Ausgangspunkt ist einfach „jener erste Keim des schlichten apostolischen Kirchenbegriffes, das 'Berufenwerden' durch Christus selbst (cf. εκκλησια), wodurch wir uns über jede Ausschließlichkeit des kirchlichen Partikularismus erheben, mag derselbe eine hierarchische oder eine separatistische Färbung tragen." Es liegt ihm eben alles an der Gemeinschaft mit Christus — auch als Historiker, so daß er geradezu den Grundsatz geltend macht: die Geschichtsauffassung müsse im ganzen wie im einzelnen aus dem schlichten Christusglauben der Apostel und der Reformatoren erwachsen. „Das Verstecken der persön-

lichen Ueberzeugung dürfte grade in dieser Beziehung in Zukunft weniger als je angehen." Eine solche Stellung ist gerade den römischen „Geschichtslügen" gegenüber die echt christliche.

Bezeichnend sei es aber für das Manko in der protestantischen Entwickelung im 19. Jahrhundert, daß ihr der „rettende Gedanke"*) so völlig verloren ging, was eine Geschichtsauffassung im Sinne der „Religion Jesu"*) wirklich besage. Dazu kommt dann noch das weitere: so wenig man aus dem Glauben ein Hehl machen dürfe, der uns auch hier das Licht in der Finsternis biete, ebensowenig dürften wir damit zurückhalten, daß gerade die volle Anerkennung des religiös-kirchlichen Faktors der Gesamtkultur sich nur auf dem Wege streng wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit erzielen lasse. Also der schlichte Christusglaube der Apostel und Reformatoren auf der einen Seite und wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit auf der andern Seite: das sind die Anforderungeen, die Nippold an den Kirchenhistoriker stellt. Das eine steht demnach dem andern nicht hinderlich im Wege. Aber das Dogma? Fassen wir darum in folgendem ins Auge:

Nippold und das Dogma.

Dort wo der Verfasser von dem „moralisch toten" Staatskirchentum redet, kommt er auch auf den Dogmatismus zu reden. „Ebensowenig (wie der staatliche Verwaltungsapparat) vermag der wieder echt infallibilistische Dogmatismus, der von der Annahme dieses oder jenes Dogmas die Gläubigkeit abhängen läßt, anders als kirchenzerstörend, statt kirchenbauend zu wirken. Nach wie vor liegt die Vorbedingung jeder kirchlichen Gemeinschaft darin, daß sich in ihr . . . . die Anhänger alter und neuer Weltanschauung in gemeinsamer Gottesverehrung zusammenfinden." In der Gemeinschaft mit Christus seien Jude und Grieche, Mann und Weib, Herr und Sklave auch untereinander verbunden; wie vielmehr die Anhänger verschiedener Weltanschauungen! „Vor der gemeinsamen Gottesverehrung in Geist und Wahrheit halten die Unterschiede verschiedener Weltbilder nicht stand." Atheisten und Materialisten kommen hier für Nippold wohl nicht in Betracht. Denn wie sollte ihr Weltbild sich mit dem christlichen — ganz allgemein geredet — je vertragen? Von einer gemeinsamen Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit könnte ja aber in diesem Falle auch gar nicht die Rede sein. Uebrigens ist die Einleitung zum fünften Band seiner Kirchengeschichte nicht der Ort, da wir hoffen dürften, eingehend über des Verfassers dogmatische Stellung belehrt zu werden. Einen Fingerzeig gewährt uns aber, was Nippold über die

Verbalinspiration

beiläufig sagt. „Die scholastische Formel" über die Eingebung der Bibel ist „zusammengebrochen." Mit der falschen Theorie sei aber der einzigartige Wert der Heiligen Schrift mit nichten gefallen, und der Herr Christus bedeute uns nur umsovielmehr. Diese Bemerkung ist beson-

*) Von Nippold selbst zitiert.

ders charakteristisch und bedeutsam. In diesem Zusammenhang interessieren uns vielleicht auch des Verfassers „vorläufige" Bemerkungen über

Harnack's Wesen des Christentums.

Wir werden darauf hingewiesen — und es ist dies ein Beispiel aus vielen für die Art des Verfassers, zeitlich weit auseinander liegende Dinge und Erscheinungen miteinander und nebeneinander zu betrachten, —wir werden also darauf hingewiesen, daß Ludwig Feuerbach seinerzeit ein Buch unter dem gleichen Titel herausgegeben habe. Durch das Nebeneinandertreten der beiden gleichbetitelten Schriften sei es unverkennbar geworden, wie unter dem einen Wort völlig entgegengesetzte Dinge zusammengefaßt würden. Der Ausdruck „Christentum" sei, als in sich widerspruchsvoll, wissenschaftlich einfach unbrauchbar, und das Harnack'sche Buch sei recht eigentlich typisch geworden für eine Zeit, in welcher das ostensible Christentum wieder einmal auf der Straße sich breit mache. Ein späteres Geschlecht werde nicht sowohl nach dem Wesen des Christentums, als vielmehr nach dem Wesen des „Christusglaubens" fragen. Das Christentum der englischen Afrikapolitik und des Liguori-Jüngers Anzer in China werde eben doch nicht auf die Länge mit dem Evangelium Jesu zusammengeschweißt werden können.

Zum Schlusse weisen wir noch auf die Hoffnung hin, mit der Nippold in die

Zukunft des Protestantismus

schaut. „Dürfen wir .... die zurzeit brachliegenden Felder außer acht lassen, die dem durchdringenden Blick unsers Herrn doch vielleicht bereits als 'weiß zur Ernte' erscheinen ....? Das Evangelium Jesu trägt nun einmal doch die Triebkraft in sich zu stetig erneuerter Reformation." Gerade in den dunkelsten Zeiten der Geschichte hätten die „latenten Kräfte" sich ausgebildet, von welchen die zukünftigen Fortschritte bedingt gewesen seien. Im Blicke auf die kaum übersehbare Reihe von Kontroversschriften, die im Lager der Evangelischen im Laufe des 19. Jahrhunderts erschienen sind, fragt der Verfasser: „Ist das ein fortschreitender Zerstörungsprozeß, oder zugleich eine überströmende Lebenskraft? Werden bloß die alten Schläuche durch den neuen Wein zersprengt werden? Oder wird endlich die Mahnung des Evangeliums beherzigt, daß der neue Wein neue Schläuche bedingt?" Wir dürfen sagen, Nippold glaubt im innersten Grunde seines Herzens nicht an den Zerstörungsprozeß; er hofft, dem neuen Wein werde es nicht an den neuen Schläuchen fehlen.

Die Grundlage seines unverkennbaren Optimismus bildet die Erwägung, daß das unverlierbare Erbteil der Gemeinschaft mit Christus, den niemand einen Herrn heißen kann ohne durch den Heiligen Geist, in den geistlichen Gaben und himmlischen Gütern liegt, in denen sich jede neue Ausgießung dieses Heiligen Geistes bewährt. Diese geistlichen Gaben und himmlischen Güter seien den evangelischen Kirchen im 19. Jahrhundert gewiß nicht weniger reich zugeflossen, als in irgend einer

früheren Zeit. Anstatt also an der Zukunft des deutschen Protestantismus zu verzweifeln, schaut unser Historiker voll Glauben und Hoffnung der weiteren Entwickelung der Dinge entgegen.

Eben darum kann die Lektüre dieses fünften Bandes der neuesten Kirchengeschichte jedem Liebhaber evangelischer Art und evangelischen Wesens nur willkommen sein, besonders aber sei sie jedem empfohlen, der versucht ist, an der Zukunft des Protestantismus zu zweifeln oder gar zu verzweifeln.

Freilich über den Einzelkirchen steht das Reich Gottes: das allein hat die Verheißung der Zukunft. Aber darin liegt ja ein Trost und nicht ein Grund der Sorge und Angst. Nippold — so will es uns scheinen — ist ein Kirchenhistoriker nicht nur der neuesten Zeit, sondern der Letztzeit! Darum steht er über den Parteien und daher seine energische und unabläßige Betonung der Gemeinschaft nicht mit irgend einer empirischen Einzelkirche, sondern mit dem, der gesagt hat: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Und ebenderselbe macht auch die andere große Verheißung wahr: Die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen.

Ueber die Aufgabe der Predigt der Gegenwart.

Von Dr. Fr. Loofs.

Es ist uns vom Verlag von L. Ungelenk ein Büchlein zugesandt worden, das wir unter Literatur zur Anzeige bringen und auf welches wir hier besonders verweisen möchten.*) Verfasser ist Prof. Dr. F. Loofs in Halle. Er stellte seinem Buch eine Vorrede voran mit der Ueberschrift: Ueber die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart. Was er in dieser Vorrede sagt, erscheint uns so wichtig und wertvoll, daß wir es auch unsern Lesern zugänglich machen und zur Prüfung vorlegen möchten.**) Prof. Dr. Loofs sagt:

Es ist mir nahegelegt worden, in dieser Vorrede „von meinen Erfahrungen als Prediger" zu sprechen.

Man „erfährt", wenn man es ernst nimmt, viel bei der Vorbereitung der Predigt und — mehr noch als bei der Predigt selbst! — nachher, wenn man still für sich verarbeitet, was man andern gesagt hat. Aber davon will ich nicht reden. Nur das möchte ich den Studenten und Kandidaten sagen, denen dies Bändchen in die Hand kommt: es lasse niemand, dem etwas von Gottes Wahrheit so gewiß geworden ist, daß er Zeugnis davon ablegen kann, durch falsche Aengstlichkeit vom Predigen sich zurückhalten. Wer's recht angreift, wird selbst reichen Segen davon haben. — Man macht auch „Erfahrungen" mit der Wirkung seiner Predigten an andern. Aber das Wertvollste davon gehört gleichfalls zu dem, was man für sich behalten muß. Nur das möchte ich sagen: man soll Zuschriften nicht überschätzen — es sind oft nicht die Urteilsfähigsten, von denen sie kommen —, und mündlichen Gesprächen

---

*) Seite 393 in diesem Heft.

**) Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Verlags abgedruckt; das gilt auch von der Seite 355 folgenden Predigt.

über eine gehaltene Predigt soll man möglichst ausweichen! Die wertvollsten Erfahrungen, die ein Prediger inbezug auf die Wirkung seiner Predigten machen kann, erblühen ihm nicht aus Briefen, die Montags ankommen, oder aus Freundlichkeiten, die ihm gesagt werden. Montagskomplimente können eitel machen; aber wer es wirklich erfährt, daß Gottes Wort auch in s e i n e r Verkündigung „nicht leer wieder zurückkommt", dem muß diese Erfahrung das Verantwortlichkeitsgefühl steigern, die eigne Unfertigkeit und die Unvollkommenheit seiner Verkündigung zu verstärktem Bewußtsein bringen.

Allein wenn auch von diesem Doppelten nicht viel gesagt werden kann, die Erfahrung hat doch auch mir Erkenntnisse gezeitigt, die mitgeteilt werden können. Fast dreißig Jahre sind vergangen, seit ich als junger Student an einem zweiten Ostertage zum erstenmale predigte. Oft genug ist mir seitdem die Frage durch den Sinn gezogen, welche Aufgabe in unserer Zeit der Predigt gestellt ist, und wie wir dieser Aufgabe am besten gerecht zu werden vermögen. Und darüber möchte ich hier sprechen.

Nicht zünftig kann ich davon reden. Denn „praktische Theologie" habe ich nie gelesen; praktische Seminare habe ich nie geleitet, und absichtlich habe ich es unterlassen, jetzt, da ich diese Vorrede schreiben soll, in irgend ein Lehrbuch der praktischen Theologie oder in Bücher verwandten Inhalts hineinzusehen. Aber so zweifellos meiner Urteilsfähigkeit damit Schranken gezogen sind, so hat doch dies relative Unberührtsein von der Theorie und dies Außerzusammenhangstehen mit zünftigen Traditionen vielleicht auch seine Vorteile. Ich wenigstens habe den Eindruck, als komme die „praktische Theologie" durch ihre systematischen Konstruktionen über die Bedeutung der sonntäglichen „Gemeindefeier" und über die Stellung der Predigt in ihr sowie durch ihre Theorien über Textausschöpfung, Textgemäßheit und kunstgerechten Aufbau der Predigt in die Gefahr, die realen Verhältnisse, mit denen die Predigt heutzutage rechnen muß, nicht so scharf ins Auge zu fassen, als wünschenswert ist.

Die regelmäßige sonntägliche Predigt ist der Stolz der Evangelischen gegenüber der katholischen Kirche. Und wer in ländlich-kirchlichen Kreisen zu Hause ist, dem mag die Auslegung der sonntäglichen Perikope als die natürlichste und selbstverständlichste „kirchliche" Tätigkeit sich darstellen; dem mag es scheinen, als sei sie den normalen Fähigkeiten jedes Theologen erreichbar und den normalen Bedürfnissen jedes Christen entsprechend. — Aber ist dem so? — Mir ist's der Geschichte und dem Leben gegenüber oft auf die Seele gefallen, daß die evangelische Kirche mit den tausend und abertausend Predigten, die sie allsonntäglich halten läßt, einer Aufgabe zu genügen sich bemüht, deren Ungeheuerlichkeit in unserer Zeit nicht leicht überschätzt werden kann. Ja, einst, als die Welt noch eng war und das Leben trotz aller Rauhheiten primitiverer Kulturverhältnisse in ruhigeren und beschränkteren Bahnen dahinfloß; einst, als Bibel und Gesangbuch die einzige Lektüre vieler Christen bildeten, als keine Zeitungen das Bildungsbedürfnis des Volkes befrie-

digten, eine National-Literatur für die Gebildeten noch nicht existierte; einst, als alle Welt den sonntäglichen Kirchgang für Pflicht hielt, und „Gottes Wort“ in weitesten Kreisen eine formal sichere Autorität besaß; da konnte der Prediger auf die Kanzel steigen, wie der Volksschullehrer auf sein Katheder: er fand seine Leute; auf seine Lehren warteten sie, soweit sie nicht träumend oder schlafend ihrer Sonntagspflicht genügten; ihr Interessenkreis fiel nicht heraus aus dem, was der Pastor übersah; — er hatte seinem Berufe genügt, wenn er sein Pensum angemessen erledigt hatte. — Auf dem Lande wirken diese Zustände noch heute vielfach nach. In den Städten aber haben die Verhältnisse sich gründlich geändert. Die Kirchen sind ja freilich zum Teil nicht leer. Aber wie wenige Prozente der steuerzahlenden Gemeindeglieder sind vertreten! In zahllosen Arbeiter-, Bürger-, Kaufmanns- und Beamtenfamilien ist das Kirchengehen ganz, oder so gut wie ganz, aus der Mode gekommen. Daß bei einem sehr großen Teile dieser „Unkirchlichen“ nicht Feindschaft gegen Religion und Christentum die Ursache ihrer Zurückhaltung ist, weiß jeder, der die Verhältnisse kennt. Man hört oft, es sei „Interesselosigkeit“. Das ist nicht unrichtig; denn Bequemlichkeit, Menschenscheu und unzeitiger Arbeitsdrang sind bei der überwiegenden Mehrzahl der Unkirchlichen jedenfalls größer als das religiöse Interesse. Aber würde die Interesselosigkeit hier so groß sein und bei dem Rest so groß scheinen, wenn man nicht meinte, die Gottesdienste selbst seien „interesselos“? Man meint Besseres zu tun zu haben, als „sich in der Kirche zu langweilen!“ — Kann man dieses Urteil nur schelten? — Ich meine, man muß sich tief davon durchdringen lassen, daß unsere Gottesdienste nur zu oft Tausenden von „Christen“ langweilig sein müssen. Von der Liturgie will ich schweigen; — wer sich ernstlich fragt, ob sie andern als sehr Geförderten mehr geben könne als gelegentlich einen verdaulichen Brocken, der muß meines Erachtens diese Frage verneinen. — Etwas anders steht es mit dem Gemeindegesang, wenn wirklich gute und ästhetisch unanfechtbare Lieder gewählt werden. Aber deren Zahl ist klein! Ein Pastor, der, „um den Reichtum des Gesangbuchs der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen,“ auf möglichst große Abwechselung im Gemeindegesang Wert legt, ahnt nicht, wie viele er damit abstößt. Das häufige Wiederholen guter Gesänge schadet meines Erachtens sehr wenig, und in den Festzeiten ist es nach meinem Empfinden gebieterisch gefordert. — Endlich die Predigt! Gewiß, ein rechter Christ kann aus jeder Predigt etwas mitnehmen. Aber kann man diese Virtuosität des Hörens der Mehrzahl derer zutrauen, die in die Kirche kommen? oder gar denen, von denen man wünscht, daß sie kommen möchten? Viele einfache Leute hören die Predigt nicht anders, als der Katholik seine Messe: es ist „Gottesdienst“, das über sich ergehen zu lassen! Wer dieser patriarchalischen Frömmigkeit nicht mehr fähig ist, der langweilt sich, wenn er nicht irgendwie etwas profitiert. Aber wirklich profitieren kann nur der, der Antwort findet auf die Fragen, die ihn bewegen, nicht an Begriffen sich stößt, die für ihn leer sind, und nicht alle

Verbindungslinien vermißt zwischen dem, was er hört, und der Begriffswelt, in der er lebt. Doch wie viele Predigten genügen den hiermit angedeuteten Anforderungen? Ja, kann man ihnen allen genügen? und so genügen, daß zugleich die Ansprüche der Erbauung-suchenden Gemeinde zu ihrem Rechte kommen? Die moderne Predigt müßte, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll, den lebendigen Gemeindegliedern feiern helfen, die Gewohnheitskirchgänger aufrütteln, den Suchenden entgegenkommen, die zufällig Anwesenden fesseln, die Abwesenden heranziehen. All diesen Aufgaben gerecht zu werden, wäre schwer, selbst wenn alle Zuhörer auf dem gleichen Bildungsniveau stünden! In unsern bunt zusammengesetzten städtischen Kirchengemeinden ist es nur denen vielleicht nicht ganz unmöglich, die ein Beträchtliches von der künstlerischen Originalität besitzen, die Einfältige und Weise, Freunde wie Feinde fesselt. Uns andern aber ist's ein unerreichbares Ideal.— Wie diesem Uebelstande außerhalb der herkömmlichen Predigttätigkeit der „Kirche" oder durch sehr wesentliche Modifikationen der gottesdienstlichen Traditionen abzuhelfen sein könnte, das kann hier nicht erörtert werden. Mir kommt's hier auf ein Zwiefaches an. Zunächst wollte ich mit Obigem rechtfertigen, daß ich in den „akademischen" Predigten mir bewußt die Aufgabe stelle, gebildeten Zuhörern zu dienen. Das ist zwar eine Beschränkung und Erleichterung der Predigtaufgabe. Aber sie ist dem akademischen Prediger erlaubt und, wenn meine Beurteilung unserer gegenwärtigen Verhältnisse richtig ist, für ihn vielleicht pflichtmäßig. Ja, wo in einer Gemeinde mehrere Prediger sind, wäre es, glaube ich, auch hier nicht Unrecht, wenn, je nach den Gaben, der eine mit diesem, der andere mit jenem Publikum rechnete. Und wer in mehreren Sätteln gerecht ist, dient vielleicht seinem Amte recht, wenn er heute mehr auf diese und in acht Tagen mehr auf jene Bildungskreise Rücksicht nimmt. — Sodann sind die obigen Ausführungen eine notwendige Voraussetzung des Folgenden. Nur wer von der ungeheuern Schwierigkeit der Aufgabe der Predigt in unserer Zeit durchdrungen ist, wird dem Weiteren seine Aufmerksamkeit zu schenken geneigt sein.

Man kann oft hören, die Hauptsache für den Prediger sei, daß er „fest im Evangelium stehe." Ist doch für nicht wenige Kreise bei Pfarrwahlen das die erste Frage, ob der Bewerber korrekt denkt. Daran ist meines Erachtens zunächst nur das richtig, daß jeder Prediger ein tönend Erz und eine klingende Schelle bleibt, wenn er nicht des innerlichst gewiß ist, daß er Gottes Wahrheit verkündigen soll und mit dieser Aufgabe eine große Verantwortung auf sich genommen hat. Sodann ist zweifellos, daß römisch-katholische Frömmigkeit oder Grillen aus der baptistischen, irvingianischen oder adventistischen Ecke nicht auf eine evangelisch-landeskirchliche Kanzel passen. Uebrigens aber ist's — ganz abgesehen von der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der orthodoxen Traditionen — meines Erachtens irrig, wenn man von dem Prediger vor allem orthodoxe Korrektheit fordert. Ein „Werdender" kann heutzu-

tage oft viel mehr wirken, als die, die „fertig" zu sein meinen. Tobias Beck († 1878), an dessen Vorlesungen ich mit lebhaftem Dank zurückdenke, obwohl ich nie im Schulsinne sein Schüler gewesen bin, hat einen jungen Theologen, der die Laufbahn aufgeben wollte, weil er dogmatisch den Boden unter den Füßen verloren hatte, gefragt: „Halten Sie die christliche Moral für richtig, und ist's Ihnen Ernst, ihr nachzuleben?" und als er hier bejahende Antwort erhielt, hat er gemeint: „Dann gehen Sie hin und predigen Sie zunächst christliche Moral!" — Wer nicht seine Ehre sucht, nicht seine Weisheit verkündigen will und die ernstliche Absicht hat, seine Zuhörer, auch die „Schwachen" (vgl. Röm. 14, 1 ff.) und die „Geringen" (vgl. Matth. 18, 6) unter ihnen, zu fördern, der kann in Segen wirken, wenn er treu ist mit dem, was ihm gegeben ist, ob's auch noch wenig ist. Die Treue wird auch hier dahin führen, daß ihm mehr gegeben wird. Freilich ist's richtig: ein Prediger, der nicht „gläubig" ist, ist ebenso unbrauchbar, wie ein Musiklehrer, der kein Gehör hat. Aber der Glaube hat viele Entwicklungsstufen! Wer da meint, ihn nach der Zustimmung zu einem der alten Bekenntnisse messen zu können, der ist über den Unterschied zwischen evangelischem und katholischem Glauben sich nicht klar. Und wer sein evangelisches Verständnis vom Glauben nur den „Laien", aber nicht den Geistlichen gegenüber zur Geltung bringen will, der verkürzt den Theologen die Lebensbedingungen rechten Glaubens und beschränkt der verkündenden Kirche die einzigartige Kraft, die sie im Unterschied vom katholischen Klerus daraus schöpfen soll, daß sie den Glauben bezeugen, nicht kirchliche Lehre tradieren soll.

Lebendiger, wenn auch nur erst anfangender, evangelischer Glaube — und Gewissenhaftigkeit sind die nötigsten Voraussetzungen erfolgreicher Tätigkeit. Uebrigens scheint mir von dem Prediger vornehmlich dreierlei gefordert werden zu müssen, wenn er der schweren Aufgabe der Predigt einigermaßen gerecht werden will: er muß das Publikum kennen, zu dem er reden soll; er muß ihm etwas bringen wollen; er muß dieses Ziel mit der ganzen ihm möglichen Kraft, aber ohne Künsteleien verfolgen.

Daß der Prediger sein Publikum kennen müsse, das wird dem, der in eine rheinisch-pietistische Gemeinde versetzt wird, von jedem gesagt, der mit den Verhältnissen vertraut ist. Aber dasselbe gilt von jeder Gemeinde, und nicht nur von derjenigen, die in die Kirche kommt, sondern auch von der, die kommen sollte. Es ist doch unwürdig, wenn wir nur bei den Kirchensteuern mit der ganzen rechtlichen Gemeinde rechnen.

Schon allein in religiöser Beziehung ist damit viel gefordert. Es wirkt überaus verhängnisvoll für eine sonst gut vorbereitete Predigt, wenn man die religiösen Bedürfnisse und Fragen seiner Zuhörer nach einem Schema oder nur nach der eigenen Erfahrung beurteilt. Man muß den religiösen Horizont der verschiedenen sozialen Schichten der Bevölkerung kennen, wenn man ihnen wirklich dienen will. — Wer sich

bemüht, dieser Forderung nachzukommen, wird Erfahrungen machen, die Ueberraschungen genannt werden könnten, wenn sie nicht in dem Chaos der modernen Welt sehr begreiflich wären. Die Unkenntnis und Unklarheit in viel tausend Köpfen, die Ungewißheit auch inbezug auf das Allerfundamentalste ist oft ungeheuerlich. Die Erfolge eines Haeckel, Horneffer, Stern u. a. können auch dem blindesten Optimisten es beweisen. Selbst in gebildeten Kreisen gelten gar oft auch die sichersten Daten aus der Geschichte des Christentums in einem Umfange für unsicher, der rätselhaft wäre, wenn man sich nicht sagen müßte, daß unserer Bildung ein tiefgewurzeltes und ohne alle Frage durch die „Kirche“ mitverschuldetes Mißtrauen gegen alle kirchlichen Traditionen eingeimpft ist. — Nicht historische Belehrungen und dergleichen sollen durch solche Erfahrungen in die Predigt gezerrt werden. Aber wo es die Dinge mit sich bringen, soll man sich bemühen, den Hörern zu zeigen, daß man nicht an bloße „Ueberlieferungen“, sondern an feststellbare Tatsachen und Erfahrungen anknüpft. Vornehmlich aber wird, wer so sein Publikum kennt, sich bemühen, alle Themata und Fragestellungen zu meiden, für welche bei seinen Zuhörern die Anknüpfungspunkte fehlen. Und ängstlich wird er sich hüten, in der Vergangenheit geprägte Begriffe, deren Geltungswert seinen Zuhörern unverständlich ist, wie kurrente Münze zu verwenden. Man spottet in der Kirchengeschichte gelegentlich über die Abgeschmacktheiten der rationalistischen Bemühungen um eine Modernisierung der neutestamentlichen Begriffe. Aber richtiger als spotten, wäre es, das, was jene alten Rationalisten w o l l t e n, anzuerkennen und, besser als sie, durchzuführen. Nicht nur Begriffe wie z. B. alle mit dem Wirken des Heiligen Geistes zusammenhängenden, sondern auch viele, viele andere sind modernen Hörern von Haus aus unverständlich. Man darf sie daher nicht gebrauchen, ohne sie dem psychologischen Verständnis nahezubringen und sie, wenn auch nicht erkenntnismäßig, so doch erfahrbar deutlich zu machen. Vollends vom Argen sind all die Ausdrücke, die der aus der pietistischen Zeit stammenden äußerlichen Anlehnung an Eigentümlichkeiten der biblischen Sprache ihren Ursprung verdanken, dem „frommen“ Jargon, der sogenannten „Sprache Kanaans“ (vgl. Jes. 19, 18) angehören! Man mag „mit seinem Gott über die Mauern springen“ können (vgl. Psalm 18, 30), „an den Beinen gestiefelt sein“ (vgl. Eph. 6, 15) oder „die Salbung Aarons und seiner Söhne“ (3. Mose 7, 35, alter Text) reichlich besitzen, — und bleibt doch, ja z. T. eben deshalb, für unsere Zeit ein unwirksamer Prediger.

Doch nicht nur den r e l i g i ö s e n Horizont seines Publikums muß man kennen; man soll sich bemühen, überhaupt das geistige Leben seiner Zuhörer sich vertraut zu machen. Wer A r b e i t e r n dienen will, muß die sozialdemokratische Bildungs-Literatur kennen. Auch die B ü r g e r k r e i s e haben ihre besondere geistige Nahrung; die Theater — und oft nicht die besten! — besuchen sie vielleicht mehr als die obern Zehntausend. Und wer der höheren B i l d u n g zeigen will, daß ihr ohne das Evangelium etwas fehlt, muß, was wahre Bildung ist, selber

wissen und verstehen. Wie unendlich viel mit dem letzteren gefordert ist, weiß jeder, der sich ernstlich darum bemüht. Aber auch das erste und zweite fordert Arbeit. Und eines dieser drei Arbeitspensen kann jeder Geistliche auf sich nehmen; zu dem ersten und zweiten sind auch die vielen nicht zu unbegabt, die nur eben „genügend" ihre Examina absolviert haben. Auf dem Lande klagt mancher Pastor darüber, daß er zu viel Zeit übrig habe. Wer wissenschaftlich mitarbeiten kann, z. B. auf dem auch für die Praxis nicht unfruchtbaren Gebiet der Lokal-Kirchengeschichte, der mag es ja tun! Aber viel besser, als dilettantisches wissenschaftliches Schriftstellern, ist ein ernstliches Sich-hineinarbeiten in die Interessen- und Gedanken-Sphäre der Gemeindeglieder. Und wenn die Stadtgeistlichen den Vereinsarbeiten etwas von ihrer kostbaren Zeit entzögen, damit sie Muße hätten, ihre Bildung je nach ihrem Interesse auf literarischem, naturwissenschaftlichem oder nationalökonomischem Gebiete zu vertiefen, — es würde ihrem Amtswirken, glaube ich, zu Nutzen kommen. — Damit soll wahrlich keiner schöngeistigen Flucht aus der Sphäre des Amtes das Wort geredet sein! „Dienen soll Dir alles, was ich gelernt habe," sagt Augustin seinem Gott in seinen „Bekenntnissen". Und lag nicht darin, wenigstens zu einem guten Teile, das Geheimnis seiner großen Erfolge, daß er seine Zeit wirklich kannte? Von hier aus wird man ruhiger urteilen auch über die vielen Versuchungen zu Unglauben und Irrglauben, denen jeder junge Theologe, wenn man ihn nicht in Priesterseminare oder enge theologische Schulen einsperren will, in seiner Entwicklung ausgesetzt sein müßte, auch wenn seine theologischen Lehrer ihm nie Anstoß gäben. Die Welt ist bunt heutzutage, und wer nie einen Eindruck davon bekommen hat, wird dieser unserer Welt nie dienen können! — Und wenn auch die Professoren der Theologie — mit und ohne ihre Schuld — den jungen Studenten verwirren, — sagen sie ihm etwas, das ihm verborgen bleiben kann, wenn er sich bemüht, seine Zeit wirklich kennen zu lernen? Selbst wenn nicht mehr evangelisch-theologische Fakultäten, sondern außerhalb des Christentums stehende Vertreter der „Religionswissenschaft" an den Universitäten Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte lehrten, — rechte evangelische Theologen könnten dennoch das Universitätsstudium nicht entbehren. Ein Augustin und Ambrosius, ein Basilius und Chrysostomus und viele minder Große aus den Zeiten der alten Kirche sind durch die heidnische Bildung ihrer Zeit hindurchgegangen; und noch als sie zu predigen begannen, verriet sich der Einfluß dieser ihrer Schule auch in ungünstiger Weise. Aber ihre heidnische Bildung war ein Teil ihrer Stärke. Wie kleinmütig ist unsere Zeit gegenüber den Tagen jener Männer!

Doch das Schlachtfeld kennen, ist zwar nötig; aber es heißt noch nicht, siegen! Wirken wird auch auf das Publikum, das er kennt, nur der Prediger, der bei jeder Predigt ein klares Ziel vor Augen hat und das Ziel mit aller Kraft, aber ohne Künsteleien verfolgt. — „Wirken" und „Handeln" gehören für unser Sprachgefühl eng zusammen; dem

Handeln aber stellen wir das „Worte=machen" gegenüber. Wer über seinen Text nur Worte macht, wird nie wirken. Hier ist ein Punkt, wo die homiletische Tradition nach meiner Erfahrung verhängnisvoll wirken kann. Die Forderung, vor allem „textgemäß" zu predigen, stellt den Prediger dem Texte, zumal dem „vorgeschriebenen" Texte, gegenüber etwa wie den Schüler dem Aufsatzthema. Die Predigt erscheint dann zunächst als eine homiletische Aufgabe, die gelöst werden muß; und der praktische Zweck, den jede Predigt haben soll, wird dadurch in den Hintergrund gerückt. Der Prediger martert sich, die rechte Lösung zu finden, sucht Rat in Predigtsammlungen, in Lange's Bibelwerk, in Nebe's Perikopenbuch oder gar bei Dächsel — und verliert über dem allen aus dem Auge, daß ihm die Aufgabe gestellt ist, auf seine Gemeindeglieder einzuwirken. Ferner wird überall da, wo man streng an die vorgeschriebenen Perikopen sich hält, die „Textgemäßheit" deshalb eine Gefahr für die Predigt, weil jeder Text, wenn nicht nur eine, so doch nur wenige und nur wenig verschiedene „ganz textgemäße" Predigten zuläßt. Endlich hält die Betonung der Textgemäßheit als der wichtigsten Forderung für die Predigt nur zu oft den nicht sehr gewandten Prediger so in den Anschauungen und Vorstellungskreisen der Bibel fest, daß er seiner Zeit und ihren Vorstellungen fern bleibt.

Die fundamentalste Forderung an den Prediger ist daher meines Erachtens nicht die, daß er dem ihm vorgeschriebenen oder frei von ihm gewählten Texte gemäß predige, sondern die, daß er sich der Pflicht bewußt sei, als der „Haushalter über Gottes Geheimnisse" (1. Kor. 4, 1) seiner Gemeinde etwas geben und bringen zu sollen. Die erste Frage, die ein Prediger bei der Vorbereitung erwägen soll, ist deshalb meines Erachtens die: Was soll ich oder will ich in Rücksicht auf Zeit und Umstände — auch der „fällige" Text kommt hier in Betracht — diesmal meinen Zuhörern sagen? was muß ich durch die Predigt bei ihnen zu erreichen suchen? — Von der Rede, die bei Karl Augusts Beisetzung am 9. Juli 1828 der Minister v. Fritsch gehalten hatte, schrieb Goethe an Friedrich v. Müller, diese vortreffliche Rede erfülle eine von seinen Weissagungen: daß, sobald Geschäftsmänner öffentlich sprächen, wir auch Muster der Redekunst würden aufweisen können. „Man muß," fügte er hinzu, „etwas zu sagen haben, wenn man reden will. Ich bedaure immer unsere guten Kanzelmänner, welche sich eine seit fast 2000 Jahren durchgedroschene Garbe zum Gegenstand ihrer Tätigkeit wählen müssen." Daß alte Weisheit, alte Lebensanschauung für die Gegenwart wirksam gemacht werden kann, das hat Goethe, der Bewunderer der alten Griechen, nicht verkannt. Aber wer stets zunächst nach dem sucht, was der Text „textgemäß" erläutert, bietet, der kommt in der Tat in die Gefahr, in ausgetretenen Bahnen sich zu bewegen. Darum ist der ein guter Haushalter, der „aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt" (Matth. 13, 52). Wer seinen Zuhörern aus dem Schatze der Bibel nichts zu sagen weiß, was sie, so beleuchtet, noch nicht gedacht, so noch nicht als Ziel sich vorgestellt haben; wer kein rednerisches Ziel hat, zu

dem er predigend hinführen will, der behandelt die volle Garbe vor ihm wie abgedroschenes Stroh. Man braucht wahrlich nicht immer freie Texte sich zu wählen, wenn man das vermeiden will. Freie Texte haben ihren Wert, wenn Ort und Zeit deutlich dem Prediger die Bahnen weisen. Aber wer *nur* über freie Texte predigt, bringt sich in die Gefahr, in dem Kreise der Gedanken sich herumzudrehen, die ihm am nächsten liegen. Ein vorgeschriebener Text hat auch seinen Segen: er erinnert uns daran, daß wir nicht unsere Gedanken zu verkündigen, sondern eine Botschaft Gottes weiterzugeben haben, er stärkt den Kleinmut, der im Suchen nach einem Texte leicht irre wird an der Richtigkeit der Wahl, durch das Bewußtsein, daß wir im Auftrage, im allerhöchsten Auftrage, zu reden haben, wenn wir predigen. Und auch dem gegebenen Texte gegenüber kann man fragen — und man muß so fragen —: Was kann und soll ich von Gottes Wahrheit aufgrund dieses Textes und mit Hilfe dieses Textes meiner Gemeinde ans Herz legen? Wenn man dabei den Text nicht „ausschöpft", ja wenn gelegentlich nur ein Vers des Textes herausgegriffen wird, so ist das meines Erachtens kein großer Nachteil, wenn nur die *Sache*, um die es sich handelt, erschöpft und so erledigt wird, wie es die Treue gegen den Herrn unserer Arbeit fordert. „Schriftgemäß" soll jede Predigt sein; in Gottes Wahrheit liegt die Norm unserer Verkündigung. Aber die Forderung der „Textgemäßheit" der Predigt soll keinem Prediger das nächste, durch diese Forderung noch nicht klar bezeichnete Ziel der Predigt aus dem Auge rücken, — das Ziel, daß die Gemeinde, die *moderne* Gemeinde, Antwort finde auf *ihre* Fragen, Trost in *ihren* Nöten, Anleitung und Ermutigung für die praktischen Aufgaben, die *ihr* obliegen. Wenn man diesem Ziele durch eine ganz textgemäße Predigt dienen kann, so ist's doppelt gut. Aber die Virtuosität in dieser Kunst ist nicht die Hauptsache; man predigt nicht für die homiletische Kritik, sondern für seine Zuhörer.

Das gilt natürlich auch bei der Ausführung. Aber hier ist zumeist nicht die Homiletik schuld, wenn Prediger zu Künsteleien greifen. Eine behältliche und zu dem Ziele der Predigt passende Formulierung des Themas, eine entsprechende klare Teilung und Disposition der Predigt, eine wirklich zur Sache hinführende, nicht aber sie antizipierende oder fern vom Thema herumvagierende Einleitung: das alles sind Forderungen der Homiletik, die in der Sache begründet sind. Ein übermäßiges Betonen der homiletischen Schönheitsregeln wirkt freilich auch hier schwerlich zum besten. Wenn aber die Teile untereinander oder die Einleitung und der Schluß zu dem Ganzen einmal nicht in dem normalen Längenverhältnis stehen, wenn auch das Verhältnis der Teile zum Thema oder zueinander einmal den strengsten Anforderungen korrekter Subsumtion und Koordination nicht ganz entspricht: darauf liegt meines Erachtens nicht der Ton. Es ist schön und gut, wenn eine Predigt auch in dieser Hinsicht vollkommen ist. Aber *keine* Einleitung oder eine allzu kurze ist besser als die, der man ansieht, daß sie lediglich der

Homiletik zuliebe da ist, u. s. w. Die homiletischen Regeln sollen und wollen der sachgemäßen Behandlung des Stoffes dienen; von ihr losgelöst, wirken sie gespenstisch. Und wer in einem Konflikt zwischen den homiletischen Kunstregeln und dem, was ihm sachlich richtig und wirksam erscheint, die Lösung nicht finden kann, der mag sich dabei bescheiden, daß er weniger Kunst besitzt, als er sich wohl wünschen möchte, und mag rein sachlichen Erwägungen folgen. Der S a ch e zu dienen, so gut wir können, das ist unsere erste und letzte Pflicht. Dabei ist keine besondere Gabe zu verachten. Wer gute Beispiele und Gleichnisse geben kann, wer illustrierende Geschichten kennt, wer über einen Schatz von guten Gesangbuchversen, Sprüchen und Zitaten verfügt, wer reiche Literaturkenntnis besitzt, wer phantasievoll schildern oder schwierige Gedanken leicht und sicher verständlich machen kann, wer im Lapidarstil zu reden vermag: alle die sollen ihr Können in den Dienst der Sache stellen. Und wer nichts von alledem hat, soll sich bemühen, seiner Armut abzuhelfen. Aber dieses wie jenes nur um der S a ch e willen! Die praktische Aufgabe der Predigt muß das Alleinbestimmende sein. Sie muß aller individuellen Virtuosität Maß und Ziel setzen. Ohne dies wird alle rhetorische Kunst, alles Geschichtenerzählen, aller Bilderschmuck, alles Zitieren u. s. w. zur Künstelei. Und alle Künstelei schadet der Wirksamkeit der Predigt heute mehr als je. Denn sie bringt den Prediger in den Verdacht der Unwahrhaftigkeit und entrückt die Sache, der wir dienen sollen, der realen Welt. Daß Rührseligkeit, Kanzelton und eine auf Stelzen gehende Sprache in die moderne Welt nicht passen, auch das bedarf deshalb keiner weiteren Begründung. Je natürlicher, desto besser! je sachlicher, desto wirksamer! Noch e i n e s sollte davon überzeugen. Ist's nicht so, daß nur zu oft die Künsteleien der Eitelkeit entstammen, — der bewußten oder unbewußten Absicht, s e i n e Kunst und Bildung zu zeigen, dem Bestreben, sich interessant zu machen? Das hat stets der Sache geschadet und schadet in der Gegenwart noch mehr als je sonst. Denn es bestärkt den weitverbreiteten törichten Verdacht, daß der Prediger in eigenem Interesse die Leute in der Kirche sehen wolle. Wer der S a ch e dienen will, kann nicht ernstlich genug sich bemühen, seine Person zurücktreten zu lassen. — Die Aufgabe der Predigt in unserer Zeit ist so groß und schwer, daß sie uns niederdrücken könnte. Soweit sie überhaupt gelöst werden kann, wird nicht Virtuosität ihr gerecht werden, sondern nüchterner Wirklichkeitssinn, ernste Erfassung des Zieles und möglichst selbstlose Treue bei der Ausarbeitung. — Ob letzterres ein wörtliches Konzipieren der Predigt wünschensweert mache, darüber will ich nicht reden. Denn je nach Gaben und Verhältnissen muß die Antwort verschieden ausfallen. Das aber ist mir zweifellos, daß viele Prediger deshalb arm und langweilig werden, weil sie vom Aufschreiben sich dispensiert haben, ohne reich genug zu sein zum freien Reden. Ich habe bei meinen akademischen Predigten wörtliches Ausarbeiten und wörtliches Memorieren stets für meine Pflicht gehalten. Und auch in den einfachsten Verhältnissen ist meines Erachtens das Erstere, wenigstens für jeden Anfänger, unbedingt geboten.

Eine Erörterung weiterer Detailfragen ist hier nicht am Platze. Nur eines möchte ich noch bemerken. Ich rate jedem, der es ernst meint, daß er bei der Vorbereitung nie fremde Predigten über den gleichen oder einen verwandten Text lese, und Bücher, die für seinen Text Themata und Teile oder eine bereits homiletisch orientierte Exegese ihm bieten, nicht benütze. Man gewöhnt sich dadurch an Reproduktion fremder Gedanken. Wer treu ist mit dem, was ihm gegeben ist, der wird weiter kommen; wer mit fremden Federn sich schmückt, dem werden die eignen mit der Zeit ganz ausfallen. Nach der Predigt mag man sehen, wie andre, Größere, den gleichen Text behandelt haben! Ja, ein derartiges Studium tüchtiger Predigten kann nicht genug empfohlen werden. Da versucht es uns nicht, uns schnell anzueignen, was andere gut gesagt haben, und reifer zu erscheinen, als wir zur Zeit sind! Da wird's uns ein Antrieb dazu, selbst mehr zu sehen und treuer zu lernen! Da dient das Lesen fremder Predigten nicht der Eitelkeit und Unwahrhaftigkeit, sondern ehrlicher Selbstzucht und gesundem Wachstum!

„Sind nicht alle Prediger eitel?" hat eine ernste, gebildete Dame gefragt, als im Gespräch die Eitelkeit eines Predigers, den man eben gehört hatte, getadelt ward. Daß solches Urteil möglich ist, muß uns erschrecken. Es ist kein Mittel gegen die Eitelkeit, wenn man ohne Not sich einzureden versucht, es sei schlecht, was wir mühsam vorbereitet haben. Und wer dürfte vor der Predigt beten, daß Gott ihn demütigen möge dadurch, daß er's ihm nicht gelingen lasse! Kommt's doch der Sache zugut, wenn es uns gelingt. Insofern ist auf der Kanzel unsere Ehre die der Sache, der wir dienen. Aber eben dies, daß wir mit dem Besten, was wir haben, dem Dienst verpflichtet sind, in dem wir stehen, — eben dies kann die Eitelkeit bannen. Denn wenn wir wirklich einmal alles, schlechterdings alles getan hätten, was wir vermögen, so haben wir nur getan, was wir schuldig waren (Luk. 17, 10).

Der Kern des alten Evangeliums.

Von Dr. Fr. Loofs.

(Gehalten am 1. Juni 1902.)*)

Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 2. Kor. 5, 21.

Dieser kurze Text, das Schlußwort des Abschnittes, dem wir vor drei und vor fünf Wochen hier nachgedacht haben, führt die Gedanken weiter, von denen wir damals sprachen. Ein neuer Anfang in der Menschheitsgeschichte ist durch das Christentum gesetzt worden, so sahen wir zuerst. Gott hat ihn gesetzt, indem er die Welt mit sich versöhnte, so hörten wir dann. Heute sagt uns der Apostel, wie Gott die Versöhnung bewirkt hat: „Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt."

---

*) Vergl. Seite 345 u. 393 in diesem Heft.

Wenn man in den Bergen eine Höhe emporsteigt, so wird mit jedem Schritt die Aussicht weiter und freier. Mit den Schritten, welche der Apostel Paulus in dem uns beschäftigenden Abschnitt seines zweiten Korintherbriefs uns gehen läßt, ist es umgekehrt. Den weitesten Ausblick hatten wir bei dem ersten Schritt. Denn daß mit dem Christentum ein neuer Anfang in der Menschheitsgeschichte gesetzt ist, das zeigt sich in der ganzen Breite des privaten und des öffentlichen Lebens. Enger wird der Gesichtskreis bei dem zweiten Schritte, da uns der Apostel sagt, darin habe der neue Anfang bestanden, daß Gott die Welt mit sich versöhnte.

Zwar umspannt der Gedanke der Versöhnung noch ein weites Gebiet unsers Lebens. Denn das Friedensverhältnis zwischen Gott und Welt, von dem der Apostel spricht, soll unsere innere Stellung zu allem, was wir erleben, beeinflussen. Aber es handelt sich doch eben nur um unsere innere Stellung zu unsern Lebenserfahrungen und Lebensschicksalen.

Und noch enger ist heute der Kreis der Gedanken, in welche der Apostel uns einführt. Nicht mehr um unser ganzes Innenleben handelt sich's, sondern nur um unser Verhältnis zur Sünde. Dementsprechend ist nicht mehr im Allgemeinen an alles gedacht, was das Christentum Neues gebracht hat, wie beim ersten Schritt; auch nicht an Jesu ganzes Leben, wie beim zweiten: nur das eine hebt der Apostel aus Jesu Leben hervor, daß Gott ihn, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht hat.

Ein Verengerung des Gedankenkreises gegenüber dem, was wir schon besprochen haben, liegt also in der Tat in unserm Texte vor. Aber es ist eine Verengerung, wie sie bei Gedankenkreisen, die ineinander liegen, notwendig ist, sobald man von außen her nach dem Zentrum hin fortschreitet. Dem Kern der Sache kommen wir mit jedem Schritt näher. Es ist ähnlich, wie wenn jemand, der eine glückliche Jugend gehabt hat, sich fragt, worin das Glück jener Jahre bestanden habe. Da kann ein erster allgemeiner Rückblick gar vieles ins Auge fassen, das den Morgen des Lebens vergoldete. Geht man aber näher ein auf die Frage, so zeigt sich, daß wichtiger als alle Einzelheiten und Aeußerlichkeiten der traute Friede des Elternhauses war. Und fragt man auch da noch genauer, so wird jeder, der eine wirklich glückliche Jugendzeit gehabt hat, bei der Antwort einen noch engern Kreis seiner Erinnerung abgrenzen: der sichere, durch alle Unarten der Kindheit nur vorübergehend getrübte, aber nie verlorene Besitz der Elternliebe — das war doch die Sonne jener hellen Tage. Der Gedankenkreis, den die Erinnerung an dieses Gut der Jugend umspannt, er ist freilich enger als das Gesichtsfeld des ersten, all die Freuden der Jugend ins Auge fassenden allgemeinen Rückblicks. Aber er führt zum Kern der Sache; er führt ins Zentrum, das auch aller weiteren Kreise Mittelpunkt ist. So ist's auch mit den drei Schritten, die Paulus in dem uns beschäftigenden Abschnitt seines zweiten Korintherbriefes uns tun läßt. Aus der Weite

führt er uns in die Enge; aber es ist der engste Kreis, der um den Mittelpunkt sich legt, es ist der Kern der Sache, zu dem wir zuletzt geführt werden.

Unter diesem Gesichtspunkte laßt uns unserm Text nachdenken.

Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt — das ist der Kern des alten Evangeliums, und dieser Kern des alten Evangeliums ist noch heute verständlich; seine Kraft ist noch heute erfahrbar.

1.

Daß es ein Stück des alten Evangeliums ist, daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, — das weiß jeder, der die Schule besucht hat. Schon im Katechismus haben wir's gelernt, daß Christus uns „erworben und gewonnen hat von allen Sünden, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben." Aber um mehr als um ein Stück des alten Evangeliums, um mehr als um eine Lehre neben andern handelt sich's hier! Daß Paulus in diesem Gedankenkreise die zentralsten Gedanken des Evangeliums gesehen, sie als den Kern der Sache ausgegeben hat, das weiß jeder, der die Bibel kennt. Und Paulus hat nicht allein so geurteilt: „Ich habe euch zuerst gegeben," schreibt er den Korinthern in seinem ersten Briefe (15, 3), „was ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden nach der Schrift." Auch das ist uns allen unverborgen, daß dies apostolische Urteil über die Versöhnung durch Christi Leiden in allen Jahrhunderten der Christenheit wiederholt ist, daß insbesondere unsere Reformatoren das Evangelium in diesem Sinne verstanden haben.

Und nicht nur das wissen wir. Wir wissen auch, daß tausend und abertausend Christen hier nicht nur mit ihrem Denken den Kern des Evangeliums erfaßt zu haben glaubten, sondern daß dieser Kern ihres persönlichen Glaubens Mittelpunkt, ihr Trost und ihr Ruhm im Leben, ihr Halt im Sterben gewesen ist. Es gibt kein Wort in den Briefen des Apostels Paulus, das so in sein inneres Leben hineinsehen läßt, wie das Wort aus dem Galaterbrief (2, 20): „Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich gegeben." Für Paulus stand das Kreuz Christi im Mittelpunkt seines innern Lebens. Ebenso für Luther. Als es mit ihm zum Sterben kam, hat er sich das Wort vorgehalten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott" (Psalm 31, 6). Und als ihm dann, da er nicht mehr sprechen konnte, sein Freund Jonas die Frage zurief: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt habt, beständig bleiben?" da hat sich der Sterbende mit einem deutlichen „Ja" an das gehalten, was ihm Kern des Evangeliums war. Und wer kann sie zählen, die großen Scharen derer, die im Glauben an die Versöhnung durch Christi

Tod im Frieden gelebt haben und im Frieden heimgefahren sind! Wir alle haben Menschen gekannt, die zu ihnen gehören! Wir wissen es: das war ihrem Denken wie ihrem Leben und Sterben der Kern des Evangeliums: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt."

Und sie haben recht gehabt, die so dachten und durch diesen Gedanken ihr Leben leiten und tragen ließen. Hier ist der Kern des alten Evangeliums.

Das heißt nicht, daß nur der das Evangelium predige, der stets hiervon redet! daß nur der das Evangelium wirklich im Herzen trage, dessen Mund von Worten dieses Gedankenkreises überfließt! Es gibt naive, kindliche Menschen, die in aller Herzenseinfalt immer wieder von diesen Gedanken reden, nur von ihnen zu leben scheinen. Man soll sie ja ungerichtet lassen! Aber nicht allen Menschen ist das natürlich; ja es ist angreifbar. Es ist nicht allen natürlich: von dem Innerlichsten und Tiefsten reden manche Menschen gar oft am wenigsten. Und es ist überdies angreifbar, immer nur bei dem Zentrum stehen zu bleiben, um das eine große Reihe immer weiter werdender Gedankenkreise sich herumlegt, die wahrlich für unser inneres wie für unser äußeres Leben nicht gleichgiltig sind.

Hier ist der Kern des alten Evangeliums, das heißt: hier ist das Zentrum, um das alles sich dreht! hier ist sein schlagendes Herz, das ihm nicht genommen werden kann, ohne daß es aufhört zu sein, was es war!

Ohne ein Friedensverhältnis zwischen Gott und den Menschen bleibt die Welt immer die alte, ein neuer Anfang unmöglich, so sahen wir schon vor drei Wochen. Heute führt uns unser Text noch mehr in die Tiefe, indem er ein Zwiefaches uns vorhält. Erstens dies: das Evangelium sieht darin den eigentlichsten, inneren Inhalt des Wortes von der Versöhnung, daß Gott uns unsere Sünden vergeben will. Und zweitens: diese Sündenvergebung verknüpft es mit Christi Tun für uns.

Daß das Erstere vom Evangelium unabtrennbar ist und noch heute sein Herzpunkt ist, wird ernstes Nachdenken nicht leicht bestreiten. Zwar ist's in der Gegenwart anders als in der Reformationszeit. Damals ging ein durch die Erziehungsarbeit der römischen Kirche gewecktes Verlangen nach Sündenvergebung durch die christliche Gesellschaft. Der fordernde Gott, dessen Dasein den Menschen jener Zeit gewiß war, stand ihnen lebendig vor Augen. Heute ist das Verlangen der Menschen, die den Frieden noch nicht gefunden haben, nicht zunächst auf die Vergebung ihrer Sünde gerichtet. Viel allgemeinere innere Not bedrängt sie: sie verlangen nach Halt; sie schauen aus nach dem lebendigen Gott — und werden doch seiner nicht gewiß. Ja, Sünde und Schuld sind unmoderne Begriffe geworden. Dennoch wird kein ernster Mensch es in Abrede stellen: im innersten Leben des Menschen ist und bleibt der Unmut, die Verzagtheit, und die Verwirrung, die an das anknüpfen, was wir falsch

gemacht haben, der innerste Kern alles Unfriedens. Wenn's friedlich werden soll im Herzen, muß der Mensch los kommen von d e n Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen (Römer 2, 15). Das ermöglicht uns Gottes Bereitwilligkeit uns zu verzeihen. D a r u m ist die Botschaft von der Sündenvergebung vom alten Evangelium unabtrennbar; d a r u m ist sie sein innerlichstes Herzstück. Das wird ernstes Nachdenken noch heute nicht verkennen können.

Ebenso unleugbar aber ist, daß die evangelische Verkündigung von der Sündenvergebung unabtrennbar ist von dem „um Christi willen". Von Luther wissen wir's alle, daß er in diesem „um Christi willen" den festen Punkt a u ß e r u n s gefunden hat, an den wir uns halten können in allen Selbstvorwürfen, in allen Schwankungen des Gottvertrauens. Sichtbar steht Jesu Christi Kreuz in der Geschichte; daran hielt er sich. — Und Luther hat mit dem Hinweis auf diesen festen Punkt außer uns die Eigenart des Evangeliums richtig gekennzeichnet. Das Evangelium v e r k ü n d i g t uns nicht nur Gottes sündenvergebende Gnade: es stellt uns als den Bürgen dieser Gnade des unsichtbaren Gottes den Herrn vor die Augen, der niemanden von sich gestoßen hat, der zu ihm kam. Auf dem „um Christi willen" beruht die Eigenart des Evangeliums. Und im Anschluß an diesen Herrn und Heiland soll uns die Versöhnung im umfassenden Sinne gewiß, ein neues Leben möglich werden. „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit die vor Gott gilt," — das ist deshalb der Kern des Evangeliums.

2.

Und dies alte Evangelium ist noch nicht veraltet; sein Kern ist noch heute verständlich, seine Kraft noch heute erfahrbar. Von dem Ersteren laßt uns zweitens mit einander reden.

Grade unser kurzer Text führt leichter zu einem Verständnis, als mancher andere. In gar verschiedenen Bildern ist in der Heiligen Schrift die Erwerbung der Sündenvergebung durch Christi Tod geschildert worden. Der Herr selbst sagt, daß er sein Leben gebe zum L ö s e g e l d für viele (Matth. 20, 28); bei der Abendmahlseinsetzung bezeichnet er seinen Tod als das Bundesopfer des neuen Bundes (1. Kor. 11, 25); und in dem Gleichnis vom guten Hirten stellt er sein Sterben unter den Gesichtspunkt des verteidigenden Eintretens für die Seinen (Joh. 10, 12—15). Noch mannigfaltiger sind die Anschauungsformen, die uns im Glauben der Apostel entgegentreten. Jüdischem Denken lag es am nächsten, an die Opfervorstellung des Alten Testaments anzuknüpfen. Das tut Paulus, wenn er im Epheserbrief davon spricht, daß sich Christus für uns Gott dargebracht habe zum Opfer (Eph. 5, 2), und wenn er im ersten Korintherbriefe (5, 7) Christus als das Passahlamm der Christen bezeichnet. Die Opfervorstellung steht auch im Hintergrunde, wenn Paulus im Römerbrief (3, 25) sagt, daß Gott Christum öffentlich hingestellt habe als ein „Sühnemal"; ebenso im ersten Johannesbriefe,

wenn es da (2, 2) heißt, Christus sei die „Versöhnung“ (richtiger: die „Sühne“) für unsere Sünden, und in der Offenbarung an all den Stellen, wo Christus als das „Lamm“ erscheint (5, 5. 12), oder wo von dem „Blute des Lammes“ gesprochen wird (7, 14). Und bis ins Einzelnste hinein hat der Hebräerbrief (Kap. 9 u. 10) die Vergleichung des Todes Christi mit den alttestamentlichen Opfern durchgeführt. Aber es finden sich auch andere Anschauungsformen. Noch nahe bleibt den Opfervorstellungen die Anknüpfung an die gewaltige Prophetenstelle vom Gottesknecht, der wir in der Geschichte vom Kämmerer aus dem Morgenlande (Apg. 8, 32 ff.) und vielleicht auch im ersten Petrusbriefe (1, 19) begegnen: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten“ (Jes. 53, 4). Auf neue Vorstellungen aber stoßen wir im Galaterbrief, wo Paulus an die Fluchandrohungen des alttestamentlichen Gesetzes denkend, schreibt: „Christus hat uns erlöset vom Fluche des Gesetzes, indem er ward ein Fluch für uns“ (3, 13) und Römer 8, wo er von einem Gerichtetwerden der Sünde im Fleische Christi spricht (8, 3), und im Kolosserbrief (2, 14), wo er sagt, daß Gott unsern Schuldbrief vernichtet habe, indem er ihn ans Kreuz heftete. Auch das Bild vom Lösegeld, das Jesus selbst gebraucht, klingt mannigfach wieder in den apostolischen Aussagen. „Wisset“, sagt z. B. der erste Petrusbrief (1, 18), „daß ihr nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erlöset, d. h. losgekauft seid von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem teuern Blute Christi“; und ebenso begegnen wir bei Paulus (z. B. Gal. 2, 20) wie bei Johannes (1. Joh. 3, 16) dem im Gleichnis Jesu vom guten Hirten ausgesprochenen Gedanken der fürsorgenden Hingabe.

All diese neutestamentlichen Anschauungsformen leben noch heute in der Christenheit. Und n e u e Vorstellungsformen sind hinzugekommen: so die von dem „Verdienste Christi“, das uns angerechnet werde, von einer „Genugtuung“, die Christus für uns geleistet, von einem „Kampf“, den er für uns gekämpft habe, u. s. w.

Jede einzelne unter all diesen Anschauungsformen ist noch heute unveraltet, weil sie diesem oder jenem die Form wird, in der ihm die Bedeutung des Todes Jesu aufgeht. Darum soll keine von ihnen wertlos genannt werden. Einfache, schlichte Leute gebrauchen einfache Vorstellungsformen. Und wenn's auch u n s e r m Empfinden und Fühlen nicht ganz oder wenig entsprechend ist, wie gelegentlich von einfachen Christen und für einfache Christen von dem Blute Christi, von seinen Wunden, von der Strafe (oder gar der „Höllenstrafe!“) geredet wird, die er für uns getragen habe, — es ist doch sehr vornehm-selbstsüchtig und verkehrt, wenn wir daran für uns Anstoß nähmen. Wer das alte Evangelium wirklich verstehen will, muß es lernen, in der Einkleidung des Gedankens den Gedanken selbst, in den Anschauungsformen die Sache zu finden.

Grade unser Text kann uns dazu helfen. Denn ohne jedes Bild und ohne jede Einkleidung stellt er einfach die Sache selbst uns vor die

Augen: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Paulus weist hier, soweit ich die Stelle verstehe, zunächst einfach auf die Tatsache hin, daß Jesus Christus, der kein Sünder war, wie ein Sünder von andern behandelt worden ist; und an diese Tatsache schließt er zugleich d i e religiöse Deutung derselben an, daß G o t t es war, der Jesum so behandeln ließ und daß dies f ü r u n s, d. h. uns zu gute, geschehen sei, „a u f d a ß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Ein Zwiefaches also müssen wir ins Auge fassen, wenn wir den Apostel verstehen wollen: die Tatsache, auf die er uns hinweist, und jene drei Worte ihrer religiösen Beurteilung: G o t t hat den, der von keiner Sünde wußte, f ü r u n s zur Sünde gemacht, a u f d a ß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Die Tatsache, daß Jesus Christus wie ein Sünder vor andern behandelt ist, sie steht auch uns allen als eine gänzlich unbestreitbare vor Augen. Und daß er in gewöhnlichem Sinne des Wortes „unschuldig“ gelitten hat, wird noch heute kein Mensch leugnen, der seine Geschichte kennen lernt.

Diese Tatsache kann man feststellen ohne Glauben oder Unglauben. Dann aber gehen die Wege des Glaubens und des Unglaubens auseinander. An Jesu Person scheiden sich die Gedanken der Menschen, vollends gegenüber seinem Leiden. Man kann gedankenlos an ihm vorübergehen; wer aber nachdenkt, muß religiös zu ihm Stellung nehmen, sei es ablehnend im Unglauben, oder dankbar nehmend im Glauben. Denn wir sehen Jesum leiden, ohne daß er, der Feinfühlige, das allergeringste Schuldbewußtsein zeigt; ja, er ist sich bewußt, sein Leben zu einem Lösegeld für andere hinzugeben. Da bleibt nur eine doppelte Möglichkeit übrig. Entweder war er doch schuldig im zarteren Sinne, ging tragisch zugrunde wie andere, die, wie Goethe sagt, in wohlmeinender Schwärmerei „töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten“, oder er war wirklich der „Sündlose“. Dann aber muß es mit seinem Leiden eine eigene Bewandnis haben, die nur der verstehen kann, der an einen lebendigen Gott glaubt, der s e i n e Ziele auf Erden durchführt.

Uns allen weist der ganze Eindruck der Person Jesu den Weg. Ist's aber G o t t, der Jesum, obwohl er unschuldig war im vollkommensten Sinne, wie einen Sünder hat behandeln lassen; ist's G o t t, der „den, der von keiner Sünde wußte, zur Sünde gemacht hat“: so bleibt auch für unser Denken kein anderer Ausweg, als der, den die Worte des Apostels weisen „f ü r u n s“ und „a u f d a ß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Dies „für uns“ und „auf daß“ macht das Leiden Jesu uns verständlich. Kein Vater, der seines Kindes Bestes will, kann, so sahen wir schon vor drei Wochen, seinem zu sittlichem Verständnis gekommenen Kinde verzeihen, wenn es nicht sein Unrecht wirklich einsieht und wenn nicht Bürgschaft für ein Anderswerden geschaffen wird. W i r s i n d sittlich zurechnungsfähig; und der Vater im Him=

mel ist der Heilige, der auch uns heiligen will. Er hat sich dadurch, daß er den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde machte, die Möglichkeit geschaffen, uns zu verzeihen. Denn indem er die Vergebung der Sünden gebunden hat an den Glauben an Christus, hat er dafür gesorgt, daß die, welche in solchem Glauben der Vergebung sich getrösten, von ihrer Sünde innerlich geschieden werden. Daß sie sich an Jesum halten, wird zur Bürgschaft dafür, daß sie wirklich andere werden. Das ist verständlich, wenn es noch heute erfahrbar ist.

3.

Und es ist noch heute erfahrbar. Darauf laßt uns drittens noch unsere Gedanken richten.

Daß die Leidensordnung in der Welt um der Sünde willen da ist, das ist eine Ueberzeugung, die allen Menschenherzen tief eingeprägt ist. Sie bleibt auch da, wo die alten jüdischen Ueberlieferungen von dem Paradiese keinen Einfluß mehr auf das Denken haben. Und das ist sehr begreiflich. Denn wenn wir auch außerstande sind, diese Welt uns ohne Sünde und ohne Sterben und Vergehen zu denken, — wir sehen's doch, wie Gott, der Herr, durch das Leiden die Sünde im Zaum hält, wir erfahren es, daß Leiden uns nötig ist, weil wir selbstsüchtige, sündige Menschen sind. Daher beschleicht es uns wie ein Gefühl der Scham, wenn wir andere unschuldig leiden sehen. Es zieht uns durch den Sinn wie ein drückender Vorwurf, daß wir, wenn das Leiden auf Erden nach Schuld abgemessen würde, mehr Leiden verdient hätten, als sie. — Hier aber ist mehr als alles, was wir an unschuldigem Leiden um uns sehen können. Der, der von keiner Sünde wußte, ist zur Sünde gemacht! ist als Missetäter hingerichtet worden, als sei er so schuldig, wie je ein Mensch gewesen ist! Dem kann niemand, der ein empfängliches Herz hat, nachdenken, ohne daß seine Unvollkommenheit ihm aufs Gewissen fällt. Und unsere Unvollkommenheit ist Sünde. Ob's der Welt heute einleuchtet, oder nicht, — es ist doch so: unsere Unvollkommenheit ist Sünde, und sie scheidet uns von dem heiligen Gott!

Wenn jemand nun zu verstehen beginnt, daß dieser heilige Gott selbst es ist, der den, der von keiner Sünde wußte, zur Sünde gemacht hat, so keimt auch die Erkenntnis, daß das „für uns" das Geheimnis dieses Sterbens ist. Um dieses Unschuldigen willen, in seinem Schatten, von ihm gedeckt, dürfen wir dem heiligen Gotte nahen; er will uns trotz unsrer Sünde aufnehmen als mit ihm ausgesöhnte Kinder. „Lasset euch versöhnen mit Gott!" so klingt's uns vom Kreuze Christi entgegen.

Das ist der erste Schritt innerlichster, christlicher Erfahrung: diese Botschaft annehmen. Nicht so geschieht das recht, daß der Mensch aus irgend welchen äußern Gründen sich entschließt, es mit diesem Evangelium einmal zu versuchen. Das wäre „gemachter" Glaube. Gott zündet den wahren Glauben im Herzen an. Freilich nicht so, daß er gegen unsern Willen in unserm Herzen den Glauben aufwachsen läßt.

Man kann so wenig widerwillig glauben, wie man widerwillig lieben kann! So vielmehr geht's vor sich, daß Gott es dem Herzen und Gewissen bezeugt, daß er, der heilige, ewige Gott, es ist, der im Evangelium zu uns redet. „G o t t vermahnet durch uns: „Laßt euch versöhnen mit Gott!" sagt der Apostel. Je mehr wir dem Leiden Christi nachdenken, desto deutlicher sehen wir's: das kann den Menschen zu einer Botschaft des heiligen Gottes an sie werden. Kann die Heillosigkeit der Sündenmacht auf Erden sich erschrecklicher zeigen als hier? Jesu Reinheit, seine Güte, sein Wahrheitsernst hätte die Menschen niederzwingen sollen ihm zu Füßen. Aber das Gegenteil geschah! Verrat im Jüngerkreise, Herrschsucht bei den Pharisäern, gewissenlose Menschendienerei bei dem römischen Stadthalter, die Gesinnungslosigkeit der Volksmassen und die Rohheit der Soldaten, — das alles hat hier zusammengewirkt, den Heiligen zum Missetäter zu machen. Uns legt sich das beschämend auf die Seele. Wie muß es auf ihn gewirkt haben! Wie muß er die furchtbare Macht des Bösen wie einen Fluch, der auf der Welt liegt, empfunden haben! wie muß er's gefühlt haben, welche Kluft diese Macht der Bosheit aufrichtet zwischen den Menschen und dem heiligen Gott, dessen Gemeinschaft er festhielt auch am Kreuze! Die ganze Heillosigkeit der Sünde, die wir nur ahnen, hat er, der H e i l i g e empfunden. Und doch hat er gebetet: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun" (Luk. 23, 34). Uns allen sagt er, was er den Volksmassen zurief, die mit hinausgingen nach Golgatha: „So man das tut am grünen Holz, was soll am dürren werden?" (Luk. 23, 31). Wir alle sind wie dürres, unfruchtbares Holz; er aber hat sich in den Tod gegeben — um unsertwillen.

Deutlicher kann uns Gott seinen Ernst und seine Liebe, die uns herumholen will, nicht zeigen, als dadurch, daß er das Kreuz Jesu auf Golgatha aufgerichtet hat und uns sagen läßt, um unsertwillen habe er's getan, und so auffordern läßt an seiner statt: „Lasset euch versöhnen mit Gott!" nehmt die Vergebung der Sünden, die er euch um Christi willen anbietet, im Vertrauen auf Christus auf!

Wem nun dies Evangelium als ein Gotteswort ins Herz dringt, der erfährt es, daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht hat, „a u f d a ß wir würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." Denn das zunächst ist diese Gerechtigkeit, daß wir keine Gerechtigkeit vor Gott geltend machen, sondern nur um Christi willen der Gnade und Liebe Gottes vertrauen. Aber eben dies Nicht-von-sich-selbst-sein-wollen — das ist's, was Gott bei uns sucht! Dann stehen wir recht zu ihm, wenn wir schlechterdings gar nicht mehr auf unser fadenscheiniges Gutsein pochen, sondern vor ihm, dem Heiligen, der unsers Herzens innerste Falten kennt, es uns sagen: Ich bin zwar nicht wert, daß ich sein Sohn heiße (vgl. Lukas 15, 19); aber weil er in seiner Barmherzigkeit mich zu sich ruft um d e s willen, auf dem lückenlos sein Wohlgefallen ruhen konnte, so komme ich zu ihm mit ganzem, vollem Vertrauen, das lediglich auf seine Gnade sich verläßt. So wird das

Menschenherz frei von sich selbst, indem es sich ganz d a h i n e i n findet:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd.

Aber Paul Gerhardt fährt fort:

Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe wert.

Auch das können wir e r f a h r e n! Denn der Glaube, daß wir vor Gott angenehm sind nur um Christi willen, er scheidet uns innerlich von der Sünde, die Jesu gegenüber ihre häßlichste Gestalt gezeigt hat. Je mehr wir Jesu Liebe gegen uns erkennen, die ihn gehorsam werden ließ dem Heilsplan seines himmlischen Vaters bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze (Phil. 2, 8), desto häßlicher wird uns die Sünde. Und je häßlicher, je fluchwürdiger uns die Sünde wird, desto treuer, desto inniger halten wir uns an den, der f ü r u n s sich zur Sünde hat machen lassen. Er aber ist der Heilige; sein Wort, sein Vorbild, seine Gemeinschaft, sie lehren, wie aus dem neu gewordenen, vom Dünkel innerlichst losgelösten Herzen wirklich gute Werke hervorgehen. D a s wissen wir alle schon aus der Erfahrung — und läge die Erfahrung weit zurück —: solange wir wirklich in der Gemeinschaft mit Jesu uns fühlen, auf sein Vorbild sehen, seine Worte zu Herzen nehmen, auf seine Kraft, die uns helfen will, uns verlassen, solange bleiben wir auf gradem Wege. Wer Sündenvergebung hinnimmt um Christi willen — und auf Sündenwegen oder Heuchelwegen bleibt, der b i l d e t s i c h n u r e i n, er habe die Vergebung hingenommen. Wo die Sündenvergebung um Christi willen im H e r z e n aufgenommen wird, da macht sich das Herz nicht nur frei von Sündenschuld, sondern aber dadurch auch neu, demütig vor Gott, willig und fröhlich, seinen Willen zu tun. Das ist die Kraft des alten Evangeliums, die wir alle erfahren können.

Es liegt nicht am alten Evangelium, wenn die Menschen der Gegenwart diese Erfahrung nur zu einem geringen Teile machen. Daran liegt's, daß sie nur nach außen hin leben, das innerste Leben der Seele absterben lassen. Das innerste Leben der Seele quillt nur aus der Gemeinschaft mit dem ewigen Gott. Daß wir sie finden, dazu hat er Jesum Christum hingestellt in unsere Welt, sein Kreuz aufgepflanzt als ein Panier, um das die Menschen sich sammeln sollen. „Für uns", das ist die Inschrift dieses Kreuzes, ohne die es nicht verstanden wird. Wie wir's verstehen, d. h. in welchem B i l d e, in welcher V o r s t e l l u n g s f o r m, — daran liegt nicht viel. Aber daß wir's verstehen, indem wir die Kraft des Kreuzes Christi erfahren, — das ist von entscheidender Bedeutung für unser Leben und Sterben. Gott helfe uns immer mehr zu solchem rechten Verständnis! Amen.

Rede bei der Trauerfeier des † Kirchenrates, Dr. phil. jub. Ernst Siedel,

gehalten im Sterbehause in Dresden am 19. Februar 1908, über Psalm 146 von G. Zeißig, Pastor zu St. Jakobi, Dresden.*)

Wir geben nachstehend die Trauerrede zum Gedächtnis eines seltenen Mannes, der nach reich gesegnetem 40jährigen pastoralen Wirken noch eine literarische Nachlese reich gesegneter Wirksamkeit sehen durfte. Seine Schriften: „Weg zur ewigen Jugend" und „Weg zur ewigen Schönheit" sind bleibende Denkmäler für den Mann, der selbst bis ins hohe Greisenalter jung blieb im Geiste, und in der Kraft des Herrn noch im Segen wirkte, wenn andere matt und altersschwach zusammenbrechen.

Möge das Lebensbild eines solchen reich gesegneten Mannes belebend und erfrischend wirken auch auf unsere so geistesarme und -matte Gegenwart.

„Im Herrn geliebte Leidtragende! Eine große Woche im Reiche Gottes ist's, in der wir stehen. Am Sonntag, dem 16. Februar, der Geburtstag Philipp Melanchthons. Gestern, am Dienstag, der Todestag Martin Luthers. Am Freitag der hundertjährige Geburtstag Wilhelm Löhes, am Sonnabend der Geburtstag Tobias Becks, des schriftkundigen Tübinger Theologen. Eine Wolke von Zeugen, die uns emporhebt aus der streitenden in die triumphierende Kirche. In dieser Woche nun, am Vorabend von Luthers Tode, ist, nahe 88 Jahre alt, der Mann von uns geschieden, dem diese stille Stunde geweiht ist: Dr. Ernst Siedel, Kirchenrat und ehemaliger Pfarrer von Tharandt. Köstlich wie sein Leben war sein Sterben. Am vergangenen Donnerstag nahm er noch einen Jüngling ins Weiße Kreuz auf. Am Freitag richtete er ein ernstes, väterliches Schreiben an einen auswärtigen Studenten. Da plötzlich, mitten in der Arbeit, überfiel ihn der Schüttelfrost. „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Am Montag früh bekam ich die Nachricht, daß er nicht unbedenklich erkrankt sei, am Montagabend stand ich bereits an seinem Sterbebett. Er erkannte mich gleich. „Heute müssen wir's kurz machen, du lieber Bruder," und „Sprich nicht so laut, ich höre ganz gut, ich danke dir auch recht für deine Liebe," das waren seine letzten, wie immer herzlichen Worte zu mir, als ich mit ihm betete. Auch dem treuen Arzt dankte er für seine sorgsame Pflege aufs Innigste. Eine heilige Ruhe lag über Sterbe- und Studierzimmer. Seine seelsorgerlichen Dienste beschäftigten ihn bis in die letzten Stunden hinein. So bat er, man möge doch nicht vergessen, daß sein „Weg zur ewigen Jugend" in einigen Exemplaren billiger verkauft würde. Ein Freund habe ihm das Geld dazu gegeben. Damit eilten seine Gedanken schon der ewigen Heimat zu. Sanft und feierlich, ohne jeden Todeskampf,

*) Aus Reden und Ansprachen bei der Trauerfeier des † Kirchenrates Dr. phil. jub. Ernst Siedel. 24 Seiten. Als Manuskript gedruckt. Verlag von C. Ludw. Ungelenk, Dresden. Vgl. Seite 393 in diesem Heft.

schlummerte er abends 1/2 8 Uhr ein. „Du kannst durch des Todes Türen träumend führen und machst uns auf einmal frei." Nun werden sie ihn längst schon begrüßt haben alle die Seligen, denen er so klar und warm „den Weg zur ewigen Schönheit" zeigen durfte. „Da ruft, o möchte Gott es geben, vielleicht auch mir ein Selger zu: Heil sei dir, denn du hast das Leben, die Seele mir gerettet, du! O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein!" Auch wir Lebenden gedenken an alles, was er uns gewesen ist und was er uns gegeben hat und werfen noch einen letzten, kurzen Blick auf seine geistesfrische Persönlichkeit.

Ernst Karl Gottlob Siedel wurde geboren am 27. Februar 1820 in Mahlitzsch bei Roßwein. Einfache Förstersleute waren seine Eltern. Eine sonnige Kindheit war ihm beschieden an der Seite von zwei Brüdern und vier Schwestern. Wie gern würde die allein noch lebende Schwester jetzt unter uns weilen, wenn nicht Alter und Schmerz sie zurückhielten. Innerlich nahe stand ihm besonders ein Bruder, der uns allen unvergeßliche Kaufmann C. G. Siedel, der vor wenig Jahren dem älteren Bruder voranging in die Herrlichkeit. Schon als Knabe fing Ernst Siedel an zu predigen von einem Stuhl herab. Kinder waren seine Zuhörer. Nach der Dorfschule besuchte er die Kreuzschule in Dresden. Er lernte gut, doch machten weder der Religions- noch der Konfirmandenunterricht Eindruck auf ihn. Wenige Wochen vor seinem Tode erzählte er mit Schmerzen, wie wenig Zucht und Ernst in letzterem damals herrschte. Auf der Hochschule, in Jena und Leipzig, verlor er vollends den frommen Kindesglauben. „24 Jahre ein Christ; 24 Jahre unter Christen; 18 Jahre in Schulen und am Ende keinen Glauben. O du lieber, lieber Schächer zur Rechten, wie groß ist dein Glaube! Drei Stunden nur ist er beim Herrn in der Schule gewesen und wie viel, wie fest, wie klar hat er glauben gelernt!", das ist sein eigenes Geständnis in einer Karfreitagspredigt über Lukas 23, 32—43. Aber auch ihm schlug die rettende Stunde. Auch bei ihm hieß es: Ein Sohn so vieler Gebete kann nicht verloren gehen. Die treue Liebe und Fürbitte seiner gottesfürchtigen Mutter siegte. Und wunderbar! Ebenso wie Löhe, der bekenntnistreue Lutheraner durch den reformierten Professor Krafft in Erlangen, den fand, den seine Seele liebte, so verdankte Siedel den Umschwung seines Herzens einem frommen Weingutsbesitzer in der Nähe von Genf, der Stadt Calvins. Nun folgte eine doppelt herrliche Hauslehrerzeit in der Schweiz und in Italien, wo er in der deutschen Botschaftskapelle auf dem römischen Kapitol den wahren, evangelischen Glauben verkündigte, bis er endlich mit 31 Jahren in sein später so geliebtes Tharandt kam, direkt berufen vom Kirchenregiment. Daß dies ohne all sein Zutun geschah, war ihm besonders wichtig. Er wußte, auf diesen Posten hat dein Gott dich gestellt. Hier halte aus, komme, was da kommen mag. Und es kam genug und übergenug. Zwar deuchte es ihm am 31. August 1851, dem Tage seiner Ordination „als ob er nicht mehr auf Erden, sondern schon im Himmel wäre, so selig war er," aber

dann brauste bald ein Geistessturm durch das kleine Städtchen, wie ihn das stille Tal mit seinen „Heiligen Hallen" noch nicht erlebt hatte, ja Ernst Siedel ward der „verschrieenste und verrufenste Pfarrer im Lande". Es war die Zeit des Uebergangs vom alten, trockenen Vernunftglauben zum kraftvollen, reformatorischen Jesusglauben. Man tat sich viel zu gut auf seine Tugend, auf seinen Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Nun kam dieser junge Pastor und predigte rücksichtslos, schonungslos Buße und Bekehrung. Da empörte sich das träge, trotzige Menschenherz. Umsonst! Ernst Siedel hatte eine eherne Stirn. Er stand wie eine Mauer. Und siehe da! Durch Sturm ging es zur Stille. „Der Herr bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen." Kinder Gottes wurden geboren wie der Tau aus der Morgenröte. „Wenn Gottes Winde wehen vom Thron der Herrlichkeit und durch die Lande gehen, dann ist es selge Zeit." Von weit und breit strömten heilshungrige Seelen herbei. Kopf an Kopf stand die lauschende Menge in dem Bergkirchlein, thronend über Tharandt, wie der Tempel über Jerusalem. Hier ging er in Erfüllung der 146. Psalm, überschrieben „Die ewige Treue Gottes," der Psalm, den der Entschlafene so lieb hatte und den er sich zum Abendsegen auserwählt hatte an seinem Sterbetage. Woran er sich nicht mehr erqquicken konnte, das wollen wir jetzt nachholen. „Der Herr speiset die Hungrigen. Der Herr löset die Gefangenen. Der Herr machet die Blinden sehend. Der Herr richtet auf, die niedergeschlagen sind. Der Herr liebet die Gerechten (V. 7—8)." Aber auch das andere ward zur Wahrheit: „Wohl dem, des Hilfe der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf dem Herrn, seinem Gott, stehet, der Himmel, Erde, Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat; der Glauben hält ewiglich; der Recht schaffet denen, so Gewalt leiden (5—7)." Ja, Gott schaffte ihm Recht. Gar bald erkannte man: dem Mann ist es ein heiliger Ernst. Der „läßt sich eher in Stücke reißen, als daß er nur ein Jota vom allerheiligsten Glauben verschweigt und aufgibt." Und zu dem! Seinen Worten entsprach sein Wandel. Man sah, wie er Trepp auf, Trepp ab stieg, wie er sich keine Ruhe gönnte, wie er noch betete und arbeitete, wenn die Leute schon längst schliefen. Man sah, wie er die Kinder und Konfirmanden, die Jünglinge und Jungfrauen zum Guten anhielt, wie er sorgte für die Armen und Bedrängten, wie er der Stadt Bestes suchte und dem alten Gott und Glauben Respekt verschaffte. „Der Herr behütet die Fremdlinge, und erhält Waisen und Witwen, und kehret zurück den Weg der Gottlosen. Der Herr ist König ewiglich, dein Gott, Zion, für und für. Hallelujah (V. 9—10)." So kam's denn, daß Pfarrer Siedel bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum hohe Anerkennung und viel Liebe und Dankbarkeit erfuhr. Auch an ihm erfüllte sich Gottes Verheißung: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." Endlich, am 4. Oktober 1891, nach 40jähriger Tätigkeit schlug für ihn die Stunde des Abschieds. „Ich kann nicht mehr! Ja wirklich, ich kann nicht mehr!" mit diesem Seufzer riß er sich, 71 Jahre alt, los von seiner Gemeinde, der zu Liebe er

auf jede andere Stelle verzichtet hatte. „Vielleicht sind manche froh, daß sie mich los werden; aber sie irren sich. Wenn ich auch weggehe — los werden sie mich doch nicht, sondern, wie ich bisher alle Tage für sie gebetet habe, so werde ich für sie beten, so lange ich lebe." „Wie es aber gehen soll, wenn ich nicht mehr predigen und amtieren kann — das weiß ich nicht; aber das weiß ich, wenn ich von hinnen ziehe, daß mein ganzes Herz hier bleibt. Wenn sie mich aber wieder herbringen werden im Sarge, damit der Hirte ruhe mitten unter seiner Herde, dann könnt ihr an meinem Grabe sagen: der Mann hat nur für uns gelebt und hat uns gedient und geliebt mit ganzem und treuem Herzen."

„Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe," das erfuhr auch Ernst Siedel. Kaum hatte er sich häuslich eingerichtet in seinem lieben Dresdner Heim, da erfolgte eine Nachlese, ein Nachfrühling, so reichlich, so herrlich, daß wir staunen und anbeten können. Da gab er seine kernigen Evangelien- und Epistelpredigten heraus, da schrieb er seine köstlichen Bücher für Jünglinge und Jungfrauen, da erschien in nunmehr 100,000 Exemplaren sein „Aufruf an die Männerwelt: Der Bund des Weißen Kreuzes." Das ist wahrhaft hausbackene, gesunde Kost für unser Volk in seltener Volkstümlichkeit. Da ist nicht eine Zeile langweilig, da möchte man nur immer weiter und weiter lesen, sich anfeuern und trösten lassen. Dazu kam seine seelsorgerliche Arbeit im christlichen Verein junger Männer. Weit über Sachsen und Deutschland hinaus ward sein Name bekannt. „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein." „Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein."

Was war es nun, was Ernst Siedel so groß machte? Er war darum so groß, weil er so klein war in seinen eignen Augen. Wollten wir ihn jetzt rühmen nach seinem irdischen Wesen, es wäre ganz und gar gegen seinen Willen. „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deine Gnade und Wahrheit." In seiner Abschiedspredigt spricht er es aus: „Der Herr hat mir geholfen, mich immer auf das unterste Bänkchen zu setzen als den Vornehmsten unter den Sündern. Hätten andere solche Gnadenführungen gehabt, wie ich, sie wären wahrscheinlich viel besser geworden als ich." Auch wenn ich ihm in den letzten fünf Jahren gewöhnlich drei Mal im Jahr das heilige Abendmahl reichte, konnte ich nicht genug Buße und Beugung predigen. Es fiel mir manchmal schwer. War er doch fast 50 Jahre älter als ich. Wie demütig, kindlich, verlangend saß er in seinem Lehnstuhl. Ich hatte selbst immer den größten Segen. Und wie erkenntlich war er am Schluß. Da leuchteten seine Augen. Da kam bald ein Brief, ein Buch „als geringer Ausdruck des herzinnigsten Dankes für die treuen Liebesdienste." „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue," das war sein ständiges Lobgebet. Groß war Ernst Siedel als Hausvater und Hauspriester, als Freund und Mensch. Was war da für ein christliches Familienleben in der ersten Ehe. Wie sonnig war das kurze Glück in der zweiten. Wie liebte er Humor und

Heiterkeit bei Tisch. Wie haßte er alles Reden und Richten über andere. Wie weit stand sein Herz offen für die ganze schöne Gotteswelt in Natur, Kunst, Poesie und Wissenschaft. Wie gern führte er seine Gäste selbst ein in den Reichtum unserer Galerie. Wie gediegen waren seine Kenntnisse, wie umfassend seine Bildung. Wer in ihm einen starren, verknöcherten Konfessionellen vermutete, sah sich schnell aufs angenehmste enttäuscht. Im Fluge flogen ihm die Herzen zu, als er als „alte ausgediente Fregatte" in Bielefeld beim Weißen-Kreuzfest seinen herzhaften, zündenden Vortrag hielt. Und wie innig und väterlich war das Verhältnis zu seiner ihn so treu und verständnisvoll pflegenden Tochter. Wie gleichmäßig liebevoll und aufmerksam war sein Verkehr mit seiner dem Hauswesen vorstehenden Schwägerin und den andern Verwandten. Etwas Ritterliches und Zuvorkommendes gegen jedermann war ihm eigen. Die Liebe und Lindigkeit Jesu lag wie ein süßer Geruch über seinem ganzen Wesen. Er wußte, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet. — Was er aber im Kämmerlein sich erbat und errang, das gab er seiner Gemeinde wieder als Seelsorger, Prediger und Beichtvater. Er ruhte nicht, bis er auch an die entfernteste Seele herangekommen war. Er führte genau Buch über die einzelnen Personen und Familien. „Keine Stube, keine Kammer, wo ich nicht Seelsorgerdienste hätte zu tun gehabt." Welche Freude, wenn er wieder einen herumgebracht hatte. Auf seine Kanzel stieg er stets „mit Zittern und Zagen, weil er dachte: meine armselige Predigt taugt nichts und ich kann nichts." Ueberhaupt hatte er gleich jedem rechtschaffenen Diener Gottes „bei Ausübung seines Amtes immer mit viel Angst zu kämpfen." „Aber wenn ich dann meine Kniee beugte und den Herrn aus der Tiefe meiner Verzagtheit anschrie, dann war alle Angst weg und ich konnte allezeit frisch und freudig predigen." Er begnügte sich auch nicht mit den Sonntagschulgottesdiensten, er hielt Advent- und Passionswochengottesdienste, Missionsstunden, Kindergottesdienste, Katechismusunterredungen, er gründete einen Jünglings- und Armenverein, drang auf Hausgottesdienste und übte „mit größter Liebe und Barmherzigkeit, aber auch mit aller Entschiedenheit und ohne Ansehen der Person" Kirchenzucht. Menschenfurcht und Menschengefälligkeit kannte er nicht. „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen. Denn des Menschen Geist muß davon und er muß wieder zur Erde werden; alsdann sind verloren alle seine Anschläge (Vers 3—4)." Am eindrucksvollsten aber erschien Siedels Persönlichkeit bei der Feier des heiligen Abendmahls. Da lag die Weihe Gottes auf seiner Stirn. Da kam sein ganzes priesterliches, geheiligtes Wesen zur vollen Geltung. Da fühlte man ihm die Realität der Worte ab: Es ist der wahre Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi. Daher auch seine Wertschätzung der Privatbeichte und die Einführung der Sonnabendbeichte, welcher die Ausspendung des heiligen Abendmahl als Krone des Sonntagsgottesdienstes folgte.

So steht Ernst Siebel vor uns als das Vorbild eines echten und rechten Lutheraners, klar, fest, gesund, entschieden in der Lehre, mild, liebevoll, weitherzig, weitblickend im Leben, als das Vorbild eines demütigen, mutigen, sturmerprobten Christen, der stetig St. Pauli Mahnung vor Augen hatte: „Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken. Denn wo du solches tust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören.“ Wohlan so sei sein Leben, Streiten, Siegen uns ein Ansporn zu einem geheiligten, fruchtbaren Wandel, zu einem seligen, fröhlichen Sterben. So tröste der Herr, unser Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, alle lieben Leidtragenden — obwohl es uns schwer fällt, von Leidtragenden zu reden bei diesem begnadeten Leben, bei diesem sonderlich trostreichen Sterben. Vielmehr möchten wir schließen angesichts des Segens, den der nun Vollendete nah und fern gebracht hat und noch bringen wird mit den Anfangsworten unsers 146. Psalms: Lobe den Herrn, meine Seele! Ich will den Herrn loben, so lange ich lebe, und meinem Gott lobsingen, weil ich hier bin. Amen.

Zur Frage der Revision unseres Katechismus.

Im Bericht des Verlagsdirektoriums dieses Jahres (1908) ist Seite 74 angedeutet, daß eine Revision unsers Evangelischen Katechismus erwünscht wäre und erstrebt werde. Eine Umarbeitung, resp. Verkürzung und Vereinfachung unsers Katechismus wird gewünscht. — Es ist dem Schreiber dieses bei mehr als 30jährigem Gebrauch unsers Katechismus immer von neuem, und bei zunehmendem Alter um so eindrücklicher geworden, daß unser Katechismus für *unsere* Kinder, wie wir sie in unserm Unterricht haben, zu schwer, zu umständlich und ausführlich, zu theologisch gehalten ist. Eine Umarbeitung ist gewiß sehr wünschenswert. Aber der bloße Gedanke daran muß auch sofort erinnern, welche Schwierigkeiten mit der Revision unsers Katechismus verbunden sind. Wir sind jetzt ein großer Körper mit mehr als 1000 Pastoren und viel mehr als 1000 Gemeinden. Die letzteren haben jedenfalls auch ein Wort mit dazu zu sprechen, und es ist kaum anzunehmen, daß alle sofort ohne Weiteres sich bereit erklären, die Lösung dieser Frage vertrauensvoll in die Hände der Pastoren zu legen. Leicht kann da das Mißtrauen sich einschleichen, es handle sich um eine Art „Modernismus,“ wie es in der römischen Kirche genannt wird. Man braucht aber gar nicht für die moderne Theologie begeistert sein und kann dennoch durch jahrelange Praxis zu der Ueberzeugung kommen: Unser Katechismus sollte revidiert, verkürzt, umgearbeitet, vereinfacht werden! Ich weiß nicht, wie viele der Brüder im Amt für sich diese Ueberzeugung gewonnen haben; es wird aber wohl je länger, je mehr zu einer nicht abzuweisenden Aufgabe werden.

Doch sollte die Sache nicht überstürzt werden! Es ist nicht viel mehr als ein Jahr bis zur nächsten Generalsynode. Diese Zeit ist sicher zu kurz, um schon einen fertigen Entwurf vor die Generalsynode zu

bringen. Ehe wir so weit gehen, sollte doch den Distrikten Gelegenheit gegeben werden, sich diese Sache gründlich zu überlegen. Und nur wenn eine wirkliche Mehrheit der Distrikte gutwillig darauf eingeht, sollte der Versuch eines neuen Entwurfs gemacht werden. Es wird schwer genug halten, einen Entwurf zustande zu bringen, der möglichst allgemeine Zustimmung findet. — In der badischen Landeskirche, wo infolge des vorherrschenden Liberalismus die Katechismusfrage chronisch ist, tauchte vor einiger Zeit ganz unerwartet von *seiten der Liberalen* der Vorschlag auf, alle neueren Katechismen abzuschaffen und — den *lutherischen Katechismus* einzuführen.

In Baden besteht seit 1817 die *Union*. Baden-Durlach war von alters her lutherisch; das badische Unterland kam von der reformierten Kirche der Pfalz an die badische Oberhoheit. So sind also lutherische und reformierte Landesteile in Baden zu einer einheitlichen evangelischen Kirche verschmolzen. Ernstlicher Widerstand gegen den alten lutherischen Katechismus wäre auch in den ehemals reformierten Landesteilen kaum zu erwarten. Doch das war ein Vorschlag, der, so überraschend es war, daß er von liberaler Seite gemacht wurde, trotzdem nicht in genauere Erwägung gezogen wurde.

Welche Aufnahme würde bei uns ein solcher Vorschlag finden? Von seiten der *Gemeinden* hätten wir vielleicht wenig oder keinen Widerstand zu erwarten, zumal da die *Evangelischen*, welche aus der preußischen Landeskirche kommen, doch meist den lutherischen Katechismus gelernt haben. Und wie viele sind zu uns aus dem lutherischen Lager nur darum gekommen, weil sie von dem fanatischen Konfessionalismus und von dem gesetzlichen Richtgeist vieler lutherischen Kirchen nichts wissen wollen. Sie sind von Kind auf lutherisch unterrichtet und erzogen, nur in einem *evangelischen* Geiste, der andere Brüder nicht richtet und ausschließt. Diesen Leuten würde gewiß der lutherische Katechismus im hohen Grade willkommen sein. Es dürfte wenig reformierte Christen und Gemeinden im Verband unserer Synode geben, denen die Einführung des lutherischen Katechismus in unserer Synode ein Aergernis wäre. Allerdinge wäre dann doch noch zu überlegen, welche Stücke des ursprünglichen Katechismus allenfalls wegzulassen wären. Es wäre zu fragen, ob die Lehre vom Schlüsselamt und die Haustafel beizubehalten sei oder nicht. Doch dieser Frage braucht nicht näher getreten zu werden, ehe die Vorfrage bejaht ist, ob eine große Majorität widerspruchslos die Einführung des lutherischen Katechismus gutheißen würde.

Widerspruch möchte kommen von den Brüdern, die von Jugend auf in der reformierten Kirche aufgewachsen sind und etwa den Heidelberger Katechismus gelernt haben. Doch dürfte es wohl nur eine kleine Zahl solcher Brüder sein in unserm Synodalkreis, die aus *diesem* Grunde, weil sie von Haus aus reformiert sind, sich der Einführung des lutherischen Katechismus widersetzen würden. Andere Gründe gegen Aenderung im Katechismus mögen eher daher abgeleitet werden, daß unser

jetziger Katechismus schon fast den Rang einer Bekenntnisschrift gewonnen hat. Doch, da derselbe nicht in unserm Bekenntnisparagraphen ausdrücklich mit genannt ist, wohl aber der lutherische, so dürfte die Abschaffung des bisherigen und Einführung des lutherischen Katechismus keinen rechtlichen Schwierigkeiten begegnen, wenn die Aenderung nur ohne Aergernis und Spaltung mit dem guten Willen aller Beteiligten erfolgen kann.

Die Einführung von Luthers Katechismus hätte sicher vieles für sich. 1. Es erfordert ein gutes religiöses Genie, um einen wirklich guten Katechismus herzustellen, der allen Erfordernissen zu entsprechen vermag, die an ein solches Volks- und Kinderbuch zu stellen sind. Unsere Zeit der Zersplitterung und des einseitigen Intellektualismus scheint am wenigsten geeignet, ein solches Volksbuch zu produzieren und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

2. Luther ist von vornherein eine religiöse Autorität ersten Ranges. Er war ein Mann aus dem Volk und für das Volk; er verstand es, volkstümlich sich auszudrücken und hat in seinem kleinen Katechismus die religiösen Grundfragen in solcher praktischen Kürze und Einfachheit zusammengefaßt, daß dieses Buch für alle Zeiten als ein klassisch-mustergiltiges religiöses Lehrbuch gelten darf. In diesem Katechismus ist kein Raum für konfessionelle Streitigkeiten. Wir würden *unsere* Zählung der Gebote beibehalten und auch in der *Abendmahlslehre* möglichst bei der jetzigen Fassung zu bleiben haben. Da wäre bald und leicht ein Entwurf herzustellen, der aller Beachtung wert wäre. Zwischen die Fragen müßte dann aus dem bisherigen Katechismus eine Auswahl von Sprüchen eingefügt werden, die zur Erläuterung des betreffenden Lehrstückes nötig und dienlich sind. Es könnte in dieser Beziehung von vornherein ins Auge gefaßt werden, daß nur eine kleinere Anzahl von Kernsprüchen von den Kindern memoriert werden sollten, die man dann mit einem Stern bezeichnen sollte. Eine zweite Reihe von Sprüchen mit zwei Sternchen könnte beigefügt werden für solche Kinder, die bessere Gaben haben zum Memorieren. Will man dann zur Erläuterung des betreffenden Lehrstücks noch einige weitere Sprüche beifügen,, die nicht gelernt werden sollen, so würden diese ohne besondere Bezeichnung zu lassen sein.

Auf diese Weise könnte diese Frage ohne Zweifel viel leichter gelöst werden als durch irgendwelche Neubearbeitung des bisherigen Katechismus, und wir würden ohne allen Zweifel dem Wunsch sehr vieler Gemeinden in unserm Verband entgegenkommen, die, ehe sie zu uns kamen, den lutherischen Katechismus im Gebrauch hatten und nur sehr ungern sich der Forderung fügten, unsern jetzigen Katechismus an die Stelle des lutherischen zu setzen.

Doch neben die Frage des Katechismus tritt mit gleicher Wucht die Frage nach einem entsprechenden *Lehrgang* im Religions-, resp. Konfirmandenunterricht. Der Katechismus braucht durchaus nicht das ganze Material darzubieten, das zu einem einigermaßen vollständigen

Unterrichtskurs der christlichen Lehre nötig ist. Es genügt, wenn der Katechismus die unerläßlichen Grundwahrheiten in solcher Form darbietet, daß sie sich wie Spieße und Nägel ins Herz und ins Gedächtnis des Kindes einprägen und darin das ganze Leben lang haften bleiben. Je weniger solches Material zu memorieren ist, um so fester kann es gelernt und eingeprägt, um so öfter wiederholt werden und um so besser wird es auch behalten werden. Wenn dagegen ein solches Lehrbuch in behaglicher Breite alle möglichen Fragen erörtert und noch dazu in abstrakten, theologischen Definitionen, wie man sie von der reformatorischen Theologie gewöhnt ist (man denke an unsere „Heilsordnung" mit ihren Theologumenen), so zersplittert es die Kraft der Kinder auf viele Punkte, die zur Zeit noch weit über seine Erfahrung und Gedankenwelt hinausgehen, und mutet dem Kinde mehr zu als es zu tragen und zu behalten vermag.

Auch wird ein theoretisch angelegter Lehrer resp. Pastor durch solchen Katechismus leicht verführt, in theoretischen Abstraktionen über die Köpfe der Kinder hinweg zu dozieren und theologische Fragen zu entwickeln, die selbst für Erwachsene aus dem Volk noch zu starke Speise sind.

Da ist ein Katechismus entschieden vorzuziehen, der, wie der lutherische, sich kurz und knapp auf die Grundstücke christlichen Glaubens, christlicher Lehrer und christlichen Lebens beschränkt und dieselbe in Form des Bekenntnisses ausspricht. Ein solches Lehrbuch ist dann der Rahmen, in welchen der Lehrer des Religionsunterrichts das Gebäude der christlichen Heilswahrheit nach einem eigenen, wohl durchdachten Schema einzufügen hat. — Schreiber dieses hat in einem früheren Jahrgang, April 1897, einen kurzen Entwurf veröffentlicht, wie er seinen Lehrgang im Religions- und Konfirmandenunterricht eingerichtet hat.*) Vielleicht nur wenige der Leser haben jenes Heft zur Verfügung und es dürfte erwünscht sein, wenn ich ein andermal genauer auf solchen Entwurf eines Lehrganges eingehe. Die Grundgedanken, die ich in jenem kurzen Aufsatz vertreten habe, stehen mir auch jetzt noch fest. Und es scheint mir von großer praktischer Bedeutung, wenn der Katechet sich klar macht, wie er in genetischer Stufenfolge seine Schüler einführen kann in das ganze Lehrgebäude des christlichen Glaubens. Von der ersten Unterrichtsstunde an womöglich nichts zu lehren und vorzunehmen, das über die jetzige Fassungskraft und den Denkkreis des Kindes hinausgeht und nur allmählich in stufenmäßiger Entwicklung und unter stetigem zu Grundelegen der biblischen Geschichte, beginnend mit der Schöpfungsgeschichte, fortzufahren bis zum Ende — das ist im Allgemeinen der Plan, der dort kurz angedeutet wurde. Einen kurzen Leitfaden für den Katecheten herzustellen, wie er unter Berücksichtigung des

*) Leider sind dort einige sinnstörende Fehler stehen geblieben, die hier zum besten derer, die etwa das Heft nachschlagen, verbessert werden sollen. Seite 100, 23. Zeile von oben, muß es heißen: demnach, statt dennoch; Zeile 26 und 27, statt unbekannten soll es heißen: fremden (= heterogenen). Seite 101, Zeile 22, statt icht — nicht.

uns, hier in Amerika, zur Verfügung stehenden Kindervolks, seinen Katechumenen eine stufenmäßig fortschreitende Darstellung und Auslegung der Hauptartikel des christlichen Glaubens geben kann, in welcher die biblische Geschichte und die Lehre des Katechismus innigst mit einander verflochten sind — das dürfte neben einem kurzen Katechismus das Haupterfordernis sein, das wir zu erfüllen trachten sollten. Dem Katechismus dürfte dagegen als Anhang ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte bis zur Vereinigung der getrennten Konfessionen beigefügt werden, um so die Entstehung der evangelischen Kirche geschichtlich darzulegen und zu begründen.

Zum Schluß fügen wir hier noch die nachfolgenden Notizen aus der „R. K. Ztg.“ bei:

„Die Frage, ob die Reformierte Kirche nicht einen kürzeren und einfacheren Leitfaden für den Konfirmandenunterricht haben sollte als den Heidelberger, kam zu spät vor die Generalsynode in York, als daß sie hätte in Erwägung gezogen werden können.“

„Die General-Assembly der Presbyterianer in Kansas City, Mo., sprach sich für Herstellung eines neuen Katechismus durch ein Komitee aus. Er soll nicht als neue Bekenntnisschrift, sondern als Hilfsmittel für den Jugendunterricht dienen.“

Also fühlt man auch in andern Kirchen das Bedürfnis der Verkürzung und Vereinfachung.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Deutsche theologische Arbeit in Amerika.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in „Deutscher Evangelist“, einem Blatt, das im Auftrag der Konvention der deutschen presbyterianischen Prediger und Aeltesten des Ostens und herausgegeben von den Pastoren Herm. K. Gruhnert und R. Stier zweimal monatlich erscheint, einen Aufsatz, aus welchem wir hier einige Mitteilungen machen wollen.

Es wird da zuerst darauf hingewiesen, welche hervorragende Stellung die deutsche Gelehrsamkeit auf allen Gebieten des theoretischen Wissens einnimmt, und wie sehr andere Nationen sich hauptsächlich in ihren wissenschaftlichen Leistungen auf die Ergebnisse deutscher Forschung stützen. Dann fährt der Herr Verfasser fort:

Das gilt von der theologischen Wissenschaft im engeren Sinne. Hier wie kaum auf einem andern wissenschaftlichen Felde, gehen alle bei den Deutschen in die Schule. Am deutlichsten kann man das daran sehen, daß die sich doch ihrer Schriftgläubigkeit rühmenden amerikanischen, auch englischen, Theologen und Geistlichen, in vielen Fällen geradezu blindlings auf die Behauptungen der modernen deutschen negativen Theologie, z. B. eines Harnack, schwören, während die deutschen Theologen selber dem Kritiker kritisch begegnen. So haben wir die wunderliche Anomalie, daß, während englischer und amerikanischerseits die “German Infidelity”, der „deutsche Unglaube“, ein Sprichwort ist, das einer dem andern gedankenlos nachplaudert, doch viele englisch redende Theologen jedes neue Fündlein deutscher Negation begierig

aufgreifen und nachbeten — vielleicht bloß darum, weil es neu und besonders geistreich klingt.

Wir können aber mit Befriedigung konstatieren, daß auch hierzulande, so ungünstig gerade für ihn, den vielbeschäftigten, die Dinge liegen, der deutsche Theologe und Geistliche überhaupt, den modernen theologischen Fragen und Bewegungen selbständiger und kühler überlegend gegenüber steht, als sein englisch sprechender Kollege. Dem deutschen Geistlichen bleibt ja im allgemeinen die wenigste Zeit für theoretisches Studieren und leider verlernen viele über den mannigfachen Anforderungen der praktischen Arbeit das theoretische Denken und Studieren schließlich gänzlich, oder beinahe so. Dennoch kann die deutsche Theologie auch hier ganz achtenswerte Leistungen aufweisen. Von den zunächst rein praktischen oder erbaulichen Zwecken dienenden Kirchenblättern, die aber doch vielfach auch geistig anregendes bieten, abgesehen, haben wir hier doch auch unsere theologischen Zeitschriften in deutscher Sprache.

Da ist die gediegene „deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche", vor 29 Jahren von den Methodistenpredigern R. Jäckel und Dr. theol. J. Cramer (Schwager von Präsident Grant) gegründet, und seither von der Fakultät des theol. Seminars der Methodisten in Berea, Ohio, fortgeführt, aber gänzlich interdenominationell gehalten. An ihr wirken jetzt auch mit unsere Theologen Dr. H. J. Weber, Dr. Joh. Rudolf u. a., aus allen evangelischen Benennungen. Zwar wird auch hier dem praktischen Bedürfnisse unseres Kirchenlebens vorzugsweise Rechnung getragen; dennoch finden die die jeweilige Zeit bewegenden Fragen hier ihre gehörige Berücksichtigung und Erörterung und der Pastor wie der nachdenkende Laie Anregung und Stoff zum Weiterstudieren, was auch von vielen freudig anerkannt wird.

Eine andere gediegene Zeitschrift dieser Art ist das „Magazin für Evang. Theologie und Kirche" herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika, redigiert von Pastor Louis J. Haas, ganz draußen in Spokane Bridge, Washington. Den Verhältnissen angemessen geht es noch mehr und vorzugsweise auf die praktischen Fragen der Kirche ein; aber die Artikel sind durchaus gediegen und zeugen von ernstem Forschen und klarem Verständnis der besprochenen Gegenstände. So hat die letzte Nummer zwei höchst zeitgemäße Artikel, einen über „die Russeliten" (oder „Tagesanbruchleute"), Fortsetzung aus früherer Nummer, einen anderen über die Mißstände der evangelischen Missionsarbeit unter den Mormonen, welche beide für unser Christenleben größere Bedeutung haben, als man gewöhnlich meint. Man müßte dieselben eben lesen, um die darin besprochenen Gefahren für unser Christentum recht zu erkennen. — Dieses Magazin steht schon im 36. Jahrgange.

Man sieht also, wir sind hier auch in der theologischen Arbeit nicht müßig, und das ist gut.

Die 25. Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche

wurde am 6. Mai 1908 von dem Bischof Henry W. Warren, D. D., L. L. D., in Baltimore, Md., eröffnet. Bischof Warren hat schon sein 78. Lebensjahr angetreten, ist aber körperlich und geistig noch rüstig, um das Amt zu versehen. 787 Delegierte der Methodistenkirche von Amerika und deren Zweige in Europa und den verschiedenen Missionsfeldern in Asien, Afrika und Australien, welche die B. M. K. unter Christen und Heiden unterhält,

gehörten als stimmberechtigt zu dieser großen Generalkonferenz. Unter den Delegaten dieser Konferenz waren Männer, die als Politiker und Staatsmänner einen Ruf haben, wie die Gouverneure Hoch von Kansas, Hanly von Indiana, Parker von Delaware, Bundessenator Dolliver von Iowa. Volle vier Wochen war diese Konferenz in Sitzung. Denn sie wurde am Mittwoch, dem 6. Mai, eröffnet und am Mittwoch, dem 1. Juni, geschlossen. Es würde unseren Raum hier weit überschreiten, wollten wir genau über einzelne Arbeiten dieser Konferenz berichten. Wer sich dafür besonders interessiert, findet in den Nummern des Christlichen Apologeten 20—25 mannigfaltige ausführliche Berichte, Bilder und Mitteilungen aller Art. Wir geben hier eine Zusammenstellung der wichtigsten Vorlagen, welche durch die Konferenz zum Gesetz erhoben wurden. Diese Zusammenstellung entnehmen wir dem Chr. Ap. No. 24. Es heißt da:

Unter den wichtigsten Berichten, die angenommen wurden, nennen wir die folgenden:

1. Die Schaffung eines neuen Wohltätigkeits-Departements, nämlich des „Board of Conference Claimants" zur besseren Versorgung der altersschwachen Prediger, ihrer Witwen und Waisen. Es ist besonders erfreulich, daß der längst gehegte Wunsch, diesem wichtigen Gegenstand die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, in Erfüllung gegangen ist. Dr. Joseph B. Hingeley von Minnesota, welcher sich seit längerer Zeit für diese Sache besonders interessiert hat, ist zum Korrespondierenden Sekretär des Boards ernannt worden. Der Hauptsitz des Boards wird in Chicago sein.

2. Die offizielle Anerkennung und Annahme der Methodistischen Brüderschaft als einer permanenten Organisation unserer Kirche.

3. Die Auflösung der konsolidierten Erziehungs-Behörde und die Schaffung von drei verschiedenen Behörden, nämlich: a) Der Erziehungs-Board mit seinem Hauptsitz in New York; b) die „Freedmen's Aid Society" mit ihrem Hauptsitz in Cincinnati, und c) der Sonntagschul-Board mit seinem Hauptsitz in Chicago.

4. Die Unifikation unseres Buchwesens, Ost und West, unter dem Namen „The Methodist Book Concern" mit der Beibehaltung der beiden bestehenden Verlagshäuser in New York und Cincinnati.

5. Die sehr versprechenden Schritte zur Union der verschiedenen Zweige des amerikanischen Methodismus mit besonderer Berücksichtigung der Methodistischen Protestantischen Kirche und der Südlichen Bischöflichen Methodistenkirche, sowie der Evangelischen Gemeinschaft.

6. Die harmonische Einigung der verschiedenen Parteien in dem großen und gesegneten Diakonissenwerk.

7. Die permanente Organisation von zwei Missions-Behörden: a) Die Behörde für Auswärtige Mission, b) die Behörde für Einheimische Mission und Kirchenbau.

8. Der Majoritätsbericht über die Temperenzsache, welcher an Schneidigkeit und Stärke alle früheren Berichte über diesen Gegenstand übertrifft.

9. Die Aenderung des Namens „Presiding Elder" in den Namen „Distrikt-Superintendent."

10. Eine Modifikation des Probeglied-Systems, wodurch die Probezeit von sechs Monaten abgeschafft worden ist und es dem Gutachten des Kirchenvorstandes mit der Zustimmung des Predigers überlassen worden ist, die Probezeit entweder zu verkürzen oder zu verlängern.

11. Anordnung einer Kommission, bestehend aus einem Bischof, zwei

Predigern und zwei Laien, um die Frage betreffs der Schaffung eines Obergerichts in unserer Kirche in Erwägung zu ziehen und der nächsten Generalkonferenz darüber zu berichten.

12. Ein Beschluß, welcher die Bischöfe der Pflicht enthebt, Klagen der Irrlehre gegen Professoren in unseren theologischen Schulen zu untersuchen und den betreffenden Trusteebehörden darüber Bericht zu erstatten, und ihnen gestattet, solche Klagen an die jährliche Konferenz, welcher der Angeklagte angehört, zu verweisen.

13. Die Entziehung der offiziellen Sanktion der Generalkonferenz von der „Kirchen-Versicherungsgesellschaft."

14. Ein Beschluß, in welchem unsere Glieder ernstlich ermahnt werden, den Zehnten ihres Einkommens für Gottes Reichssache zu geben.

15. Die Bestimmung, daß Subsidien für kirchliche Zeitschriften nur unter der Bedingung bewilligt werden dürfen, daß das Eigentumsrecht derselben an die Kirche übertragen werde.

16. Die Bestimmung, daß der Gehalt des Sekretärs der Epworth-Liga aus den Kollekten der Epworth-Ligavereine bezahlt werden soll.

17. Die Bestimmung, daß die Reiseunkosten der General-Superintendenten nach auswärtigen Missions-Gebieten in Zukunft nicht aus der Missionskasse, sondern aus dem Bischofs-Fonds bezahlt werden sollen.

18. Die Bildung der „Nationalen Laien Association der Bischöfl. Meth.-Kirche" mit dem Zweck, die Laien-Organisationen in den jährlichen Konferenzen zu fördern, damit die Laienglieder zu größerer Tätigkeit in der Kirche angespornt werden.

Zurückgelegt und unerledigt blieben dagegen nach derselben Quelle:

1. Der vielbesprochene Paragraph 248 über die Vergnügungsfrage.

2. Die vorgeschlagene Wiedereinführung der Zeitbeschränkung in dem Pastorat.

3. Die vorgeschlagene Wahl der Vorstehenden Aeltesten (oder wie man jetzt sagen muß, der „Distrikts-Vorsteher").

4. Die Veränderung der Zahlenbasis in der Generalkonferenz-Vertretung.

Ein wichtiges Geschäft der Generalkonferenz war die Wahl neuer Bischöfe (Generalsuperintendenten, wie sie auch gelegentlich im Ap. genannt werden). Sechs Bischöfe waren in dem letzten Quadriennium gestorben. Zwei der noch lebenden Bischöfe waren wegen hohen Alters und Krankheit abwesend: Bischof Th. Bowmann ist über 90 Jahre alt; Bischof C. D. Foß ist ernstlich krank. Auch Bischof Warren ist, wie gemeldet, schon über 77 Jahre alt und erwartete, seßhaft gemacht zu werden. Bischof Thoburn bat die Generalkonferenz, ihm eine superannuierte Stellung zu gewähren. So wählte nun die Generalkonferenz folgende acht Männer zu Bischöfen: W. F. Anderson, J. L. Nuelsen, W. A. Quayle, C. W. Smith, E. H. Hughs, W. S. Lewis, R. McIntyre und F. M. Bristol.

Ein ganz hervorragendes Interesse hatten die deutschen Delegaten in der Wahl eines deutschen Bischofs. Die ganze deutsche Delegation hatte eine Vorberatung, aus welcher Dr. J. L. Nuelsen vom Nast Theol. Seminar in Berea als der Mann ihrer Wahl hervorging. Daß Dr. Nuelsen auch bei den Delegaten anderer Sprachen guten Anklang fand, zeigt die Tatsache, daß er beinahe beim ersten Ballot die höchste Stimmenzahl erhielt. Bei diesem ersten Ballot mußten nämlich acht Stimmzettel verworfen werden, weil sie statt acht Namen deren neun enthielten. Von diesen acht

Stimmzetteln hatten vier den Namen von Dr. Nuelsen. Beim ersten Ballot erhielt Anderson 446 Stimmen, Dr. Nuelsen 445. Wären die vier Stimmzettel für Nuelsen gezählt worden, so hätte er beim ersten Wahlgang schon die höchste Stimmenzahl erhalten. Doch hatte der erste Wahlgang überhaupt noch kein definitives Resultat. Es waren zur Wahl von den abgegebenen 770 Stimmen zwei Drittel, oder 514 Stimmen nötig. Diese Zahl erreichte keiner der beim ersten Ballot genannten 248 Männer. Beim zweiten Ballot dagegen wurde Dr. W. F. Anderson mit 548, Dr. J. L. Nuelsen mit 540 Stimmen erwählt. Mit der Wahl der übrigen 6 Bischöfe ging es nicht so schnell voran. 14 Ballots wurden abgegeben und noch war erst die Hälfte der acht Bischöfe erwählt. Die andern vier wurden in vier weiteren Ballots am 26. Mai erwählt.

So glücklich nun auch die Wahl des deutschen Bischofs durchgegangen war, so sollten die Delegaten der deutschen Konferenzen (aus Deutschland und der Schweiz) doch noch eine Enttäuschung erleben. Bisher hatte die B. M. K. keinen Bischof, der in deutscher Sprache die Leitung der deutschen Konferenz übernehmen konnte. Es war ein klägliches Schauspiel, eine Kirche, die so großen Wert auf ihre Mission in Deutschland und der Schweiz legt, durch einen Bischof vertreten zu sehen, der der deutschen Sprache nicht mächtig, also nicht imstande war, den Verhandlungen zu folgen und direkt zu der Versammlung in ihrer Sprache reden zu können. Diesem Uebelstand sollte die Wahl eines deutschen Bischofs ein Ende machen. Die Deutschen hofften also, nachdem Dr. Nuelsens Wahl so glänzend durchgegangen war, sie würden jetzt endlich einen deutschen Vorsitzenden für ihre Konferenzen bekommen. Doch sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Im Rat der hochmögenden Herren war es anders beschlossen! Ein Subkomitee von 15 hatte die „schwierige" Aufgabe, die Anweisung der bischöflichen Wohnsitze unter den effektiven Bischöfen anzuweisen. 20 Wohnsitze waren anzuweisen. In dem Bericht wurde der unnatürliche Vorschlag gemacht, den nur englisch sprechenden Bischof Burt auf seinem Sitz in Zürich, Schweiz, zu belassen und — dem deutschen Bischof Nuelsen Omaha, Nebr., als Wohnsitz anzuweisen. Und diesem Bericht war noch der Wunsch des Vorsitzenden, Dr. Buckley, beigefügt, ihn u n v e r ä n d e r t anzunehmen. Als daher einer der Delegaten aus Deutschland den Antrag stellte, daß Bischof Burt von Zürich nach Omaha, und Bischof Nuelsen von Omaha nach Zürich versetzt werde, wurde er mit bedeutender Stimmenmehrheit verworfen; „worüber die Delegaten von Deutschland und der Schweiz ziemlich enttäuscht waren", wie, wohl etwas euphemistisch, der Bericht lautet. Wir vermuten, daß sie über diesen Faustschlag ins Angesicht der Deutschen in hohem Grade entrüstet waren. Wir meinen, die Versetzung Nuelsens nach Zürich hätte dem Subkomitee am wenigsten Schwierigkeiten bereiten müssen, wenn es nicht etwa eine abgekartete Sache war: N u e l s e n m u ß i m L a n d e b l e i b e n ! Die hiesigen deutschen Methodisten-Konferenzen können doch sicher leichter und natürlicher von einem englisch sprechenden Bischof geleitet werden, als die Konferenzen in Deutschland und der Schweiz. Trotzdem hat die Unnatur gesiegt: Der englische Bischof blieb in Deutschland und der Schweiz, der deutsche blieb in Amerika! Welche geheimen Gründe hier herein spielten, kann ein nicht Eingeweihter natürlich nicht wissen.

Dr. J. L. Nuelsen ist am 19. Januar 1867 in Zürich geboren als Sohn eines Methodistenpredigers (der noch in St. Louis, Mo. lebt). Er besuchte das Gymnasium in Karlsruhe und Bremen und erhielt 1900 von der Denver

Universität den Titel als Dr. theol. Fünf Jahre war er Professor der Literatur und Sprachen in Warrenton, Mo., und acht Jahre hatte er den Professorenstuhl, der exegetischen Theologie im Nast Theol. Seminar in Berea, O., inne. Er ist Schwiegersohn von Dr. E. F. Ströter, der gegenwärtig in Berlin, Deutschland, wohnt. Daß er sich auch als Schriftsteller schon einen Namen machte, wissen unsere Leser durch die Anzeigen seiner Schriften. Wir wünschen dem ersten deutschen Bischof, Dr. Nuelsen, des Herrn reichen Segen zu seinem verantwortungsvollen Posten.

Die 102. regelm. Versammlung der Generalsynode der Reformierten (Niederländischen) Kirche in Amerika

wurde am 3. Juni, nachmittags 3 Uhr, in der Ersten Kirche zu Asbury Park, N. J., von dem Präsidenten, Past. Ame Vennema, D. D., eröffnet. Beim Namensaufruf antworteten 155 Glieder. Zum Präsidenten für die nächsten zwölf Monate wurde Dr. William F. Chamberlain gewählt, ein Sohn des bekannten, kürzlich gestorbenen Missionars Jakob Chamberlain von der Arcot-Mission in Indien, in deren Dienst er selbst jahrelang mit Auszeichnung gewirkt hat, und zum Vizepräsidenten Past. Albert Oltmanns, D. D., von der Nordjapan-Mission. Im Abendgottesdienst hielt der zurücktretende Vorsitzende, Dr. Vennema, die Eröffnungspredigt über Phil. 3, 13. 14, welcher die große Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit folgte.

Zur Erledigung ihrer Geschäfte versammelte sich die Generalsynode am 4. Juni in „Library Hall.“ Past. Dr. Vennema, als Vorsitzender des Ausschusses für Religion und Statistik, berichtete und der Bericht wurde angenommen. Wir entnehmen ihm die folgenden Angaben: Zahl der Kirchen 683 (+16), der Pastoren 729 (+8), der Familien 64,537 (—433). Der Reingewinn an Glieder ist 3534. Für Wohltätigkeit wurden im Laufe des letzten Synodaljahres im Durchschnitt $3.07 von jedem Gliede gegeben. Für auswärtige Mission wurden $197,468 gegeben, bis jetzt der höchste Betrag in der Geschichte der Kirche. Am Abend des zweiten Tages nahte eine zahlreich versammelte Abendmahlsgemeinde dem Tische des Herrn. Past. Judson Swift, D. D., Sekretär der Amerikanischen Traktatgesellschaft, hielt am dritten Tag eine Ansprache an die Synode im Interesse seiner Gesellschaft und wies nach, wie wichtig es sei, daß in der ganzen Welt mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln evangelisiert werde, und daß zu den wichtigsten die Verbreitung christlicher Literatur gehöre.

Elf Pastoren sind im letzten Jahr zu ihrer Ruhe eingegangen. Der jüngste davon war 55 Jahre, während drei im Alter von 67 bis zu 69 und sieben im Alter von 70 bis zu 89 Jahren standen. (Ref. K.-Ztg.)

Die 48. **Generalversammlung** („General Assembly“) **der südlichen Presbyterianerkirche** wurde am 21. Mai in Greensboro, N.-C., eröffnet. Dr. W. W. Moore von Richmond, Va., wurde zum Moderator erwählt. Desgleichen versammelte sich die 120. **General-Assembly der presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika**, in Kansas City, Mo., ebenfalls am 21. Mai. An Stelle des abgehenden Moderators, Dr. W. H. Roberts, wurde Dr. B. P. Fullerton von St. Louis, Mo., als Moderator gewählt. Die Zahl der Glieder der Konferenz betrug auch nahezu 800. — In dieser Versammlung wurden auch Verhandlungen gepflegt über eine Ver-

einigung mit der Reformierten Kirche in den Ver. Staaten (deutsch-ref. Kirche). Folgende Beschlüsse kamen zur Annahme:

1. Daß der Moderator und der ständige Schreiber autorisiert werden, einen brüderlichen Gruß an die Generalsynode der Ref. Kirche in den Ver. Staaten zu senden und dieselbe einzuladen, weitere Schritte zur Annäherung der beiden Denominationen zu tun, in Uebereinstimmung mit der Resolution, die in Charlotte, N. C., in 1906 von den Komiteen beider Kirchen angenommen wurde.

2. Daß die ganze Angelegenheit der Vereinigung mit der Ref. Kirche dem Komitee über „Church Cooperation and Union" übergeben werde.

Auch mit der General Assembly der „Welsh Presbyterian Church in the U. S. of A." sind Verhandlungen im Gange; desgleichen mit den United Presbyterians.

Für die deutschen presbyterianischen Gemeinden wurden Beschlüsse von Wichtigkeit gefaßt, worüber der „Evangelist" berichtet:

Die General-Assembly. Für uns Deutsche ist die letzte General-Assembly der presbyterischen Kirche in den Ver. Staaten, welche im Mai in Kansas City tagte, insofern von besonderer Wichtigkeit, als sie den Plan von drei deutschen Presbyterien im Westen, welcher im Auftrage der westlichen Konvention durch Prof. Dr. Steffens vorgelegt wurde, gut geheißen hat, obgleich das Komitee, welchem die Angelegenheit übergeben worden war, im gegenteiligen Sinne berichtet hatte. Der „Presbyterianer" bemerkt hierüber: „Was Dr. Steffens im Angesichte der starken Opposition erreicht hat, hätte wohl niemand sonst von uns erreicht. Daß es eine Opposition geben würde, ließ sich schon aus der Stimmung in den Presbyterien voraus sehen. Nun ist der erste und wichtigste Schritt getan, unsere Presbyterien können sich organisieren. Die Bildung der Synode wird ohne Zweifel nächstes Jahr ebenfalls erfolgen, denn daß die deutschen Presbyterien der Gerichtsbarkeit der Synode von Jowa unterstellt sind, ohne doch in Verbindung mit deren Missionswerk zu stehen, ist ein temporärer Kompromis. Wir können wohl zufrieden sein mit dem Erreichten. Auch die Anstellung eines deutschen Missionssuperintendenten ist von großer Wichtigkeit, obgleich natürlich viel von den näheren Bestimmungen in Bezug auf dieses Amt und seinen Inhaber abhängt.

Ausland.

Das Ideal liberaler Kirchenverfassung

ist in Bremen verwirklicht. Bürgermeister Smidt, ein hervorragender Mann, in seiner Jugend selbst rationalistischer Theologe, hat es im 19. Jahrhundert durchgesetzt.

Pastor G. Funcke, der Sohn des bekannten Erbauungsschriftstellers, schreibt darüber im „Bremer Kirchenblatt" u. a. folgendes:

„Als Kirchenpolitiker war er (Smidt) ein ‚Bremer', wie er im Buche steht, d. h. ein geborener Feind jeder festgefügten, sich selbst regierenden, einheitlich geordneten Landeskirche. Er wollte als echtes Kind der Aufklärung eine Kirche, die als Ganzes ein gefügiges, willenloses Werkzeug in der Hand des alleinseligmachenden Staates, ohne Macht in der Oeffentlichkeit, im einzelnen ein freier Sprechsaal der verschiedensten Lehrmeinungen wäre. Die Verkörperung der bremischen Kircheneinheit und der kirchlichen Lehrzucht aber war in gewissem Sinne das Ministerium. Diesem erklärte Smidt den Krieg, und er hat ihn nicht eher geendet, als bis das Ministerium, fast all seiner

Hoheitsrechte entkleidet, allmählich zu einem verhältnismäßig unbedeutenden Anhängsel des bremischen Kirchenwesens heruntergesunken war, so daß in Wirklichkeit nur ein Bündel mehr oder weniger lebendiger Einzelgemeinden vom alten Kirchenwesen übrigblieb ....

Was geht aus dem allen hervor? Zunächst eine geschichtliche Erkenntnis: wir (Bremer) sind in bezug auf Verfassung die rückständigste Landeskirche Deutschlands! Wir sind da rückständiger als selbst das vielverspottete Mecklenburg, denn auch dieses hat schon eine Kirchenverfassung —, wir nicht! Wir stehen bis auf diesen Tag unter einem autokratischen Summepiskopat, und haben keine Aussicht, dies absolute Kirchenregiment durch ein parlamentarisches ersetzt zu sehen. So peinlich uns ‚liberalen' Bremern diese Tatsache sein mag — wir müssen sie anerkennen!"

Daß die Positiven in Bremen dessenungeachtet wacker an der kirchlichen Arbeit stehen, wissen die Leser. „Ref."

Ein neues „Glaubensbekenntnis",
von Past. Burggraf wird dem „Alten Glauben" mit folgendem von befreundeter Seite zugänglich gemacht:

Eine wohlhabende Bauernfrau, die ihre einzige Tochter in Bremen erziehen läßt, kam kürzlich in großer Bedrängnis zu mir: Man habe ihr geraten, ihre Anna bei Past. Burggraf konfirmieren zu lassen, er sei „ein so religiöser Herr." Die Kleine sei soweit auch ganz gut mitgekommen. Nun müsse sie aber ein Glaubensbekenntnis lernen, das ganz anders sei als unseres, und das sie mit dem besten Willen nicht verstehen könne. Die Frau übergab mir damit ein Schriftstück, das in seiner schwulstigen Unklarheit so recht ein Typus des liberalen Phrasentums ist:

„Wir glauben an Gott, einen Gott, der welterfüllend alles durchwirkt und in dessen Willen alles, was ist, sein Leben und seines Daseins Zwecke hat.

Wir preisen ihn als den Vater, der uns in Freuden wie in Leiden, aus Armut und Sünde zu sich erheben will, auf daß wir in seiner Kraft schöpferische Geister werden zur Verwirklichung seiner Gedanken.

Wir glauben an Jesus Christus, den Menschen, der uns nach Gottes Ratschluß durch das Evangelium seines Lebens und Sterbens erlöst hat. Wir weihen uns dem Gottessohn, der, zur Herrlichkeit auch in unseres Volkes Seele auferstanden, sich in der Welt der Geister weiterlebend offenbart und im Worte der Heiligen Schrift dem Herzen nahe, uns der e i n e bleibt, in dem all unser Heil beschlossen ist.

Wir glauben an den Heiligen Geist, den Geist seiner Gemeinde, der die Welt verklärt zum Reiche Gottes und uns in einer reineren Gestaltung unseres Wesens der Seligkeit des ewigen Lebens gewiß macht.

In Einigkeit dieses Geistes verbunden mit allen echten Christen, ob Protestanten oder Katholiken, ob sie Gott anbeten in alten oder neuen Formen, bekennen wir uns zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes und damit zu dem Werke der Reformation, das sich vollenden wird in einer Kirche des deutschen Christentums. In diesem Glauben wollen wir wachsen und uns vertiefen. Wir wollen ihn bezeugen durch Tat und Leben, in redlichem Kampf wider alles Böse in und außer uns. Wir wollen in Treue uns zu unserer Kirche halten, in evangelischer Gesinnung einmal an ihr weiterbauen und uns bestreben, in ihr tüchtige Glieder unseres Volkes und Vertreter des edlen Menschentums Christi zu werden." — Arme Konfirmanden!

Ein Seitenstück dazu bildet die Konfirmationsfeier, welche Past. P. Mauritz am 28. März gehalten hat. Die „A. E. L. K.“ berichtet davon, daß M. seine Predigt selbst drucken ließ, so daß also ein authentisches Dokument vorliegt. Diese Rede wurde von jemand „eine verblüffende Enthüllung einer beinahe komischen Leere im Innern des Ladens bei gewaltig dekorierten Schaufenstern“ genannt. Wir verzichten, die Rede selbst im Auszug mitzuteilen, sondern geben zum Schluß nur die Konfirmationsfragen und die „Einsegnung“ als kirchengeschichtliches Dokument für den innerkirchlichen Monismus in seiner ganzen hohlen Gespreiztheit und Wortmacherei. Einen Vergleich mit den erhabenen schlichten Konfirmationsfragen der Kirche überlassen wir den Lesern selbst.

„Und nun tretet hervor, ihr, die aus unserer Mitte dazu bestimmt seid, einige Fragen zu beantworten.

Was versteht ihr unter Religion?

Religion ist die uns angeborene Kraft des Geistes, Gott zu ahnen und das Leben ihm zu weihen. Wir glauben nicht, daß Religion eine durch Wunder vermittelte, für alle Ewigkeit und für alle Menschen gültige Lehre ist, wir glauben vielmehr, daß Religion Leben, und zwar Seelenleben in jedem einzelnen Menschen ist, das an der gottgewollten Entwicklung des ganzen Lebens teilnimmt, und das in seinen Weihestunden Seelenfeier wird.

„So ist alles Religion, was unser
Herz erweitern und erheben kann.“ (Ellen Key.)

Welches ist das Ziel dieser religiösen Bewegung?

Das Ziel des religiösen Lebens ist der unendliche Gott, von dem und zu dem alle Dinge sind, dessen Wesen unerkennbar ist, den wir aber ahnen und erleben in der Natur und ihren ewigen Ordnungen, in der Menschheit, in ihren Großen, ihren Weisen und ihren Führern, und ein jeder in seiner eigenen Vernunft, in seinem Gemüt und in seinem Gewissen.

Wie könnt ihr diese religiösen Gedanken zusammenfassen?

In ernster und freudiger Zustimmung zu dem religiösen Gedanken des Christentums, daß jeder Mensch in seinem inneren Leben die beglückende Gewißheit erhalten kann, daß er dem unendlichen, unerforschlichen Gott vertrauensvoll wie ein Kind begegnen darf.

Was erhofft ihr von diesem religiösen Leben für euch?

Daß es uns beglücke dadurch, daß wir unser Leben als Gottesgabe betrachten, daß es uns befähige, Gottes Willen zu erfüllen in steter Entfaltung der in uns gelegten Kräfte und Anlagen, und endlich, daß es uns einen unverlierbaren Halt verleihe in allem Wechsel des Lebens.

Wie wollt ihr eure Religiösität im Leben verwirklichen?

Indem wir jede Erhebung unseres Geistes, welche uns das Leben schenkt, als Feier oder als Andacht dankbar erleben, indem wir uns freuen über jeden Gedanken an die Gottheit, der unserem Innern entspringt; indem wir in den Lebensschickungen, sowohl in den glücklichen, wie in den leidvollen, eine göttliche Notwendigkeit erblicken; indem wir den Glauben an unser besseres Ich festhalten und unser Wesen zu bereichern und zu läutern trachten; indem wir die Wahrheit lieben und nach ihr streben, und die Heu-

chelei und die Unduldsamkeit in uns und um uns hassen; indem wir die Mitmenschen achten, unterstützen und lieben.

Solches bekennen wir als unseren ernsten Entschluß vor Gott und vor dieser christlich-protestantischen Gemeinde.

Ist das euer aller Ueberzeugung und ernster Wille, so sprechet: „Ja von Herzen!"

Hieraufhin, da ihr eure jetzige religiöse Ueberzeugung, soweit ihr sie haben könnt bei eurer großen Jugend, aussprecht und zugleich gelobt, sie mit dem Leben zu vervollkommnen, konfirmiere ich euch und nehme euch auf in die Zahl der selbständigen Glieder dieser christlich-protestantischen, unserer Domgemeinde. Möge diesem äußeren Lebensabschnitt je nach Kräften ein innerer geistiger Besitz entsprechen, möge die Aufnahme in die protestantische Gemeinde euch ein starker Antrieb sein, zur gottgewollten Höhe des Menschenlebens zu streben, zur Höhe einer sich immer vertiefenden und läuternden Persönlichkeit. Das walte Gott! Amen!"

Wichern-Feiern.

Am 21. April wurden in verschiedenen Städten Feiern gehalten zum Gedächtnis des 100jährigen Geburtstages von Dr. Wichern. Hervorragend war die Feier im Rauhen Hause zu Hamburg, wo zuerst bei einer geschlossenen Festversammlung sich mehrere hundert geladene Festgäste versammelten. Um acht Uhr abends fand dann noch eine öffentliche Festversammlung im Sagebielschen Etablissement statt, bei welcher der regierende Bürgermeister von Hamburg, Dr. Burchard, den Vorsitz führte; der auch den Festakt mit einer Ansprache eröffnete.

Die Wichern-Feier in Hamburg hat dann auch die Gründung eines neuen wichtigen Werkes zur Folge gehabt. Bei Gelegenheit der Konferenz theologischer Berufsarbeiter der Inneren Mission ist eine Wichern-Vereinigung zur Förderung christlichen Volkslebens begründet worden. Nachdem die Niedersächsische Traktatgesellschaft im vorigen Jahre ihre Auflösung erklärt hat, setzt sich die neue Wichern-Vereinigung zunächst das Ziel, schlicht und volkstümlich geschriebene moderne Traktate zu billigem Preise nach der Art der Hefte „Lehr und Wehr" herauszugeben. Diese Traktate sollen biblische und apologetische, soziale und geschichtliche Fragen behandeln, den Aufbau des Gemeindelebens fördern, dem Erziehungswerk in Familie und Volk dienen und so ein vernachlässigtes Stück Wichernscher Gedanken zur Verwirklichung gelangen lassen. Zugleich will die Wichern-Vereinigung in ihrer Arbeit eine zeitgemäße Arbeitsorganisation für diejenigen schaffen, welche von der Bedeutung der Herausgabe und Verbreitung derartiger Traktate für die Gesundung des christlichen Volkslebens überzeugt sind.

Die Mitgliedschaft wird durch Zahlung eines Jahresbeitrages von mindestens 3 Mk. gewonnen. Jedes Mitglied erhält dafür die Veröffentlichungen der Wichern-Vereinigung regelmäßig zugesandt. Den Beitritt meldet man per Postkarte an die Wichern-Vereinigung, Hamburg 26, Rauhes Haus.

Der XIII. Kongreß der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz in Bielefeld.

Derselbe wurde eröffnet am 28. April und war von etwa 500 Teilnehmern besucht. Leiter der Verhandlungen war Dietr. v. Oertzen-Berlin, der in einer Rede die Stellung des Kongresses dahin präzisierte: „Wir gehören politisch auf die rechte Seite und kirchlich auf die Seite der Orthodoxie."

Aber „wir fassen das Wort „kirchlich“ in der Beziehung kirchlich-sozial weitherzig; und auf dem sozialen Gebiet können wir auch mit solchen Männern arbeiten, die weiter links stehen als wir.“

Den ersten Hauptvortrag hielt, oft von Beifallskundgebungen unterbrochen, Prof. D. Lütgert aus Halle über das Thema: „Was heißt christliche Arbeiterbewegung?“ Er führte u. a. folgendes aus:

Für viele Politiker und Christen ist der Begriff „christliche Arbeiterbewegung“ ein Widerspruch in sich. Christentum und Arbeiterbewegung verhalten sich für sie neutral zueinander. Diese Auffassung des Christentums ist individualistisch. Christentum ist immer auch etwas Soziales. Eine christliche Arbeiterbewegung ist schon darum nötig, weil wir in der Sozialdemokratie eine antichristliche und antikirchliche Bewegung vor uns haben. Die deutsche Sozialdemokratie ist marxistisch und daher materialistisch, und von dieser materialistischen Weltanschauung gilt es, die Arbeiter zu befreien. Das ist nur möglich durch eine christliche Arbeiterbewegung. Das Christentum soll aber nicht nur als Hemmschuh der Arbeiterbewegung wirken, wodurch dieselbe gemäßigt und gedämpft wird. Eine christliche Arbeiterbewegung ist nicht nur als Gegengift gegen die Sozialdemokratie notwendig, sondern sie hat ihr eigenes positives Ziel. Die christliche Arbeiterschaft kann nicht nach einer Zerstörung des Klassenstaates streben, das Ideal der Gleichheit ist kein christliches. Aber auch durch Wohltätigkeit und durch ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeiterschaft kann die Tendenz der Arbeiterschaft zu revolutionären Bewegungen nicht überwunden werden. Wir erkennen vielmehr an, daß die Gliederung des Volkes in verschiedene Stände eine Notwendigkeit ist, und das Ziel der Arbeiterbewegung ist die Eingliederung der Arbeiterschaft als eines selbständigen mitwirkenden Gliedes in das Ganze der Gesellschaft. In ihr hängt das Wohlergehen des einen Gliedes vom Wohlergehen aller anderen ab, während schließlich keines gedeiht, wenn es auf Kosten aller anderen lebt. Der Arbeiterschaft muß daher auch an einem kapitalkräftigen Unternehmerstand gelegen sein. Hiermit wird auch dem Streben nach Wohlstand sein Ziel gesteckt. Danach ist auch die Frage nach dem Recht des wirtschaftlichen Kampfes zu beantworten. Er kann auch für die christliche Arbeiterbewegung ebenso unvermeidlich sein als der Kampf überhaupt; aber er wird in der Erkenntnis geführt, daß, wenn ein Glied leidet, sie alle leiden. Jeder revolutionäre Rechtsbruch ist uns damit verwehrt, denn aus einem Rechtsbruch kann niemals Recht entstehen. Aber auch der Stillstand ist unmöglich, weil dadurch das Recht schließlich zum Unrecht wird. Nicht ein Zerstören, aber auch nicht ein Festhalten, sondern ein Fortentwickeln der sozialen Verhältnisse ist unsere Aufgabe. Eine christliche Arbeiterbewegung ist auch national, weil sie die Nation ebenso wie die Stände als von Gott gegebene Realitäten anerkennt. Endlich sieht sie als höchste Aufgabe der Politik nicht nur die Volksernährung, sondern die Volkserziehung an. Diese Aufgabe darf nicht etwa darum ungelöst liegen bleiben, weil wir sie nicht mehr in der alten Form der Zünfte lösen können. Die Aufgabe der Volkserziehung ist weder durch die Familie, noch durch die Schule vollständig zu lösen, noch weniger wird sie durch die Polizei gelöst, denn diese kann erst eintreten, wenn es sich um Abwehr handelt. Auch kann die Arbeiterschaft nicht von außen her durch die Unternehmer erzogen werden; der erwachsene Mensch wird nur in Gemeinschaften, in denen er mit seinesgleichen zusammensteht, erzogen. Auch die Arbeiter können zu mitarbeitenden Gliedern der Gesellschaft nur erzogen

werden durch eine christliche Arbeiterorganisation. Davon, daß eine solche sich bildet, hängt die äußere und innere Ueberwindung der Sozialdemokratie ab. (Nach „Chr. d. chr. W.“)

Dr. Ernst Siedel. Am 17. Februar dieses Jahres starb in Dresden in dem hohen Alter von nahezu 88 Jahren Dr. Ernst Siedel, Kirchenrat und ehemaliger Pfarrer von Tharandt. Wir geben an anderer Stelle einen Abdruck der Trauerrede, die bei der Feier im Hause gehalten wurde. Sie gibt uns einen Einblick in die reich gesegnete Wirksamkeit dieses Mannes und verdient gewiß gelesen und allgemein bekannt zu werden. Wir wollen daher hier keine Lebensskizze des Mannes entwerfen, sondern nur auf jene Trauerrede verweisen.

Der Jammer des deutschen Staatskirchentums. Der ganze Jammer des deutschen Staatskirchentums packt uns an, wenn wir folgenden Abschnitt lesen. Er stammt aus „Reform“, und enthält „Eine Petition um bekenntnistreue Professoren“, welche die Evangelisch-Lutherische Konferenz der Provinz Brandenburg bei ihrer Tagung am 12. Mai d. J. in Frankfurt a. O. an den (preuß.) Kultusminister gerichtet hat. Sie lautet:

„In der Erwägung, daß die evangelischen Theologiestudierenden der Provinz Brandenburg in erster Linie an die Universität Berlin als ihre Landeshochschule gewiesen sind, und eingedenk der von der königlichen Staatsregierung wiederholt im Parlament gegebenen Erklärungen, daß in der evangelischen Landeskirche die lutherische Kirche und das lutherische Bekenntnis zu Recht bestehe, bittet den Herrn Unterrichtsminister die evangelisch-lutherische Konferenz der Provinz Brandenburg, versammelt zu Frankfurt a. S. den 12. Mai 1908, hierdurch gehorsamst, Euere Exzellenz möchten hochgeneigtest dafür Sorge tragen, daß den Theologiestudierenden in höherem Maße, als es gegenwärtig möglich ist, Gelegenheit geboten werde, sich in die Wissenschaft der Theologie von Lehrern einführen zu lassen, welche zur Heiligen Schrift und den durch diese bezeugten Heilstatsachen Gottes eine Stellung einnehmen, wie sie dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis unserer Gemeinden entspricht.“

Nicht fordernd, nicht mit flammendem Protest gegen die Vergewaltigung der Kirche durch den Staat, nein — demütig auf den Knieen rutschend, als Bettlerin, muß die evangelische Kirche mit einer in byzantinischer Sprache abgefaßten Petition dem Staatsminister nahen, um das zu erbitten, was zum Fortbestand der Kirche eine unerläßliche Lebensfrage ist! Ob wohl die Katholiken das auch so tun würden?

Von der englischen Staatskirche.

Wer zum erstenmal die größte Kirche Londons, und damit eine der größten überhaupt, betritt und einem Gottesdienst daselbst beiwohnt, wird den Eindruck gewinnen, daß er in einer katholischen Kirche ist und einem echt katholischen Gottesdienst beiwohnt. St. Pauls Kathedrale ist eine Kreuzkirche mit hohem Chor. Dieser war in der ursprünglichen Anlage nicht geplant und ist erst auf Drängen der katholischen Hofpartei von dem Erbauer Sir Christopher Wren hinzugefügt worden.

Nicht nur der Gottesdienst macht einen durchaus katholischen Eindruck,

vom Einzugder Chorknaben und Priester in die Kirche bezw. den hohen Chor bis zu ihrem Abzug in derselben feierlichen Ordnung, wie sie gekommen. Auch die Verfassung und die Einkünfte und Rangverhältnisse der hohen Geistlichen sind ganz katholisch. Der König ist zwar auch **summus episcopus** und ernennt die Bischöfe. Wo er es nicht tut, ist die Wahl durch das Kapitel eine reine Form. Denn das Kapitel erhält vor der Wahl die Mitteilung von der Regierung, wen es wählen soll. Sollte der Fall wirklich vorkommen, daß das Kapitel sich weigert, den ihm vom Premierminister genannten Kandidaten zu wählen, so ernennt der König einfach den Bischof und das Kapitel wird bestraft. Das ist altes Gesetz. Trotzdem sind die Bischöfe aber von der Staatsgewalt unabhängig. Erzbischöfe und Bischöfe haben Sitz und Stimme im Hause der Lords. Sie rangieren noch vor den Baronen und nach den Viscounts, die beiden Erzbischöfe sogar vor dem Adel, den Herzögen, unmittelbar nach den Mitgliedern des Königlichen Hauses. Das Einkommen des Erzbischofs von Canterbury ist £15,000 (300,000 Mk.), das des Erzbischofs von York 200,000 Mk. Ebensoviel erhält der Bischof von London. Der Bischof von Durham hat 140,000 Mk. jährliches Einkommen. Das Durchschnittseinkommen eines englischen Bischofs kann man mit 80,000 bis 100,000 Mk. annehmen. Nur der Bischof von **Sodor and Man** nimmt von jeher eine Ausnahmestellung ein und muß sich mit 30,000 Mk. begnügen. Wenngleich auch sonst das Einkommen der Geistlichen der englischen Staatskirche bedeutend höher ist, wie in Deutschland in den evangelischen Landeskirchen, so gibt es doch auch in England Landpfarrer, die sich mit 2000 Mk. begnügen müssen. Die Not treibt auch hier zu manchem, was unserem Empfinden nach wenig geschmackvoll ist. So sieht man im Sommer Hunderte von Annoncen in gewissen Blättern, in denen Pfarrhäuser mit voller Einrichtung zum Vermieten angepriesen werden. Der Herr Pfarrer verbringt dann mit seiner Familie seinen Urlaub in einem bescheidenen Boardinghause in einem noch bescheideneren Badeorte. Uebrigens tun dies die Pfarrer nicht allein. Man kann auch alte feudale Schlösser mit der ganzen Einrichtung bis zum Küchengeschirr, dem Silber, sogar inkl. der Dienerschaft mieten. Es spielt natürlich hierbei auch der mehr ausgeprägte und vorurteilsfreie Geschäftssinn des Engländers seine Rolle.

Z. T. echt katholisch ist auch heute noch die Ordination. Bei den Bischöfen ist sie eine richtige katholische Priesterweihe, mit dem **character indelebilis**. Dies war bis 1870 auch bei den andern Geistlichen der Fall. Erst seit diesem Jahre kann ein Geistlicher aus dem geistlichen Stande entfernt werden und freiwillig aus demselben austreten „unter Verzicht auf die Rechte des geistlichen Standes." Ein Bischof kann aber nur zur Disposition gestellt werden und behält seine Würde. Die Ordination ist jedoch nicht ein Sakrament.

Wir haben bei uns in Deutschland auch eine wunderliche Mannigfaltigkeit im geistlichen Titelwesen. Wir haben Superintendenten, Dekane, Metropolitane, Pröbste; das ließe sich noch ertragen. Daß es aber Oberpfarrer gibt, daß in manchen Gegenden nur der erste Geistliche einer Gemeinde „Pastor", die übrigen „Prediger" heißen, während in anderen die Hilfsprediger den Titel „Pastor" im Gegensatz zu den „Pfarrern" mit Vorliebe annehmen, u. s. w., das ist mir immer ziemlich unnötig erschienen. Aehnlich ist es in England. Unser Wort „Pfarrer", das einen ordinierten, fest angestellten Gemeindegeistlichen bezeichnet, läßt sich nicht immer ohne Schwierigkeiten ins Englische übersetzen. Es gibt mehrere entsprechende

Titel, wie **rector**, **vicar**, **incumbent**, **perpetual curate**. Es erklärt sich dies aus der geschichtlichen Entwicklung und auch insofern ganz unserem „Pfarrer" entsprechend ist **incumbent**. Er bedeutet nur den Besitzer einer Pfarre und wird im Verkehr kaum gebraucht. Der am häufigsten gebrauchte Titel ist wohl **rector**. Wenngleich alle erwähnten Titel auch den ersten Geistlichen einer Parochial-Kirche bezeichnen und also keinen Unterschied im Rang oder der Würde andeuten, so kann doch sehr häufig zwischen **rector** und **vicar** ein Unterschied bestehen. Der eigentliche Pfründeninhaber, der **rector**, ist sehr oft, in reich dotierten Pründen kann man fast sagen: in der Regel, abwesend und besoldet dann einen **vicar**, der die Amtsgeschäfte für ihn übernimmt. Da er das ganze Einkommen der Pfarre allein bezieht, so muß er natürlich auch den **vicar** aus seiner Tasche bezahlen. Der Pfarrer hat alle Rechte an allen liegenden Gründen, laufenden Einkünften, ja er ist sogar vollständig Herr über das Kirchengebäude. So lange er Pfarrer ist, ist er in seiner Parochie vollständig Herr. Selbst sein vorgesetzter Bischof dürfte ohne seine Einwilligung über seine Kirche nicht verfügen. Und würde er sich Eingriffe in das Besitztum der Pründe erlauben, so würde ihn der Pfarrer, nicht der Kirchenvorstand, den das gar nichts angeht, einfach wegen Hausfriedensbruchs oder dergl. verklagen.

Ein **jus residentiae** (Pflicht des Wohnsitzes) gibt es auch in England. Der Unterschied ist nur, daß der Pfarrer in Deutschland nicht über drei Tage (in England nicht über drei Monate) ohne besonderen Urlaub seiner Parochie fernbleiben darf.

Ein anderer hier gleich zu erwähnender Mißstand ist der, daß die Predigten meistens abgelesen und infolge dessen oft von dem betr. Prediger gar nicht ausgearbeitet werden. Es gibt reine Predigtenfabriken, aus denen jeder Geistliche gegen Bezahlung seinen Bedarf beziehen kann.

Der ärgste Mißstand ist aber doch wohl in der Besetzung der Stellen verborgen. Die weitaus meisten Stellen werden ganz allein und selbstherrlich ohne Mitwirkung der Gemeinde durch den Patron besetzt. Viele Patrone, wohl die meisten, inserieren die Stellen ganz einfach zum Verkauf. Mir wurde gesagt, daß der Durchschnittspreis für eine Pfarrstelle das Fünffache des Jahreseinkommens ist. Das wird sich statistisch ja kaum feststellen lassen; aber es ist schon ärgerlich genug, daß die Besetzung ein „Geschäft" ist.

Die englische Staatskirche wird in Deutschland oft kurzweg mit dem Namen „Hochkirche" bezeichnet. Diese Benennung ist richtig und falsch zugleich. Die „Hochkirche" ist die Staatskirche, aber es ist falsch, die Staatskirche als „Hochkirche" zu bezeichnen. Letztere ist vielmehr als eine besondere Richtung in ersterer enthalten. Die **high church** ist die konservative Partei in der englischen Staatskirche. Damit hängt auch ihre Hinneigung zur römisch-katholischen Kirche zusammen. Wenn ich sage „römisch-katholische Kirche", so ist jedoch Papsttum stets auszuschalten. Der Ruf "**popery**" regt auch heute noch bei den Meetings im Hyde-Park die Massen auf. Und auch heute noch erkennt die englische Regierung den römischen Erzbischof von Westminster in London nicht an, so daß derselbe sich nach berühmtem Muster dadurch aus dem Dilemma zog, daß er sich Erzbischof in Westminster nannte.

Diese Hinneigung zur römisch-katholischen Kirche äußert sich aber z. B. darin, daß nach Zeitungsberichten der Bischof von London bei seiner jüngsten Visitationsreise nach Canada sich vor einem Marienbild verbeugt haben soll.

Die hochkirchliche Partei will hauptsächlich die Kirche vor Neuerungen im Kultus, in der bischöflichen Verfassung, in ihren Vorrechten gegenüber den

Freikirchen, den Dissenters, kurz überhaupt vor Neuerungen bewahren. In diesem Bestreben mögen einzelne Glieder übertreibend wohl so weit gehen, daß sie „Römisch-Katholisches" annehmen. Von nicht unbedeutendem Einfluß war auf die Hochkirche das intensive Arbeiten des vorigen katholischen Erzbischofs, Kardinal Newman.

Die Gegenpartei bildet die **low church**, die „niedere Kirche." Sie ist natürlich freier, bindet sich nicht an die starren Formen, ist auch nicht so exklusiv den Dissenters gegenüber.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstand dann noch, von Coleridge gestiftet, eine dritte Partei, die **broad church** (breite Kirche). Sie verficht die Freiheit des Denkens, freie wissenschaftliche Forschung, kann verglichen werden mit unseren Liberalsten. Ein anderer Name für **broad church** ist **liberals**. („Ref.")

In Rußland

zeigen die Beratungen der Duma-Kommission für konfessionelle Angelegenheiten starke Schwankungen. Bei der Abstimmung, ob die Staatskirche allein das Recht habe, die Richtigkeit ihrer Lehre öffentlich zu beweisen, herrschte Stimmengleichheit, und die Frage blieb unentschieden. Sehr radikal geht dagegen die Trunksucht-Kommission vor; sie will sogar auf Bahnhöfen und Dampfschiffen den Ausschank von Spirituosen verbieten. Das Recht, Getränkeanstalten zu schließen, soll nicht nur den Städten und Dörfern, sondern allen bewohnten Ortschaften zugestanden werden. Auf den Gemeindeversammlungen, wo über die Schließung von Krügen verhandelt wird, haben auch die Frauen und Mütter der Hausbesitzer das Stimmrecht. Einer einzelnen Person darf nicht mehr als eine Flasche Branntwein (täglich) verkauft werden. Der Kauf größerer Quantitäten ist an die Vorweisung einer besonderen Erlaubnis des Gemeindekuratoriums gebunden.

Literatur.

Vom Eden Publishing-House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., oder dessen Zweiggeschäft in Chicago, Ill., oder beim Verfasser (378 E. 25. Str., Chicago, Ill.), ist zu beziehen:

Was ist Wahrheit? Der Eddyismus (Christian Scientismus) oder „Der christliche Glaube." Beantwortet auf Grund der Heiligen Schrift durch Pastor Karl F. L. Krafft. Preis: 15 Cts.

Das sind Vorträge von Past. Krafft, einem Glied unserer Synode, gehalten in der evang. Salems-Kirche zu Chicago, Ill., und auf mehrfach geäußerten Wunsch in den Druck gegeben. Der Preis ist so niedrig angesetzt, um zur Massenverbreitung anzuregen. Das Schriftchen ist sehr populär gehalten, um allem Volk verständlich zu sein. Dabei beruht es, wie es scheint, auf gründlichem Studium der Quellen, besonders der Hauptschrift der falschen Prophetin Eddy: **"Science and Health with Key to the Scriptures."** Auch andere Schriften, die mit dieser kräftigen Irrlehre sich befassen, hat Verfasser zu Rat gezogen.

Wenn es je eine im Namen der Religion mit dem Schein der Wahrheit geschmückte abscheuliche Grundlüge gab, so ist es gewiß der „Eddyismus." Mit diesem Namen sollte diese Grundlüge gebrandmarkt werden, um sofort den Namen der falschen Prophetin Eddy mit ihrem Lügensystem unzertrennlich zu verknüpfen. Denn in dem Namen „Christian Science" ist

jedes Wort eine Lüge. Das System ist weder eine Wissenschaft, sondern nur toll durch einander gewürfelte Hirngespinste eines hochmütigen, geldgierigen und herrschsüchtigen Weibes. Noch viel weniger kann man diesen Tollheiten das Prädikat christlich geben. Denn es ist ein Hohn auf die ganze Bibel und ein Hohn auf die christliche Heilslehre, was dieses Weib einem kindisch-unwissenden Volk zu bieten wagt, und von einer urteilslosen Menge als Wahrheit akzeptiert wird. Es lohnt sich ja nicht, das teure Buch der falschen Prophetin selbst zu kaufen und damit ihre Einkünfte noch zu vermehren.

Die oben angezeigte, kleine Schrift genügt für jeden Verständigen, ihn zu überzeugen, daß nur toller Unverstand ein solches System erfinden konnte, und daß es nur ein Blendwerk des Teufels ist, wenn so viele von diesem Machwerk der falschen Prophetin sich bestechen lassen. (2. Thess. 2, 3—12.)

Was an etwaigen Heilungen auch unter dieser heuchlerischen Lügenmaske doch noch vorkommt, wird in dem Buche anerkannt und findet seine entsprechende Erklärung, die jedem Kenner auf diesem Gebiete als überzeugend gelten und von ihm anerkannt werden muß.

---

1. Von Trowitzsch & Sohn, Verlagsbuchhandlung, Berlin, S.-W., kamen uns zu: „Die Bedeutung der Concupiscenz in Luthers Leben und Lehre. Von Pfarrverwalter Lic. theol. Wilh. Braun. VIII und 312 S. S. Geh. 6 Mk.

Luthers Leben und Luthers Lehre stehen noch immer im Vordergrund des Interesses der theologischen Forschung. Die erbitterten Todfeinde der Reformation, die ultramontanen Theologen, mit ihrer gehässigen Polemik gegen Luthers Lehre, die sie mit tendenziöser Entstellung und Beschimpfung von Luthers Leben glauben um so wirkungsvoller machen zu können, sie treiben die Theologen der protestantischen Kirche zu desto intensiveren Lutherstudien.

So hat ja das diabolische Lästerwerk eines Denifle dazu dienen müssen, durch umfassende Lutherstudien umsomehr die Wahrheit von Luthers Lehre und die Reinheit von Luthers Leben zu erforschen und der christlichen Welt darzulegen. Dieser Aufgabe hat ja besonders Dr. W. Walther in Rostock sich gewidmet.

Auch die obengenannte Studie soll besonders diesem Zweck dienen, die Bedeutung der Concupiscenz in Luthers Theologie in helleres Licht zu rücken. Es sind gelehrte, scholastische Studien, die hier zu machen sind. Verfasser zeigt zuerst (Kap. 1) die Concupiscenz im Rahmen des scholastischen Systems (Thomas und Bonaventura). Dann folgt (Kap. 2) die Darstellung von Luthers Klostererlebnis. Hier ist es besonders, wo die römische Verunglimpfung Luthers schon einzusetzen pflegt, indem sie Luthers extreme Mönchsbußübungen falsch zu deuten sucht, und statt sie auf ein besonders zartes, tiefgründiges Gewissen zurückzuführen, das auch die innersten Regungen der Sünde im Licht des Geistes Gottes als strafbar erkennt und empfindet, sie vielmehr damit zu begründen sucht, daß eben Luther ein grundschlechtes Subjekt war und darum so viel über seine Sündhaftigkeit zu klagen habe.

Heute, wo eine Strömung von extremer Heiligung immer mehr sich ausbreitet, deren Bekenner von sich volle Sündlosigkeit behaupten, ist es von besonderem Interesse, sich in diese Detailstudien einzulassen, in welchem der Nachweis geführt wird, wie sehr nach Luthers Lehre und Erfahrung die Concupiscenz mit dem Wesen des gefallenen Menschen verwachsen ist und keines-

wegs mit einem Schlag entmächtigt und ausgetilgt werden kann. Die folgenden Kapitel behandeln: III. Die paulinische Grundlage. IV. Der Einfluß Augustins. V. Stellung zur Scholastik. VI. Verwandtschaft mit der Mystik. VII. Bedeutung der C. in Luthers Theologie.

Für gründliche Detailstudien in Luthers Lehre und Leben ist dieses Werk ein ausgezeichnetes Hilfsmittel.

2. Die Ethik Johann Gerhards. Ein Beitrag zum Verständnis der lutherischen Ethik. Von Lic. theol. Renatus Hupfeld. IV. und 261 S. 1908. Geh. 6 Mk. 80 Pf.

Verfasser hebt im Vorwort mit Recht hervor, daß unsere gegenwärtige Zeit für eine derartige Einzeluntersuchung, die sich in die alte protestantische Orthodoxie vertiefen muß, eine wenig günstige Stimmung entgegen bringe. Dagegegen glaubt er doch, daß in der lutherischen Ethik mehr klares Gold verborgen liegt, als viele heutzutage denken. Mittelbar wenigstens soll damit die Frage angeregt werden, ob nicht die lutherische Ethik durch ihre Konzentration auf das individualethische Problem in vielem dem modernen sozialethischen Betrieb ein Wegweiser zur Vertiefung sei.

Der Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung ist die Bußlehre, der Begriff der poenitentia, wie ihn Joh. Gerhard aufstellte. In drei Kapiteln behandelt Verfasser sodann:

I. Die im Bußbegriff gegebene Beurteilung des natürlichen Lebens.
II. Die im Bußbegriff gegebene Anschauung von der Bekehrung.
III. Die aus der poenitentia sich ergebende Gestaltung des christlichen Lebens.

Gerade dieses 3. Kapitel gewinnt für uns hier in Amerika eine recht aktuelle Bedeutung, gegenüber dem oft ungesunden Heiligungstreiben so vieler hochmütiger Heiligen, die sich Namen wie „Gemeinde Gottes“ und andere beilegen und alle andern Christen als „Babel“ verurteilen. In diesem Kapitel wird ausgeführt:

1. Die negative Seite am christlichen Leben: Der Kampf des Christen gegen die Sünde: a. Ernst des Kampfes; b. Dauernde Unvollkommenheit des Christen; c. Konsequenzen daraus; d. Der Begriff der Furcht Gottes.

2. Die positive Seite am christlichen Leben. a. Die spirituelle Gesinnung; b. Das Gebiet der sittlichen Betätigung des Christen.

Die sittliche Vollkommenheit. Zusammenfassung. Schluß: Das Ergebnis.

Schon diese Inhaltsübersicht wird genügen, unsern Lesern zu zeigen, welche Fragen in diesem Buche aufgerollt und behandelt werden. Und wer in diese Detailstudien sich vertieft, wird dem oberflächlichen, hochmütigen Sektengeist dieses Landes um so wirksamer begegnen können und ihm die Spitze bieten in seiner Polemik gegen die tiefgründige Art der deutschen Reformation, die von schnellfertiger Heiligung und sündloser Vollkommenheit nichts weiß.

Dieses Buch ist gewissermaßen ein Seitenstück zu dem zuerst genannten von Pfr. W. Braun: „Die Bedeutung der Concupiscenz in Luthers Leben und Lehre.“

Sollte jemand unter unsern Lesern sich geneigt fühlen, diese zwei genannten Schriften zu studieren und für unser „Magazin“ zu bearbeiten, der melde sich bei der Redaktion, die gerne die Bücher zu solchem Zweck zur Verfügung stellt.

3. „Hieronymus.“ Eine biographische Studie zur alten Kirchenge-

schichte. Von Lic. Dr. Gg. Grützmacher, Professor der Theologie in Heidelberg. Drei Bände; VIII, 298, VIII, 270, VIII, 293 S. 1901, 1906, 1908. Geh. 20 Mk.; Geb. 24 Mk. 50 Pf. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin.

Mit Verweisung auf den redaktionellen Teil des „Magazin", wo eine ausführliche Skizze dieses höchst bedeutenden Werkes gegeben wird, sei hier nur kurz betont, daß Grützmachers Arbeit sich nicht nur auszeichnet durch wissenschaftliche Gründlichkeit in Benutzung des einschlagenden Quellenmaterials, sondern auch durch eine geradezu meisterhafte Bearbeitung und Darstellung des oft recht spröden Stoffes, so daß es ein wahrer Genuß ist, diese Hieronymusbiographie zu lesen. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch die äußere Ausstattung, wie Papier und Druck, nichts zu wünschen übrig läßt. Der Geschichtsforscher hat hier eine reiche Fundgrube, indem G. nichts übergangen hat, was für das Leben und die Zeit des Hieronymus von irgendwelcher Bedeutung ist. — Ganz besonders kommt die klassische Darstellungsgabe Grützmachers im dritten Band zu ihrer vollen Geltung, wo der letzte, aber in mancher Beziehung auch unerquicklichste, Zeitraum aus dem Leben Hieronymus behandelt wird. Hier drängen sich alle jene Streitigkeiten zusammen, die das an sich schon recht wenig schmeichelhafte Charakterbild des H. für uns in eine noch ungünstigere Beleuchtung rücken. In düsteren Farben malt G. den origenistischen Streit, der die einstigen Busenfreunde Hieronymus und Rufin zu erbitterten Todfeinden macht. Der Streit mit Augustin, der trotz den edelsten Absichten des afrikanischen Bischofs auf Seiten des Hieronymus zu einer giftigen und bissigen Polemik ausartet, zeigt uns den letzteren neben dem großen und edelgesinnten Afrikaner in seiner ganzen gemeinen Kleinlichkeit und in fast kindischer Eitelkeit, nur um seinen Ruhm ängstlich besorgt. Und selbst hier noch weiß G. durch seine unparteiische Darstellung ein großes Interesse zu wecken für den mißtrauischen und griesgrämigen, bereits des Kampfes müden Greis, Hieronymus. — Aber alles, was Hieronymus bisher an giftiger und bissiger Polemik geleistet, wird noch übertroffen durch seine Schrift wider den Vigilantius, welcher den in der Kirche sich immer mehr einbürgernden Reliquien- und Heiligenkult einer scharfen, aber durchaus gerechten Kritik unterworfen, und dabei zum großen Aerger des Hieronymus selbst Mönchtum und Zölibat der Priester angetastet hatte. Mit maßloser Gehässigkeit, aber auch in ganz unglaublicher Oberflächlichkeit, sucht er seinen Gegner mundtot zu machen. Auch bei seinem Eingreifen in die pelagianischeen Streitigkeiten um die Erbsünde zeigt er sich uns durchaus nicht von einer besseren Seite. Auch da ist sein Hauptbemühen, seine Gegner mit Schmutz zu bewerfen, und seine Hauptwaffe ist giftige Verleumdung, in der er es nachgerade zur Meisterschaft gebracht hat.

Neben diesen höchst unerquicklichen Streitigkeiten, die dem Hieronymus nur noch da Vergnügen bereiten, wo er einen schwächeren Gegner niederdonnern kann, findet er noch Zeit zu allerlei friedlichen Werken. Er schreibt Kommentare zu den Psalmen, zu kleinen und großen Propheten, führt ferner wissenschaftliche und erbauliche Korrespondenzen, und daneben betreibt er eifrig die Organisation der Mönchs- und Nonnenklöster bei Bethlehem. All das führt uns G.'s. Darstellung lebendig vor Augen in anziehender Detailmalerei, die aber doch wieder zu einem großen Ganzen zusammengefügt ist. Kein Kirchenhistoriker, der sich mit der Zeit und dem Leben Hieronymus beschäftigt, wird in Zukunft, ohne sich selbst zu schädigen, Grützmachers Werk ignorieren können. G. hat sich mit dieser ebenso mühsamen wie sorgfältigen

Arbeit, die ein Meisterwerk plastischer Darstellungskunst ist, ein wirkliches Verdienst erworben. Der große Unbekannte, dessen Charakterbild bisher nur in sehr verschwommenen Umrissen in die Geschichte der christlichen Kirche eingezeichnet war, hat endlich unter der kundigen Hand Grützmachers feste Gestalt gewonnen. G. weiß unser Interesse für H. zu erregen und zu erhalten. Oft auch lernen wir von ihm diesen wunderlichen Heiligen bewundern, aber lieben? — Nein, dazu ist der ehrgeizige, neidische, mißtrauische und hochmütige Hieronymus nicht geschaffen, trotz allem Verdienst, das ihm als dem doctor ecclesiae seinerzeit zugestanden werden muß. (G. Brändli.)

4. Lasson, Georg, Pastor an St. Bartholomäus in Berlin, „Des Menschen Schuld und Schicksal." Die Paradiesesgeschichte für unsere Zeit erläutert. In imitiertem Pergamentband geb. Mk. 1,40.

In diesem Bändchen, das sich inhaltlich an des Verfassers Schrift über den biblischen Schöpfungsbericht anschließt und ihr auch äußerlich in der schönen Ausstattung gleicht, weist der Verfasser nach, wie in der biblischen Paradiesesgeschichte, die in ihrer bildlichen Einkleidung an die kindlichen Vorstellungen der frühesten Zeit anknüpft, die tiefsten Wahrheiten über den göttlichen Beruf und die sittliche Aufgabe der Menschheit zu anschaulichem Ausdrucke gebraucht werden. Der Verfasser, der neuerdings sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen spekulativen Philosophie bekannt gemacht hat, folgt den Bahnen der bedeutendsten Denker unserer Nation, die mit Vorliebe den geistigen Gehalt dieses biblischen Abschnittes erörtert haben, und versteht es, dem gebildeten christlichen Publikum den Ertrag dieser Gedankenarbeit zu vermitteln. — Verfasser vertritt also hier den Standpunkt, daß die Erzählungen in Genesis 2 und 3 nicht als wörtliche Berichte historischer Begebenheiten zu betrachten seien. Es sei nicht die schriftstellerische Arbeit eines einzelnen frommen Denkers, sondern in diesen Erzählungen liegt ein Gesamtbesitz des ganzen Volkes Israel vor. Was in diesem auserwählten Volke von Geschlecht zu Geschlecht als geheiligte Ueberlieferung forterbte und mit frommem Sinn ausgemalt und weitererzählt wurde, ist hier in einen großen einheitlichen Zusammenhang gebracht und unter das alles durchdringende und erhellende Licht der göttlichen Offenbarung gerückt worden." .... „Es wäre durchaus nicht gerechtfertigt zu fordern, daß man in diesen Erzählungen Berichte von äußerlich geschichtlicher Richtigkeit anerkennen müsse. Aber es würde doch auch nicht zutreffen, wollte man sie einfach als Mythen und Sagen bezeichnen. Denn was an ihnen etwa dem Gebiete des Mythos und der Sage entstammt, das ist hier in den Dienst einer ganz neuen Anschauung gestellt und muß dazu helfen, eine ideale Geschichte des Anfanges der Menschheit vor uns aufzurollen u. s. w." .... So versucht Verfasser also die ernste Klippe zu umgehen, an welcher viele Bibelgläubige sich stoßen, wenn die Urgeschichte, namentlich Gen. 2 und 3 als Mythos oder Sage bezeichnet wird. Er will die Darstellung dieser Erzählungen auf göttliche Offenbarung zurückführen, die, dem Sinn auch des einfachsten Menschen angepaßt, versuchen, „die Wahrheit dem kindlichen Sinne der ursprünglichen Menschheit anschaulich zu machen." Stark betont wird der Kindschaftsstand der ersten Menschen, die den Unterschied von Gut und Böse noch nicht kannten und, versucht von der äußerlichen Kreatur, gewissermaßen erst zum Selbstbewußtsein und Selbstentscheidung kommen, — leider zu verkehrter, von Gott abgewandter Entscheidung, und dadurch wird ihr Los auf Erden: Mühsal, Leid und Tod!

Auf die Frage, ob der Mensch hätte sündlos bleiben und ohne Tod zur

Unsterblichkeit hätte kommen sollen, wird gar nicht eingegangen. Ohne Namen zu nennen, wird jene tiefere, — theosophische Auffassung der Urgeschichte, wie sie, um nur einen Namen zu nennen, Culmanns Ethik so geistreich entwickelt, abgelehnt. Die Frage, wie der barmherzige Gott eine vergleichsweise harmlose, kindische Tat des Sündenfalls, wie sie Gen. 3 sich darstellt, von Kindern im ethischen Stande begangen, mit einem solchen unsäglichen Heer von Leiden, Elend und Jammer strafen konnte — wird nicht berührt.

Wer die gewöhnliche Auffassung jener zwei Kapitel für die richtige hält, wird an der Erklärung des Verfassers reichen Genuß und Befriedigung finden. Wer der theosophischen Auffassung zuneigt, wird viele Gegenfragen zu stellen haben, die natürlich unbeantwortet bleiben.

Aus dem Verlag von C. Ludwig Ungelenk, Dresden, kamen uns zu: 1. Reden und Ansprachen bei der Trauerfeier des † Kirchenrats Dr. E. Siedel. Als Manuskript gedruckt, 24 Seiten. — Wir geben an anderer Stelle die erste Trauerrede unverkürzt, auf die wir verweisen wollen. Es folgen dann noch weitere Ansprachen von Pastoren und Gemeindegliedern, die anläßlich seines Begräbnisses in Tharandt gehalten wurden und die alle zeigen, in welch gesegnetem und liebem Andenken der Entschlafene gestanden hat. Das Schriftchen gibt auch ein Muster schöner Begräbnisfeiern bei entschlafenen Pastoren, die im Segen gewirkt haben.

2. Loofs, D. Friedr., Akademische Predigten. Mit einer Vorrede: Ueber die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart. (Predigt der Gegenwart Bd. 4.) Preis geb. 1,50 Mk.

Dieses Bändchen stellt sich dar als ein Teil eines großen Ganzen. Das Ganze hat den Titel „Predigt der Kirche." Das ganze Werk zerfällt in folgende sieben Abteilungen: 1. Prediger der morgenländischen Kirche. 2. Prediger der abendländischen Kirche. 3. Prediger der mittelalterlichen Kirche. 4. Prediger des reformatorischen und nachreformatorischen Zeitalters. 5. Deutsche Prediger der neueren Zeit. 6. Außerdeutsche Prediger der neueren Zeit. 7. Prediger der Gegenwart. — In jeder Abteilung erschienen eine Anzahl kleiner Bände. Preis pro Band, kart. 1.50 Mk. Die Verlagsbuchhandlung sendet auf Verlangen einen Prospekt des ganzen, groß angelegten Unternehmens. — Wir haben im Januar 1906, Seite 76, schon einmal auf dieses Unternehmen hingewiesen, als wir ein Bändchen aus der sechsten Abteilung, John Wesley, von Dr. Nülsen, anzeigten. Jenes war das 32. Bändchen des ganzen Werkes. Seitdem sind in der siebenten Abteilung drei weitere Publikationen erfolgt, und das vorstehend genannte ist das vierte Bändchen in dieser 7. Abteilung.

Diese 12 Predigten von Dr. F. Loofs tragen den Titel: Akademische Predigten. Sie sind von dem geehrten Verfasser selbst gehalten worden vor der „akademischen" Gemeinde zu Halle a. S. In diesen Predigten hat der Verfasser sich Themata ausgewählt, die „den tiefsten Gedanken der evangelischen Heilsverkündigung Ausdruck zu geben" versuchen. „Die drei ersten unter ihnen versuchen im allgemeinen die rechte Stellung zu den ethischen und dogmatischen Stoffen der christlichen Verkündigung abzugrenzen; die beiden folgenden wollen inbezug auf die Gesamtauffassung des Lebens und inbezug auf die einzelnen Weisungen Jesu die Grundforderungen wahrhaft christlichen Lebens ins Licht rücken. Die letzten sieben sind dogmatischen Inhalts: in den vier ersten steht die Rechtfertigungslehre, in den drei letzteren, die verwandten Inhalt haben, steht die Botschaft von der Versöhnung im

Mittelpunkte." So hat Verfasser selbst den Inhalt der Predigten im Vorwort angegeben. Den übrigen Inhalt des Vorworts geben wir in diesem Heft an anderer Stelle unter der Ueberschrift: „Ueber die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart." Wir halten schon dieses Vorwort für so wichtig und wertvoll, daß wir dem Wunsche nicht widerstehen konnten, es in extenso unserm Leserkreise zugänglich zu machen.

Und auch von den dargebotenen Predigten geben wir eine Predigt: „Der Kern des Evangeliums," in vollem Abdruck, um den Lesern einen Einblick zu geben, was an reichem Glaubensinhalt ihnen hier geboten wird. Es erübrigt uns nur zu sagen, daß wir mit größter Freude und innerster Befriedigung diese sämtlichen Predigten von Anfang bis zu Ende gelesen haben. Wir wissen nicht, wie der Herr Verfasser zu den neueren Ausdrücken: „Moderne positive Theologie" und „Moderne Theologie des alten Glaubens" steht. Aber an diesen Predigten haben wir mustergiltige Zeugnisse eines sicher modernen Theologen, der feststeht und kerngesund ist in seinem Glauben an den Herrn Jesum Christum. Da ist keine Verflüchtigung des positiven Glaubensgehaltes, da kann man sehen und lernen, wie man moderne Menschen, deren ganzes religiöses Fundament erschüttert ist, erst zu Gott, zu dem Inhalt des göttlichen Sittengebotes, zum Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit u. s. w. führen muß, ehe man das dogmatische Füllhorn einer überlieferten Lehre über sie ausgießen darf. Da wird voller Ernst gemacht mit der Heiligkeit Gottes, mit der Sünde, die einer Sühne bedarf; mit der Notwendigkeit der Versöhnung durch Christum. Die Echtheit des Evangeliums Johannes wird festgehalten, Paulus gilt nicht als Verfälscher des Evangeliums Jesu, sondern als der rechte, tiefe Ausleger desselben. Kurz — es ist ein Genuß, das Büchlein von Anfang bis Ende zu lesen, und wir haben eben darum durch Abdruck zweier Abschnitte ihm in diesem Heft einen so großen Raum gewährt, um unsern Lesern Lust zu machen, sich dieses Büchlein zu verschaffen.

3. Jahn, Bilder aus dem alten Israel. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ottilie von Harling. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. theol. Fr. Buhl. Kart. 1.50, geb, 2.25 Mk.

Es sind einzelne Lebensbilder von meist biblischen Personen, die uns hier im Rahmen ihrer Geschichte vorgeführt werden: Jephtahs Tochter; Rispa; König Usia, Josias Zeit; Serubabel; Marianne; Simeon (Luk. 2); Rabbi Akiba. Der tragische Verlauf ihrer Lebensgeschichte wirkt erschütternd, wenn das kahle Gerippe, das die Geschichte selbst uns darbietet, umkleidet wird mit Fleisch und Blut, wenn wir in ihre Zeitgeschichte und ihr spezielles Lebensschicksal einen Einblick gewinnen, wie es dem Dichterauge sich darstellt, der sich sinnend versenkt in die Zeitgeschichte und die Lebenserfahrungen der betreffenden Personen. Der heiße Kampf Israels um seine nationale Selbständigkeit und seine höchsten Güter und das tragische Ende all der Kämpfe, das auch hier beleuchtet wird, ist für jedes empfängliche Gemüt wahrhaft ergreifend.

Vom Verlag von Max Kielmann, Stuttgart, kam: **Ist Gott tot? Gott, Welt, Mensch?** Drei Kernfragen, naturwissenschaftlich beleuchtet von Dr. phil. E. Dennert. 142 S. Preis: Broschiert 2 Mk.; elegant gebunden 3 Mk.

Es sind drei Vorträge, die der Herr Verfasser im Laufe des vergangenen Jahres in Zürich und mehreren andern Städten gehalten hat. „Sie wollen

versuchen, Steine fortzuschaffen, die das moderne Denken den Gottessuchern unserer Zeit auf den Weg zu Gott geworfen hat." Weltbild und Weltanschauung sind zwei verschiedene Begriffe; jenes ist physisch, es ist das Bild, das man sich zu einer gegebenen Zeit aus dem gerade zur Verfügung stehenden Tatsachenmaterial aufbaut. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem ptolemäischen und dem kopernikanischen Weltbild, d. h. der Vorstellung von der Gestalt und dem Aufbau und Verhältnis der Welt- und Himmelskörper zu einander. Die Weltanschauung ist metaphysisch, sie hat es zu tun mit Begriffen, die nicht mehr sinnlich wahrnehmbar sind, und also auch nicht sinnlich beweisbar sind. Hier beginnt also schon das Gebiet des persönlichen Glaubens. Der Naturforscher, der mit den Begriffen: Gott, Zufall, ewig, unendlich u. s. w. operiert, überschreitet damit bereits die ihm von der sinnlichen Beobachtung gesetzten Schranken, und betritt das unbeweisbare Gebiet des Glaubens.

Verfasser gibt seinen Vorträgen die Ueberschriften: 1. Gott! Dürfen wir noch an ihn glauben? 2. Die Welt! Wie ist sie entstanden? 3. Der Mensch! Woher? — Wohin? — Stufenweise führt er sozusagen von unten nach oben. Er betont nachdrücklich in allen drei Vorträgen, daß es zwingende logische Beweise für den Gottesglauben und was damit zusammenhängt nicht gibt, nicht geben kann und soll, weil sonst die Freiheit der sittlichen Entscheidung des Menschen zerstört würde. Aber auf allen Gebieten führt er zu dem Dilemma: Entweder Zufall oder Gott, ein mit Wille und Absicht das Weltall und die Menschen leitender höchster persönlicher Geist und Wille, der auf höchster Stufe der sichtbaren Wesen, im Menschen, als bewußter, persönlicher Wille, als geistige Persönlichkeit auftritt, die zur Gemeinschaft mit Gott und in ihr zur Unsterblichkeit bestimmt ist. — Das Buch wird solchen Leuten, die von dem materialistischen Unglauben und Monismus unserer Zeit durchfressen sind, und den Weg zu Gott nicht finden können, gute Dienste leisten, wenn sie den Gedankengängen des Verfassers folgen und die am Schluß gegebenen Ratschläge beachten wollen, wie man den Weg zu Gott finden kann. — Dieses und das oben angezeigte Buch: „Akademische Predigten von Dr. Loofs dürften mit voller Freudigkeit angefochtenen Seelen empfohlen werden. Und zwar Dennert's Buch zuerst, als Vorstufe und dann das andere; so wie das Gymnasium der Universität vorausgehen muß.

Eines ist in dem Buche uns aufgefallen. Seite 35 stellt der Herr Verfasser die Fragen: Wie und warum einander gegenüber. Wie? soll das Ursachenverhältnis, Warum? das Zweckverhältnis bezeichnen. „Der exakte Naturforscher beachtet mit vollem Recht nur das Wie, nicht das Warum."

Wir meinen, daß „Warum" denn doch nicht immer das Zweckverhältnis ausdrückt; sondern es ist sehr oft auch nur eine Kausalfrage. In vielen Fällen ist es nur Kausalfragewort, in andern wenigstens zweideutig, ob es Kausal- oder Zweckfrage sei. Z. B. „Warum krümmt sich der Wurm?" Da ist der Zweck ganz ausgeschlossen. „Warum zündest du das Feuer im Ofen an?" Hier ist das „Warum" zweideutig; es kann kausal beantwortet werden: weil es mich friert;" oder: „um mich wärmen zu können;" hier ist Absicht und Zweck ausgedrückt und die Ursache ist implizite enthalten, wie vorher der Zweck implizite darin war; die Antwort: „um das Essen zu kochen" würde die Ursache ausscheiden und nur den Zweck stehen

lassen. Statt „warum“ als Zweckfragewort zu brauchen, das mehrsinnig und mehrdeutig ist, ist es sicherer, dafür das Wort „wozu?“ anzuwenden, bei welchem kausale Deutung ausgeschlossen ist.

Von der Agentur des Rauhen Hauses, Verlagsbuchhandlung, Hamburg, kam uns zu:

„Das Wort des Heils“. Eine volkstümliche Auslegung der Heiligen Schrift. Herausgegeben von Pastor Hermann Josephson. Subskriptionspreis pro Serie von 5 Heften bei Vorausbestellung der ganzen Sammlung statt Mk. 3.50 nur Mk. 2.50.

Von der so freundlich aufgenommenen volkstümlichen Erklärung des Neuen Testaments: „Das Wort des Heils“ liegen die fünf neuen Hefte der 2. Serie vor. Der Herausgeber hat seinen Mitarbeitern keine zu enge Schranke gezogen; so gewährt es einen besonderen Reiz, daß jedes Heft unverkennbar die Eigenart seines Verfassers trägt und daß sie doch alle auf einem Grunde stehen und zu dem einen lebendigen Herrn sich bekennen. Gemeinschaften und Vereine, Helferkreise, Stadtmissionare und nicht zuletzt die Hausgemeinde und der einzelne schlichte Bibelleser werden reichen Gewinn davontragen. Für Bibel- und Bibelbesprechungsstunden bieten die Hefte treffliche Handreichung.

„Apostelgeschichte“, von Lic. W. Hadorn-Bern, einzeln Mk. —.90.

Hadorn ist ein selbständigr gelehrter Erforscher des Neuen Testaments. Hier hat er es verstanden, seine Wissenschaft und sein tiefes Verständnis der Schrift in schlichtester Weise in den Dienst der Gemeinde zu stellen.

1. Korinther, von Pastor S. Balke-Bremen, einzeln Mk. —.90.

Der Bremer Diakonissenhauspastor zählt zu den besonderen Schülern Cremers und Kählers. Seine Arbeit verrät den tiefgrabenden Schrifttheologen.

„Epheserbrief“, von Direktor Pastor Burckhardt-Berlin, einzeln Mk. —.50.

In warmer, praktischer und packender Art hat der Führer der deutschen Jungfrauenvereine den gedankenreichen Brief behandelt.

1. u. 2. Thessalonicher, von Insp. Pastor Haarbeck-Barmen, einzeln Mk. —.60.

Dem Inspektor des Johanneums in Barmen kommt es vor allem darauf an, die Briefe des Paulus für das heutige Gemeindeleben und seine Kämpfe und Aufgaben fruchtbar zu machen. Er schreibt aus reicher Erkenntnis und Erfahrung.

„Drei Johannesbriefe“, von Konf.-Rat Paul Blau-Wernigerrode, einzeln Mk. —.60.

Blau hat der gläubigen Christenheit schon manche reiche Gabe geschenkt. Auch dieses Heft ist eine solche; es ist in den Geist der Schrift getaucht.

Wir haben im Märzheft dieses Jahres die 1. Serie angezeigt und den Prospekt des ganzen Werkes mitgeteilt, und möchten unsere Leser bitten, von jenem Prospekt gefälligst Einsicht nehmen zu wollen. Dieses Werk ist für Familienandacht, für Privaterbauung, für Vorbereitung auf Erbauungsstunden, Sonntagschullehrer-Kurse u. s. w. sehr geeignet.

Vom Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S. kam uns zu:

„Biblische Personen.“ Lebens- und Charakterbil-

der aus den vier Evangelien, ins besondere das Lebensbild Jesu. Von J. H. Albert Fricke. 338 Seiten. Preis: broch. Mk. 5.

Was der Verfasser will? Er will nicht den vielen schon vorhandenen biblischen Geschichtsbüchern ein neues gleicher Art beifügen, wo nur die einzelnen Geschichten mehr oder weniger abrupt aus dem Zusammenhang gerissen mit knappen biblischen Worten wiedergegeben werden. Sondern, wie schon der Titel andeutet: Lebens- und Charakterbilder will er geben. Besonders ein anschauliches, lebendiges Lebensbild Jesu Christi will er bieten, zusammengestellt nach den vier Evangelien. Der Verlauf des Lebens Jesu, seine äußere und seine innere Entwicklung, sein Tun und Wirken in Worten und Taten wird in fortlaufender Erzählung dargestellt und versucht, jedes in den vier Evangelien erzählte Ereignis an seinen richtigen Ort einzufügen, so weit das eben aus den fragmentarischen Berichten der Evangelisten möglich ist. Der Zweck des Verfassers ist dabei, den Lehrern und Erziehern ein Handbuch darzureichen, in welchem der biblische Geschichtsunterricht nicht stehen bleibt bei der Einzelerzählung, sondern von ihr fortschreitet zur Veranschaulichung der biblischen Persönlichkeiten, an deren Charakter auch unsere Jugend sich bilden und heranreifen soll zu sittlich-religiösem Leben.

Neben der Person des Heilandes, die natürlich in diesem Buche die Hauptstelle einnimmt, werden dann auch andere Personen und deren Charakterbild zusammenfassend behandelt, die in den vier Evangelien genannt sind und irgendwie mit dem Leben des Herrn in Berührung kommen.

Das Buch dürfte nicht bloß für den Konfirmandenunterricht eine richtige Grundlage darbieten, sondern auch für fortgesetzte Predigten über das Leben des Heilandes unter Berücksichtigung des chronologischen Verlaufs desselben.

An die Stelle der theoretischen Lehrweise nach den (theologischen) Sätzen des Katechismus sollte die Unterweisung mehr sich anlehnen an den biblischen Geschichtsunterricht, und dabei einesteils den Nachdruck legen auf Gottes Heilsweg mit der Menschheit, andererseits auf die Lebensbilder, welche die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments uns darbietet.

Für den Umfang der vier Evangelien bietet sich dieses Buch als Leitfaden des Lehrgangs dar. Für die Apostelgeschichte und die übrigen neutestamentlichen Bücher ist ein zweiter Band in Aussicht gestellt.

(Zurückgelegt vom Juli-Heft.)

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung, Gütersloh, kam uns zu:

Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und seine bleibende Bedeutung. Festschrift zu seinem 100. Geburtstag am 21. April 1908. Von D. Theodor Schäfer, Pastor, Direktor der Diakonissenanstalt zu Altona. Mit Wicherns Bildnis. Preis: Mk. 1.20, (10 Ex. für Mk. 10).

Ein schmuckes, empfehlenswertes Buch zur Erinnerung an Johann Hinrich Wichern, den „Vater der Innern Mission." Der bekannte Verfasser setzt mit seiner gründlichen Arbeit dem Altmeister zu seinem 100. Geburtstag ein überaus würdiges, beachtenswertes Denkmal. Der Preis ist im Interesse weitester Verbreitung sehr niedrig bemessen.

Wir haben im redaktionellen Teil des Juli-Heftes es unternommen, auf Grund des vorliegenden Buches eine Lebensskizze von Dr. J. H. Wichern zu

entwerfen und möchten unsere Leser bitten, dieselbe zu lesen, um mit dem Inhalt des Buches sich bekannt zu machen.

Kohlweyer, E., Pastor an St. Paul in Berlin, Missionspredigten. In Beiträgen von Pfarrer Gareis, Miss.-Dir. D. Gensichen, Miss.-Insp. Haußleiter, Miss.-Insp. D. Oehler, Dekan Römer, Miss.-Insp. Römer, Miss.-Insp. Zernick und vielen anderen namhaften Kanzelrednern. 280 Seiten. Preis: Mk. 3.20; geb. Mk. 4.

Ein stattlicher Band Missionspredigten von zahlreichen, meist weithin bekannten Verfassern, gleich wertvoll für Geistliche und Missionare, wie für alle Missionsfreunde. Der „Christliche Bücherschatz" sagt über das Buch: „Eine gediegene Sammlung, die folgende Vorzüge vor andern hat: sie benutzt neue und seltene Texte, besonders aus dem Alten Testament, gibt fast durchweg dem rein lehrhaften Ton den Abschied und führt lebensgetreue Bilder aus der Missionsarbeit vor Augen. Wir haben an diesen phrasenlosen Predigten uns erquickt."

Eine andere Besprechung sagt: Diese Predigten erfüllen einen doppelten Zweck. Sie zeigen dem Leser in edler gewinnender Sprache die großen Taten Gottes auf dem zur Ernte reifen Missionsfelde und reizen ihn an zur Teilnahme an diesem Werke; sodann enthalten sie für den Missionsfestredner ein reiches Material zum Studium. — Ein durch Inhalt, Form und geistvolle Behandlung gleich ausgezeichnetes Werk!

Die Verschiedenheit der Verfasser der dargebotenen Ansprachen, ihre namhafte Stellung im Dienste der Mission, die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Themata dieser Ansprachen bietet reiches Material für den Missionsprediger, der in Verlegenheit sich fragt: Was soll ich predigen?

Schriften dieses Verlags:

Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart. Monatsschrift für Gebildete zur Begründung und Verteidigung der christlichen Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 44. Jahrgang 1908. (Jan.—Dez.) Monatlich ein Heft von 32—40 Seiten. Preis vierteljährlich Mk. 1.50; mit Porto Mk. 1.65. — Mit „Theolog. Literaturbericht" und „Vierteljahrsbericht" zuammen vierteljährlich Mk. 2; mit Porto Mk. 2.30.

Inhalt des vierten Heftes: J. H. Wichern und seine Bedeutung für das deutsch-evangelische Volk. Von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. — Ursprung und Zusammenhang der Dinge. Von F. Krause. — Zur Geschichtlichkeit des Gethsemanegebetes. Von Gerh. Heinzelmann. — Jesus Christus im Licht der Weltgeschichte. Von Wilh. Rothe. — Ist eine wirksame Jugenderziehung ohne Christentum möglich? Von Adelheid von Benningsen. — Apologetische Rundschau. Vom Herausgeber. — Miszellen. 1. Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes. 2. Sozialismus und Kirche. 3. Hornneffers Welt- und Lebensanschauung. Gabriele d'Annunzios La Nave. 5. Der freie Geist des Griechentums. 6. Spiritismus. 7. Ruskin. 8. Helen Keller. 9. Reinheit. 10. Die italienischen Modernisten. 11. Von der Halleschen Missionskonferenz. 12. Einfluß der Schaubühne. 13. Monument "Aux morts." 14. „Das ewige Licht." 15. Jüdisch-christliche Parallelen. 16. Der Pädagoge Dr. Fr. Förster über Christus. 17. Des Pfarrers Predigt an sich selbst.

Beim Beginn des neuen Quartals empfehlen wir diese Zeitschrift wiederholt nachdrücklichst. Kaum eine andere führt so tief in die Geisteskämpfe

unserer erregten Zeit und bietet so reiche Ausrüstung zur Gewinnung des rechten Standpunktes. Probenummern liefert der Verlag auf Wunsch kostenfrei.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 31. Jahrgang 1908. (Jan.—Dez.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte Mk. 3; mit Porto Mk. 3.60.

Wiederholt haben wir schon auf die Bedeutung dieser Zeitschrift hingewiesen. Das uns vorliegende vierte Heft bringt einen längeren Aufsatz des Herrn Prof. Lic. Dr. Karl Beth-Wien: „Der gegenwärtige Stand der Lebenserforschung."

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter. 14. Jahrg. 1908. (Jan.—Dez.) Jährl. 12 Hefte (mit ca. 150 Bildern). Preis: Mk. 3; mit Porto Mk. 3.60. Probeheft gratis.

Inhalt des vierten Heftes: Louis Harms, der Begründer der Hermannsburger Mission. Von Pastor Raeder. (Mit 4 Bildern.) — Skizzen von der allgemeinen studentischen Missionskonferenz in Liverpool. Von Prof. Karl Mainhof. (Mit 2 Bildern.) — Eine Wanderung durch die Brüdermission im Kondelande. Von P. Richter. (Mit 4 Bildern.) — Sahibsadi. (Schluß.) — Von Hanna Riehm. Mit 2 Bildern.) — Neue Nachrichten. (Mit 2 Bildern.) — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Paul Richter. 10. Jahrgang 1908. Jährlich 12 Hefte (mit ca. 50 Bildern) Mk. 1; mit Porto Mk. 1.36. In Partien billiger.) Mit „Die Evangelischen Missionen" zusammen Mk. 3.75; mit Porto Mk. 4.35.

Inhalt des vierten Heftes: Missionsanfänge in Hunan. Von Past. Fleck. (Mit 3 Bildern.) — Erlebnisse eines Indianermissionars. (Schluß.) — Vermischtes.

Neue Sendungen. Wegen Raummangel nur kurz besprochen.

„Beiträge zur Förderung christlicher Theologie." Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Jährlich 6 Hefte. Preis: 10 Mk.

Die „Beiträge bieten eine Sammlung von Abhandlungen, in welchen die wichtigsten theologischen Zeitfragen von kompetenten Autoren behandelt werden. Es sind streng wissenschaftliche Studien, aber keine unfruchtbaren Erörterungen, sondern wirklich förderlich für Schriftkenntnis und Theologie.

Als erstes Heft des 12. Jahrganges (1908) erschien: „Emendationen zu Stellen des Neuen Testaments." von Prof. E. Könnecke. Preis: 1 Mk.

Dieses Heft schlägt in das Gebiet der Textkritik ein und zeigt, wie auch ein ehrfürchtig den Bibeltext respektierender Forscher allerlei Verbesserungsvorschläge machen kann, die zu besserem Verständnis des Textes führen können und sollen. Wer für seine Predigtstudien den griechischen Grundtext beizieht, wird bei mancher schwierigen Stelle ein besseres Verständnis des Textes gewinnen, wenn er den Winken folgt, die Verfasser in oben genannter Schrift gibt.

„Christus der Herr“, von Prof. Lic. Dr. Jul. Kögel. Erläuterungen zu Philipper 2, 5—11. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. XII. Jahrgang 1908. Heft 2.) Preis: Mk. 1.50.

Die angegebene wichtige Stelle, die in der Christologie eine so hohe Bedeutung hat, wird von dem Verfasser einer erneuten Untersuchung unterworfen. Er will an das Vorhandene und Gegebene in der Exegese aus alter und neuer Zeit anknüpfen und hofft Einzelnes deutlicher machen und in hellere Beleuchtung rücken zu können.—Also eigentlich nur unter Beiziehung einer Menge gelehrter exegetischer Abhandlungen über diese Stelle wird das Besondere und Neue dieser Schrift verstanden und gewertet werden können.

„Durch die Taufe ins Kreuz!“ von Rudolf Kirsten. Drei ernste Fragen an die getauften Verächter des Taufbundes. Preis: Mk. 4.50; geb. Mk. 5.25.

Der Verfasser sagt in der Einleiang: „Die Verlegenheit, in die die positive Theologie in der Regel gerät, wenn sie sich durch die Angriffe der Neologie vor die Aufgabe gestellt sieht, den paulinischen Sühnegedanken in den Evangelien nachzuweisen, wäre mit einem Schlage gehoben, wenn sie sich entschließen könnte, die rechte Stellung zur „Taufe des Johannes“ einzunehmen, nicht minder die andere Verlegenheit, die entsteht durch die ebenso wichtige und nötige Aufgabe, den Sekten gegenüber die zentrale Bedeutung und Heilsnotwendigkeit der christlichen Wassertaufe (auch der Säuglingstaufe) nachzuweisen und biblisch zu begründen.“ Um diese rechte Stellung zu finden, beantwortet der Verfasser in einer tiefgegründeten Untersuchung in scharfsinniger, oft schwungvoller Darstellung folgende Fragen: 1. Woher war die Taufe des Johannes? War sie vom Himmel, oder war sie von den Menschen? 2. Was dünket euch um Christus? Kam er ohne die Taufe des Johannes? Oder kam er mit Wasser und Blut? 3. Wie wird ein Mensch von neuem geboren? Ohne die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, oder „aus Wasser und Geist?“

Ein Versehen berichtigt.

Im Juliheft findet sich in der Kirchl. Rundschau ein Versehen, das durchaus der Berichtigung bedarf. Es ist Seite 305 und 306.

Was dort von den Universitäten des Landes gesagt ist, sollte die Seite 306 tragende Ueberschrift tragen:

Eine furchtbare Anklage gegen die amerikanischen Universitäten.

Dann sollte der darunter stehende Absatz folgen, der noch drei Zeilen von Seite 307 oben füllt, mit der dazu gehörigen Fußnote.

Hier müßte dann sich anschließen, was Seite 305 unter der Ueberschrift Fehlschlag der Universitäten u. s. w. steht bis Seite 306: Doch muß hier eine sehr bemerkenswerte Ausnahme berichtet werden. Hier folgt dann Seite 307: Präsident Hyde von Bowdoin u. s. w. . . .

So erst, in dieser Zurechtrückung der Ueberschriften und Abschnitte, wird das Ganze recht verständlich werden.

❋ Magazin ❋

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 10. Band. St. Louis, Mo. November 1908.

Hieronymus von Stridon.

Von Past. G. Brändli, Herndon, Kans.

(Fortsetzung.)

2. Von der Reise nach Gallien bis zur ersten Orientreise.

Begleitet von seinem Freund und Studiengenosse Bonosus unternahm H. von Rom aus eine Reise nach Gallien. Wenn diese ihren Anfang nahm, ist nicht festzustellen; ebenso ist die Reiseroute unbekannt. Hieronymus muß sich aber auf dieser Reise eine genaue Kenntnis von Land und Leuten angeeignet haben, wie aus seiner späteren Beschreibung der Verwüstung ganz Galliens vom Ozean bis zum Rhein, von den Pyrenäen bis zu den Alpen, deutlich erhellt. Alle die Städte, Mainz, Worms, Rheims, Amiens, Tournay, Speier, Straßburg, deren Zerstörung er als Greis mit so warmer Anteilnahme beklagte, wird er damals als Jüngling bei seinem gallischen Aufenthalt noch blühend und glänzend geschaut haben. Auch Toulouse, das er nicht ohne Tränen erwähnen kann, obwohl es von den Barbaren nicht zerstört wurde, wird er auf dieser Reise kennen gelernt haben. Jedenfalls hielt er sich auch längere Zeit in Trier auf, und lernte hier die Sprache der Trevirer soweit kennen, daß er später ihre Verwandtschaft mit den keltischen Galatern Klein-Asiens zu erkennen vermochte.

Wohl in Trier war es auch, wo er zum ersten Mal den festen Entschluß faßte, sich Christo zu weihen, d. h. Mönch zu werden. Das war in seinen Augen der einzige wahre Dienst Christi. Daß diese Umwandlung bei Hieronymus sich gerade in Trier vollzog, wenn er auch selber nichts Bestimmtes über diese entscheidende Wendung seines Lebens mitteilt, ist überaus wahrscheinlich. Trier war damals nämlich nicht nur eine reiche, blühende Römerstadt, sondern schon längst eine christliche Metropole und Bischofssitz. Hier hatte Athanasius von 335—337 im Exil gelebt, und in dem Bischof der Stadt, Maximin, einen treuen Gesinnungsgenossen gefunden. Wie später in Rom, so hatte

Athanasius jedenfalls auch hier von den neuen Frommen Aegyptens erzählt, die ein wunderbares Leben als Eremiten in der Wüste führten. Dem Bischof Maximin wird er sein Leben des Antonius nach Trier gesandt haben, da er auch später noch mit ihm in enger Beziehung stand. Durch Vermittlung eines früheren Soldaten Pontitian, der in Trier beim Heer gestanden, hat Augustin in Mailand, im Jahre 386, zuerst von dem Leben dieses Wüstenheiligen Kunde erhalten. Und Pontitian hatte bei Gelegenheit eines Spaziergangs in der Nähe der Stadt bei einem Mönchskloster die Geschichte des heiligen Antonius von den Mönchen vorlesen hören. Das war etwa zwölf Jahre nach dem Aufenthalt des Hieronymus in Trier. Es ist nun äußerst wahrscheinlich, daß seit der Zeit, da Athanasius hier im Exil weilte, eine mönchische Erweckungsbewegung ihren Anfang genommen hat. Hier lernte denn auch Hieronymus das Bußleben der Mönche durch eigene Anschauung kennen. Dies reifte in ihm den Entschluß, selber Mönch zu werden. Doch verging noch geraume Zeit, ehe er sein Vorhaben verwirklichte. — In Trier geschah es zum ersten Mal, daß er sein Interesse auch theologischen Werken zuwandte, indem er für seinen Freund Rufin vom Psalmenkommentar des Bischofs Hilarius von Poitiers, sowie von dessen umfangreicher Schrift über die Synoden eigenhändige Abschriften anfertigte.

Nach seiner Reise durch Gallien nahm Hieronymus längeren Aufenthalt in Aquileja. Wann und wie er dahin kam, ist nicht bekannt. Hier sammelte er einen durchaus asketisch gerichteten Freundeskreis um sich, dessen Glieder meist Kleriker waren. Wohl während dieses Aufenthaltes in Aquileja kam der längst gefaßte Entschluß des Hieronymus zum asketischen Leben endlich zum Durchbruch. Denn hier war sein Studienfreund Rufin, einst in Rom Genosse seiner sittlichen Verirrungen, aber alsbald nach seiner Taufe, einem Leben in mönchischer Heiligkeit ergeben. Hieronymus Jugendfreund und Landsmann Bonosus, sein Reisegefährte in Gallien, der wie Hieronymus in Trier den Entschluß gefaßt hatte, sich dem asketischen Leben zu weihen, hatte längst, ehe Hieronymus seine Eremitenzelle in der Wüste Chalcis bezog, auf einer kleinen, der dalmatischen Küste vorgelagerten unwirtlichen Insel, sein Eremitenleben begonnen. — Der Mittelpunkt des aquilejanischen Kreises, der sich selbst der Gunst des Bischofs Valerian zu erfreuen schien, war der Priester Chromatius, der später selbst Bischof der damals blühenden Metropole wurde. Bereits im arianischen Streit hatte er, zusammen mit seinem Busenfreund Jovinus, als Eiferer um die Orthodoxie sich Lorbeeren errungen, und führte jetzt im Hause seiner Mutter, samt seinem Bruder Eusebius ein asketisches Leben. Auch Heliodor, der sich später mit Hieronymus nach dem Orient aufmachte, aber bald, von heißer Liebe zur Heimat getrieben, wieder nach Altinum zurückkehrte, gehörte diesem geweihten Kreise an. Zum großen Schmerz seines Freundes H. verzichtete er sogar auf ein Leben gänzlicher Weltentsagung, wurde Kleriker und später Bischof seiner

Vaterstadt Altinum. Zu dieser Gemeinschaft gehören überdies Chrysogonus, ein Mönch, und der Subdiakon Niceas, endlich Innozenz, der auf der Orientreise in Antiochia starb.

Alle diese Genannten hatte die Begeisterung für die Askese zusammengeführt und eine zeitlang auch zusammengehalten. Als sich der Kreis derselben 373 auflöste, zog ein Teil nach dem Orient, um auf diesem für das Mönchtum klassischen Boden das Eremitenleben in seinen schroffsten Formen zu versuchen; andere, wie Chromatius, Jovinus und Eusebius, blieben als Priester in Aquileja.

In Aquileja empfing Hieronymus auch die erste Anregung zu selbständiger schriftstellerischer Tätigkeit. Auf Wunsch seines Freundes Innozenz schrieb er die Geschichte einer Frau, die zum Tode verurteilt, siebenmal vom Scharfrichter mit dem Schwerte getroffen, und dennoch vom Tode errettet wird. — Wir haben es hier mit einer phantastisch aufgeputzten, mit allen Mitteln der einst in der Schule einstudierten dialektischen Künste zusammengedrechselten Epistel zu tun, die nach der Absicht ihres Verfassers eine Apologie des Christentums gegenüber dem Heidentum sein soll. Denn die selbstverständlich schuldlos so schlimm mißhandelte Frau ist eine Christin, der Scharfrichter dagegen, als Vertreter der ungerechten Staatsgewalt, ein Heide. — In Wirklichkeit aber ist diese Epistel nur ein beredtes Zeugnis dafür, wie wenig Wahrheitssinn sowohl Hieronymus hatte, der ein solches Machwerk verfertigen konnte, als auch der Priester Evagrius, der behauptete, diese wunderbare Begebenheit in Vercelli mit eigenen Augen geschaut zu haben.

Diesem asketischen Kreise in Aquileja hat Hieronymus später in seiner Chronik, zum Jahr 373, ein niedliches Kränzchen gewunden: „Die Kleriker von Aquileja werden geachtet als eine Schar von Seligen.."

Wahrscheinlich angeregt durch die feurigen Darstellungen des Evagrius vom orientalischen Mönchsleben als dem Gipfelpunkt heroischen Büßertums, verließ Hieronymus plötzlich Aquileja, und nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt Stridon machte er sich auf zur Pilgerfahrt nach Jerusalem. Ihn begleitete Evagrius, der von Aquileja nach Antiochia zurückkehrte. Was ihn sonst noch bewogen haben mag, sich so plötzlich aus einem Kreise loszureißen, in dem er sich so wohl befunden hatte, ist nicht mehr zu ermitteln. Außer Evagrius schloß sich ihm auf dieser Orientreise noch Heliodor an, ferner der Subdiakon Niceas, Innozenz und ein Sklave der Römerin Melania, der Freundin Rufins, mit Namen Hylas.

Die Reise ging zunächst durch Thrazien, Pontus und Bithynien; dann durch Kappadocien, Galatien und die heiße Landschaft Cilicien. Hier besuchten die Pilger den Einsiedler Theodosius, welcher Vorsteher eines Anachoretenvereins in Rhossus war. Endlich kamen die bisher fast planlos Umherirrenden nach Syrien, wo Hieronymus notgedrungen einen längeren Aufenthalt nehmen mußte. Denn durch die Stra-

pazen der Reise angegriffen ward Hieronymus, noch im gastlichen Hause seines Freundes Evagrius, auf ein langes und schweres Krankenlager geworfen. Hier warteten seiner noch andere Prüfungen. Nach kurzer Zeit entriß ihm ein hitziges Fieber seinen Freund Innozenz. Wie nahe ihm dessen Tod ging, können wir seiner Aeußerung entnehmen: mit ihm habe er eines seiner zwei Augen, ja die Hälfte seiner Seele verloren. Die kaum vernarbte Wunde wurde wieder aufgerissen durch den Tod des Sklaven Hylas, dem Hieronymus das schöne Zeugnis ausstellt: er habe durch die Reinheit seiner Sitten den Makel der Sklaverei abgewaschen. Als nun auch noch der Subdiakon Niceas nach der Heimat zurückkehrte, und Heliodor, ohne die Genesung des Hieronymus abzuwarten, die Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat, da fing der leidenschaftliche und weichliche Hieronymus an, in seinem Entschluß, ein Eremitenleben in der Wüste zu beginnen, wankend zu werden. Und wer kann es ihm, der bei seinem Abschied von seiner Heimat nur das eine bedauerte, daß er seine üppige Lebensweise, die er bisher geführt, nicht mehr werde fortsetzen können, verdenken, daß er noch einmal einen schweren innerlichen Kampf durchzukämpfen hatte? Daß er sogar an Theodosius von Rhossus schrieb: er habe nicht den Mut, den Lockungen der früheren Sinnengenüsse zu entsagen; immer noch stelle ihm der Teufel neue Hindernisse in den Weg.

Während dieses Aufenthaltes in Antiochien hat er wohl den berühmten Theologen Appollinaris von Laodicea in Antiochia gehört. Appollinaris war damals noch nicht als Ketzer gebrandmarkt und aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen, sondern gehörte noch zu den Leuchten der Kirche. Hieronymus rechnete es sich als Vorzug an, Schüler dieses gefeierten Lehrers sein zu dürfen. Damals lernte er auch Griechisch, und nahm an den exegetischen Vorträgen des geschätzten Lehrers mit wunderbarer Lernbegierde teil. Die scharfsinnige und nüchterne Exegese des Appollinaris, die sich nicht in phantastischen Allegorien verlor, sondern auf historischem Boden sich bewegte, und dem Schriftbuchstaben seine Geltung ließ, sagte dem Hieronymus ungemein zu. Und es ist bezeichnend, daß während er Origenes, aus dessen Schriften er auch gelernt und sie viel benützt hat, endlich völlig preisgab,*) er den Appollinaris, selbst als die Kirche ihr Verdammungsurteil über ihn gesprochen hatte, nie als seinen einstigen Lehrer verleugnete, so

*) Das ist nicht zu viel gesagt, angesichts des Osterprogramms des Theophilus von Alexandrien für das Jahr 401, mit seinen wütenden Auslassungen gegen die Origenisten, deren Haupt er zwei Jahre zuvor feierlich verdammt hatte. Denn nicht nur beeilte sich der um seine Orthodoxie stets ängstlich besorgte Hieronymus, dieses Osterprogramm ins Lateinische zu übersetzen, sondern er versah es überdies mit mehr als gehässigen Anmerkungen, deren seine polemischen Schriften überhaupt voll sind. — Apollinaris, für dessen tiefsinnige Spekulationen er freilich wenig Verständnis besaß, kam glimpflicher weg, indem er auch da, wo er dessen von der kirchlichen Orthodoxie abweichende Lehre bekämpft, oder sich dagegen verteidigt, ihn niemals namentlich anführt; und noch wider Rufin verteidigt er sein einstiges Schülerverhältnis zu Apollinaris, das er sich von Rufin nicht mehr als ein Unrecht will vorwerfen lassen.

entschieden er sich gelegentlich wider sein strittiges Dogma über den νοῦς, oder wider seine christologische Häresie verwahrte.

Was Hieronymus von Appollinaris gelernt hat, zeigt sich deutlich in seinen eigenen exegetischen Arbeiten, die viel Anerkennenswertes bieten in gesunder Schriftauslegung. Doch, feste exegetische Prinzipien sucht man bei ihm vergebens; denn später sehen wir ihn, von Origenes beeinflußt, so sehr er ihn verketzert, selber zum Teil recht phantastische Allegorien zur Schrifterklärung beiziehen. Auch in diesem Stück kann er die, seinem ganzen Leben zum Vorwurf gereichende Halbheit nicht verleugnen.

Während er noch seinen exegetischen Studien in Antiochia oblag, erfuhr er, daß sein Jugendfreund Bonosus auf einer Felseninsel an der dalmatischen Küste bereits als Eremit lebe. Ganz weltabgeschlossen wollte er in dieser wildromantischen Einsamkeit ungestört seinem Gott dienen. — Auch sein Freund Rufin war ihm zuvorgekommen. Dieser bereiste mit der vornehmen Römerin Melania, der Tochter des Konsuls Marcellus, nach dem Tode ihres Gatten und zweier Söhne, die Einsiedlerstätten Aegyptens, und weilte bei dem heiligen Makarius in Nitrien. Das war endlich auch für Hieronymus entscheidend. Auch er mußte können, was jene konnten. Auch er wollte ein Eremit werden, dessen Heroismus man bewundern sollte. Nun begann er allen Ernstes seine asketischen Uebungen. Aber Cicero und Plautus konnte er nicht entbehren, sie boten ihm dabei die geistige Nahrung. Wohl zwang er sich, die Propheten zu lesen, aber sein ästhetisch ganz anders gebildeter Geschmack verhinderte ihn, in deren göttliche Tiefe zu dringen. Ihre nach seinem verwöhnten Urteil rauhe und ungebildete Sprache übte auf ihn, so sehr er sich bezwingen wollte, eine abstoßende Wirkung.

Aber mitten in der Fastenzeit, kurz vor dem Sonntag Lätare, befiel ihn eine schwere andauernde Krankheit. Während dieses Krankenlagers hatte er jenes für seine Folgezeit so bedeutungsvolle Traumgesicht, in dem Christus ihm erschien und ihm die Frage vorlegte: Wer bist du? und auf seine Antwort: „Ein Christ" — ihm mit Donnerstimme erwiderte: „Du lügst, ein Ciceronianer bist du!" Hierauf folgte eine schwere körperliche Züchtigung, die erst nachließ, als Hieronymus gelobte, in Zukunft keine heidnischen Klassiker mehr zu berühren.

Jedenfalls entspricht es nicht der Wahrheit, wenn dieses merkwürdige Ereignis abgetan wird mit der Bemerkung (Schöne, Weltchronik S. 240), daß es „eines der ärgerlichsten Musterstücke verlogener Rhetorik, mühsam ausgesonnener Begeisterung und unechter Frömmigkeit" sei. Denn, wenn Hieronymus auch später in seinem Streit mit Rufin es beinahe ins Lächerliche zieht, so bleibt doch die Tatsache stehen, daß Hieronymus von dieser Zeit an das bisher von ihm leidenschaftlich betriebene Klassikerstudium für wenigstens 15 Jahre hat ruhen lassen. Er, der bisher keinen Geschmack hat finden können insbesondere am Styl der alttestamentlichen Propheten, vertiefte sich von nun an mit heiligem Eifer in das Studium der heiligen Schriften. Diese Wande=

lung kann man sich bei Hieronymus, diesem schwankenden Charakter, gar nicht anders denken, als hervorgerufen durch ein Ereignis, das sich ihm tief in Herz und Gemüt einprägte. — Nein, in seiner Erzählung von diesem anticiceronianischen Traumgesicht prägt sich nicht unechte, heuchlerische Frömmigkeit aus, aber es ist lediglich feige Furcht vor der Strafe, die ihm den Schwur abnötigt, hinfort keine heidnischen Bücher mehr zu lesen.

Später hat Hieronymus in diesem Punkt wieder eine bedeutende Wandelung mit sich vorgenommen. Er lernt die klassische Lektüre werten als ein unentbehrliches Hilfsmittel der Erziehung. Im Kloster zu Bethlehem unterrichtet er die Mönche und die dem Kloster zur Erziehung übergebenen Knaben in der Grammatik, und erklärte ihnen den Cicero, Vergil, die Lyriker, Komiker und Historiker, was ihm indessen Rufin recht übel anmerkt: Seinen Maro, die Komiker, die Lyriker und die historischen Schriftsteller habe er den jungen Burschen erklärt, welche ihm doch übergeben worden waren, um ihnen Gottesfurcht beizubringen; man denke sich zudem: „der ist ein Lehrer der heidnischen Literatur geworden, der schon, wenn er sie für sich allein gelesen hätte, nach seinem Schwur, ein Christusleugner sein würde.“ Diese Erinnerung an jenes epochemachende Traumgesicht ist dem Hieronymus sehr unbequem. Lieber verzichtet er dem Rufin gegenüber auf die einst anerkannte Bedeutung desselben, indem er es aufgebauscht hatte zu einer wunderbaren göttlichen Offenbarung. Aber seinem Gegner bleibt er nichts schuldig. Mit ganz unverblümter Frechheit antwortet er dem Rufin: „Wenn du mir den Traum mit einer neuen Art von Unverschämtheit vorwirfst, so mögest du die Stimme der Propheten hören, daß man Träumen nicht glauben muß, weil weder ein im Traum begangener Ehebruch mich zum Tartarus führt, noch eine im Traum erworbene Krone des Martyriums in den Himmel erhebt. Du forderst von mir ein Gelöbnis, das ich im Traume getan, und ich frage: Hast du alles getan, was du bei der Taufe versprochen hast?“ — Hier hören wir wieder die Sprache des in allen Finessen der heidnischen Rhetorik und Sophistik wohlunterrichteten Schülers des berühmten Grammatikers Donatus. Von der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, die man bei einem Heiligen der christlichen Kirche gar wohl erwarten könnte, findet sich auch nicht die mindeste Spur.

3. Hieronymus in der Wüste Chalcis.

Sobald Hieronymus nach überstandener Krankheit sich stark genug fühlte, zog er sich als Eremit in die Wüste Chalcis an der Grenze des Sarazenenlandes zurück. Da fand er sich aber zu seiner großen Enttäuschung in einer Gesellschaft, die ihm je länger um so unsympathischer ward. Es hatten sich hier Leute zusammengefunden, die meinten das christliche Lebensideal dadurch zu verwirklichen, daß sie ihren äußeren Menschen verkommen ließen. Mit ungekämmten Haaren, von Schmutz starrend, angetan mit Trauerkleidern und klirrenden Bußketten, boten

sie einen Anblick dar, der für einen Mann vom Geschmack des Hieronymus viel mehr Abstoßendes als Anziehendes hatte.

Zwar versuchte Hieronymus, in heiliger Begeisterung für die Askese, anfänglich es ihnen gleich zu tun. Aber seine besondere Gabe, die Schwächen anderer zu erkennen, bewährte sich auch hier. Er schrieb über seine Beobachtungen: In der Wüste stellt sich gar schnell der Hochmut ein, und wenn einer ein wenig gefastet, und keinen Menschen gesehen hat, so hält er sich für etwas Bedeutendes, und schweift innerlich mit seinem Herzen und äußerlich mit seiner Zunge umher. — Er machte ferner die Beobachtung, daß man sich auch als Eremit gelegentlich für das Fasten recht gut zu entschädigen wußte; sie wissen sich zu verschaffen, wonach ihr Gaumen gelüstet; — und er zieht hieraus nur die notwendige Konsequenz, wenn er über solche vermeintliche Heilige das scharfe Urteil fällt: dabei sind sie sündlich faul, und verschlafen den ganzen Tag. Aeußerlich stellen sie sich schamhaft, aber an lüsternen Gedanken finden sie Wohlgefallen. — Dabei haben es diese Heiligen vortrefflich verstanden, aus der Bewunderung von seiten der Menge Kapital zu schlagen. Beim Tode eines Eremiten z. B. fanden sich wahre Krösusschätze vor, die er sich von den zusammengebettelten Almosen der Stadt erspart hatte.

Während andere vom Bettel lebten, erwarb sich Hieronymus seinen Unterhalt durch Handarbeit, indem er sich an des Apostels Wort hielt: Wer nicht arbeitet, soll nicht essen! Er hatte, wie er mitteilt, in der Wüste Zöglinge um sich, die sich in der Kunst übten, alte Bücher abzuschreiben. Damit erhielten zugleich seine geistigen Interessen etwas Nahrung. — Aber je länger um so deutlicher erkannte er, daß er in der Wüste niemals finden werde, was er gesucht hatte. Wohl blieb er dessen ungeachtet sein Leben lang ein begeisterter Apostel des Mönchtums. Wohl schrieb er sogar an seinen Freund Heliodor, den heiße Sehnsucht aus dem Orient nach der Heimat zurückgezogen hatte: „O Wüste, frühlingsduftig von Blumen Christi, o Einsamkeit, in der die Steine geboren werden, aus denen in der geheimen Offenbarung die Stadt des großen Königs erbaut ist. Bruder, was tust du noch in der Welt? . . . Glaube mir, hier genieße ich mehr Licht. Hier ist es nach abgelegter Last des Leibes leicht, sich zum blauen Aether emporzuschwingen." — Das aber verschweigt er wohlweislich seinem Freund, daß er tatsächlich etwa das Gegenteil von dem erfahren hat, was er ihm als Lockmittel in so glühenden Farben schildert: „Tag und Nacht nichts als Tränen und Seufzer" — und daß er trotzalledem seine Sinnlichkeit nicht zähmen konnte. Denn mitten in seinen Bußübungen sah er sich plötzlich in den Reigen tanzender Dirnen versetzt. Zwar war sein Antlitz blaß vom Fasten, aber in dem ausgemergelten Leibe glühte die Seele von sinnlichen Begierden. Ja, die Heiligkeit, die er gesucht hatte bei seinem Auszug in die Wüste, hatte er weder bei anderen, noch für sich selber gefunden.

Diese geist- und erfolglosen Bußübungen konnten aber auf die

Dauer den regsamen Geist des Hieronymus unmöglich befriedigen; um so weniger, als er sie nur widerwillig, als Mittel zu einem höheren Zweck, aufgenommen hatte. Nun, da er in all seinen Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht sah, kam der Rückschlag. Ein wahrer Heißhunger nach gelehrter Beschäftigung ergriff ihn; sein besseres Ich erhielt wieder die Oberhand. Er verschaffte sich die nötigen Hilfsmittel, und sein Studium richtete sich auf historische und exegetische Theologie. Auch die Anfangsgründe des Hebräischen wußte er sich in der Wüste anzueignen. Diese Uebungen, die für ihn mit unsäglicher Mühe verbunden waren, gebrauchte er als Bußmittel. Sein durch die Sprache eines Quintilian, Cicero, Fronto und Plinius verwöhntes Ohr mußte sich nun an die barbarischen Klänge der an Vokalen so armen, dagegen an Zisch- und Kehllauten so reichen hebräischen Sprache gewöhnen. Nur durch eisernen Fleiß und Einsetzen seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm, den Abscheu vor dieser, sein ästhetisches Gefühl verletzenden Sprache zu überwinden. Auch hier behielt seine angeborene Lernbegierde den Sieg. Mehr als einmal gab er dieses Studium verzweifelt auf, aber stets trieb es ihn, das einmal angefangene Werk wieder fortzusetzen. Und später kann er Gott danken, daß ihm aus so bitterer Saat noch so süße Frucht erspossen.

Auch seine einst in Aquileja erstmals aufgenommene schriftliche Tätigkeit setzte er hier in der Wüste fort; er schrieb das Leben des heiligen Paulus von Theben. Er wurde damit der Vater einer neuen Literaturgattung, für welche Harnack den treffenden Namen „Mönchsbelletristik" geprägt hat. Diese Romane und Novellen, welche neben schwungvollen rhetorischen Floskeln auch der pikanten, z. T. recht grobsinnlichen Würze nicht entbehrten, waren eine gefährliche Lektüre für die Mönche, und vergifteten ihre an sich schon leicht erregbare Phantasie.

Hieronymus hat aber während seines Wüstenaufenthaltes auch noch besseres geleistet auf literarischem Gebiet: er schrieb seinen ersten Kommentar zum Propheten Obadja. Dieses älteste exegetische Werk des Hieronymus ist uns verloren gegangen. Er selbst taxierte es später als unreifes Jugendwerk. Erst viel später, in Bethlehem, sehen wir ihn wieder auf diesem Arbeitsgebiet sich betätigen. Diesen ersten exegetischen Versuch erwähnt er nicht einmal im Literatur-Katalog, wo er sonst keines seiner Werke, dem er irgend welche Bedeutung beimißt, übergangen hat.

Die Trennung von seinen Freunden ward ihm in der Wüsteneinsamkeit je länger, um so unerträglicher. Die Sehnsucht nach dem Verkehr mit ihnen findet in allen seinen Briefen aus dieser Zeit zum Teil geradezu rührenden Ausdruck. Auch an seine Heimat, für die er sonst nie viel übrig hatte, denkt er hier, und sucht sich sogar mit der Schwester seiner Mutter, mit der er sich seit längerer Zeit verfeindet hatte, wieder auszusöhnen. Und jede Nachricht aus der fernen Heimat bereitet ihm aufrichtige Freude.

Doch, je länger er als Eremit in der Wüste lebte, um so stärker

empfand er die Schattenseiten dieses Lebens, und um so unerträglicher wurde ihm die Last, die er sich selber damit aufgebürdet hatte. So war es ihm gewiß eine willkommene Gelegenheit, die geisttötende Monotonie des Eremitenlebens ein wenig zu vergessen, indem er sich in die dogmatischen Kämpfe hineinziehen ließ, die von den verschiedenen christlichen Parteien in Antiochien wider einander ausgefochten wurden. Die kirchliche Lage war freilich damals nirgends so kompliziert, wie in Antiochien, wo drei Bischöfe sich nicht nur um die Rechtgläubigkeit, sondern auch um den Bischofsstuhl stritten. Und die Einmischung der Staatsgewalt in die kirchlichen Angelegenheiten war nicht imstande, die Gemüter zu beruhigen, noch vermochte sie es, die staatlich anerkannten christologischen Lehrsätze den Gegnern einleuchtender zu machen.

Hieronymus erwies sich aber als ein armseliger Dogmatiker; denn während die Genossen seines Einsiedlerlebens bereits für einen der drei Bischöfe Partei genommen hatten, schwankte er immer noch unentschieden hin und her. Um keinen Preis wollte er den Makel der Häresie auf sich kommen lassen. Und zugleich bot sich ihm hier die erwünschte Gelegenheit, mit Rom in Beziehung zu treten. Die kriechende Unterwürfigkeit, mit welcher er sich an den Papst Damasus wendet, zeigt deutlich genug, daß er dabei mehr im Auge hat als nur sich von dort, wo er einst die Taufe empfangen, jetzt die Nahrung seiner Seele zu erbitten. Denn alles, was er in schwungvoller Rhetorik zu leisten vermag, bietet er auf, um Rom, die Inhaberin der allein unverdorbenen Tradition, himmelhoch zu erheben gegenüber dem Orient, wo der ungenähte Rock Christi in viele kleine Stücke zerrissen, und das väterliche Erbe von schlechten Söhnen vertreten werde. Er will dieser Sünden nicht teilhaftig werden, und sucht darum in der Kirchengemeinschaft mit dem Stuhle Petri zu bleiben: „Ich weiß, daß auf diesem Felsen die Kirche gegründet ist, wer außerhalb dieses Hauses das Lamm ißt, unheilig ist, und wer sich in der Arche Noahs nicht befindet, in der Sündflut zu Grunde geht."

Hieronymus wurde hart bedrängt. Alle drei Parteien suchten ihn zu gewinnen; aber er wollte nur der Partei angehören, die mit Rom Kirchengemeinschaft habe. Alle drei Parteien, die des Meletius, Vitalis und Paulin, behaupten das; also mußten entweder zwei, oder alle drei lügen.

Da sein erstes Gesuch um Weisung unbeantwortet blieb, ließ er sich in noch demütigeren, ja — wäre nicht Hieronymus der Briefschreiber, so möchte man sagen — in geradezu rührenden Tönen vernehmen: Damasus solle sich doch seiner, wie Christus des Schächers, erbarmen; er solle doch dem guten Hirten gleichen, der um des einen verirrten Schäfleins willen die 99 in der Wüste ließ. — Sicher war seine Lage keineswegs beneidenswert. Nicht nur wütete um ihn her die arianische Ketzerei, trotzend auf die Protektion des arianischen Kaisers Valens; sondern auch mit den um ihn wohnenden, meist meletianisch gesinnten Mönchen hatte er sich verfeindet; seine Lage wurde immer unhaltbarer.

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Bereits beschuldigte man ihn, der auf das fortgesetzte Drängen seiner Gegner, in Uebereinstimmung mit Damasus in Rom, mit Petrus von Alexandrien, mit dem ganzen Abendland und Aegypten, seinen Glauben an die wesensgleiche Dreieinigkeit und an drei wahre, vollkommene, für sich bestehende Personen bekannt hatte, der sabellianischen Ketzerei.*) Zwar gab er endlich dem fortgesetzten, täglichen Drängen nach, und unterzeichnete ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntnis. Aber nichts hält ihn nun mehr in der Wüste zurück, als sein gebrechlicher Leib und der rauhe Winter. Sobald er kann, scheidet er von der Wüste, keinen Freund, sondern nur erbitterte Gegner zurücklassend. Mit allen hatte er es verdorben. Seine Eitelkeit, seine Unzuverlässigkeit, seine scharfe Zunge, werden dieses sich allmählig herausbildende Mißverhältnis geschaffen haben. — Sein ganzes Eremitenleben war ein Mißerfolg, wie er vollständiger nicht gedacht werden kann. Er, der seinem Freunde Heliodor einst, um ihn zu sich in die Wüste zu locken, das Eremitenleben als den Himmel auf Erden anpries, schied aus einer Umgebung, die ihm statt des erwarteten Friedens nur innere und äußere Unruhe, schwere Versuchung und allseitige Enttäuschung gebracht, mit den Worten: „Es ist besser unter wilden Tieren zu wohnen, als unter solchen Christen."

(Fortsetzung folgt.)

Das lutherische Abendmahl.†)

Eine Oratio pro Domo.

Unter vorstehendem Titel der ersten Zeile hat ein gewiß ehrwürdiger, ergrauter Theologe der lutherischen Kirche eine Schrift ausgehen lassen, welche wir an anderer Stelle angezeigt haben. Der Inhalt dieser Schrift ist jedoch ein derartiger, daß wir nicht umhin können, ihr in besonderer Abhandlung nahe zu treten und unseren Standpunkt ihr gegenüber zu präzisieren.

Verfasser der Schrift ist ein unerbittlicher Vertreter des Luthertums, das beharrlich den Unionsgedanken ablehnt und bekämpft. Unsere Kirche ist eine Tochter der Unionskirche in Deutschland und wir vertreten mit voller Freudigkeit und fester Ueberzeugung ebenso unerschütterlich das gute Recht der Union der beiden Kirchen der deutschen Reformation. Da ist denn bei Lesung einer solchen Schrift ein dialektischer Kampf der entgegenstehenden Prinzipien unvermeidlich und so ist diese oratio pro domo entstanden, die hier in Kürze mitgeteilt werden soll.

Vor allem muß der gemeinsame Boden festgestellt werden, auf welchem die Auseinandersetzung zu erfolgen hat.

*) Sabellius, Presbyter von Ptolemais, 250—260, lehrte, daß Vater, Sohn und Geist die verschiedenen Offenbarungsformen der höchsten Einheit seien, welche als Logos in das Werden eingehend, sich in der Weltgeschichte als Dreiheit entfalte.

†) Man sehe unter Literatur, Seite 474 dieses Heftes die von Dr. Alf. Resch erschienene Schrift mit obigem Titel.

Die evangelische Kirche von Nord-Amerika nennt sich zwar eine Tochter der Deutschen Unionskirche und gewiß mit Recht. Sie ist aber darum der deutschen Kirche nicht durchaus in allen Stücken nachgebildet und ähnlich. Sie ist nicht aus Staatszwang und durch Staatsdekret entstanden etwa unter Knechtung der Gewissen. Sondern sie ist das Ergebnis freier Vereinigung von Geistlichen und Gemeinden, welche sich auf ein kurzgefaßtes gemeinsames Bekenntnis, §2 unserer Statuten, vereinigt und verbunden haben für den Zweck der kirchlichen Erbauung und Ausbreitung des Reiches Gottes. Die Heilige Schrift, die symbolischen Bücher der lutherischen und reformierten Kirche — die Augsburger Konfession, Luthers Katechismus, der Heidelberger Katechismus — werden genannt als die Quellen des evangelischen Glaubens. Von den symbolischen Büchern heißt es: „insofern dieselben miteinander übereinstimmen; in ihren Differenzpunkten hält sich die Deutsche Evang. Synode von Nord-Amerika allein an die darauf bezüglichen Stellen der Heiligen Schrift und bedient sich der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit."

Die Heilige Schrift, speziell hier das Neue Testament, ist der gemeinsame Boden, auf welchem sowohl die Lutheraner als auch die evangelische Kirche stehen. Und auf diesem Boden allein kann der Wettstreit ausgefochten werden. So gewiß Luther gegenüber der katholischen Kirche auf nichts sich stellte und einließ als nur auf den Boden der Schrift, ebenso beansprucht die evangelische Kirche das Recht, sich in allen theologischen Streitigkeiten lediglich auf die Schrift und nur auf die Schrift zu gründen, die Auslegung aber dem Geiste zu überlassen, der jeden Einzelnen in alle Wahrheit leiten kann und leiten muß. Unsere Evangelische Kirche in Amerika unterscheidet sich dann freilich von der preußischen Union auch noch darin, daß sie nicht nur eine administrative Union darstellt, sondern eine organische, wo man von einem lutherischen oder reformierten Kirchentypus nicht mehr viel gewahr wird. Es wird so je mehr und mehr die absorptive Union sich ohne jeden Zwang auf dem Weg geschichtlicher Entwicklung von selbst herausbilden.

In vorgenannter Schrift gibt der geehrte Verfasser drei Abhandlungen. In der ersten behandelt er das Wesen des Christentums auf Grund der neutestamentlichen Stiftungsurkunde. Verfasser beginnt mit den Worten: „Die Tatsache, daß nach der urevangelischen Relation das Wirken Jesu in der Stiftung des Neuen Testaments und in der damit gegebenen grundlegenden Bedeutung seines Todes gipfelte, macht die zentrale Stellung erklärlich, welche dem Versöhnungstode Jesu und seinem Versöhnungsblute in dem neutestamentlichen Schrifttum zu teil geworden ist." Wir rechnen diese Aeußerung mit zu dem gemeinsamen Boden, auf welchem wir beide stehen. Verfasser betont mit Nachdruck: „nicht die Einsetzung des Sakraments, sondern die Stiftung des Neuen Testaments" ist von

grundlegender Bedeutung bei den Stiftungsworten des heiligen Abendmahls. Er sagt Seite 9: „Wir finden darin nicht eine Repristination oder eine Reformation des Alten Bundes, sondern eine vollständige Antiquierung des Alten Testaments als des Alten Bundes, und an dessen Stelle die Errichtung und Stiftung des Neuen Bundes. Und das Neue dieses Bundes, also sein spezifischer Inhalt, ist er, Jesus der der historische Christus selbst. Mit den Worten: „Das ist mein Leib, das ist das Neue Testament in meinem Blut" — bezeichnet er sich selbst, umschreibt er seine eigene Person, und zwar zunächst nach seiner wahrhaft menschlichen Natur — wie geschrieben steht: . . . . Ebr. 2, 14. Gleichermaßen kann er nun auch nach seinem Fleisch und Blut, d. h. nach seiner menschlichen Natur, sich selbst mitteilen und bezeichnen."

Wir stehen hier immer noch auf gemeinsamem Boden mit dem Herrn Verfasser. Auch die unmittelbar folgenden Sätze Seite 9 und die folgenden erkennen wir an. Nur möchten wir hier in diesem Zusammenhang stärker betonen und präziser hervorheben, was Seite 12 gesagt ist: Die Stiftungsurkunde des Neuen Testaments (gemeint sind die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls) enthält eine Offenbarung über die in Jesus Christus gegebene Versöhnung mit Gott. Auf das Wort **Offenbarung** möchten wir den Hauptnachdruck legen und möchten stärker betonen, was wir bis daher in der Schrift ein wenig vermissen. Nämlich: Der Neue Bund beginnt nicht erst in jener Nacht, als der Herr die Stiftungsworte sprach. Er wird nicht erst gestiftet, als er das heilige Abendmahl einsetzte. Der Neue Bund steht realiter in der Person Jesu Christi und zwar vom ersten Augenblick an seines Kommens in diese Welt. Der Neue Bund war angebrochen, er war erschienen, als Jesus Christus geboren wurde in Bethlehem. Er entwickelte, entfaltete sich in der Lebens-, Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte Jesu. Er kam zu festem Wesensbestand mit der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes. Hebr. 10, 12—14.

Man muß es also vermeiden, von der Stiftung des Neuen Bundes so zu reden, als ob der Neue Bund nicht vorhanden wäre, wenn wir die „Stiftungsurkunde" nicht hätten. Der Neue Bund steht nicht in Worten, auch nicht den allerheiligsten Worten des Herrn, als er das heilige Abendmahl einsetzte. Sondern der Neue Bund das ist Jesus Christus selbst in seiner ganzen gottmenschlichen Person,

„Der vom Kripplein bis zum Grabe,
Bis zum Thron, wo man ihn ehret,
Uns, den Sündern, zugehöret."

Machen wir damit vollem Ernst, so bekommen Worte, wie wir sie Seite 4 oben finden, schon eine schiefe Stellung. Dort sagt Verfasser, daß dem Herrn Jesu, der erfüllt ward mit dem Bewußtsein, der Erfüller und Beendiger des Alten Bundes zu sein, sich damit auch das andere Bewußtsein verknüpfte, „der Stifter des Neuen Bundes werden zu

müssen.*) War dem so, dann mußte für ihn von Anfang an die Stiftung des Neuen Bundes das Ziel,*) das letzte hohe Ziel seiner gesamten messianischen Sendung sein." Das gibt schiefe Gedankenrichtung. Wir sagten, der Neue Bund ist in Christo schon erschienen; erschienen als göttliches Gnadengeschenk der Liebe Gottes. Nicht auf Stiftung drängte das Leben Jesu hin, höchstens auf Vollendung und Bestätigung durch sein Selbstopfer, das in seinem Tode gipfelte und den Tiefpunkt erreichte. Seite 6 heißt es: „Wenn er ausrief: Ich lasse mein Leben von mir selber, waren das nicht Ankündigungen des zu stiftenden*) Neuen Bundes und eines freiwilligen, für die ganze Welt gültigen Opfers?" Auch hier wäre zu betonen: Der Bund sollte nicht erst gestiftet werden, sondern höchstens vollendet, für alle Ewigkeit festgestellt! Der Bund selbst aber war schon tatsächlich da, seit der eingeborene Sohn im Fleisch erschienen war. Aber — dieser Bund war ein undurchdringliches Geheimnis für die ganze Jüngerschar, er war ihnen noch unverständlich — auch lange nachher noch. Darum sagen wir mit dem Verfasser, die Stiftungsurkunde enthält eine Offenbarung über die in Jesus Christus gegebene Versöhnung der Sünder mit Gott; d. h. eine Offenbarung des Neuen Bundes, der, unverstanden von den Menschen, schon tatsächlich vorhanden war. Eine Offenbarung enthüllt nur, was zuvor schon verborgen, unverstanden vorhanden war. Als im Tode Jesu der Vorhang im Tempel zerriß und das Allerheiligste des Alten Bundes aufgedeckt war, das war auch eine Enthüllung: Nichts war da in dem so sorgfältig gehüteten Heiligtum, es war ja nur ein dunkler Schatten des Wesens, das da kommen sollte. Anders die Offenbarung des Neuen Bundes: Sie enthüllt uns das Wesen, den Körper, die Versöhnungsgnade Gottes in Christo! Sie offenbart ein von der Welt her verborgenes Geheimnis, „daß Gott die Welt in Christo liebt."

Wir haben diese Gedanken hier vorangestellt, weil sich leicht mit dem Wort „Stiftung" der Gedanke an das heilige Abendmahl verbindet und — wie sich zeigen wird, in der konfessionellen Färbung, Christum aus dem Zentrum rückt und dafür das heilige Abendmahl zum Zentrum für die Kirchengemeinschaft statuiert. An dieser Klippe scheitert der starre Konfessionalismus, der die Abendmahlsgemeinschaft mit Nichtlutheranern sogar für Sünde und Unrecht erklärt.

Christus, Christus ist der Neue Bund, der Einigungspunkt, das Zentrum, in welchem alle Christusgläubigen eins sind, wie das Paulus Eph. 4, 3—6 ausführt. Hätte Paulus ahnen können, daß in künftigen Zeiten einmal das Liebesmahl der Gemeinschaft im heiligen Abendmahl zum Streitobjekt, Zankapfel und Trennungsgrund für große evangelische Kirchen werden würde, so hätte er sicher jenem Wort: „Eine Taufe"

---

*) Von uns gesperrt.

noch das andere folgen lassen: Ein Abendmahl! Dann wäre von vorn herein das Monstrum „Lutherisches Abendmahl" gerichtet.

Doch damit sind wir bei dem Punkt angekommen, wo unsere Wege sich scheiden müssen. Wir kommen zur zweiten Abhandlung: „Das lutherische Abendmahl, das Kleinod der lutherischen Kirche." Zwar auch hier ist noch bis zu einem gewissen Grade ein gemeinsamer Grund vorhanden, den wir feststellen wollen, nur mit Auslassung einiger Worte, die wir der theologischen Diskussion zuweisen. Verfasser sagt Seite 19: „Ich glaube mit der gesamten lutherischen Kirche die gnadenreiche Gegenwart, Austeilung und Genießung des (wahren) Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi, (in, mit und unter dem Brot und Wein im heiligen Abendmahl)." Die in Parenthese gesetzten Worte würden wir auslassen. Das Wort: wahren halten wir für überflüssig und unnötig, denn es gibt ja tatsächlich doch nur einen Leib, keinen wahren und falschen, echten und unechten! Ueberdies sagt das Wort „wahren" erst nicht bestimmt, ob gemeint ist der Leib der Erniedrigung oder der verklärte Leib, jeder ist doch sicher „der wahre." Wenn irgend ein erklärendes Attribut nötig ist, würden wir statt „wahren" sagen: den verklärten Leib; dann ist jede Zweideutigkeit ausgeschlossen. Und damit würden wir sicher auch den Sinn Pauli treffen: 1. Kor. 15, 45—49. Das ist der Grund, warum wir das Wort „wahren" ausschalten würden. Die Schlußworte aber gehören lediglich der theologischen Diskussion an, denn eben an sie knüpft sich ja der Streit.

Wir aber halten fest, daß auch ohne ein Theologumenon ein gläubiger Christ das heilige Abendmahl in vollem Segen genießen kann. Denn eben in den streitigen Worten steckt das unerforschliche Geheimnis, wie die Mitteilung des Leibes Christi erfolgt; ein Geheimnis, das auch kein Lutheraner ergründen kann. Warum kann und soll das Unerforschliche und Unaussprechliche nicht ehrfurchtsvoll in der Schwebe bleiben und der inneren Herzensführung durch den Heiligen Geist überlassen bleiben können?

Wir halten fest, und das ist das weitere Gemeinsame, daß dogmatisch betrachtet nur das lutherische Verständnis vom heiligen Abendmahl in vorstehender Fassung, mit Weglassung der Schlußworte: in, mit und unter u. s. w. . . . dem Wortlaut der Stiftung des Herrn genügen kann. Das „in, mit und unter" lassen wir gelten in dem Sinn: ohne Brot und Wein gäbe es überhaupt kein Abendmahl, sie sind wesentliche Elemente, durch welche uns der Herr in geheimnisvoller, nicht weiter zu erklärender Weise seinen himmlisch verklärten Leib, seine himmlische Natur mitteilt und zugänglich macht. Eine unbegreifliche göttliche Herablassung zu der Schwachheit des sündigen Fleisches, ein Geheimnis, vor welchem wir anbetend stille stehen und dankend es empfangen und genießen sollten, statt — uns mit Brüdern zu zanken, die zu solcher Höhe des Glaubens ihren Geistesflug nicht erheben können.

Hier kommt aber auch die Differenz: Ethisch betrachtet muß der Starkgläubige den Schwachen im Glauben aufnehmen und tragen können. Wir wollen hier nur der Kürze halber verweisen auf Culmans Ethik, §72, wo sogar jene niedrigste Stufe, die das heilige Abendmahl nur als Gedächtnismahl gelten läßt, als ethisch zulässig erklärt wird. „Wo der Glaube des Empfängers stark genug ist, um in dem heiligen Abendmahl Leib und Blut des Herrn in realer Leibhaftigkeit hin zu nehmen, da können die Worte wegfallen: Das tut zu meinem Gedächtnis! Einen Menschen, der mir leibhaftig gegenübersteht, brauche ich ja nicht erst durch mein Gedächtnis mir zu vergegenwärtigen, er ist da, ich habe ihn, ich freue mich sein; da bedarf es nicht erst lange noch eines Zeichens der Erinnerung, eines Bildes, eines Andenkens, um mich an demselben zu ihm empor zu schwingen. Wohl aber wird ein Abwesender, sei es, daß er wirklich abwesend ist, sei es, daß ich ihn für abwesend halte, der somit in keiner andern Weise bei mir sein kann, wenigstens noch in meinem Gedächtnis eine Stätte haben wollen, da er für mich gegenständlich sei: demgemäß an dieses appellieren und dieses zur Tätigkeit auffordern. So sind denn auch die Zusätze bei Paulus (1. Kor. 11, 24 und 25) und bei Luk. 22, 19 offenbar für jene Klasse von Empfängern berechnet, denen das Abendmahl nur auf diesem Wege der einseitigen Verstandeskraft des Gedächtnisses zugänglich wird. Auch ihnen soll mit diesen Worten eine Handhabe geboten werden, an der sie den Herrn in seinem Mahle erfassen können. Culmann fügt dann noch Worte v. Schadens bei: „Nur sei dies Mahl allein für den Verstand bloß Gedächtnismahl, im Hintergrund aber bleibe dabei in jedem bei dem Genusse die Ahnung einer Majestät stehen, die immer — wenn auch nur als ganz von ferne her strahlende Erleuchtung — hervorbricht, wenn Gottheit in Menschheit tritt." Wo auch nur diese schwächste Anschauung vom heiligen Abendmahl vorhanden ist, da reicht sie für den Herrn hin, durch solch engen, dünnen Kanal dennoch die ganze objektive Fülle des Mahles dem Gläubigen zuströmen zu lassen, und ihm unendlich mehr zu geben, als er auf diesem Standpunkte bittet und versteht. — Wer bloßes Gedächtnismahl feiert, hat dennoch die für ihn noch unverständlichen Worte „Das ist mein Leib" stehen und sich zum Stachel und Reiz dienen zu lassen, allmählig aus dem Vorhof der niederen Anschauung in das Heiligtum und Allerheiligste der positiveren überzugehen. . . . . So ist die niedere Anschauung nur die Vorstufe der höhern und gerade deshalb nicht auszuschließen. Wenn schon die Dogmatik sie als ungenügend verwerfen muß, so hat doch die Ethik wegen ihrer praktischen Tendenz nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht, die niedere dort vorzutragen, wo sie weiß, daß man die höhere noch nicht ertragen kann, und das übrige dem zu überlassen, der in alle Wahrheit leitet, der da will, daß wir in letzter Instanz nicht von Menschen, sondern von Gott selbst gelehrt seien. Daß somit Abendmahlsgemeinschaft auch mit denen stattfinden könne, die bloßes Gedächtnismahl feiern, ist eben so natürlich, als

daß überhaupt ein weiter geförderter Christ mit einem weniger geförderten dieselbe haben kann. Es würde überhaupt die Härte des dogmatischen Konfessionalismus unendlich gemildert, wenn derselbe in jener demutsvollen Bescheidenheit, die auch dem Heiligen Geist noch etwas zu tun überläßt, nicht sowohl die ganze völlige Wahrheit zu fixieren suchte, als vielmehr die äußerste Grenzlinie angebe, diesseits welcher diese Wahrheit gefunden wird; in dem gegebenen Falle also sich darauf beschränkte, von dem heiligen Abendmahl nichts zu lehren, als daß es zum allerwenigsten von dem Gläubigen als Gedächtnismahl begangen werden muß. Das ist das Aeußerste, was auch noch der Schwachgläubigste zu tragen vermag. Einem aber mehr zuzumuten als er tragen kann, ist eine moralische Ungerechtigkeit,*) gelind gesagt, ein pädagogischer Mißgriff. Da nun der Schwachgläubigen in der Kirche immer mehr sind als der Starken, so hat die Kirche vor allem auf jene bei Fixierung des Bekenntnisses Rücksicht zu nehmen und sich wohl zu hüten, auf die schwachglimmenden Glaubensdöchtlein alsbald die ganze Fülle eines theologisch ausgebildeten Dogmas auszuschütten, weil hiermit mehr geschadet als genützt wird." (So weit Culmann.)

Kehren wir nach diesem Exkurs zu Dr. A. Resch zurück. Er stellt Seite 23 den Kardinalsatz des starren Konfessionalismus auf: „Abendmahlsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft, und Kirchengemeinschaft ist Abendmahlsgemeinschaft. Diese beiden Sätze wollen sagen: Die Abendmahlsgemeinschaft bildet das Band und auch die Grenze der Kirchengemeinschaft." Weiter unten heißt es (S. 24): Man sollte meinen, es könnte Niemanden beikommen, zum lutherischen**) Abendmahl zu gehen, der nicht gleichen Glaubens ist, der von dem Segen des lutherischen**) Abendmahls nicht innerlich überzeugt ist. Wer die lutherische Abendmahlslehre verwirft, wer mit Zwingli der Meinung ist, daß nur Brot und Wein, nicht aber Leib und Blut in diesem Mahle genossen werde, der mag es feiern in der Gemeinschaft derer, die nur Brot und Wein genießen wollen, der möge lutherischen Seelsorgern nicht zumuten, daß sie um seinetwillen ihr seelsorgerliches Amtsgewissen verletzen sollen! Denn sicherlich würde ein lutherischer Seelsorger sein Gewissen verletzen, wenn er durch bewußte Zulassung eines Andersgläubigen zum „lutherischen" Abendmahl an der Begehung einer inneren Unwahrhaftigkeit sich beteiligen wollte."

In diesen Sätzen steckt der ganze Irrtum und Betrug des starren konfessionellen Luthertums. „Lutherisches Abendmahl!" Ein ganz gewaltiger Betrug! Es gibt kein lutherisches Abendmahl! Oder habt ihr

*) Von uns gesperrt. — Man vergleiche die Bescheidenheit und pädagogische Vorsicht und Weisheit des Herrn gegenüber den Jüngern, Joh. 16, 12 ff.

**) Von uns gesperrt.

etwa auch einen lutherischen Christus, einen lutherischen Gott, einen lutherischen Himmel? Es gibt wohl eine lutherische Lehre vom Abendmahl, aber die Lehre macht das Abendmahl nicht anders als was es ist seiner Stiftung gemäß! Es gibt nur ein christliches Abendmahl (oder im Gegensatz dazu: ein antichristliches 1. Kor. 10, 20. 21.). Der Spender ist ja doch der Herr, und der Geistliche ist nur das ganz im Hintergrund stehende Werkzeug, durch welches der Herr seine Gaben spendet, ob er ein Lutheraner oder Reformierter oder Unierter ist, das ändert den Charakter des Abendmahls nicht. Der Glaube und die Lehre des Werkzeugs macht doch die Gabe des Herrn nicht zu etwas anderm, als was eben der Herr selbst gibt und geben will. Es ist anmaßungsvolle Vermessenheit, wenn der Administrant dem Kommunkanten sagt: Du mußt von diesem Mahl genau so denken, lehren und glauben, wie ich denke, lehre, glaube und wie unsere Theologen vor 300 Jahren es für alle Zeiten unveränderlich und bindend festgestellt haben. Lutherisches Abendmahl! Es klingt wie ein Frevel, eine Versündigung an dem Herrn selbst und an dem heiligen Abendmahl!

„Abendmahlsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft und diese Abendmahlsgemeinschaft ist auch die Grenze der Kirchengemeinschaft!" Das ist wieder ein großer Irrtum, der nicht energisch genug bekämpft werden kann!

Abendmahlsgemeinschaft ist vor allem und in erster Linie **nicht Kirchen**gemeinschaft, sondern **Christus**gemeinschaft, und erst aus dieser Gemeinschaft des gläubigen Christen mit Christus folgt und erwächst dann die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander! Die Christusgemeinschaft ist das Primäre, das Entscheidende in der Abendmahlsgemeinschaft; die Kirchengemeinschaft ist das Sekundäre, das Abgeleitete, das aus jener sich ergibt. Hier liegt also der prinzipielle Irrtum lutherischer Exklusivität.

Dr. Resch zitiert 1. Kor. 10, 17: „Ein Brot ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brotes teilhaftig sind." Er sieht aber offenbar nicht, daß gerade dieser Vers die Unhaltbarkeit seines Satzes aufs schlagendste beweist. „Ein Brot," das ist doch der eine Christus! Mit diesem einen Christus treten die gläubigen Kommunikanten in Gemeinschaft und Verbindung; Christus ist, wie oben gesagt wurde, das Zentrum, zu welchem alle Christen von den verschiedenen Außenpunkten der Peripherie herzutreten, und je näher sie zu Christo, dem Zentrum, kommen, um so näher kommen sie einander: So bildet die Christusgemeinschaft die Grundlage für die Kirchengemeinschaft! Und wo ist da die Grenze? Hat die Kirche ein Recht, irgend ein Dogma als Grenze der Kirchengemeinschaft festsetzen zu wollen? Ja, noch mehr: Hat Christus irgend einem seiner Jünger das Recht verliehen, irgend einen Mitchristen von Christo abzuweisen und fortzuschicken? Dürfen lutherische Geistliche auf irgend einer Seite dieses Zentrums in weitem Umkreis das lutherische Dogma als Stachelzaun

mit engem Einlaß aufrichten und den Schäflein Christi erklären: Hier ist Christus nur für die Lutheraner da!? Wer hier ihn nicht als Lutheraner fassen und genießen will, den lassen wir nicht hinein zu dem Herrn! Der mag um den Zaun herumgehen und sehen, ob er irgendwo eine offene Stelle, eine reformierte oder andere Pforte oder einen uneingezäunten Platz findet, durch den er Einlaß finden kann zu unserm Herrn! Weit aufgetan hat der gütige Herr und Heiland die Türe, wenn er ruft: „W e r zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen!" „Kommt her zu mir a l l e, die ihr mühselig und beladen seid, ... denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig." Aber leider hat dieser Herr eine große Anzahl hochmütigherrschsüchtiger Diener, die sich berufen und berechtigt glauben, die weit aufgetane Tür enge zu machen und zu erklären: Wir sind hier bestellt, um jeden abzuweisen, der nicht genau so glaubt und lehrt, wie unsere Aeltesten das vor 300 Jahren festgesetzt haben für alle Zeiten. Also fort, ihr alle, wenn ihr nicht waschechte Lutheraner werden wollt!

Abendmahlsgemeinschaft ist Christusgemeinschaft! Und ihr, luth. Brüder, maßt euch das Recht an, jeden von dieser Christusgemeinschaft wegzutreiben, der euer Dogma nicht ertragen kann? Christus hat einen Judas zum Abendmahl zugelassen. Wir haben darüber einen kurzen Aufsatz gebracht.*) Ich wiederhole die dort gestellte Frage: Wenn der Herzenskündiger den Judas zugelassen hat, wer bin ich und wer bist du, daß wir uns sollten das Recht anmaßen zu tun, was der Herr und Meister nicht getan hat, der ein Recht dazu hatte und dabei nicht fehlgegangen wäre? Die G r e n z e d e r C h r i s t u s g e m e i n s c h a f t zieht allein der Herr, er gibt sich dem hin, der gläubig seiner begehrt, und er entzieht sich dem, der ohne Glaubenshunger herzunaht. Er aber tut die Türe weit auf: „W e r zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Wer zum heiligen Abendmahl kommen will, der will doch sicher irgend wie, und sei es noch so unklar in seinem Geiste, zu Christus kommen. Wer ist der Diener Christi, der dem Kommenden vorschreiben darf, welche Gedanken und Dogmen er von Christus und seinen Gaben haben und herzubringen muß, ehe er von dem Diener vorgelassen und herzugelassen wird zu dem Herrn? Abendmahlsgemeinschaft ist Christusgemeinschaft! Und so viele als Christus einladet und zu sich läßt, so viele hat der Diener herzu zu lassen ohne irgend welche dogmatische Bedingung und Beschränkung.

Der Diener Christi, welcher glaubt, sein Gewissen zu verletzen, wenn er Andersgläubige zum Tisch des Herrn herzu läßt, hat seine Amtsinstruktion falsch gelesen und falsch verstanden! Christus hat nie und nirgends weder selbst direkt, noch durch seine Apostel die Anweisung gegeben: Laßt nur ja keinen zum Abendmahl, der nicht genau eure Lehre annimmt! Wenn ein Christ die Stiftungsworte Jesu ohne alle theologische Deutung einfach in ihrem Wortlaut annimmt, und im Glauben daran herzutritt zum Tisch des Herrn, so versündigt sich der

*) Man vergleiche den Aufsatz im Märzheft d. J., Seite 112.

anmaßungsvolle Diener an dem einzelnen Glied, an der ganzen Gemeinde, die er ärgert, und an dem Herrn selbst, wenn er ein solches Glied zurückweist, weil es das lutherische Dogma nicht bekennen kann.

Sehr falsch verstanden und ausgelegt wird das Wort vom unwürdigen Essen und Trinken, wenn man meint, die Würdigkeit hänge an der Lehre, an der Anerkennung des Dogmas! Welch ein bedauerlicher Irrtum! Die Würdigkeit hängt doch, auch nach Luther, daran, daß ich bußfertig als ein armer Sünder herzu komme und im Glauben mich an den für mich geopferten Christus halte, ganz abgesehen davon, welche Gedanken ich mir mache über die Art der Mitteilung Christi im heiligen Abendmahl.

Schließlich auch dem Satz muß widersprochen werden, daß auch der Unwürdige den Leib und Blut des Herrn genieße. Sakramentsgenuß, d. h. sakramentale Vereinigung zwischen Christus und der Seele, ist absolut gebunden an den G l a u b e n. Das heilige Abendmahl wirkt nicht magisch, ex opere operato, die Elemente fahren nicht blindlings in den Kommunikanten hinein, ohne Rücksicht auf seine Würdigkeit. Sondern Christus muß sich selbst mitteilen, wenn es wirken soll. Aber ohne Glauben kann Christus sich nicht hingeben an die Seele. Das schließt nicht aus, daß doch eine Versündigung stattfindet an dem Leib des Herrn, wenn jemand leichtfertig, unwürdig, ungläubig herzutritt und an dem Mahle teilnimmt. Denn die reale Präsenz steht auch uns fest, wenn wir auch eine Erklärung über das geheimnisvolle Wie ablehnen. Zusammenfassend sagen wir: Der lutherische Konfessionalismus, der sich auf die lutherische Lehre versteift und diese Lehre jedem Christen als Dogma aufzwingen und als Bedingung des Abendmahlsgenusses aufhalsen will, ist und bleibt eine s c h w e r e V e r i r r u n g, ein Ueberbleibsel aus dem rohen Mittelalter, wo Glaubenszwang noch in ungebrochener Kraft dastand, wo man durch Staatsdekret die Konfession der Bewohner ummodelte, wie man am Leierkasten andere Register aufzieht und andere Melodien ertönen läßt.

Wir geben zu, daß bei Einführung der Union in Deutschland von Seiten der Staatsgewalt da und dort ähnliche Brutalitäten und Gewissenszwang geübt wurden und — noch jetzt kaum überwunden sind. Und es ist sehr zu beklagen, daß dem zur Vereinigung dringenden Geist Jesu Christi gerade durch Staatszwang so schwere Hindernisse bereitet wurden, daß der Konfessionalismus eben unter dem Druck um so schärfer erwachte.

Aber es ist unverkennbar: Der Geist des Herrn leitet die große Majorität der Christenheit je länger, je mehr zur Einheit, zur Vereinigung. Das konfessionelle Theorem, daß ein Nichtlutheraner nicht an einem „lutherischen" Altar zum Abendmahl gehen könne, bestätigt sich nicht an dem Gewissen echter evangelischer Christen. Die Gemeinden nehmen Anstoß, wenn um der Lehre willen andersgläubige Christen abgewiesen werden. Die 58,000 separierten Lutheraner Deutschlands werden in Zukunft nicht m e h r, sondern weniger werden. Die Christen

werden immer mehr zu der Erkenntnis kommen, daß nicht von dem Administranten der volle Segen des heiligen Abendmahls abhängig ist. Sondern ein lutherischer Christ, der in voller Plerophorie lutherischen Glaubens und lutherischer Lehre steht, kann ebenso wohl von einem reformierten Geistlichen den Leib und Blut des Herrn im heiligen Abendmahl empfangen, ganz einerlei, ob derselbe für sich es nur als Gedächtnismahl feiert oder auf höherer Erkenntnisstufe steht!

Was soll man schließlich noch sagen zu der Behauptung Reschs, „daß das „lutherische" Abendmahl noch heute das sakramentale Einigungsband ist, welches die lutherischen Einzelkirchen — trotz ihrer Verfassungsverschiedenheiten und trotz ihrer äußeren Zersplitterung — fest umschließt und als eine einheitliche lutherische Bekenntniskirche dauernd zusammenhält?" Wie verketzern sich doch und verdammen sich gegenseitig hierzulande die Lutheraner unter einander, trotz dem „lutherischen" Abendmahl! Die lutherischsten unter den Lutheranern versagen ihren lutherischen Brüdern nicht nur Kirchen-, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, sondern sogar **Gebetsgemeinschaft**! Das ist der Gipfel konfessioneller Verirrung und Torheit und der Gipfel des Aergernisses, den das starre Luthertum anrichtet in der Christenheit. Es ist ein Irrtum, die Grenzen der Kirche festzustecken nach dem lutherischen Dogma vom heiligen Abendmahl, und jeden Christen zurückzuweisen, der dieses Dogma nicht anerkennt. Die Grenzen der *christlichen Kirche* gehen weiter, als die Grenzen der lutherischen Kirche; und die *christliche Kirche* steht so viel höher und hat so viel mehr Berechtigung als die lutherische, so viel Christus selbst höher steht als Luther. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Abendmahl, gestiftet und gereicht von dem Einen Herrn in der Einen christlichen Kirche: das ist das Ziel, dem der Geist Christi die Christen langsam, aber sicher und unaufhaltsam entgegenführt. Der lutherische Glaube vom heiligen Abendmahl braucht dabei nicht untergehen, nur wird er nicht als Joch auf der Jünger Hälse gelegt und nicht als Zank- und Streitapfel zwischen die einzelnen Kirchen geworfen werden, sondern er wird erwachsen und erblühen in den Seelen der Jünger, die vom Geist des Herrn sich immer tiefer in die göttliche Wahrheit leiten lassen. Die lutherische Kirche hat gewiß ein Recht und eine Pflicht, die von ihr erkannte Wahrheit treulich zu bewahren. Nur daß sie dem einzelnen Christen die *theologischen* Zuspitzungen der lutherischen Abendmahlslehre nicht als Glaubensgesetz auflegen darf, sondern sich mit dem *religiösen* Element, der gläubigen Annahme, und dem gläubigen Genuß des heiligen Abendmahls auf Grund der Stiftungsworte (ohne dogmatische Deutung) begnügen muß. Wer im Glauben an Christus und an die Stiftungsworte herzu naht, dem soll und muß die Kirche das heilige Abendmahl reichen ohne zu fragen, bist du ein Lutheraner oder Reformierter, wo nicht, so übertritt sie ihre Vollmacht und versündigt sich, wie oben gesagt worden, an dem Bruder, an der Gemeinde und an dem Herrn, der gesagt hat: Kommt her zu mir *alle*. . . .!

Wir haben damit schon vorgegriffen in das, was weiter zu dem dritten Teil von Dr. A. Reschs Schrift zu sagen ist. Der 3. Teil hat die Ueberschrift:

„Das lutherische Abendmahl und die Union."

Es war wohl berechtigt, daß immer und zu allen Zeiten in der Kirche der Reformation das Streben vorhanden war, dem unseligen Bruderstreit um das heilige Abendmahl ein Ende zu machen. Es ist und bleibt auf Seiten der lutherischen Theologen eine traurige Gewissensverirrung, daß sie meinen, sie haben ein besonderes, ein lutherisches Abendmahl, und sie seien zu Hütern und Wächtern dieses Abendmahls bestellt. Wir wiederholen unter ernstem Protest gegen lutherische Anmaßung, was wir oben gesagt haben: Es gibt nur ein Abendmahl, ein Mahl des Herrn Jesu Christi, und dieses Mahl hat er seiner ganzen Kirche als heiliges Vermächtnis übergeben. Er hätte wahrlich eine schlechte Wahl getroffen, wenn er eine Anzahl streitender Theologen zu Hütern und Wächtern dieses Mahles eingesetzt hätte. Die lutherische Lehre, so richtig und wahr sie in ihren Grundzügen sein mag, — wie oben anerkannt ist —, verleiht dem Mahl des Herrn keinen andern Charakter, wodurch es das Attribut lutherisch bekommen müßte! Es ist darum ein schreiendes Unrecht, die unselige Zerspaltung und den Bruderzwist um das Mahl des Herrn verewigen zu wollen. Wenn in früheren Jahrhunderten die Gewissen noch dogmatisch befangen und gebunden waren, so mag es zur Entschuldigung dienen, daß man sich getrennt hielt. Man hat damals von Ethik und von den zarten Rechten des Gewissens des Einzelnen noch wenig verstanden und gewußt. Die mittelalterliche Roheit und Vergewaltigung der Einzelnen durch Kirche und Staat beherrschte gleichermaßen auch die Gemüter der protestantischen Glaubensgenossen, wie die der katholischen. Die große Tragweite der persönlichen Gewissensfreiheit, der Freiheit von allem dogmatischen Zwang, des stufenweisen Wachstums in der Erkenntnis der Wahrheit — das hat man erst allmählig in langsamer Entwicklung erkannt, und das kann nicht mehr verleugnet und abgewiesen werden auf Grund veralteter theologischer Stipulationen und Satzungen, die im Licht besserer Erkenntnis umgebildet und neugestaltet werden müssen, ohne darum eine die Gewissen bindende Kraft zu haben für alle Christen aller Zeiten. Die Christenheit ist in der Erkenntnis der Wahrheit im Laufe der Zeit so weit fortgeschritten, daß sie sich darüber klar geworden ist, daß die christliche Kirche nicht auf einen scholastischen Komplex von theologisch zugespitzten Lehren gegründet werden kann; es kann dem Christenvolk nicht länger zugemutet werden, die lutherische Formula Concordiae tale quale ungeprüft und ohne Vorbehalt anzuerkennen als Glaubenskodex, dem es sich für alle Zeiten zu unterwerfen habe. Welch eine unwürdige Auffassung vom Christenstande!

Die Kirche hat ein Recht, von den Theologen der Jetztzeit zu fordern und zu erwarten, daß sie von jenen Ueberbleibseln der mittelalter=

lichen Roheit und der Vergewaltigung der Gewissen der Gemeindeglieder sich endlich einmal gründlich reinigen und sich zu der Höhe der Geistesfreiheit emporarbeiten, die allein die religiösen Grundelemente der christlichen Wahrheit als bindend für das christliche Gewissen anerkennt, alle theologischen Theorien aber der individuellen Erkenntnis und dem individuellen Gewissen freistellt, ohne einen Kirchenzwang in diesen Dingen ausüben zu wollen.

Die Kirche hat auf das Religiöse in der christlichen Wahrheit sich zu beschränken, das auch dem einfachsten Bäuerlein und Knechtlein noch zugänglich ist. Bloße Zustimmung zu hohen und tiefen, aber völlig unverstandenen theologischen Wahrheiten hat gar keinen sittlich-religiösen Wert. Daher ist es denn auch wohl berechtigt, eine Forderung, die vor dem Gewissen jedes einfachen, in der Bibel wohl begründeten Christen sich rechtfertigt, daß endlich die konfessionellen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten aufhören und sie sich die Bruderhand reichen zum gemeinsamen Bunde. Die zur Seligkeit notwendigen Grundwahrheiten sind in beiden Kirchen dieselben, die theologischen Definitionen können Gegenstand der Erörterung unter den Theologen sein und unter allen, die das Bedürfnis nach tiefer dringender Erkenntnis haben. Nur daß diese Erörterungen im Geist der Demut, der Bescheidenheit, der Bruderliebe geschehen müssen, wobei keiner für sich das Recht beansprucht, allein die Wahrheit zu besitzen. Je bescheidener und demütiger ein Bruder seine eigene Auffassung vorträgt, um so eher wird er den andern willig finden, seine Auffassung zu prüfen, und um so eher wird auch er die Ueberzeugung des andern achten und ehren, auch wenn er sie nicht zur seinigen machen kann.

Nach all dem, was gesagt ist, dürfen wir es als unsere wohlberechtigte Ueberzeugung aussprechen, daß die Evangelische Kirche, die von Lutherisch und Reformiert nichts mehr weiß und wissen will, die einzig auf die Schrift sich gründet, sie und sie allein dem Ideal der Kirche Jesu Christi entspricht, der gebetet hat: „Auf daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien.“ (Joh. 17, 21.). Das heißt: Die organisch-vereinigte, die absorptive Union, in welcher von lutherischer oder reformierter Richtung je länger, je weniger die Rede ist — sie ist die Kirche, welcher die Christenheit entgegen zu streben hat.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche einer organischen Verschmelzung, einer absorptiven Union in Deutschland entgegenstehen. die konfessionellen Färbungen sind historisch geworden und sollen gewiß nicht gewaltsam, am allerwenigsten durch Staatsgewalt oder auf dem Verwaltungswege durch Staats- oder Kirchenbehörden aufgehoben werden. Es bleibt vielmehr die Aufgabe der Kirche, das Christenvolk zu erziehen zu jener inneren Geistesfreiheit, wo die äußeren Formen des Gottesdienstes und die theologischen Lehrformeln als das erkannt und gewürdigt werden, was sie in Wirklichkeit sind: irrelevant zur Seligkeit! Oder um es gut deutsch zu sagen: Es trägt zu meiner Se-

ligkeit nichts aus, schadet mir auch nichts, ob ich das heilige Abendmahl nach lutherischem oder reformiertem Ritus und Form empfange; ob ich reformiert oder lutherisch denke und glaube vom heiligen Abendmahl!

Es ist gewiß vom Uebel, wenn solche Dinge in der Unionskirche in Preußen vorkommen, wie sie Verfasser Seite 39 rügt; nämlich daß die Gemeinden umgemodelt und bald lutherisch, bald reformiert — wir hätten beinahe gesagt geschuhriegelt werden, je nachdem der Pastor lutherisch oder reformiert gesinnt ist. Da müßte absolut der Gemeinde das Recht zustehen, ein für allemal zu entscheiden, ob der lutherische oder der reformierte Katechismus in der Gemeinde zu brauchen, ob das heilige Abendmahl nach lutherischem oder reformiertem Ritus zu erteilen sei, oder ob nicht eine Form und Lehrweise zu finden sei, die das Berechtigte beider Konfessionen, anerkennt. Wie, beispielsweise, in Baden 1857 ein Katechismus eingeführt wurde, der aus den beiden Hauptkatechismen zusammengearbeitet war. — Es sind leider eben immer wieder die Theologen, die Pastoren, die die Gemeinden nicht zur Ruhe kommen lassen mit den einfachen Schriftwahrheiten, die doch so leicht zusammenzustellen sind und keiner großen Kunst und Gelehrsamkeit bedürfen zu ihrer Anwendung. Und bei einigem gutem Willen müßten doch ohne Gewissenszwang die Leute allmählig zu der Erkenntnis zu führen sein, daß die konfessionellen Unterschiede verschwindend klein sind im Verhältnis zu dem großen Umfang der Hauptwahrheiten, die unbestritten gemeinsamer Besitz beider Konfessionen sind. — Jene Ummodelung, wenn sie wirklich vorkommt, ist um nichts besser als die der früheren gewaltsamen Umstimmung durch die Fürsten, die oben gerügt wurde. Die Pastoren müssen endlich aufhören, sich als Herren des Glaubens ihrer Gemeinden zu betrachten und in ihrem Hochmuts- und Wissensdünkel sich jener Hochmutssünde der jüdischen Obersten schuldig zu machen, die uns Joh. 7, 48. 49 berichtet wird. Wahrlich, auch ein ganz einfacher Mann aus dem Volk kann bessere Einsicht gewinnen in die einfachen göttlichen Wahrheiten, als der gelehrteste Rabbi und Dr. der Theologie, wie uns das die Geschichte Joh. 9 schlagend beweist.

Höret auf, ihr Theologen, Herren des Glaubens sein zu wollen, und gebt dem Volk das einfache lautere Evangelium, nicht eure theologischen Spitzfindigkeiten und Tüfteleien über Abendmahl und Gnadenwahl u. dergl., so wird die Union ganz naturgemäß von selbst kommen, und als ein Segen empfunden und begrüßt werden vom ganzen Christenvolk. Hier in Amerika, wo Deutsche sich sammeln aus den verschiedensten Landesteilen, aus lutherischen, reformierten und unierten Kirchen, hier ist es erst recht ein großes Unrecht und eine Versündigung am Herrn und an der Gemeinde, wenn die Leute hinter einander gehetzt und die konfessionellen Unterschiede abermals als Streitobjekt zwischen die Christen geworfen werden. Hier kann nur die absorptive Union, die trotzdem keinerlei Glaubens- und Gewissenszwang auf den Einzelnen ausübt, sondern auf dem Wege aufrichtiger, klarer Unterweisung die

Christen zu einigen sucht, — die Christen zu kirchlicher Einheit zusammenführen und Gemeinden gründen, die ohne den Einzelnen zu schwer zu belasten, im Stande sind, sich selbst zu erhalten und an dem Aufbau des Reiches Gottes mitzuwirken.

Nippolds Handbuch der neuesten Kirchengeschichte.

Von Prof. W. Baur.

II.

Wie den Lesern des „Magazin“ bekannt, befaßt sich der fünfte Band dieses umfangreichen „Handbuches“ mit der Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts. Wir haben es nun zunächst mit der ersten Hauptabteilung zu tun; sie trägt die Ueberschrift:

I. Die religiöse Erhebung im Gegensatz zur politischen Restauration.

Aus den zwölf Paragraphen, in denen dieses Thema ausgeführt ist, heben wir den 3., 5. und 12. heraus.

§ 3. Die volkswirtschaftliche Erwecḱung als die Folge der nationalen Erhebung.

Wer hier eine gleichmäßige, fortlaufende geschichtliche Entwickelung der volkskirchlichen Erweckung und dementsprechende Zurückführung auf die nationale Erhebung erwartet, der hat seine Rechnung ohne Nippolds Eigenart gemacht. Es werden vielmehr Dinge behandelt, die man für gewöhnlich in den Geschichtswerken gar nicht oder nur beiläufig erwähnt findet. Und was Nippold anführt, leuchtet alles in eigentümlichem Lichte. Man ist versucht, es sonderbar zu finden und den Schlußfolgerungen oder Begründungen Nippolds Richtigkeit und Beweiskraft abzusprechen; allein bei näherem Zusehen geht es uns, wie manchmal einem menschlichen Angesicht gegenüber, das uns auf den ersten Blick nicht gefällt, und das auch die Bezeichnung „schön“ nicht verdient. Nach und nach aber enthüllt sich uns eine Schönheit eigener, geistiger Art, die uns erst interessiert, dann in Verwunderung setzt und schließlich fesselt. — Schon der Ausdruck „volkskirchlich“ verdiente eine genauere Beachtung. Es wird uns aber im weiteren Verlaufe unserer Abhandlung von selbst klar werden, was der Verfasser des Handbuchs unter „volkskirchlich“ verstanden wissen will. Zunächst wird ein einzelner Moment in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Die gemeinsame Abendmahlsfeier, der Schlußakt des sogenannten Wartburgfestes im Oktober 1817. Ueber den geschichtlichen Hergang wird nichts berichtet — das muß man sonstwo nachlesen.

Man erlaube dem Rezensenten, kurz darauf hinzuweisen. Von der Studentenschaft in Jena ging der Vorschlag aus, am 18. Oktober 1817 zwei denkwürdige Ereignisse gemeinsam zu feiern: Die deutsche Reformation und die Leipziger Schlacht. Etwa 500 Studenten aus allen

deutschen Gauen fanden sich am Vorabend des Doppelfestes in Eisenach ein, und am Morgen des 18. Oktobers auf die Wartburg zu ziehen und hier die Feier mit dem Absingen des Lutherliedes „Ein feste Burg“ und einem Redeakt einzuleiten. Nachmittags wurde in Eisenach ein Festgottesdienst abgehalten. Des Abends aber gab es einen solennen Fackelzug und mächtige Freuden- und Siegesfeuer zum Andenken an die Völkerschlacht samt Reden u. s. w. Am 19. Oktober marschierte man abermals auf die Wartburg, um weiteren Reden zu lauschen, und schließlich krönte ein gemeinsamer Genuß des heiligen Abendmahls das Ganze. Gerade dieser Umstand wird nun von Nippold als besonders bezeichnend für die Erweckung, die durchs deutsche V o l k ging, hervorgehoben. Offenbar will unser Gewährsmann hier zweierlei andeuten, einmal das Volkstümliche der Erweckung in seiner Verbindung mit dem Kirchlichen (man denke an das heilige Abendmahl und den Gottesdienst) und zum andern das Treibende der nationalen Erhebung (man beachte den nationalen Teil der Doppelfeier). Man könnte freilich auch umgekehrt argumentieren und behaupten: Die wiedererwachte Religiosität hat sich selbstverständlich der kirchlichen Formen bedient und nebenbei den Patriotismus belebt. Allein, was Nippold hier vorschwebt, ist, wenn wir nicht irren, dies: Das Ganze war nicht von oben herunter kommandiert, sondern aus dem hoffnungsvollsten Teil des Volkes in jugendlicher Begeisterung für Gott und Vaterland hervorgegangen. Diese idealen Gefühle haben auch die religiöse Feier belebt und sich zum Teil gar in unüberlegten Taten geäußert (Verbrennung der Code Napoleon u. s. w.), wodurch schließlich allerlei unliebsame Nachspiele herbeigeführt wurden. Welch großes Gewicht aber gerade Nippold auf das Kirchlich-Religiöse legt, beweist beweist er eben mit seiner Hervorhebung der schönen Tatsache des gemeinsamen Abendmahlsganges der Studierenden.

Den engen Zusammenhang zwischen religiöser und nationaler Begeisterung am Anfang des 19. Jahrhunderts weist unser Autor demnächst aus einer Rotheschen Schrift nach. Wir müssen uns damit begnügen, nur einige markante Stellen zu zitieren. „Ja, das war ein neuer Frühling unseres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche.“ Man beachte, daß Richard Rothe damals selbst ein 18jähriger Jüngling und Student war. „Diese neue christliche Erweckung . . . ., sie war . . . . . nicht eben das Werk der Kirche, die deshalb auch von vornherein gar keine recht freundliche Stellung gegenüber von ihr einnahm, sie war vielmehr das Werk vor allem der erschütternden weltgeschichtlichen Geschicke, die nach Gottes Vorhersehung über unser Volk hereingebrochen waren. . . . . Aber nichtsdestoweniger mußte der neueinbrechende religiöse Morgen auch der Kirche zugutekommen. . . . . Es war eine Neugeburt des deutschen Volkes durch die Kraft des wieder lebendig gewordenen Evangeliums.“

Zum Schluß weist Rothe dann auf das Ziel der neuen Lebensre-

gungen hin: Die Begründung einer wahren deutschen evangelischen Volkskirche.

Dem gegenüber ist dann ein beiläufig gezogener Vergleich zwischen jener Studentenschaft und der heutigen (Deutschlands) recht niederbeugend. „In der gegenwärtigen protestantischen Studentenschaft — mit Ausnahme der sogenannten christlichen Vereine — hat das offizielle Verbindungsleben fast jede Fühlung mit der protestantischen Kirche verloren." Wir müssen es denen unter unsern Lesern, die das deutsche Studentenleben aus eigener Anschauung kennen, überlassen, gegen dies Urteil zu protestieren — oder auch nicht. Wir wollen uns wenigstens jener von Nippold ausdrücklich angeführten Ausnahme getrösten.

Unser Verfasser wendet sich hierauf wieder jener großen Erweckungszeit zu und untersucht noch einmal die Triebkräfte, die ihr zugrundeliegen.

Wieder ist es zunächst die nationale Gesinnung, die zuerst betont wird, aber diesmal von ihrer moralischen Seite aus gefaßt. Die Wiederhersteller des preußischen Staatswesens haben bedeutende sittliche Kraft entwickelt. Wieder wird hier von Nippold zitiert. Diesmal aus der Meineckeschen Biographie des Feldmarschalls v. Boyen. „. . . Es war ihre Ueberzeugung, daß der alte Staat vor allem dadurch zu Falle gekommen sei, daß ihm der Geist der sittlichen Initiative auf allen Stufen des öffentlichen Lebens mangelte."

Dem moralischen schließt sich aber das religiöse Moment „als die eigentliche Triebkraft" an. Aber freilich, der religiöse Glaube, von dem nunmehr geredet wird, ist „ein Glaube von so variablem Inhalt, daß er jeder dogmatischen Fixierung spottete, und daß er bei den verschiedenen Gliedern der Partei (Reformpartei Preußens) sehr verschiedene Formen annehmen konnte. In dem schlichten, altväterlichen Bibelglauben sah Stein das Ziel; von da bis zu der skeptisch idealistischen Philosophie W. von Humboldts war ein weiter Sprung, und doch waren so ziemlich alle Stufen dazwischen vertreten und kaum konnte man von zweien dieser Menschen sagen, daß sie genau dasselbe Bekenntnis über den Zusammenhang von Gott und Welt hätten ablegen können."

Wenn dann später Boyens „tiefe Frömmigkeit" gegen den Vorwurf des „sogenannten" Rationalismus in Schutz genommen wird (von Nippold), so sehen wir, daß zu dem Volkskirchlichen nach unseres Autors Ansicht nur ein geringes Maß von „Dogmatischem" gehört. „Die tiefe Frömmigkeit Boyens ist so gut wie diejenige Körners — um nur noch einen aus vielen zu nennen — von jeder dogmatistischen Terminologie frei."

Hierher gehört auch, was unter anderem von und über E. M. Arndt beigebracht wird. „Für die ganze Zukunft unseres Volkes steht Arndt da als der Bekenner eines Christusglaubens, welcher zugleich den Glauben an sein Volk festlegte: „Daß dieses Volk seinen verlorenen Gott wiedererkennen werde, daß der Geist Gottes, der als Flamme durch die Herzen der deutschen Menschen hindurchwehte, alles herrlich hindurch-

führen werde." Seiner Kirche aber habe der Mann, der aller „Inquisition der Meinungen" fremd gewesen sei mit seinen Kirchenliedern zugleich auch die Meinung hinterlassen: „Ich wenigstens werde nie einen König über Meinungen anerkennen; denn darum hat die evangelische Kirche ja eben den heiligen Vater in Rom verworfen und perhorresziert ihn bis diese Stunde."

Man erlaube uns hier eine kleine Abweichung: Haben wir nur die Wahl zwischen — Liberalismus und Rom? Oder besser: Zwischen dogmatischem römischem und undogmatischem wahren Christentum? In der „Christl. Welt" 1896, No. 44, findet sich eine von A. Harnack zu Eisenach gehaltene Rede über „Die gegenwärtige Lehre des Protestantismus." Darnach befinden sich (so referiert P. Tschackert darüber) die protestantischen Landeskirchen in fortschreitender Katholisierung; als die zwei Elemente aber, welche nach seiner Ansicht noch im ganzen Protestantismus lebendig seien, bezeichnet Harnack 1. Die Ueberzeugung, daß die Religion letztlich nichts anderes als die stetige Stimmung des Herzens im kindlichen Vertrauen auf Gott sei, und 2. daß dieses Kindesvertrauen untrennbar verbunden sei mit der schlichten, einfachen Moral. Er schlägt vor ,nicht die Kirche zu bekämpfen, wohl aber ihrer Katholisierung entgegenzuarbeiten, „damit sie eine Kirche des Glaubens, der Freiheit und der Geduld bleibe."

Nippold betont, und darin scheint er uns sich der Harnackschen Richtung zu nähern, überall die Notwendigkeit einer Einschränkung der Dogmatik — das lesen wir wenigstens aus dem heraus, was wir bis jetzt aus seinem 5. Band u. s. w. durchstudiert haben — aber er redet doch ganz bestimmt von dem Christus glauben, und dadurch unterscheidet er sich doch wesentlich von Harnack. Nach Harnack soll dahin gestrebt werden, daß die Kirche nicht weiterhin katholisiert werde (darin wird Nippold ihm beistimmen und wir doch auch) und daß sie eine Kirche des Glaubens, der Freiheit und der Geduld bleibe — warum nicht des speziellen „Christenglaubens"? So weit geht unsere Furcht vor der Dogmatik nicht! Ja, wir behaupten, nur der Christenglaube der Apostel und der Reformatoren wird uns vor der Katholisierung — Verrömelung — bewahren — wenn er nämlich unser Eigentum geworden.

Und noch eins. Nippold führt einen Geibelschen Vers an, eben in dem Zusammenhang, der uns zu diesem Exkurs anregte, einen Vers, in dem der Dichter Anleitung gibt, wie man's machen solle, die „Zerstreuten" wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Pforten breit und groß
Statt sie selber zu verrammeln.

Auch wir können mit dem Sprüchlein einverstanden sein, wenn an der Kirchenpforte — der segnende Christus steht, der aber aller Welt

zuruft: Nehmet auf euch mein Joch und nehmet auf euch euer Kreuz! Weniger darf man nicht fordern!

Auch Nippold nimmt diesen Gedanken auf, wenn er anläßlich der Erwähnung der schweren Schickungen des Lebens E. M. Arndts sagt: „Das Loos des Propheten ist untrennbar von seinem Martyrium. Es ist das der Grundgedanke, der sich durch das ganze Evangelium Jesu hinzieht. Dieser Gedanke hat sogar noch eine weitere Tragweite. Er lehrt das Martyrium als den eigentlichen Pulsschlag der Menschheitsgeschichte, als die Vorbedingung jedes wirklichen Fortschritts erkennen." Ja, setzen wir hinzu, und das Martyrium Christi, samt seiner Erhöhung gewährleistet die Wahrheit dieses Satzes. Davon abgesehen gibts kein Martyrium und keinen Fortschritt. Ist das jetzt Dogmatik? —

Wenden wir uns dem 5. Paragraphen zu.

§ 5: Die Union der evangelischen Konfessionen.

Ein Rothescher Satz eröffnet diesen Paragraphen. Er lautet: „Auch der Gedanke und der Versuch der Union der evangelischen Schwesterkirchen entsprang aus diesem Aufschwung."

Natürlich ist mit diesem Aufschwung die in § 3 abgehandelte volkskirchliche Erweckung gemeint.

Wieder zeigt sich uns die Eigenart unseres Autors. Statt dem Leser die geschichtlichen Vorgänge und den ganzen Hergang mehr oder weniger ausführlich vorzuführen, wird zuerst von der „um vieles älteren Union in den Gemütern" geredet. Also Union von der Union. Dabei wird gemahnt, das apostolische Wort von der Unterscheidung der Geister und der Prüfung, ob sie aus Gott seien, nicht zu vergessen. „Denn unter dem schönen Titel der Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Sozietäten hat sich schon in der gleichen Zeit gleichfalls das papistische und kryptopapistische Gelüst nach Unterjochung der papstfreien Kirchen unter das Papsttum versteckt." Hier wird besonders auf den Darmstädter Oberhofprediger Starck, gest. 1816, hingewiesen. Die Kirchengeschichte meldet uns, daß dieser verkappte Katholik nach seiner eigenen Anweisung in der geweihten Erde des katholischen Friedhofs und in Kutte und Tonsur begraben wurde.

Eine derartige Union wird also gebührend abgewiesen. Dagegen wird auf die praktische Union (vor der Union) in verschiedenen deutschen Ländern lobend hingewiesen: in Baden, Hessen-Kassel, in der Pfalz u. s. w. Wir erfahren, daß schon Meyfart (der Sänger von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt"), Breithaupt und Aug. Herm. Francke Freunde der Union waren. In der ersten Ausgabe von Herzogs Real-Enzyklopädie wird Meyfart, gest. 1636, ein Vorläufer Speners genannt. Breithaupt, gest. 1732, der große Beter, war der erste Professor der Theologie an der neugegründeten Universität Halle; er war besonders von Spener beeinflußt, ähnlich wie der bekanntere A. H. Francke, gest. 1727.

Diesen Vorbemerkungen, denen wir nur die nötigsten Erklärungen

beigefügt haben, folgt dann eine Darstellung über „den Gedanken und den Versuch der Union." Auch hier befaßt sich Nippold eigentlich nur mit der Vorgeschichte der Union. Hier stoßen wir jetzt auf Namen, die wir bis jetzt vermißten: Calixt, Melanchthon, Zinzendorf und — Schleiermacher. Von dem berühmten Berliner Theologen war allerdings kurz zuvor gesagt worden: „Was Schleiermachers Wirksamkeit für die Theologie, das bedeutet die Begründung der Union für die Kirche." Jetzt wird Schleiermachers Bedeutung so präzisiert: „Gehören doch die Namen Schleiermachers in der Geschichte der Theologie, und der Union in der Geschichte der Kirche aufs engste zusammen." Schleiermacher trat ja direkt als Verfasser der Union auf. Er verteidigte, wie bekannt, die Union gegen die Angriffe von Harms und Ammon. Hier ist der Gedanke Schleiermachers wichtig und instruktiv: „Da in jeder Kirche schon unbeschadet ihrer Einheit größere Differenzen beständen, als die, welche beide Kirchen trennten, so liege es auf der Hand, daß die Trennung (der beiden protestantischen Kirchen) nur noch zufolge der Gewöhnung auf eine mechanische Weise bestehe und daß die einigende Kraft den Sieg davon tragen werde."

Was uns aber in diesem Abschnitte am meisten interessierte, das war der Hinweis darauf, daß es ein beliebtes Argument der heutigen „Gläubigkeit" gegen die Union geworden sei, sie als Produkt des rationalistischen „Unglaubens" zu denunzieren. „Aber davon abgesehen, daß sie nichts mit den Einseitigkeiten dieser Periode zu tun hat, daß sie vielmehr auf der Gesamtentwickelung des Protestantismus durch Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus beruht, so bürgen gerade die Kreise, in denen während der rationalistischen Zeit das Unionsbestreben sich am intensivsten vorfindet, dafür, daß die Wurzel desselben nichts mit dem „Unglauben" zu tun hat." Wir lenken hier die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Wort von der Gesamtentwicklung des Protestantismus durch Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus hin. Wer die Geschichte der alten Orthodoxie und ihre Bekämpfung, wie auch die Befruchtung durch den Pietismus und schließlich die der Gegenwirkung des Rationalismus etwas näher studiert hat, der wird sagen müssen: Dies Wort von der Gesamtentwicklung des Protestantismus wirft ein helles und überraschendes Schlaglicht auf die Bedeutung des Rationalismus für die evangelische Kirche. Das rechte Verständnis des „Rationalismus" ist an und für sich schon ein Gegenargument gegen die Behauptung, die Union sei ein Produkt des Unglaubens. Neben diesem Hinweis auf die Gesamtentwicklung der Kirche, speziell des Protestantismus, steht dann natürlich die Erinnerung an die „ererbte Tradition des hohenzollernschen Fürstenhauses." Besonderes Lob wird dem ersten Preußenkönig, Friedrich I., gezollt; es wird von dem strammen Regiment Friedrich Wilhelms I. gesprochen und recht schonend und anerkennend von den Reformen Friedrichs II., indem hauptsächlich das betont wird, wie durch seine Maßnahmen die dogmatischen Unterschiede in den Hintergrund und die Uebergriffe des Klerus auf die Seite geschoben

wurden. Das praktische Christentum und mit ihm das Unionsinteresse sei dadurch gestärkt worden. Dem reiht sich dann natürlich der Wöllnersche Reaktionsversuch an in der „preußischen Pompadour-Periode" und schließlich folgt das schöne Wort Friedrich Wilhelms III.: „Ich weiß, daß die Religion Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß u. s. w." Der Krawall in Hönigern wird nur gestreift, aber in charakteristischer Weise: „Der scheinbar nur eine lokale Bedeutung beanspruchende, aber prinzipiell den Bankerott der alten Kabinetskirchenpolitik in sich schließende Krawall in Hönigern gehört dem gleichen Jahre (1834) an, in welchem die Leitung der katholischen Angelegenheiten aus den Händen Spiegels in diejenigen Drostes überging. Die theologische Gleichzeitigkeit zu beiden aber ist in Strauß' Leben Jesu (von 1835) gegeben." Zu den Namen Spiegel und Droste (zu Vischering) vergleiche man den Artikel Droste zu Vischering in den Enzyklopädien.

Der 5. Paragraph schließt folgendermaßen: „So hat das aus dem Geist der Befreiungskriege geborene Unionswerk auch durch die damit verbundenen Fehlgriffe belehrend für die Nachwelt gewirkt. Daß der König gewöhnlich mit seiner Unionspolitik nur der Kräftigung der evangelischen Kirche hat dienen wollen, hat er in den gleichen Jahren durch sein Verhalten seiner Köthener Schwester gegenüber bekundet. Wir kommen auf dieses Verhalten in dem letzten Paragraph dieser ersten Periode näher zurück." Dies ist eben der Paragraph, den wir zum Schlusse noch näher ins Auge fassen wollen.

§ 12: Der Jesuitenorden im Kirchenregiment der evangelischen Kirche.

Der Leser möge hier nur nicht allzuviel erwarten. Der Verfasser wollte ursprünglich den allgemeineren Titel verwenden: „Die Vorboten der kryptopapistischen Knechtung der evangelischen Kirche." Er war ihm aber nicht bezeichnend genug. Nippold will also dem Gedanken Ausdruck geben: Was in diesem Paragraphen abgehandelt ist, das ist bereits der Anfang der Geschichte der papistischen Knechtung der evangelischen Kirche. Die Werkzeuge sind natürlich die Jesuiten und ihre Helfershelfer.

Ihrem Handwerk und ihrer Methode getreu, machten sie sich an die Fürsten und ihre Ratgeber.

Als klassisches Beispiel sozusagen wird der Uebertritt des Herzogpaares von Anhalt-Köthen dem Leser vor Augen geführt.

Herzog Ferdinand Friedrich und seine zweite Gemahlin Julie, eine Tochter Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin von Doenhoff, hatten am 27. Oktober 1825 in Paris der evangelischen Kirche den Rücken gekehrt. Aber während seiner Zeit Heinrich IV. den Hugenotten das Edikt von Nantes gab und August der Starke sich den sächsischen Ständen gegenüber verpflichtete, die Verwaltung der evangelischen Kirche evangelischen Ministern zu übertragen, machte es der fürstliche Renegat aus dem Hause Anhalt im 19. Jahrhundert ganz anders.

Nippold zitiert nach katholischen Quellen: „Obschon der Herzog . . . . . öffentlich versprach, die Rechte seiner protestantischen Untertanen zu schützen und aufrecht zu halten, so hielten sich doch die herzogliche Regierung und das Konsistorium bemüßigt, den Herzog zu ersuchen, „eine Oberbehörde zur Leitung der geistlich-evangelischen Angelegenheiten des Herzogtums zu ernennen.“ . . . .

„Wie leicht begreiflich, wurde diese Forderung von dem Herzog mit Entschiedenheit zurückgewiesen, worauf sich die Betreffenden beruhigten.“ Und weiter zitiert Nippold: „Der Fürst lud die Mitglieder der Regierung und des Konsistoriums zu sich, bezeugte ihnen sein Erstaunen über ihren Schritt und sagte ihnen, daß sein Uebertritt seine Rechte als Souverän in nichts ändern könne. Und wahrlich, wie könnten diejenigen, welche in Sachen der Religion keinerlei Autorität anerkennen, den Papst und die Bischöfe verwerfen, die Rechte des Papstes und der Bischöfe sich beilegen und Laien das übertragen, was sie dem Oberhirten der Kirche verweigern? . . . . . Der Herzog von Anhalt teilte seine Bemerkungen den anwesenden Mitgliedern mit, welche sich gerne darein fügten und hinzusetzten, da der Fürst diese Meinung halte, so sei alles abgemacht.“

Hierzu sagt unser Autor: „Daß das, was abgemacht war, nichts anderes besagte als die Beherrschung des evangelischen Kirchenregiments (in Anhalt; Zusatz des Referenten) durch den Jesuitenorden, bezeugt die gesamte Tätigkeit des Pater Beckx deutlich genug.“ Der Jesuitengeneral Beckx war nämlich der Beichtvater des herzoglichen Paares. Ueber die „Maulwurfsarbeit“ der Jesuiten verbreitet sich Nippold dann noch des näheren. Er meint, mit den landläufigen Vorstellungen von dem Jesuitismus als solchem, mögen sie günstig oder ungünstig sein, komme man nicht weit. Aber es sei nun einmal so: Die eigentlich wichtigste Arbeit der Jesuiten, sowohl des Ordens als Ganzem, wie seiner einzelnen Mitglieder, entziehe sich der Oeffentlichkeit und somit auch der Kenntnis des Historikers.

Interessant ist der nun folgende Abschnitt, in welchem der Verfasser die Bekehrungsgeschichte des fürstlichen Paares durch Zuhilfenahme von den verschiedensten Quellen einigermaßen ans Licht zu stellen sucht. Die Rolle der Helfershelfer spielen dabei zwei ursprünglich ebenfalls evangelische Beamten des Herzogs, ein Hofmarschall und ein Kabinetssekretär. Ja, so wird's gemacht!

Des weiteren wird dann ausgeführt, wie dieses Duodezfürstlein von Anhalt dann in der hohen Politik mitzuspielen versuchte und eine besondere Freude daran fand, mit dem großen evangelischen Staate Preußen anzubinden — natürlich im Bewußtsein der nicht zu unterschätzenden geheimen Hilfe des Jesuitenordens und von ihm angetrieben und inszeniert. Mit dem gleichen „tollen Souveränitätsdünkel“ trat der Herr Herzog dem preußischen König gegenüber, wie den Evangelischen seines eigenen Ländchens.

Dieses politische Spiel ist eigentlich etwas Lächerliches. Aber was

sollen wir dazu sagen, wenn Nippold behauptet: „Von den Herren von Haza-Redlitz und Klitsche de la Grange (Hofmarschall resp. Sekretär des Herzogs von Anhalt; Zusatz des Referenten) führt . . . eine sich stets erneuende Kette bis zur Umgebung der Kaiserin Augusta.“? Vielleicht gibt uns der Abschnitt No. III: „Der Kryptopapismus der Reaktion im Kampfe mit den Segnungen der Reformation“ darüber näheren Aufschluß.

Für die nächste Nummer des „Magazin“ müssen wir uns aber erst No. II vorbehalten unter dem Titel: „Von der theologischen bis zur politischen Revolution.“

Professor M. Rade und das Deutschtum in Amerika.

(Eine Erwiderung.)

Von Past. G. Brändli, Herndon, Kans.

Die Zeitschrift für Theologie und Kirche, die auch in unseren Kreisen sich manche Freunde erworben hat, brachte kürzlich*) einen Aufsatz von Pastor Hans Haupt, der Bezug nimmt auf eine Arbeit von Prof. M. Rade „über die Stellung der Deutschen in Nordamerika zur Prohibitionsbewegung.“ Diesen Aufsatz brachte der Letztere in der von ihm redigierten „Christlichen Welt“ (No. 19 vom 7. Mai 1908). Das Lob, welches Rade um dieser Arbeit willen gezollt wird, die doch weiter nichts ist als eine ganz unmotivierte Denunziation des Deutschtums von Nord-Amerika, soll hier auf sein gebührendes Maß zurückgesetzt werden, indem die Sache, um die sich's handelt, auch von der andern Seite beleuchtet wird. Rades Arbeit ist allerdings, wie mit Recht dazu bemerkt wurde,, „nach mehreren Seiten“ höchst Aufsehen erregend. Nicht zum mindesten deshalb, weil der Verfasser „in direkter Polemik in die deutsch-amerikanischen Verhältnisse eingreift und einer Aenderung der Stellungnahme der deutsch-amerikanischen Kirchen (nämlich zur Prohibitionsbewegung) das Wort redet;“ und er tut das, nach einer nur sehr kurz bemessenen Besuchsreise in unserem Lande, die ihm weder Zeit zu ausgedehnteren Exkursionen, noch Gelegenheit zu gründlicherem Studium der in Frage stehenden Situation an Ort und Stelle ließ. Auch die Art und Weise, wie Prof. M. Rade sich als Reformator des Deutschtums in Amerika aufspielt, ist im höchsten Grade auffsehenerregend. Denn man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß die „Stellung der Deutschen in Nord-Amerika zur Prohibitionsbewegung“ dem gelehrten Herrn sozusagen nur als Knüppel dient, um erbarmungslos auf das Deutschtum Amerikas loszuschlagen, bei welcher Prozedur auch die deutsch-amerikanische Kirche und ihre Pastoren ihr redlich Teil empfangen.

Doch hören wir zunächst Prof. Rade selber. Ganz im allgemeinen wird erst der peinliche Eindruck konstatiert, den Rade von seiner Besuchsreise in Amerika mit nach Hause nahm; nämlich „der Eindruck von der Tatsache, daß das deutsche Element in den Vereinigten Staaten

*) Band 29, Heft 4 (Juli-August 1908).

nicht die Rolle spielt, die ihm nach seiner Herkunft, nach seiner Tüchtigkeit, nach der Achtung des Amerikaners vor der deutschen Kultur zukommt." Die Ursache dieses Mißverhältnisses ist nichts anderes als „die Stellung der Deutschen zur Prohibitionsbewegung." Ueberall, (nur natürlich bei den zurückgebliebenen Deutschen in Amerika nicht) wird anerkannt, „daß das eigentliche Problem auf dem Gebiet der Gesetzgebung liege."

Neben den Bierbrauern, Wirten und Destillateuren, die eben für ihr Brot kämpfen, wenn sie der Prohibition opponieren, und darum nicht zu tadeln sind, ist nach Rade „der amerikanische Bürger deutscher Nation" der gefährlichste Gegner der Prohibitionsbewegung. Nur „wenn es gilt, den Alkoholgenuß zu verteidigen," wacht er überhaupt auf aus seiner Lethargie und politischen Indifferenz, die er sonst zur Schau trägt. Nicht besser als wie er sind „die deutschen Zeitungen (Amerikas)." „Ihnen ist es ein Dogma, daß die Prohibitionsbewegung eine Sache der Mucker und Heuchler, oder eine Art Spleen, jedenfalls ein Attentat auf die persönliche Freiheit ist." Personal liberty lautet der Schlachtruf, der eine große Rolle spielt in dem wunderlichen Kampf der Nationen und Konfessionen — um den Alkohol; ein Kampf, in dem „der lutherische und katholische Pastor der Deutschen das Lagerbier und den Whisky verteidigen." Selbst die deutsche religiöse Literatur steht im feilen Söldnerdienst des Alkohol. Dieser traurige Standpunkt ist aber nach Rade nur möglich „auf Grund einer rückständigen biblischen Wissenschaft." Rückständig ist aber nach dem Geist, den „die christliche Welt" Rades atmet, die biblische Wissenschaft dann, wenn ihr die Bibel noch als höchste Autorität in Sachen der christlichen Religion gilt. Für solchen zurückgebliebenen Standpunkt haben Männer wie Rade nur etwa vornehmes, spöttisches Achselzucken übrig. Oder was soll das anders heißen, wenn Rade in diesem Zusammenhang auch unserm „Friedensboten" einen Hieb versetzt? Denn das Beispiel aus No. 8, 1908 unseres Synodalorgans, das er als Beleg für seine Behauptung beibringt, wird ja nachher nur mit einigen nichtssagenden Phrasen lächerlich gemacht. „Es mag ja dem Schreiber jenes Artikels ein Herzensanliegen gewesen sein, sich und seinen Lesern für ihren Antiprohibitionismus ein gutes Gewissen zu geben." Wenn das wirklich die Sachlage wäre, wie kann dann Prof. Rade diesen Leuten, die von ihrem bösen Gewissen gepeinigt Ruhe suchen, und sie nicht finden — wie kann er ihnen noch erlauben „zu agitieren und zu demonstrieren wie die Angloamerikaner!?" Das ist ja die Sünde, die ihnen vorgeworfen wird, die Sünde, die ihnen das Gewissen beschwert; die Sünde, angesichts deren Prof. Rade ihnen im Brusttone tiefster Entrüstung zuruft: „Die Deutschen diskreditieren sich politisch durch ihre Stellungnahme. Sie zeigen mit ihrem Pochen auf personal liberty (in Biersachen!), daß sie das Wesen der Demokratie nicht verstehen . . . ."

Wir haben Prof. Rade gehört, wie er das Deutschtum Amerikas,

und mit ihm die deutsch-amerikanische Kirche, sowie die deutsche Presse, die außerkirchliche wie die kirchliche, verunglimpft. Wenn die Deutschen in Amerika wirklich die Leute wären, als welche Rade sie darstellt, dann hätte allerdings der „waschechte" Amerikaner ein Recht, die Nase zu rümpfen, wenn ihm einer von den "foreigners" über den Weg liefe, die sogar in der zweiten Generation noch nicht amerikanisiert genug sind, um den feineren sittlichen Idealen des amerikanischen Volkes ein volles Verständnis entgegenzubringen. Doch, soweit sind wir glücklicherweise noch nicht. Im Blick auf Rades summarisches Verfahren konstatieren wir zunächst folgendes, um es dann noch im Einzelnen zu begründen:

1. Rades Schilderung vom Deutschtum in Amerika ist eine tendenziöse Karikatur.
2. Seine Beurteilung des deutschen Kirchentums in unserem Lande als Hort des Alkoholismus ist eine boshafte Verleumdung.
3. Die tonangebende deutsche Presse unseres Landes, und insbesondere die kirchlichen Blätter, verdienen die Vorwürfe nicht, die Rade ihnen macht. Wir haben in Amerika keine deutsche Bier- und Whisky-Presse weder außerhalb noch innerhalb der deutschen Kirche.
4. Wenn Prof. Rade die Prohibitionsbewegung mit "local option" identifiziert, so ist er im Irrtum. Jeder, der die Sache kennt, weiß das.

Wir Deutsche in Amerika wissen ferner gut genug, daß in Boston, Mass., vor bald hundert Jahren der erste Temperenzverein gegründet wurde, und daß die Temperenzbewegung sich bald von Amerika nach Europa hinüber fortpflanzte. Wir wissen überdies, daß die Mäßigkeitssache in Deutschland, besonders seit 1848, vorwiegend von den verschiedenen Vereinen der inneren Mission betrieben wird, und daß, während diese Bewegung in Amerika allmählig ausartete zur unsinnigen und zwecklosen Propaganda für Prohibition, sie in den weitesten Kreisen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und dem übrigen europäischen Festland, unter der zielbewußten, energischen Tätigkeit ihrer Anhänger, die segensreichsten Wirkungen auf das ganze Volksleben ausübt. Angesichts der Tatsache, daß die Mäßigkeitssache zuerst auf dem Gebiet der Inneren Mission und in außerkirchlichen Gemeinschaftskreisen betrieben wurde, und bis heute noch vorwiegend in diesen Kreisen Heimatrecht hat, ist es zum wenigsten eine Uebertreibung, zu sagen: „unsere heutige Temperenzbewegung arbeitet fast ausschließlich auf dem Wege der Gesetzgebung." Denn, was in der Schweiz geschah, als man sich durch Volksabstimmung gegen den Absinth erklärte, und was China tut, wenn es Einfuhr, Verkauf und Genuß des Opiums im ganzen Reiche verbietet, das hat mit der Temperenzsache ebenso wenig zu tun, wie die Bewegung, die gegenwärtig in der Schweiz auf Trennung von Staat und Kirche hinarbeitet.

Doch wir kehren nach Amerika zurück. Es muß einer wahrlich wenig von Amerika gesehen haben, wenn er von dem Einfluß des Deutschtums hierzulande nur d a s gesehen hat, was Prof. M. Rade

sah, und noch dazu durch seine stark tendenziös gefärbte Brille. Wenn auch mancher Stockamerikaner oder besser Nativist von jedem Eingewanderten als einem "foreigner" und einem "curse" für Amerika spricht, so ist doch die überwiegende Mehrzahl der Amerikaner von dem entschieden günstigen Einfluß der Deutschen auf das Land überzeugt. Die amerikanische Zeitschrift „Graphic" sagt in einem Artikel, den sie überschreibt: „Was Amerika den Deutschen schuldet" ohne irgend welche Einschränkung*): „Keine Nationalität hat für die Entwicklung der Vereinigten Staaten mehr getan, als die deutsche", und manche bedeutende, vorurteilsfreie Amerikaner haben das nämliche günstige Urteil über das Deutschtum in Amerika. Der Deutsche drüben hat wahrlich keine Ursache, mit stolzer Verachtung seinen Brüdern in Amerika die kalte Schulter zu bieten. Und wenn er sich noch in dieser wenig vornehmen Stelle gefallen wollte, so läßt uns das kalt bis ans Herz, denn „jedem Narren gefällt seine Kappe" — wir Deutsch-Amerikaner können das nicht ändern.

Zu Rades Ausführungen nur noch soviel: Der Schein wird erweckt, als ob jeder wirklich amerikanisch Gesinnte, jeder echte Patriot hierzulande für die Prohibition schwärme — wer das nicht tut, hat kein Verständnis für das Wesen der Demokratie; und wer vollends wider Prohibition ist, dessen Gesinnung wird verurteilt als „undemokratisch, unamerikanisch, unpatriotisch . . ." von Prof. Rade nämlich. —

Ich glaube nicht, daß jemals über Abraham Lincoln das Urteil gefällt wurde: sein Reden und Handeln sei „undemokratisch, unamerikanisch und unpatriotisch!" Er zählt zu den edelsten Charakteren, welche die amerikanische Geschichte aufweist. Wenn einer, so hat er es gut und treu gemeint mit dem amerikanischen Volk. Aber gerade er war es auch, der im Blick auf das Schreckgespenst der Prohibition, das schon zu seiner Zeit auftauchte, ein Wort sprach, das man den Eiferern für Prohibition ins Stammbuch schreiben möchte: „Prohibition kann der Mäßigkeitssache nur großen Schaden zufügen. Sie ist eine Art von Unmäßigkeit in sich selbst, denn sie geht über vernünftige Grenzen hinaus, indem sie versucht, den Appetit eines Menschen durch Gesetzgebung zu kontrollieren, und indem sie Dinge zu Verbrechen stempelt, die keine Verbrechen sind. Ein Prohibitionsgesetz schlägt den Prinzipien, auf die unser Staatswesen gegründet ist, geradezu ins Gesicht!"

Schöner als Lincoln, der Amerikaner, es hiermit getan hat, können die Gründe, welche auch den ehrlichen Deutschen von der Prohibitionsbewegung ferne halten, nicht zusammengestellt und ausgesprochen werden. Der echte Amerikaner hat eben noch von Hause aus ein fast instinktartiges Gefühl für echte und künstliche Begeisterung, und ist für die letztere glücklicherweise nicht zu haben. Das gehört zu seinem Wesen, und ist nicht eine schlechte Seite desselben.

---

*) Vgl. Georg v. Bosse, das heutige Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart, Hr. Belsersche Verlagsbuchhandlung 1904.

Ein deutsch-amerikanischer Pastor*), der bald zwei Jahrzehnte unter Deutsch-Amerikanern gearbeitet hat, sagt zu unserm Gegenstand in trefflicher Weise folgendes: „Auch das Biertrinken ist durch die Deutschen in Amerika eingeführt, und die meisten, wenn nicht alle Brauereien befinden sich in den Händen von Deutschen, aber es ist doch sehr die Frage ob das leichte Bier nicht tausendmal besser ist, als der entsetzlich starke amerikanische Whisky, und die Schuld am Saufen ist den Deutschen jedenfalls nicht in die Schuhe zu schieben, im Gegenteil, der Deutsche in Amerika ist meist ein Gegner dieses Lasters, zumal für seine eigene Person; er hat andere Ziele, er ist nach Amerika gekommen, um sich durch Fleiß und Arbeit vorwärts zu bringen, aber nicht sich durch den Suff zu ruinieren. Gleichwohl redet er einem vernünftigen und mäßigen Genuß, namentlich des Bieres und des Weines, das Wort und ist insofern ein Gegner des sogenannten amerikanischen „Saloons", wo man an der „Bar" schnell „eins nach dem andern heruntergießt", ein Gegner des verderblichen „Treatsystems", bei dem einer nach dem andern „eine Runde schmeißt", ein Gegner aber auch der fanatischen, und oft genug heuchlerischen Temperenzbewegungen, die es als eine Kardinalsünde ansehen, wenn man in aller Gemütlichkeit einmal ein Glas Bier oder Wein trinkt, und die sogar bei der Austeilung des heiligen Abendmahls vielfach den Wein duch Rosinenwasser ersetzt haben."

Diese Deutschen waren die tüchtigen Pioniere der Landwirtschaft. Sie haben die schier undurchdringlichen Wildnisse und die fast ins Unendliche ausgedehnten Einöden in blühende Gärten und Auen umgewandelt. Ein Deutscher erbaute vor mehr als 200 Jahren die erste Papiermühle unseres Landes; ein anderer vor gerade 150 Jahren die ersten Ofen- und Glasfabriken. Die erste Bibel in Amerika wurde von einem Deutschen in deutscher Sprache gedruckt. Das erste Piano wurde vor 133 Jahren von einem Deutschen in Philadelphia fabriziert. Die Deutschen gingen hierzulande bahnbrechend voran und haben ohne Ausnahme auf allen Gebieten der gewerblichen Tätigkeit hervorragend Tüchtiges geleistet. — Auch auf dem Gebiet der Technik und Ingenieurwesens leisteten sie Pionierdienste, und waren die Lehrmeister der amerikanischen Nation. Schulwesen, Wissenschaft und Kunst, sowie Literatur sind durch deutsche Arbeit gefördert und bereichert worden.

„In der Politik jedoch ist ihr Einfluß von jeher weniger groß gewesen. Das hat seine guten Gründe." Die fremde Sprache, die dem Neueingewanderten zuerst große Schwierigkeiten bereitet, dann die Absicht, im fremden Lande sich ein Heim zu gründen, die er so bald als möglich realisieren will, und — hat er dieses Ziel erreicht — sein häuslicher Sinn, der ihn im Schoß seiner Familie sein Glück finden läßt, all

*) Geo. v. Bosse, a. a. O., Seite 45 ff.

dies hält ihn vom aufgeregten politischen Treiben Amerikas fern. Und dazu kommt last but not least: seine Rechtschaffenheit und seine Liebe für persönliche Freiheit, die sich beide auflehnen wider die unmotivierte Knechtschaft, strikte Parteikontrolle, und den blinden Gehorsam den Befehlen der politischen „Bosse" gegenüber, machen ihm die Entschließung schwer, sich am politischen Leben seines Adoptivvaterlandes zu beteiligen. „Er verlangt keine politischen Vergünstigungen, und seine Stimme ist für keinen käuflich, er will eine ehrliche, patriotische Regierung für und durch das Volk, und nicht für: what is in it?" Das sind die Gründe, warum der Deutsche in Amerika nur so schwer politisch mobil zu machen ist. Nicht erst Rade hat das dem Deutsch-Amerikaner übel verdacht; schon längst hat man ihn deshalb auch hierzulande geradezu des Mangels an Patriotismus bezichtigt. Wie grundlos aber dieser Vorwurf ist, das zeigt ein Blick in die Geschichte unseres Landes. Ueberall, wo es gilt, wirkliche Opfer zu bringen, standen die Deutschen in den vordersten Reihen. Stets wenn dem neuen Vaterlande Gefahr drohte, waren die Deutschen die ersten, die tatkräftige Hilfe leisteten, selbst mit Aufopferung von Gut und Blut. Der Unabhängigkeitskrieg und der Bürgerkrieg fand die Deutsch-Amerikaner stets auf ihren Posten unter dem Banner der Union. Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier Namen nennen zu wollen, die mit ehernem Griffel in das Buch der amerikanischen Geschichte eingegraben sind, und da von deutschem Mut und deutscher Treue Zeugnis ablegen. Und das sollen die Leute sein, deren sich das alte Vaterland schämen müßte?

Einer der auch über die Deutschen in den Vereinigten Staaten geschrieben hat*) sagt: „Man muß die offizielle Geschichte des Bürgerkrieges genau lesen, um sich eine richtige Vorstellung machen zu können von der großen Menge verdienstvoller Führer deutscher Nationalität oder Abstammung, die sich unter dem Unionsbanner Ruhm und Ehre erwarben. Man muß ferner in Anschlag bringen, daß die Deutschen nach Maßgabe ihrer Kopfzahl gut 60,000 Mann über ihre Quote — 188,000 statt 128,000 Mann — für den Kampf stellten, und daß diese Leute sich überall, wo sie standen und stritten, unabänderlich ausgezeichnet schlugen." Hauptmann Wilh. Vocke von Chicago gibt den deutschen Bundesgenossen und Kämpfern aus jenen ruhmreichen Tagen folgendes ehrende Zeugnis: „Während des ganzen Krieges haben die Deutsch-Amerikaner in der Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten mit ihren eingeborenen amerikanischen Mitbürgern im edelsten Wetteifer gestanden, und sich an deren Seite als Soldaten glänzend ausgezeichnet."

Doch es ist Zeit, daß wir auch auf die deutsche Kirche in den Vereinigten Staaten einen prüfenden Blick werfen. Von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart hat sie ihre Hauptaufgabe darin erkannt, die edelsten Seiten des deutschen Wesens zu hegen und zu pflegen. Daß sie Vorkämpferin für den Alkohol und Verteidigerin des „Saloons" in die-

*) Vgl. Graber, Die Deutschen u. s. w., Brunder, Milwaukee, Wis., 1902, Seite 210.

sem Lande war oder ist, das kann nur boshafte Verleumdung ihr nachsagen. Dagegen ist es eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann, daß die evangelische Kirche Deutschlands als solche, im großen und ganzen sehr wenig getan hat zur geistlichen Versorgung ihrer nach Amerika ausgewanderten Glaubensgenossen. Wer über das große Wasser gegangen war, galt der evangelischen Kirche drüben für verloren. Und selbst als im Lauf der Zeit der Mangel an deutschen Pastoren in Amerika sich drückend fühlbar machte, und man sich in dieser Not um Hilfe an die alte Heimat wandte, da wurde nicht von der Heimatkirche aus systematisch gearbeitet, um die nötige Hilfe zu leisten, sondern es waren nur wenige warmherzige Männer, die darauf sannen zu helfen. Allen voran hat sich in dieser Hinsicht August Hermann Franke ausgezeichnet, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich besonders der nach Pennsylvanien ausgewanderten Deutschen annahm. Er sandte ihnen Prediger, die in seinen Anstalten die nötige Ausbildung erhalten hatten. Mitte des vorigen Jahrhunderts war es besonders Löhe in Neudettelsau, der seine Hilfe und Aufmerksamkeit besonders den nach Michigan ausgewanderten Deutschen zuwandte. Auch Harms in Hermannsburg und Jensen in Breklum taten in dieser Beziehung manches Gute. Und in neuester Zeit ist ein Paulsen zu nennen, dem insbesondere die deutsch-lutherische Kirche der Gegenwart viel verdankt. Aus seinen Anstalten ist schon mancher deutsche Prediger für unser Land hervorgegangen. — Es ist auch sehr bezeichnend, daß der evangelische Kirchenverein des Westens, diese kräftige Wurzel, aus welcher mit den Jahren unsere Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika erwuchs, der großen Mehrheit nach „aus Basler- und Barmer-Brüdern"*) bestand. Durch kirchliche Vermittlung haben wir die Gründer unserer Synode nur in sehr vereinzelten Fällen erhalten.

Inzwischen haben ja freilich die einzelnen Kirchenkörper hierzulande ihre eigenen Anstalten zur Ausbildung junger Leute fürs geistliche Amt gegründet. Aber doch ist der Zufluß von Kräften aus der alten Heimat oft immer noch ebenso erwünscht wie notwendig.

Von einem behäbigen, müßigen Leben war bei den Pionieren, und ist auch bei der jetzigen Generation der deutschen evangelischen Kirche von Nord-Amerika keine Rede. Zahllos waren die Mühen, Sorgen, Pflichten und Kämpfe, die auf sie einstürmten. Aber mit großer Selbstverleugnung und seltener Treue haben sie ausgeharrt, oft unter Entbehrungen und Anfeindungen von seiten ihrer erbitterten Gegner, zum Segen der deutschen Kirche und des Deutschtums. Wo immer Deutsche sich niederließen, im Osten oder im fernen Westen, in Städten oder auf dem Lande, überall hin folgten ihnen die Boten des Evangeliums und sammelten die Zerstreuten, oft der Kirche seit Jahren Entwöhnten, zu evangelischen Gemeinden. Und alle schwere Arbeit war reichlich belohnt, wenn es dazu kam, daß an einem Ort eine lebensfähige Gemeinde orga-

*) Vgl. Schory, Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, Seite 31.

nisiert werden konnte. So ist durch bescheidene, selbstverleugnende, aber treue und zielbewußte Arbeit, die im vollsten Sinn Missionsarbeit war, die deutsche evangelische Kirche unseres Landes geschaffen worden.

Diese ist in unserer Zeit längst kein Experiment mehr, sondern eine Tatsache. Tausende von Pastoren arbeiten an tausenden von evangelischen, lutherischen und reformierten Gemeinden in ihren resp. Synoden, und zwar nicht um Gewinnes willen, denn die deutschen Pastoren in Nord-Amerika beziehen nachweislich die bescheidensten Gehälter, die keinen Vergleich aushalten mit den oft fürstlichen Salären ihrer amerikanischen Amtsbrüder.

Alles zusammen genommen hat die deutsche evangelische Kirche trotz aller Schwierigkeiten Großartiges geleistet zur Erhaltung des Deutschtums in Amerika nach seinen besten Seiten. Noch heute ist diese Kirche ein Hort deutscher Sprache und deutschen Geistes, eine Stätte der Ausbildung der edelsten Fähigkeiten deutscher Tugend. Ohne ihre mühsame aber erfolgreiche Arbeit hätte das Deutschtum für Amerika nie die Bedeutung erlangen können, die es gegenwärtig hat. Dazu helfen die deutschen Gemeinden, mit ihren Pastoren, ferner die deutschen Lehranstalten, die deutschen Kirchenblätter mit ihren nach Zehntausenden zählenden Abonnenten, die deutschen Waisenhäuser, Diakonissenhäuser, Altenheime, Hospitäler und andere Wohltätigkeitsanstalten, die meist im Verband kirchlicher Vereinigungen der verschiedenen Denominationen stehen.

Unsere deutsche Kirche hat also ihre Aufgabe und Wirksamkeit auf ganz anderem Gebiete, als Prof. Rade es ihr zusprechen möchte. Sie ist nicht Posaunenbläserin der Antiprohibitionisten, sie ist nicht Vorkämpferin für Saloon und Alkohol unter den Deutschen Amerikas.

Nach Rades Aeußerungen über die deutsch-amerikanische Presse ist zu schließen, daß er bisher nur etwa mit dem schlimmsten Auswurf derselben bekannt geworden ist. Gewiß gibt es hier die sogenannten „Patent-Zeitungen“; ihre Zahl ist Legion; sie werden alle nach einer Schablone fabriziert und finden auch ihre Leser, *aber nicht unter den anständigen Deutschen*. Jedenfalls dürfen mit diesen Erzeugnissen amerikanischer Geschäftsvirtuosität die in den deutschen Kreisen Amerikas maßgebenden Zeitungen nicht verwechselt werden. Fast in allen größeren Städten unseres Landes werden, wie jeder Sachkundige weiß, ausgezeichnete deutsche Zeitungen herausgegeben, die eine Zierde und ein Hort des Deutschtums im Lande sind, und sich mit irgend einer amerikanischen Zeitung wohl messen können. Denn man mag die englische Presse betrachten wie man will, man wird sie immer nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten. Wohl werden von amerikanischen Zeitungsherausgebern gewaltige Anstrengungen gemacht, um den Lesern Interessantes bieten zu können, aber Gediegenheit der Leitung, klaren Blick, ruhige Besonnenheit, Verständnis auch für nicht amerikanische Verhältnisse wird man meistens, was von den maßgebenden *deutschen* Zeitungen nicht gilt, vermissen. Und leider haben gerade die

englischen Schund und Schandblätter, bei denen Sensation die Hauptsache ist, die weiteste Verbreitung.

Auch die anerkannt besseren englischen Zeitungen sind der Mehrzahl nach in dieser Beziehung nicht freizusprechen. — Demgegenüber leisten unsere großen deutschen Zeitungen Mustergültiges. In ihnen verschwistern sich geläuterter amerikanischer Geschäftsgeist und deutsche Gediegenheit. Die deutsche Presse hält unter unserem Deutschtum die Liebe zur alten Heimat aufrecht, und lehrt zugleich ihre Leser, wie sie sich hierzulande am besten einleben, ihre Freiheiten und Rechte als Amerikaner gebrauchen, und die Erwerbsgelegenheiten am vorteilhaftesten verwerten können, und tritt mit aller Macht für gute Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika ein. S o i s t d i e d e u t s c h e P r e s s e i n W a h r h e i t e i n u n e n t b e h r l i c h e r F r e u n d u n d K a m p f g e n o s s e, F ü h r e r u n d B e r a t e r f ü r d e n D e u t s c h - A m e r i k a n e r. Von den tonangebenden deutschen Zeitungen nennen wir nur die New Yorker Staatszeitung, die Illinois Staatszeitung, die in Chicago erscheint, und die am weitesten verbreitete Germania, die gegnwärtig mehr als 150,000 Leser zählt, und um ihres christlichen Standpunktes willen sich ganz besonders der Protektion der deutschen Pastoren erfreut. — Eine ganze Anzahl Kirchenblätter steht dieser außerkirchlichen Presse würdig zur Seite. Und es ist kaum ein christliches deutsches Haus zu finden, in dem nicht wenigstens e i n kirchliches oder sonst christliches deutsches Blatt gelesen wird. So zählt z. B. der in St. Louis erscheinende „Lutheraner" 30,000 Abonnenten; der christliche Apologete, Organ der deutschen Methodistenkirche, der weit über diese Denomination hinaus seine Leser hat, kommt dem erstgenannten Blatt an Ausbreitung fast gleich. Unser Synodalorgan, der „Friedensbote", der Prof. Rade zur besonderen Zielscheibe seines Spottes diente, hat gegenwärtig eine Leserzahl von über 24,000. — Und das von Louis Lange in St. Louis herausgegebene christliche Familienblatt, die „Abendschule", gehört mit zum Gediegendsten, was die deutsche Presse dieses Landes leistet, und zählt rund 50,000 Leser. — Es ist tatsächlich gar nicht zu kontrollieren, wie viel Gutes in deutschen Häusern und Gemeinden durch diese genannten und noch viele andere deutsche Blätter gestiftet wird. Aber das ist sicher, daß insbesondere die Zeitungen und Zeitschriften christlicher Tendenz, und unter ihnen voran die Kirchenblätter, den Seelsorgern in ihrer schweren und verantwortungsvollen Arbeit zuverlässige und unentbehrliche Mitarbeiter geworden sind. Daß diese gesammte deutsche Presse unseres Landes für Lagerbier und Alkohol eintrete, und für den Saloon agitiere, das kann nur der behaupten, der sie nicht kennt. Und das ist auch die einzige Entschuldigung, die wir für Rades Verunglimpfung der deutschen Presse noch können gelten lassen.

Daß Prohibition und local option zwei himmelweit auseinanderliegende Dinge sind, das weiß jeder Amerikaner, der offene Augen hat für die Temperenzbewegung unseres Landes. Einer Begründung dieser Tatsache, die allgemein bekannt ist, bedarf es darum hier nicht.

Wir haben gesehen, daß eine richtige Würdigung des Deutschtums in Amerika zu ganz anderen Ergebnissen führt, als wie Rade sie in seiner „christlichen Welt“ publiziert hat. Ist es überhaupt schon ein Mißgriff, das Deutschtum der Vereinigten Staaten nur nach seiner Stellung zur Prohibitionsbewegung beurteilen zu wollen, so wird die Sache noch viel heilloser, wenn solches geschieht mit der Tendenz, das Deutschtum Amerikas herunterzureißen. Rades Versuch ist darum auch in zweifacher Beziehung verunglückt; zuerst darum, weil sein Standpunkt, von dem aus er das Deutschtum unseres Landes beurteilen wollte, viel zu niedrig gewählt war; und sodann darum, weil die Tendenz, welche bei diesem Versuch ihm die Feder führte, eine absolut verwerfliche ist.

Wir setzen schließlich neben Rades Urteil noch das Urteil eines Amerikaners über das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Dieser Amerikaner zählt zu den hochgebildeten Kreisen unseres Landes, der mit der Sache, von welcher er redet, vertraut genug ist, um darüber ein Urteil zu haben. Professor J. Lawrence McLaughlin an der Universität von Chicago hatte die Begrüßungsrede zu halten bei Gelegenheit des feierlichen Empfanges, der dem deutschen Botschafter, Dr. v. Holleben, am 24. Januar 1900 von der genannten Universität bereitet wurde. Goldene Worte des Lobes und der Anerkennung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten kamen da wohl nicht nur über seine Lippen, sondern von Herzen. Er äußerte sich unter anderem folgendermaßen: „Wenn ein Sohn das Haus seiner Eltern verläßt, um sich auf ferner Stätte anzusiedeln, dann nimmt er wohl mit der Zeit Ausdrücke seiner neuen Heimat auf, er entwickelt seine Fähigkeiten und hat neue Wünsche, aber im Innersten seiner Seele wirken die Elementarkräfte seiner Abkunft fort“. . . . . „Man sollte nicht vergessen, daß zur Zeit, als unsere Vorväter dieses Land aufsuchten, einen Staat zu gründen, in dem die Freiheit blühen und auch Religionsfreiheit eine Heimstätte finden sollte, uns dabei viele Deutsche halfen. Niemand kann den Einfluß und die Stärke der deutschen Kolonisten überschätzen.“ . . . . .

Ein großer und wichtiger Teil unseres Bundes war so besiedelt, daß die deutschen Begriffe von öffentlichen und privaten Pflichten in das innerste Mark unserer Einrichtungen drangen. Die Sorgfalt, das Gedeihen, die konservative Denkweise und die scharfe Einsicht unserer deutschen Brüder haben viel dazu beigetragen, unser Wachstum zu fördern.“ — Nachdem Professor McLaughlin dann das Verdienst der Deutschen im amerikanischen Freiheitskriege glänzend gewürdigt, fährt er fort: „Später in der Geschichte finden wir uns tief durch die Hilfe einer Abteilung, in ihrem Vaterlande verkannter Deutschen verpflichtet. Etwa 1849 kamen zu uns Deutsche ausgezeichneter Erziehung und Befähigung, Männer, welche sich zu Führern eigneten, welche volles Verständnis ihrer moralischen Verantwortung ihrem Adoptivlande gegen-

über hatten, und sie hatten weitreichenden Einfluß auf unsere nationale Existenz". . . . . „Die Neuankömmlinge übernahmen sehr bald die Leitung der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Die politische Bewegung, welche der Geburt der republikanischen Partei unmittelbar voraufging, empfand den belebenden Geist jener neuen Bürger. Durch die Tätigkeit der Freibodenpartei und anderer Parteien, welche für den charakteristischen Einfluß des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten ein ehrenvolles Zeugnis geben, ging ein tiefer Zug der moralischen Verantwortlichkeit der Bürger gegen den Staat. Es war jenes heilige Feuer, welches die Führer der Deutschen in ihrer Opposition gegen die Sklaverei auszeichnete, und es ihnen ermöglichte, die große Menge Deutscher in unserem Lande für den denkwürdigen Kampf zur Erhaltung der Union zu begeistern". . . . . „Die Führer der Deutschen brachten die Entscheidung." — Es wird dann darauf hingewiesen, wie gerade solche Staaten, in denen die deutsche Bevölkerung die tonangebende war, wie Illinois, Wisconsin und Missouri, ohne Ausnahme für die Union und die Freilassung der Sklaven waren. „Die Union war gesichert, als aus diesen Staaten Phalanx an Phalanx zu ihrem Schutze eilte. Somit stehen wir hiermit auf historischem Grund, wo der Sieg der Freiheit gegen die Sklaverei hauptsächlich durch die Weisheit, die Einsicht und den moralischen Sinn der deutschen Führer gewonnen wurde."

„Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, die Verwandtschaft zwischen den Amerikanern und den 5 Millionen Deutschen zu formulieren, welche unser Land zu ihrer Heimat machten; mit ihnen sind einige Uebel ebenso wie viel Gutes gekommen. Wir sprechen naturgemäß von unserer englischen Abstammung oder unserer engen Beziehung zu dem Elternlande; sie ist eng, und wir hoffen, daß sie in Zukunft nichts verliert, aber trotzdem müssen wir nicht vergessen, daß wir niemals einen starken Zufluß englischen Blutes echt von der Quelle hatten. Seit der Kolonialzeit haben wir niemals eine bedeutende Einwanderung von England selbst gehabt, während andererseits keine Nation den gewichtigen Einfluß einer starken Zuwanderung außer Acht setzen kann, wie unser Land sie beständig aus Deutschland erhält. Diese Infusion deutschen Blutes in das amerikanische Leben ist ein wichtiger politischer und sozialer Faktor. Aus diesen Gründen sind die Amerikaner mit den Gebräuchen und Gewohnheiten in Deutschland besser bekannt als mit denen in England, und das Ergebnis dieser Einflüsse auf unsere zukünftige innere wie auswärtige Politik kann nicht leicht vorausgesagt werden, ebensowenig wie diese Einflüsse gering geschätzt werden dürfen." Und daß Professor J. Lawrence McLaughlin in diesen denkwürdigen Worten nicht nur seine Privatmeinung ausge-

sprochen hat, sondern daß sein Urteil das Gesamturteil aller der Amerikaner ist, die intelligent genug sind, um das Deutschtum in Amerika nicht durch eine schwarzgefärbte nativistische Brille zu betrachten, das beweist folgender Passus in dem Einladungsschreiben vom 3. Juni 1899, das die Universität von Chicago an den deutschen Botschafter, Dr. von Holleben, richtete: „Noch mehr ziemt es sich für die amerikanischen Universitäten, das Einvernehmen zwischen den Deutschen und Amerikanern zu fördern, weil beide Nationen in so enger Verwandtschaft stehen. Dieses Verhältnis ist durch die lange unverbrüchliche Freundschaft, und durch die große Anzahl loyaler amerikanischer Bürger, die Deutschland ihre Heimat nennen, befestigt worden“. . . . .*)

Solche das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart, im höchsten Grade ehrenden Kundgebungen vonseiten urteilsfähiger Angloamerikaner zeigen aufs deutlichste, daß tatsächlich ein solches „Mißverhältnis“ zwischen Deutsch- und Anglo-Amerikanern nicht besteht, wie es Professor Rade auf Grund der Stellung der Deutsch-Amerikaner zur Prohibitionsbewegung zu konstruieren versucht hat. Rade beweist damit nur seine tiefgehende Unkenntnis unserer amerikanischen Verhältnisse, sowie sein Unvermögen, den deutschen Charakter zu verstehen, dessen sich der Deutsche in Amerika nicht zu schämen braucht. Der Deutsche, der selten nur darum etwas tut, weil er andere es tun sieht, sondern immer erst die Konsequenzen zieht, ehe er etwas tut, wird, so lange er in seinem Herzen ein Deutscher bleibt, sich nie für die amerikanische „Mißgeburt“ Prohibition begeistern können; so wenig es denkbar ist, daß die Schwenkung, die sich in Deutschland allmählig wider das Laster der Trunksucht vollzieht, jemals ausarten könnte zu so hirnverbrannten Ideen und Maßnahmen, wie sie hier die Prohibition in ihrem Gefolge hat. Prohibition ist ein Unding, das die Deutschen, auch in Amerika, verwerfen, eben weil sie für „Mäßigkeit“ eintreten, für dieses Symtom echt deutscher Tugend, das den Amerikanern, die sich mit Vorliebe in Extremen bewegen, als ein Krankheitssymptom erscheinen mag. Trotzdem bleibt es dabei, diese deutsche Tugend, und nicht das Laster, das ihnen von Professor Rade nur angedichtet wird, bedingt „die Stellung der Deutschen in Nord-Amerika zur Prohibitionsbewegung.“

Neue Stellung der katholischen Kirche in Amerika.

Nach neueren Nachrichten, die wir in Lit. Dig. finden (25. Juli), hat der Papst eine bedeutende Veränderung getroffen in betreff der Verwaltung der katholischen Kirche dieses Landes. Die katholische Kirche

*) Vgl. „Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten,“ von L. Viereck, New York. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, 1903, Seite 286 ff.

in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in Canada, Großbritanien und Holland stand bisher unter Jurisdiktion der Propaganda in Rom, einer besonderen Kardinalskongregation, die schon 1622 von Gregor XV. als Zentrum für antiprotestantische Missionsbestrebungen errichtet wurde.

Ein katholisches Blatt in Cleveland, Ohio, schreibt nach oben genannter Quelle darüber wie folgt: „Bis in die Gegenwart herein waren die Vereinigten Staaten, Großbritanien, Australien mit vielen anderen Teilen der Welt in allen religiösen Fragen der Kongregation für Ausbreitung des Glaubens, gewöhnlich „Propaganda" genannt, unterstellt. Sie hatte allgemeine Jurisdiktion in Missionsländern, und wenn sie in Glaubensfragen sich an das heilige Offizium, in Disziplinarfragen an die Penitenz-Behörde wandte, so tat sie das, nicht weil sie mußte, sondern aus praktischen Gründen der Nützlichkeit. Für dieses Land waren alle Besetzungen vakanter Bischofssitze, sowie die Einteilung der Diözesen, die Schaffung neuer Bischofssitze, in Händen der Propaganda; immer natürlich der Genehmigung des Papstes unterworfen."

Die Reformen, die durch den obigen Beschluß des Papstes geschaffen werden, werden ganz bedeutende Aenderungen in der Verwaltungsmaschinerie der katholischen Kirche dieses Lands bewirken. Es soll dadurch viel von der komplizierten und veralteten Bureaukratie der letzten Jahrhunderte vereinfacht oder abgetan werden. Durch diesen Akt des Papstes, sagt das katholische Blatt, werde anerkannt, daß der Glaube eine anerkannte Stellung in englischsprechenden Ländern erlangt habe und daß der Tag der Verbannung und Verfolgung hoffentlich für immer vorbei sei." Das soll doch wohl heißen: Der Verfolgung der katholischen Kirche durch die Protestanten. Es schließt aber nicht ein, daß damit auch die Verfolgung der Protestanten in überwiegend katholischen Ländern und Landesteilen zum Ende komme.

An die Stelle der Propaganda treten jetzt freilich andere römische Korporationen, denen hinfort die Verwaltung der römisch-katholischen Kirche dieses Landes obliegen wird. Denn daß den Amerikanern nun etwa unabhängige Selbstverwaltung, höchstens unter Oberaufsicht des Papstes, zugestanden wird, daran ist bei dem System der römischen Hierarchie ja nicht entfernt zu denken. Im Gegenteil, die römischen Katholiken mögen vielleicht ausfinden, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen sind. Denn statt wie bisher nur einer Kongregation unterstellt zu sein, kommen sie nun unter die Verwaltungsmaschinerie einer ganzen Anzahl von Kongregationen. Ob das die Sache vereinfacht, oder nicht eher vervielfacht, das muß wohl erst die Zeit lehren. Das katholische Blatt sagt: Es wird alle Katholiken interessieren, welche Kongregationen an Stelle der Propaganda zu treten haben.

Da ist zunächst das K o n s i s t o r i u m , bestehend aus der Versammlung der Kardinäle mit dem Papst zur Abwicklung kirchlicher

Geschäfte. Im Konsistorium werden Kardinäle und Bischöfe ernannt, Bischofssitze gegründet, ihre Grenzen bezeichnet u. s. w.

Nach dem Konsistorium kommt die Kongregation des heiligen Offiziums, das über die Reinheit des Glaubens und der Sitten zu wachen und Anstößige zu bestrafen hat. (Die Inquisitionsbehörde berüchtigten Angedenkens!). Nach einer Verordnung des Papstes vom 17. Dezember 1903 hat diese Kongregation auch die Ernennung der Bischöfe in den Ländern zu vollziehen, mit welchen die römische Kirche kein Konkordat abgeschlossen hat. Also auch hierzulande wird das „Heilige Offizium" in Zukunft seine gesegnete Wirksamkeit entfalten bei Ernennung der Bischöfe. — Außerdem gibt's noch eine Kardinalskongregation, welchem die Auslegung der Beschlüsse des tridentinischen Konzils übergeben ist. Sie hat gesetzgebende und dispensive Macht in allen aus jenen Beschlüssen hervorgehenden Fragen. (Wie schade, daß die Lutheraner für ihre Diskordien=, Pardon, Konkordienformel nicht auch eine solche rechtsprechende Kongregation haben, die allem Streit ein Ende machen kann durch ihre Machtsprüche!)

Da ist ferner die Kongregation von Bischöfen und „Regulären", die mit Streit= und Appellsachen von Priestern und Laien und religiösen Orden zu tun hat. Natürlich, fährt das Blatt fort, sind da noch viele andere Kongregationen, die in der einen oder anderen Weise mit dem Kirchenregiment zu tun haben. — Eine Anzahl werden noch genannt, besonders aber die römische Kurie, welcher der Staatssekretär vorsteht, der, wie wir wissen, die schlaue römische Politik zu leiten hat und bei dem politischen Papsttum eine Hauptrolle spielt in unseren Tagen. Ob es also ein Segen für das amerikanische katholische Volk ist, aus der Leitung einer Kongregation gekommen zu sein unter die Leitung einer ganzen Anzahl derselben, das wird ja wohl die Zukunft lehren. Vorläufig sind alle des Lobes voll, daß der Papst Pius X. diesen kühnen, entscheidenden Schritt getan hat.

Der König der Ehren will Einzug halten.

Adventspredigt am Tage der Pfarrhausweihe über St. Matth. 21, 1—9.

Von Past. K. Wiegmann.

Ein Freudentag ist angebrochen für die Tochter Zion. Es ist Advent. Der König des Advents läßt seiner teuer erkauften Gemeinde seine Ankunft melden. Ein gnädig Jahr des Herrn wird gepredigt und es ist keine Sprache noch Rede, da man die Stimme der Predigt nicht höre. Wer Ohren hat zu hören, der höre die Freudenbotschaft und tue die Türe seines Herzens auf, damit eine Freude, die da bleibe, und ein Friede, der nicht hinfalle, einen festen Wohnsitz haben. Und wer einen Mund hat, der des Herrn Lob verkündigen kann, hoch und niedrig, jung und alt, Hirt und Herde, der frohlocke: Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna dem König der Ehren!

Ein Freudentag ist angebrochen für dich, liebe St. Johannes=Gemeinde. Es ist ein Tag der Weihe. Mit Freuden hast du deine

Opfer gebracht, um deinem Seelsorger ein würdig Haus zu errichten. Der Bau ist vollendet und ziert die Umgebung deines schmucken Gotteshauses als ein ehrendes Denkmal deiner Liebe zu dem Herrn der Kirche, deiner liebevollen Gesinnung gegen deinen Diener am Wort und des Geistes der Eintracht, der in deinem Kreise herrscht. In christlicher Weise mit Gebet und Flehen ist der Bau dem Herrn geweiht worden, daß er als König des Advents zu seinem Tor einziehe und in dem neuen Hause sein Heil wohnen lasse. Lobgesang und Orgelklang hallen wider und preisen den, der die Herzen zum Werke willig, die Hände zum Hebopfer freigebig und den Mund zum Rühmen fröhlich gemacht, so daß ein jeglicher mit Herzen, Mund und Händen dankt und jauchzt: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! Hosianna dem König des Advents! —

Ein Freudentag ist angebrochen. Ob wir denselben nun als Festtag der ganzen Christenheit ins Auge fassen, oder ob uns derselbe besonders als Tag der Weihe vorschwebt, es ist ein und dieselbe Botschaft, die uns Herz und Mund freudig stimmt, die alte und immer wieder neue Kunde: Der König der Ehren will Einzug halten!

Laßt uns darüber nach Anleitung des alten Festevangeliums nachdenken.

Text: St. Matth. 21, 1 ff.

„Der König der Ehren will Einzug halten!"

Diese Freudenbotschaft erinnere uns:

1. An den einziehenden König;
2. An den gesegneten Ort;
3. An die anmeldenden Diener;
4. An das empfangende Volk.

1.

Der König der Ehren will Einzug halten. — Wer ist derselbige König der Ehren? So fragt David im 24. Psalm und wir wiederholen die Frage.

Verschiedene Namen, die einen guten Klang haben, führt uns die Adventszeit in ihren sonntäglichen Texten vor. Da war in erster Linie Johannes der Täufer, der furchtlose und getreue Vorläufer des Heilands, der einem verweichlichten und verweltlichten Volke durch sein gewaltig Wort Buße predigte. Da ist ferner Elias der Thisbiter, der einst einem götzendienerischen König — und wie der Hirt, so die Herde — die wohlverdiente Strafe für ihn und sein Volk andräute und für den Herrn Zebaoth eiferte. Da ist David, der königliche Sänger, der die Verheißung von seinem großen Sohn und Herrn empfing. Da ist Jesajas, der Prophet, der ein zagend Volk in Zeiten schwerer Bedrängnis im Namen des Herrn kräftiglich tröstete und stärkte und von dem Mann der Schmerzen wie kein anderer weissagte. Allein sie alle überragt der König des Advents, dem ein Name

gegeben ist, welcher über alle Namen ist. Er, der vor ihnen war und nach ihnen kam, ist der einziehende König.

Wie nennt ihn unser Text?

Zunächst Jesus, d. h. Seligmacher, Erretter. Wohl mochten jene frommen Männer ihr Volk dringend dazu mahnen, daß sie inmitten einer argen, verführerischen und betrügerischen Welt ihre Seele retteten, wohl mochten sie ihnen, soweit sie das als Kinder des Alten Bundes vermochten, den Weg des Heils weisen, allein sein Volk selig machen von ihren Sünden konnte nur der Sohn Gottes, der auch im neuen Kirchenjahre seiner Tochter Zion Heil und Leben anbeut.

„Der Herr" nennt ihn das Adventevangelium ferner. Manchem Herrn hatte das Volk Israel in alten Zeiten dienen müssen, sei's in Aegyptenland, Babylon oder Assyrien, zum größten Teil ob ihrer Abtrünnigkeit von ihrem Bundesgott Jehovah und ob ihrer Herzenshärtigkeit. Manche heidnische Gottheit hatte sich das auserwählte Volk als Herrn erkoren, wie Baal von Sidon, Beelsebub von Ekron, Moloch von Ammon, Kamos von Moab und andere, und den Brunnen des Heils verlassen und dabei die bittere Erfahrung machen müssen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Allein der Allerbarmer, der nicht immer habert, noch ewiglich Zorn hält, hatte ein gnädig Jahr verkündigen lassen in dem, der in Israel ein Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen, und dem die Völker anhangen sollten. Und dieser in der Fülle der Zeit gekommene Herr will auch im neuen Kirchenjahr herrschen mit dem Wort seines Mundes und vor ihm, dessen Lippen holdselig sind, schweige alle Welt.

Als sanftmütigen König führt ihn der Text weiter bei uns ein. Manchen König hatte das Volk des Alten Bundes gehabt, gerechte wie ungerechte, fromme wie gottlose, weise wie törichte, gewalttätige wie milde, und zuletzt kam der von Sacharja geweissagte und im heutigen Evangelio angemeldete mit sanftem Stab, dem sie zujauchzen sollten; allein nach der vorübergehenden Huldigung mit Palmenstreuen und Hosiannarufen verwarfen sie ihn schnöde und schwuren frevlerisch sein Blut über sich und ihre Kinder zur Rache herab. Dieser sanftmütige König Christus läßt sich im neuen Kirchenjahr anmelden, um zu dem königlichen Mahl seiner versöhnenden Gnade zu laden, seinen Friedensgruß zu sprechen und unter seinem Reichsstab zu sammeln und zu einen, die ihm der Vater zum Lohne seiner Schmerzen gegeben.

Sohn Davids, — so nennt ihn unser Text zu guter Letzt, und hier ist mehr als David und mehr als Salomo. Hier ist der gebenedeite Menschensohn vom Hause und Geschlechte Davids und geboren in der Stadt Davids; hier ist der hochgelobte Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit gezeuget, dessen Reich ein ewiges Reich, dessen Thron unumstößlich, und wie sein Reich und sein Thron, so währet seine Güte, Gnade und Wahrheit in Ewigkeit. Der König der Ehren, der würdig ist zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung, will Einzug halten.

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
Ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich,
Der Heil und Leben mit sich bringt; derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott, mein Heiland groß von Tat!

2.

Der König der Ehren will Einzug halten. Wo ist der gesegnete Ort, da er einziehen will?

Die Adventszeit nennt uns in ihren verschiedenen Texten mehrere Oerter, die keinen guten Klang haben. Da wird das Gefängnis erwähnt, in welches Johannes der Täufer ob seines unerschrockenen Zeugenmuts von dem ehebrecherischen König Herodes geworfen worden war. Da werden wir im Geiste hinausgeführt in die Wüste am Jordan, wo ebenderselbe Johannes zuvor mit Geist und Kraft gepredigt und mit Wasser getauft hatte. St. Paulus deutet sogar in der heutigen Epistel hin auf Kammern der Unzucht, wo die Werke der Finsternis getrieben werden. Gefängnisse und Wüsten sind Stätten, wo wir uns im Allgemeinen wenig Segen denken, Kammern der Unzucht dagegen Oerter, auf denen der Fluch Gottes ruht. Nun wissen wir aber, daß die im Argen liegende Welt oder die fluchbeladene Erde wohl mit einer Wüstenei verglichen wird, in der die Früchte der Gerechtigkeit nur spärlich reifen und die Pflanzen aus dem Garten Gottes nur kümmerlich gedeihen. Wir wissen ferner, daß das nach Gott dürstende Herz sich hienieden oft wie in Haft und Banden, gefangen und gebunden, dünkt und sich nach der völligen Freiheit der Kinder Gottes sehnt, und wir freuen uns auch auf die selige Zeit, da der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird. Wir erfahren auch immer wieder, daß in dieser gottlosen und unzüchtigen Welt nicht bloß der Glaube bei vielen erloschen und die Liebe erkaltet ist und die Ungerechtigkeit überhand genommen hat, sondern daß auch die Greuel der Unsittlichkeit, wie sie in Sodom an der Tagesordnung waren und bei Herodes sich frech zeigten, in erschreckendem Maße zunehmen. Da tut es ja sehr not, daß der König der Ehren dort einkehre, reinige und heilige, damit aus der Wüstenei ein Garten Gottes, aus dem Gefängnis eine Freistatt und aus den Kammern der Unzucht eine Wohnstätte des Heiligen Geistes werde. Allein wie es zur Zeit seines Erdenwandels war: Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf (Joh. 1, 11), so geht es auch heutzutag innerhalb der Mauern Babels, der gottvergessenen Welt: sie will dem König der Ehre die Tore nicht auftun. Darum will er eine andere Stätte mit seinem Einzug benedeien und beglücken.

Unser Evangelium schildert uns den Einzug in Jerusalem, der alten Königsstadt, wo einst die Burg Davids stand und wo das Heiligtum Jehovahs, der prachtvolle Tempel, sich über alle Hütten Israels erhob. Dorthin wallfahrtete die Menge der Gläubigen besonders

zur Passahzeit, um am Feste der ungesäuerten Brote an den schönen Gottesdiensten Israels teilzunehmen. Die Burg Davids steht längst nicht mehr, der Thron Davids ist längst zerbrochen, vom Tempel Gottes ist kein Stein mehr vorhanden, das alte Jerusalem ist gründlich zerstört und nun liegt das heilige Land in den Händen der mörderischen Türken, und da, wo man das Kreuz als Banner des Glaubens nicht wollte, flattert nun das Panier des Halbmonds als Zeichen des falschen Propheten. Das Volk wollte nicht, daß der König der Ehren über sie herrsche, sie traten ihr Heil mit Füßen und ließen ihren König kreuzigen. Als das Maß der Sünde voll war, kamen die Heere Gottes, brachten diese Mörder um und zündeten ihre Stadt an (cf. Matth. 22, 7), und der Herr erkor sich ein anderes Jerusalem, eine andere Stadt, da man zusammenkommen soll. Dies Jerusalem ist seine christliche Kirche, von der wir singen: Gottes Stadt steht fest gegründet.

In diesem Jerusalem will der König der Ehren Einzug halten; dies ist der gesegnete Ort. Der Name schon paßt trefflich, denn Jerusalem wird gewöhnlich verdolmetscht „Friedensburg." Ueber den Häusern dieser Stadt stehen obenan nicht die Schlösser der Könige und Kaiser, nicht die palastähnlichen Wohngebäude der Reichen und Gewaltigen, sondern die Kirchen. Du St. Johannes-Gemeinde, dieses dein Gotteshaus, in welchem wir jetzt Advent feiern, ist eine Stätte, die sich der Herr zur Einkehr erkoren hat. Da will er durch sein göttlich Wort und seine heiligen Sakramente Licht spenden und den Frieden verleihen, der höher ist denn alle Vernunft. Da will er dich reich machen in allen Stücken, die wichtiger sind als die nichtigen Schätze, wonach die Welt hascht und jagt, welche die Motten und der Rost fressen und wonach die Diebe graben. Da will er dich segnen mit bleibendem Segen und wahrem Leben. Da will er die Freude wecken und nähren, welche die Welt, die mit ihrer Lust vergeht, nicht kennt und darum auch nicht geben kann. Und neben den Kirchen stehen zumeist die Pfarrhäuser. Bei dir, liebe Gemeinde, ist's ein Neubau. Der Herr will der erste sein, der dort Einzug hält. Ihm ist die Studierstube des Pastors, die Wirkungsstätte der Pfarrfrau und der Wohnplatz der Pfarrfamilie geweiht. Es möge Friede sein in seinen Mauern (Ps. 122, 7)! Und von demselben, wie von allen Pfarrwohnungen, wo der König der Ehren eingezogen, kann die Tochter Zion singen und sagen: O selig Haus, wo man dich aufgenommen, du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ! Doch das gilt nicht bloß den Pfarrhäusern. Auch in die Wohnungen der Gemeindeglieder begehrt er aufs neue Einlaß und spricht: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an; so jemand meine Stimme hört und die Tür auftut, zu dem werde ich eingehen (Off. 3, 20). Sollen eure Häuser, liebe Johannesleute, Wohnstätten des Friedens und der Zufriedenheit sein und bleiben, o so laßt Jesum ein, behaltet ihn bei euch, welcher der rechte Freu-

denmeister, Segensquell und Friedefürst ist! Dann heißts auch von euerm Heim: Hier ist gut sein. Laßt eure Häuser Bethäuser sein, habt Altäre in denselben, wo man höret die Stimme des Dankes, wo man hoch ehret und gern lieset das Buch der Bücher, und von wo aus man die lieben Kleinen zu dem großen Kinderfreund zu christlicher Unterweisung in Schule und Sonntagschule führt. Dann wird auch euer Herz eine Wohnung des Höchsten sein, da man sich sehnt nach dem Jerusalem droben, von Golde erbaut, wo die bleibende Stätte der Gläubigen und Seligen ist. Und wo er einzieht in Haus und Herz, da muß der unsaubere Geist weichen und in die Wüste fliehen, da brechen die Bande der Sünde und die Taube des Friedens findet eine Stätte, da ihr Fuß ruhen kann, denn da ist Jerusalem, d. h. eine Friedensburg, da ist ein gesegneter Ort. Darum bittten wir allesamt, Hirt und Herde, den König des Advents:

Zeuch zu unsern Toren ein;
Du sollst uns willkommen sein!

3.

Der König der Ehren will Einzug halten. Wo sind die Diener, welche seine Ankunft melden?

Eins der Adventevangelien führt uns Männer vor, die einem Israeliten der damaligen Zeit wohl geeignet erscheinen mochten, solchen Dienst zu verrichten. Da sehen wir Vertreter der Priester, Leviten, Pharisäer. Den Priestern lag die Leitung der Gottesdienste und der Opferkultus ob. Von ihnen sprach der letzte der Propheten (Mal. 2, 7): „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth.“ Allein andere Propheten klagten wiederholt im Namen des Herrn über die Falschheit der Priester. Und die Leviten, die bei den Gottesdiensten im Tempel als Musikanten, Türhüter und Aufwärter verwendet wurden, — hätte der König der Ehren sich nicht aus ihrer Schar seine Diener erküren können? Mit nichten; wie die damaligen Priester und Leviten gesinnt waren, zeigte er in dem bekannten Gleichnis vom barmherzigen Samariter: es fehlte ihnen die schönste Tugend eines Dieners Christi, die barmherzige Liebe. Die Pharisäer, d. h. die Abgesonderten oder Separatisten, die stärkste Sekte der Juden, die nicht bloß das schriftlich empfangene Gesetz, sondern auch die mündlich überlieferten Menschensatzungen aufs genaueste zu halten schienen, standen im Ruf großer Gerechtigkeit und Heiligkeit. Wären das nicht die rechten Männer zu solchem Meldedienste gewesen? Nein; der Herr kannte sie aus dem Fundament, wie er denn schon in seiner Antrittspredigt auf dem Berge der Seligkeiten ihre Gerechtigkeit als ungenügend bezeichnet (Matth. 5, 20) und in seinen letzten Reden zu Jerusalem über sie als Heuchler ein achtfaches Wehe ausspricht (Matth. 23, 13 ff.). Menschen ohne den Süßteig der erbarmenden Liebe, aber

mit dem Sauerteig der Heuchelei konnte er nicht als seine Diener gebrauchen und heute ebensowenig wie in den Tagen seines Erdenwandels oder am Tage seines Einzugs zu Jerusalems Thron.

Unser Evangelium erzählt uns: „Er sandte seiner Jünger zween.“ Also aus der kleinen Herde der zwölf Apostel greift er seine Boten heraus. Im Namen der Zwölfe hatte einst St. Petrus bekannt: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes (Joh. 6, 68 ff.).“ Zu ihm sprach der Meister wenig Tage nach seinem Einzug: „Ihr seid es, die ihr bei mir beharrt habt in meinen Anfechtungen (Luk. 22, 28).“ Männer voll treuer Anhänglichkeit, voll lebendigen Glaubens an ihn wollte er dazu allein haben. Da ziehen die Zween nun hin von Bethphage gen Jerusalem, um Heroldsdienste zu verrichten. Wer diese Zween aber waren, ist uns nicht überliefert; ihre Namen tun auch nichts zur Sache. —

Wie steht's um die Boten des Königs der Ehren heutzutage? Wo sucht er sie? Wo sind sie zu finden? Er kann nur solche zu seiner Ehre und zu seinem Heile verwenden, welche von ihm Sanftmut und Demut des Herzens gelernt, welche Liebe zu ihm und Erbarmen zu ihren Mitmenschen kennen, welche von Herzen an die Erlösung durch sein Blut glauben, welche den Inhalt des bekannten Verses recht verstehen und befolgen: „Mir nach! spricht Christus, unser Held, Mir nach, ihr Christen alle! Verleugnet euch, verlaßt die Welt, Folgt meinem Ruf und Schalle; Nehmt euer Kreuz und Ungemach Auf euch, folgt meinem Wandel nach!“ Ihnen gilt das Wort St. Pauli: Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was töricht und schwach und unedel und verachtet ist vor der Welt, das hat Gott erwählet (1. Kor. 1, 26). Ihnen liegt die schwere, aber schöne Aufgabe ob, schwerer als der Auftrag jener Zween, dem Ehrenkönig Jesus Christus den Weg zu den Herzen seines Volks zu bereiten und seine Steige richtig zu machen. Haushalter über Gottes Geheimnisse nennt sie der Apostel in einer Adventepistel, und an einer anderen Stelle: Botschafter an Christi Statt, die da mahnen und bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott (2. Kor. 5, 20)! Wer diese Herolde sind, die der Herr aus der Schar seiner Gläubigen besonders herausgreift, sein Heil zu verkünden, — ihr kennt sie. Man nennt sie in der Regel Pastoren, d. h. Hirten, nämlich Hirten, welche die Schafe und Lämmer Christi auf der grünen Au seines Wortes weiden und zu dem Brünnlein Gottes, das Wasser die Fülle hat, führen sollen, oder auch wohl Prediger, weil sie das Evangelium vom Reich Gottes predigen, oder wohl auch Seelsorger, weil sie sich das Seelenheil ihrer Gemeinde vornehmlich am Herzen liegen lassen müssen. Die spöttische Welt hat wohl auch einen in Mißkredit gekommenen und nun verächtlichen Ausdruck dafür in Gebrauch, das Wort Pfaff; sie weiß aber wohl nicht, daß dies eine Zusammenstellung von Anfangsbuchstaben lateinischer Wörter ist, welche

bedeutet: Ein treuer Hirt treuer Seelen.*) Ihnen gilt das Wort des Herrn der Kirche: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich (Matth. 10, 40; Luk. 10, 16). —

„Er sandte seiner Jünger zween." Auch die Zahl zween können wir in unsern evangelischen Kreisen gar wohl verwerten. Der evangelische Prediger hält an dem Worte des allweisen Schöpfers, der nach der Erschaffung Adams im Paradiese gesprochen: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei (Gen. 2, 18). Und so sehen wir denn in den evangelischen Pfarrhäusern wohl den Pfarrer und die Pfarrfrau. Soll die Pfarrfrau auch in der Versammlung der Gemeinde schweigen (vergl. 1. Kor. 14, 34), so soll sie doch um so beredter predigen durch den frommen Wandel einer Jüngerin Jesu, und Maria und Martha zugleich sein. Seiner Jünger zween hat auch dir, liebe Johannes-Gemeinde, der König der Ehren gesandt. Wie du sie bisher geehrt und gehört und geliebt, so tu das auch fürder, damit von dem neuen Pfarrhause für dich viel Segen, Friede und Freude hervorgehe, sowohl durch das Studium und die Lehre des Pfarrers als durch die liebende Tätigkeit der Pfarrfrau. Damit Ihr Zween aber und wir Prediger des Evangelii überhaupt als meldende Diener des Königs der Ehren immer besser das Richtige tun können nach seinem Willen und Wohlgefallen, so wollen wir nicht unterlassen, mit den Worten des Adventsliedes zu beten:

O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sei!

4.

Der König der Ehren will Einzug halten. Wer ist das Volk, das ihn empfängt?

In unserm Evangelio war es das leicht bewegte Volk Jerusalems. Zur Huldigung des Königs der Ehren breiteten viele ihre Kleider auf den Weg, andere hieben Maien von den Palmen und streuten sie auf den Weg, damit er darüber hinritte wie ein siegreicher König; die aber vorangingen und nachfolgten, schrieen laut: Hosianna dem Sohne Davids u. s. w.! Wie schön liest und hört sich das an! Wer die nachfolgenden Kapitel nicht kennte, möchte wohl glauben, die frohe, begeisterte Menge hätte den einziehenden Heiland nun nicht mehr losgelassen und das Reich des Friedens wäre nun angebrochen in der alten Königsstadt über dem großen Davidssohn in einer neuen Burg Davids und auf einem neuen Thron Davids und der Lobgesang hätte sich von dort aus überallhin durch alle Gauen des jüdischen Landes verbreitet: „Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende." Allein wir wissens besser. Die Menschen sind wie eine Wiege. Wenige Tage darauf, am Karfreitag, wurde außerhalb der Tore Jerusalems das Kreuz auf Golgatha errichtet und der Herr der Herrlichkeit, verachtet

*) Pastor fidelis animarum fidelium. (D. R.)

und verworfen von seinem Volke, als König mit der Dornenkrone daran geheftet. Das Hosianna hat sich in ein „Kreuzige" verwandelt. Die Feinde des großen Königs, die nicht wollten, daß er über sie herrsche, hatten sich bei seinem Einzuge fern gehalten und dann später die wankelmütige Menge leicht umgestimmt. Welch entsetzliches Ende des lieblichen Einzugs des Königs der Ehren! —

Wer empfängt ihn jetzt? Wo ist das Volk? Es ist da auf dem weiten Erdenrund, wo man dem Herrn Altäre baut und sich freudig zu demselben hält, wo man hört die Stimme des Dankens und gern sich predigen läßt alle Wunder des Herrn Zebaoth, wo man dienet dem Herrn in heiligem Schmuck. Die Gemeinde Jesu Christi ist das Volk, welches den König der Ehren empfängt. Die Feinde des Kreuzes Christi halten sich fern; sie wollen von keinem Kleiderbreiten und Palmenstreuen etwas wissen. Die Welt hat kein Ohr und kein Herz für die Adventpredigt. Wo aber in der Welt, jedoch nicht von der Welt die Tochter Zions singt und sagt und übt: „Mein Herze soll dir grünen zu stetem Lob und Preis, und deinem Namen dienen, so gut es kann und weiß," da wird der Ehrenkönig recht empfangen. Nun gehörst du, geliebte Festgemeinde, ja auch zum Zion, das Palmen und grüne Zweige streut. Du hast Kirche, Schule und Pfarrhaus, diese drei — und aller guten Dinge sind drei —, und diese drei Häuser verkünden der sich fern haltenden Welt: Gewißlich ist der Herr an diesen Orten, das sollst du wissen. Blickst du auf deine Kirche, in der wir nun Advent feiern, so magst du sagen: Wie heilig ist diese Stätte; hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels (Gen. 28, 16 ff.); darum sprich auch: Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist! Luk. 2, 49. Schaust du auf deine Schule, so gedenke an die Mahnung Jesu: Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w.; darum sprich: Herr, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast (Jes. 8, 18)! Richtest du deinen Blick auf das neue Pfarrhaus, so laß dich dasselbe zu dem Gelübde Davids mahnen: Um des Hauses willen des Herrn, unseres Gottes, will ich dein Bestes suchen (Ps. 122, 9); darum erkenne der Jünger zween, die an dir arbeiten und dir vorstehen in dem Herrn, habe sie um so lieber um ihres Werkes willen und sei friedsam mit ihnen! (1. Thess. 5, 12 ff.). Und blickst du, Mann oder Weib, auf dein eigen Heim, wo eine Wohnung Gottes lieb und wert sein soll, so vergiß nicht, daß deine Losung sein muß: Gott mit uns, — wir mit Gott! Bist du in ihm, ist die Freude an ihm deine Stärke und sein Friede dein Trost, dann findet die Adventbotschaft: „Der König der Ehren will einziehen," bei dir freudigen Widerhall im neuen Kirchenjahre und du wirst mit dem gesamten Volk Gottes flehen, wie wir das singend beim Weiheakt getan:

Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr!
Von dir laß mich nichts treiben, halt mich bei deiner Lehr!
Herr, laß mich nur nicht wanken, gib mir Beständigkeit!
Dafür will ich dir danken in alle Ewigkeit. Amen.

Zur Katechismusrevision.

Eine Anregung ist von irgend welcher Seite gegeben worden, unsern synodalen Katechismus zu revidieren. Wir haben davon schon im Septemberheft Notiz genommen und möchten auf das dort Gesagte nochmals verweisen.

Seitdem ist uns ein kleines Schriftchen zugegangen, das wir in diesem Heft unter Literatur anzeigen.*) Der Titel heißt: Kurze Einführung in das biblische Christentum und das kirchliche Leben, im Anschluß an Luthers Katechismus.

Wir können uns nicht versagen, auch an dieser Stelle auf dieses ausgezeichnete Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht hinzuweisen. Auch wenn unser Katechismus noch Jahre lang unverändert bleibt wie er ist, so kann dieses Hilfsbuch auch im Anschluß an unseren Katechismus sehr wohl gebraucht werden. Es gibt namentlich dem unerfahrenen Anfänger im Amt treffliche Anleitung zu einem richtigen Stufen- und Entwicklungsgang des Unterrichts. Es zeigt ihm, wie der Unterricht genetisch aufzubauen ist auf die göttliche Offenbarung, und auf die biblische Geschichte, die als Voraussetzung des Unterrichts zu denken ist. Dabei hat das Büchlein den Vorzug, daß es darauf berechnet ist, jedem Konfirmanden schon in der Unterrichtszeit in die Hand gegeben zu werden. Die Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Unterrichtsmaterien werden kurz und leicht verständlich im Buch selbst gegeben. Das Kind hat an dem Büchlein ein bleibendes Summarium des Unterrichts, das jederzeit wieder gelesen und tiefer angeeignet werden kann. Auch die Geschichte der christlichen Kirche und der Reformation wird am geeigneten Ort kurz eingefügt; die Unterscheidungslehren namentlich zwischen der katholischen und evangelischen Kirche präzis hervorgehoben; die richtige Stellung des evangelischen Christen zur katholischen Kirche und zum katholischen Christen scharf und ausgezeichnet markiert. Verfasser ist Glied der evangelischen Kirche Deutschlands (Preußens) und braucht nur den Ausdruck evangelisch.

Wir wünschten, unser Verlagsdirektorium könnte sich das Recht erwerben, dieses ausgezeichnete Hilfsmittel hier zu verlegen, wobei nur ganz kleine Abänderungen nötig würden, um es für unsere Kirche genau anzupassen. Das eine wäre die Zählung der Gebote. Und das andere der Artikel §38 d., der von der Verfassung der preußischen Landeskirche handelt, an dessen Statt in aller Kürze unsere Kirchenverfassung einzufügen wäre. Das wären die Hauptpunkte, welche für eine eventuelle Einführung dieses Büchleins in unseren Konfirmandenunterricht verändert werden müßten. Würde das Büchlein mit weißem Papier durchschossen gebunden, so könnte der Katechet leicht am geeigneten Ort sich noch wünschenswerte Notizen einfügen.

---

*) Siehe Seite 477.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Methodismus und Prohibition.

Wie sehr sich die Bischöfl. Method.-Kirche mit der Prohibitionsströmung in diesem Lande identifiziert, zeigen folgende Tatsachen welche der „Chr. Ap." berichtet (13. Mai 1908):

Die 23. Generalkonferenz der Bischöfl. Meth.-Kirche, welche am 6. Mai in der historischen Methodistenstadt Baltimore zusammentrat, zeichnete sich gleich am Anfang durch eine Serie von solchen außerordentlichen Ereignissen und dramatischen Szenen aus, daß diese Konferenz schon deswegen als eine der denkwürdigsten in der Geschichte unserer Kirche verzeichnet werden müßte, wenn auch nichts anderes von Bedeutung erfolgen sollte. . . . Die Bisch. Meth.-Kirche hat sich an den ersten zwei Tagen dieser Konferenz in der bestimmtesten Weise als eine streitende Armee Jesu Christi gegen die Mächte der Finsternis erwiesen. . . . Kein Mensch in der großen Versammlung ahnte am Anfang dieser ersten Sitzung, daß vor Vertagung derselben die ganze Konferenz wie ein Mann sich gegen den Getränkehandel erheben und unter lautem Jubel einen Protestbeschluß an den Bundeskongreß absenden würde, von dessen erfolgreicher Wirkung sie noch vor Tagesschluß den herrlichsten Beweis empfangen sollte. Aber eine Ueberraschung folgte auf die andere. Nach einer längeren Debatte über die neuen „Geschäftsregeln der Generalkonferenz", welche von Herrn J. A. Patton eingereicht worden waren, erhob sich Dr. A. B. Leonard und teilte der Konferenz mit, daß er eine Depesche aus Washington empfangen hätte, welche anmelde, daß am heutigen Tage im Repräsentantenhause der Versuch gemacht werde, die Kantine wieder in der Armee einzuführen. Er beantragte, daß die Generalkonferenz einen ernstlichen Protest dagegen einsende. Diese Gesinnung wurde mit donnerndem Applaus aufgenommen und es wurde beschlossen, folgende Depesche an den Achtb. Sprecher des Hauses, Jos. G. Cannon, abzusenden: „Die Generalkonferenz der Bischöfl. Meth.-Kirche, welche 3,000,000 Glieder repräsentiert, bittet ernstlich, daß der BundesKongreß die Ausschließung der Saloons in den Zweig-Heimaten der Armee aufrechthalte."

Der präsidierende Bischof, Warren, ersuchte die Konferenz, durch Aufstehen ihre Zustimmung zu diesem Antrag zum Ausdruck zu bringen. Augenblicklich erhob sich die ganze Konferenz wie ein Mann als Ausdruck ihrer einstimmigen Genehmigung dieses Beschlusses. Ein stürmischer Applaus erfolgte. Etwas von diesem Donner muß man in Washington gehört haben. Denn abends, bei dem großen Empfang der Delegaten, hatte man schon wieder eine Meldung von dorther, und eine ähnliche, nur noch viel gewaltigere Demonstration stellte sich ein.

Als nämlich Bischof H. W. Warren als einer der Festredner auf die wohlbekannte Stellung der Methodisten-Kirche gegen den Getränkehandel zu sprechen kam, und auf den Beschluß des Morgens hinwies, hielt er ein Telegramm hoch in die Luft und rief triumphierend aus: „Heute morgen hat diese Konferenz dem Repräsentantenhause in der Bundeshauptstadt die Gesinnung und den Wunsch von drei Millionen Methodisten in den Ver. Staaten in Bezug auf die vorgeschlagene Wiedereinführung der Armee-Kantine mitgeteilt, und heute abend halte ich hier in meiner Hand schon die Antwort auf diesen Beschluß." Unter der denkbar größten Spannung verlas er den Inhalt des Telegramms: „Das Haus hat heute nachmittag die Vorlage zur

Wiedereinführung der Kantine in der Bundesarmee mit 167 gegen 46 Stimmen verworfen! Wiederum brach der Jubel los, nur noch viel stärker und anhaltender als vormittags — man sprang auf die Füße, klatschte in die Hände, wehte die Taschentücher und rief Halleluja! Darnach stimmte einer die Doxologie an, worin alle kräftig einstimmten. Erst nach einer Weile konnte Bischof Warren weiter reden. Bundessenator J. P. Dolliver von Iowa, Sohn eines alten Methodistenpredigers, der kürzlich heimgerufen wurde, rief noch mehr Begeisterung hervor durch seine ausgesprochene Feindschaftserklärung gegen den Getränkehandel und seine optimistische Ansicht von der Zukunft.

Aber der Gipfelpunkt dieser großen Begeisterung wurde den nächsten Vormittag erreicht, als Bischof Goodsell die bischöfliche Adresse verlas. Sie dauerte beinahe zwei Stunden, und wird vielleicht als die größte und kräftigste bischöfliche Adresse angesehen, die je verlesen wurde. Worte können den gewaltigen Eindruck, den sie machte, nicht beschreiben. Majestätisch, stark, würdevoll, schneidig, klar, tief-kernig, festwurzelnd in der Schrift, unparteiisch, furchtlos und siegesfreudig fesselte diese große Rede die Konferenz von Anfang bis Ende.

Ihren dramatischen Höhepunkt erreichte jedoch die Adresse, als der Bischof die Temperenzsache behandelte. Dieser Teil war voll kerniger, kräftiger Aeußerungen, welche immer neue Beifallsbezeugungen hervorriefen. Dann folgte eine der furchtbarsten Denunziationen des Getränkehandels, welche je von den Lippen unserer Bischöfe gefallen sind. Sie klang fast wie die Wehen, welche Jesus Christus im 23. Kapitel des Evangeliums Matthäus über die Schriftgelehrten und Pharisäer aussprach. Am Schluß derselben forderte Bischof Goodsell die Konferenz auf, sich zu erheben zum Zeichen, daß sie „diesem Feinde Gottes und des Menschen ewige Feindschaft schwöre!" Augenblicklich sprang die Konferenz von bald 800 Delegaten auf die Füße und gleichzeitig mit ihnen, einem unwillkürlichen Impuls folgend, die ganze große Versammlung rings umher auf den Galerien, und eine unvergeßliche Szene spielte sich ab. Der Redner mußte innehalten und konnte nicht weiter. Man rief Amen!, wehte die Hüte und Taschentücher, vom glühendsten Eifer gegen das monströse Uebel der Menschheit ergriffen, und mit dem festen Entschluß erfüllt, den Kampf bis zum endlichen und vollständigen Sieg durchzukämpfen. Das Nationallied „Heil dir, Amerika!" erklang wie der brausende Strom von vielen Wassern aus mehr als 1000 Kehlen. Dann folgte das alte Unions-Kriegslied nach der Melodie „John Browns Body": „Glory, Glory, Halleluja!" Zuletzt, nach einigen Minuten, konnte der Bischof mit der Adresse fortfahren. Aber sobald dieselbe zu Ende kam, sprangen mehrere auf und baten um das Wort. Dr. Leonard, Dr. Eaton, Dr. Mains, Dr. Jennings und andere forderten die möglichste Verbreitung der Adresse durch den Druck. Dann erhielt Gouverneur Hanley von Indiana das Wort und verlas eine feierliche Aufforderung an den Bundeskongreß, die sogenannte Littlefield-Vorlage, welche seit Beginn dieses Kongresses im Judiciary -Komitee begraben liegt, dem Hause unverzüglich unterbreiten zu lassen. Dieselbe ist bestimmt, Prohibitionsgebiete von der Einfuhr von alkoholischen Getränken unter der Autorität der zwischenstaatlichen Handelskommission zu beschützen. Gouverneur E. W. Hoch von Kansas unterstützte den Antrag. Beide Gouverneure hielten sehr kräftige Reden, welche mit der größten Begeisterung aufgenommen wurden. Eine Kommission von 25 prominenten Delegaten mit Gouverneur Hanley als Vorsitzender und einem Re-

präsentanten des Board der Bischöfe aus dem Komitee wurde ernannt, um den nächsten Tag diese Kundgebung dem Achtb. J. G. Cannon, Sprecher des Hauses, persönlich zu überreichen. Das Gesuch repräsentiert die Gesinnung von 38,000,000 der Bürger dieser Republik und ist im Interesse von 70 Prozent des gesamten Territorums der Ver. Staaten. Der Bundes-Kongreß besteht als die Repräsentanten einer Regierung des Volkes, aus dem Volk und für das Volk, und darf nicht die ernsten Wünsche eines so großen Volksteils, bestehend aus den besten christlichen Bürgern des Landes, länger ignorieren.

Das ist echt methodistisch! Nach solchen Kundgebungen wissen wir, daß die Bischöfl. Meth.-Kirche hier in ähnlicher Weise die Staatsgesetzgebung beeinflußt, Gesetze in ihrem Sinn zu erlassen, wie die römische Kirche es in ihrer Weise auch tut. Was einer Kirche erlaubt ist, darf man auch der andern nicht als ein Unrecht anrechnen. Extrema se tangunt! Der Methodismus wandelt in den Wegen Roms und will, wie Rom, durch Staatszwang erreichen, was er als Kirche nicht erzwingen kann.

Gegenüber dieser exaltierten und ins Extrem getriebenen Stellung der Methodisten zur Prohibition ist ein Zeugnis aus der Reform. Kirchenzeitung in dieser Sache recht wohltuend, das wir hier noch mitteilen.

Während die meisten Herren Pastoren, und allen voran die englischen Amtsbrüder, nicht genug Lanzen brechen können für Einführung der Prohibition, d. h. des Verbots der Herstellung und des Verkaufs berauschender Getränke im Gebiet der ganzen Vereinigten Staaten, schenken sie andern übeln Gewohnheiten, ja manchem Laster verhältnismäßig nur wenig Beachtung. Es gibt gewisse Plätze der Ergötzung und fleischlicher Lust, die nach der Ansicht urteilsfähiger Personen noch größere Eiterbeulen am Körper unseres Volkes sind als die Trinkplätze, das sind die Hurenhäuser, die Spielhöllen und die gemeinen, öffentlichen Tanzplätze.

Es scheint aber eine Anzahl Christen zu geben, die meint, wenn sie nur den Genuß berauschender Getränke unmöglich gemacht habe, dann werden alle anderen Mißstände und Laster von selbst verschwinden, gerade als ob unser Heiland gelehrt hätte, alles Uebel habe seinen Ursprung im Wein, und als ob er nie gesagt hätte: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugnis, Lästerung." Ist es nun ohne Frage recht und nötig, den Saufteufel mit allem Nachdruck zu bekämpfen, so ist es ebenso nötig, gegen alle Unkeuschheit und was sie fördert, aufs entschiedenste aufzutreten.

Nun ist nach unanfechtbaren Zeugnissen das Tanzen eins der fragwürdigsten Vergnügen, die es gibt, und eine gewissenhafte christliche Stadtverwaltung sollte es sich angelegen sein lassen, die öffentlichen Tanzplätze scharf zu überwachen, da der Besuch dieser gefährlichen Lokale für viele junge Mädchen der erste Anlaß zu ihrem Fall geworden ist. Leider nehmen in vielen unserer großen Städte andere für die berufsmäßigen Politiker viel interessantere und lohnendere Fragen die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise und Beamten in Anspruch.

Was soll man aber dazu sagen, daß in manchen unserer größeren Städte, die auf ihr Unterrichtswesen stolz sind, wie auch in Cleveland, Ohio, die öffentlichen Schulen Tanzübungen unter die Turnübungen aufnehmen, und so bei vielen Kindern einen Hang zu solchen Tanzvergnügen wecken, die nach Ansicht vieler Eltern für die Kinder in körperlicher und sittlicher Hinsicht durchaus schädlich sind. Die Vereinigung der methodistischen Prediger Clevelands legte unlängst bei der Schulbehörde Verwahrung gegen diese für

viele Christen höchst anstößige Praxis ein. Sie erhielt aber einen sehr unbefriedigenden Bescheid. Es hieß, es sei kein Schüler und keine Lehrerin gezwungen, dergleichen Tänze mitzumachen, und die Frage wurde dem Ausschuß für körperliche Uebungen übergeben. Nach den Verhandlungen zu urteilen, die später in jener Behörde stattfanden, wird die Volksschule auch in Zukunft die Knaben und die Mädchen zum Tanzen verleiten, bis einmal die entschieden christlichen Elemente sich zusammentun, und solchem Unfug ein Ende machen.

Studieret das Böse.

Von Pastor Hartsell, einem Prediger an der südlichen Park Avenue Methodisten-Kirche in Chicago wird in einer englischen Tageszeitung berichtet: Er schlägt vor, daß ein Komitee von 100 hervorragenden Bürgern der Stadt gebildet werde, die aus verschiedenen Berufsständen ausgewählt werden sollen, um das Böse systematisch zu studieren und entsprechende Vorschläge zur städtischen Gesetzgebung zu machen.

Er nimmt an, daß die Zustände der Stadt schlimmer sind, als sie je waren, und wünscht daher, daß die Untersuchung betrieben werde von jedem Standpunkt aus: vom theologischen, ökonomischen, sozialen und gesetzgebenden. Er wünscht deshalb, daß Aerzte, Juristen, Editoren, Pastoren, Geschäftsleute und Professoren von Kollegien zusammenarbeiten und ihre Methoden vereinigen als Glieder des Komitees. Er schlägt vor, daß das Komitee dem Werk des Komitees von New York, bestehend aus 50 Mann, nachfolge, das ein durchgehendes Studium aus dem Wirtsgeschäft in New York machte.

Auch wir halten dafür, daß es eine ernste und heilige Christenpflicht ist, der sich die Glieder der christlichen Kirche nicht entziehen dürfen, dem Bösen in allem Ernst entgegenzuwirken. Und das kann sicher nur geschehen, wenn dasselbe *möglichst allseitig* studiert und angefaßt wird. Es sollte nicht bloß einseitig ein Kreuzzug sein gegen die *bösen Wirte* und Getränkehändler. Vielmehr sollten nicht minder die Sünden der Arbeitgeber gegen ihre Untergebenen, die Sünden der Eitelkeit, des Hochmuts, der Genußsucht, die Sünden gegen das Familienleben und dergleichen zum Gegenstand der Untersuchung gemacht und öffentlich an den Pranger gestellt werden.

Solch ein Kreuzzug gegen das Böse sollte nicht von der Kirche als organisierter Gesellschaft unternommen werden. Sondern die *Christen als Staatsbürger*, ganz unabhängig von Kirche und Denomination, sollten zusammenstehen und gemeinsam den Feind des Volks- und Staatswohls zu bekämpfen suchen.

Auch unsere Synode ist in diesem Jahre veranlaßt worden bei ihren Distriktskonferenzen sich eingehend zu befassen mit der zum Sturm sich erhebenden Prohibitionsbewegung.

Und da speziell wir deutsche Pastoren von unseren amerikanischen Amtsbrüdern oft scheel angesehen werden, weil wir nicht mit tun in diesem wüsten politischen Treiben der Temperenzfanatiker, so erscheint es uns angebracht, an dieser Stelle etwas näher auf die Sache einzugehen, um ein Zeugnis zu geben, welche Stellung wir als Kirche diesem Treiben gegenüber einnehmen. Zunächst stellen wir voran, was unser ehrw. Synodalpräses, Dr. J. Pister, in seinem Synodalbericht an die Distrikte in diesem Jahre geschrieben hat. Wir halten dafür, daß speziell dieser Abschnitt es wohl wert ist, dem Loos des Vergessens (in weggeworfenen Synodalberichtsheften) entrissen zu werden und mehr an die breite Oeffentlichkeit zu kommen.

Präses Dr. J. Pister schreibt:

Mäßigkeitssache.

In unserem Volksleben tobt gegenwärtig ein wütender Sturm durch die Lande. Kirchenleute — mit Ausnahme der Katholiken — scharen sich haufenweise zusammen, um dem Trinkübel durch staatliche Verordnungen und Gesetze Einhalt zu gebieten. Bemerkenswert ist, wie die holde Weiblichkeit zwar nicht mit dem Hackbeil der berühmten Carrie Nation, aber mit kirchlichen Gesängen, mit öffentlichen Aufzügen, in welche leider auch die Kinder eingemustert werden, mit Tee und Kaffee die Menschen zur Enthaltsamkeit zu zwingen sucht. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß unsere moderne Welt an allerlei Seuchen und Suchten leidet, und eine der schlimmsten ist die Trunksucht, die viel Menschenglück zertrümmert. Und wenn nun auf Mittel und Wege gesonnen wird, wie diesem Lindwurm das Werk der Verwüstung menschlichen Lebens verwehrt werden kann, so schließen wir uns diesen Bemühungen willig an. Nur ein Bedenken haben wir dabei, und das ist das, daß wir nicht in politischen Machinationen ein Heilmittel gegen die Trunksucht gut heißen können. Ernstlich möchten wir besonders unsern Pastoren die Warnung ans Herz legen, ja nicht in politische Treibereien sich einzulassen, um eine moralische Verirrung zu kurieren, welche nur durch geistliche Erziehung zurecht gebracht werden kann. Uns gilt das Evangelium Jesu Christi als das einzige Rettungsmittel für Gefallene, und dieses Mittel wollen wir anwenden. Es wird einem ganz unheimlich zu Mute, wenn man hört, wie die Zeugen Jesu zum Gegenstand ihrer Predigten Abhandlungen über Schnaps, über Tabak, über Schlempefütterung u. dergl. führen, als ob es in der Welt sonst keine Verirrungen mehr gebe. Wenn man in so manchen Haushalt hineinsehen könnte, wie es da aussieht in der Familie, wenn man überhaupt gerade bei den vornehmeren Klassen von einer Familie reden kann, wie unheimlich, unordentlich mag es da aussehen, wo die züchtige Hausfrau fehlt und nur noch die Ausfrau spielt, in Klubs eine hervorragende Rolle spielt! Kann man wirklich den Glauben hegen, daß Weiber, denen die schmutzigen Hunde lieber sind als Kinder, daß Weiber, welche schamlos die edelsten Gefühle eines Mutterherzens ersticken, an denen das Blut ihrer eigenen ermordeten Kinder klebt, in der menschlichen Gesellschaft heilsame Reformen mit zustande bringen können! Bei wie vielen ist es nur das böse Gewissen, dem sie entfliehen wollen! Von dem unterdrückten Schuldbewußtsein geplagt, ist es denen, die sich nicht in aufrichtiger Buße vor dem heiligen Gott beugen und von ihren Missetaten sich nicht bekehren wollen, eine willkommene Zerstreuung, ein gewünschter Anlaß, wenn sie über die Gebrechen und Schwächen anderer Menschen herfallen und dabei noch als gutgesittete, fromme Leute paradieren dürfen. Ihrem zweifelhaften Dasein ein feines Aussehen zu geben, heucheln sich diese emanzipierten Weiber in die Politik hinein, um die Welt nach ihrem anrüchigen Rezept zu retten.

Ich meine, unsere Pastoren handeln weise, wenn sie als Diener Jesu gegen alle Ausbrüche der Sünde das Schwert des Geistes, das Wort Gottes ins Feld führen, aber ja nicht in politische Umtriebe sich einlassen.

Christliche Erziehung, das ist's, was uns vor allem andern wichtig sein muß. Wir Pastoren durch unsere Predigten, durch unsere seelsorgerlichen Beeinflussungen, durch unseren Verkehr mit den Leuten dürfen nie aus dem Auge lassen, daß es unsere vornehmliche Aufgabe ist und bleibt, zur christlichen Erziehung des Volkes, zur Belehrung, zur Anregung ernsten

Denkens, zur Förderung von guten Sitten und zu einem ehrbaren Leben durch freundliche Rede und musterhaften Wandel unsere beste Kraft einzusetzen. Am meisten Erfolg werden wir erzielen, wenn uns die Erziehung der Jugend sowohl in Schule, Sonntagschule und allen Lehrstunden, als auch in den Jugendvereinen unsere liebste Beschäftigung ist. Mangelt es da, so werden die am nächsten liegenden Mittel zur Erziehung unbeachtet gelassen. Der ganzen Arbeit an der Gemeinde fehlt der Untergrund, wo nicht die Bemühungen um die christliche Heranbildung der Jugend nach allen Seiten hin sich bemerkbar machen. Keine günstigere Gelegenheit auf die christliche Gesinnung der Jugend einzuwirken, kann es geben, als wie sie die Vorbereitung zur Konfirmation bietet. Manche Stimmen erheben sich gegen unsere Konfirmationspraxis, und jeden Gedanken, der erklärend und erleuchtend nach der Richtung wirkt, heißen wir willkommen, aber mit aller Entschiedenheit wollen wir in unserer Synode jedem Gedanken das Hausrecht versagen, der uns die Konfirmation als entbehrlich vormalt. Sie ist eine Einrichtung, die wir als eine weise Ordnung in unserm Gemeindeleben hoch und heilig halten wollen. Mit Freudigkeit begrüßt ein treuer Hirte diese Einrichtung, weil er in dem vorhergehenden Unterricht den Samen der göttlichen Wahrheit in die empfänglichen Kinderherzen streuen kann. Darum brauchen wir und wollen auch keine Erweckungs-Versammlungen nach bekannten Mustern, denn wenn wir ihnen auch zugestehen, daß sie hie und da ein Gewissen erschüttern, so belehrt uns die Erfahrung, daß sie vielleicht hellaufflammende Strohfeuer zuwege bringen, aber keine andauernde Bekehrungen auf grund christlicher Erkenntnis. Wie hat Paulus das Evangelium in die Gebiete Europas eingesenkt? Durch Revivals? Gewiß nicht. Wie? das steht Apostg. 16, 13—15. Das ist jedenfalls eine vorbildliche Tat, die ihre Gültigkeit noch nicht eingebüßt hat.

Dieses kräftige, mutige, echt evangelische Zeugnis unseres geehrten Synodalpräses fand denn auch in den diesjährigen Distriktskonferenzen freundliche Zustimmung. Aus den z. Z. uns vorliegenden Berichten geben wir nachstehend einige der zustimmenden Beschlüsse von verschiedenen Distriktskonferenzen.

(Die Namen der Distrikte werden jedem Ausschnitt kurz angefügt).

Der Distrikt erkennt es als seine heilige Pflicht, nicht nur dem Uebel der Trunksucht, sondern aller Immoralität zu steuern, speziell auch der Seuche, die im Finstern schleichet, dem Kindermord.

Der Distrikt ermahnt alle seine Glieder, für alle Mäßigkeitsbestrebungen im Geiste Christi mannhaft einzutreten und denselben mit allen würdigen Mitteln Vorschub zu leisten; ermahnt sie aber ebenso ernstlich, sich aller Maßnahmen, besonders aller politischen Machinationen, zu enthalten, welche eine Vergewaltigung der persönlichen Freiheit eines Christenmenschen und des christlichen Gewissens bezwecken.

Der Distrikt erkennt dem Staat das Recht und die Pflicht zu, Genuß und Verkauf von berauschenden Getränken zu kontrollieren, alle Wirtschaften, welche der Völlerei Vorschub leisten, zu schließen und den Verkauf von Spirituosen an Trunkenbolde und Minderjährige zu verbieten und zu bestrafen, spricht ihm aber das Recht ab, den mäßigen Genuß von geistigen Getränken und den gesetzmäßigen Handel mit denselben zu verhindern und zu bestrafen.

Süd-Ill.-Distr.

Der Distrikt beklagt aufs tiefste die immer mehr um sich greifende

Trunksucht mit ihren bösen Folgen, und tritt energisch ein für alle Maßregeln zur Bekämpfung dieses Lasters, so lange sie dem Geiste des Evangeliums nicht widersprechen.

Wir halten dafür, daß Prohibition durchaus nicht das Universalheilmittel sei, für welches man sie ausgibt, denn Prohibition entspricht weder dem gesunden Menschenverstand, noch dem Worte Gottes.

Dagegen befürworten wir die strikte Durchführung der Staatsgesetze, welche den Ausschank berauschender Getränke derartig regulieren, daß wahrer Mäßigkeit Vorschub geleistet wird.

Ganz besonders legen wir den Pastoren und Lehrern ans Herz, beim Jugendunterricht und in der Predigt im evangelischen Sinn und Geist Zeugnis abzulegen nicht allein in dieser wichtigen Frage, sondern allen andern Lastern und Modesünden unserer Zeit gegenüber. Pennſ.-Diſtr.

In der unser Volk, wie alle Kulturvölker, immer mehr ergreifenden Mäßigkeitsbestrebung erkennt der Distrikt einen Segen, wenn die Torheiten und Auswüchse, die sich in unserm Lande daran gesetzt haben, erst einmal überwunden und abgetan sein werden. Das steht uns fest, daß niemals politische Treibereien, sondern nur christliche, im Worte Gottes gegründete Erziehung die Quelle des Trinkübels verstopfen kann. Nebr.-Distr.

Der Distrikt steht der gegenwärtig forzierten Prohibitionsbewegung, so weit sie eine politische Mache ist, fremd gegenüber und läßt sich in keiner Weise als ihr Werkzeug gebrauchen; hält es aber für seine heilige Aufgabe, der Trunksucht und jeglichem Laster durch christliche Erziehung und Seelsorge, durch Predigt und Vorbild ernstlich entgegen zu wirken.

Mo.-Distr.

Wir sind gegen das Trinkübel mit allem, was damit in Verbindung steht, und wollen gewiß als Prediger und Glieder der Gemeinden dagegen kämpfen wie Christen, die der Herr frei gemacht hat, und nicht als Knechte einer einseitigen politischen Prohibitionsbewegung. Kans.-Distr.

Die Mahnung des ehrw. Synodalpräses, dem Uebel der Trunksucht und Immoralität zu steuern und Einhalt zu gebieten, wird vom Distrikt als recht und zeitgemäß willkommen geheißen und beherzigt; der Distrikt warnt seine Pastoren, sich in politische Machinationen dieser Sache einzulassen.

Minn.-Distr.

Den gesunden und unzweideutigen Ausführungen unsres Synodalpräses über das Trinkübel und die immer mehr um sich greifende Immoralität stimmen wir herzlich bei. Auch erkennen wir als einziges Heilmittel nur die Kraft des Evangeliums Jesu Christi an. Texas-Distr.

Das sind nur einige Ausschnitte aus den Protokollen von verschiedenen Distrikten, wie sie gerade vorlagen .

Wir wollen gewiß es nicht versäumen, unsere Stellung in dieser Sache nicht bloß in papierenen Beschlüssen kund werden zu lassen, sondern auch in Taten. Insbesondere sollten die Distrikte ihre Disziplinargewalt gegen solche Synodalglieder nicht versäumen, die selbst in bezug auf Unmäßigkeit ein böses Beispiel geben und unsere Kirche durch solches Tun in schlechten Ruf bringen bei englischen und anderen Denominationen.

N a ch s ch r i f t : Vorstehender Artikel lag lange druckfertig vor, ehe der unwürdige Angriff von Dr. M. Radc auf unser Synodalorgan, den „Friedensboten", uns zu Gesicht kam. Jener Angriff findet an anderer Stelle seine Erwiderung.

Warum ist die Evangelische Gemeinschaft nicht gliedlich mit der Bischöfl. Methodisten-Kirche verbunden?

Ueber diese Frage gab Rev. J. H. Lamb kurzen und klaren Bescheid in einer Begrüßungsansprache, die er als brüderlicher Delegat bei der Generalkonferenz der Bischöfl. Meth.-Kirche hielt. Er sagte da u. a.: „Die Evang. Gemeinschaft beansprucht, ein Glied der großen Methodisten-Familie zu sein. Wenn ich eine Linie zu ziehen hätte, die von 1780 durch mehr als ein und ein Vierteljahrhundert bis zu diesem gegenwärtigen Augenblick sich erstreckt, und jene Linie würde die Lehren, die Gebräuche, das Leben, die Tätigkeit und die Disziplin der Bischöfl. Meth.-Kirche darstellen, so würde die Geschichte der Evang. Gemeinschaft zu keiner Zeit bedeutend davon abweichen." Er führte dann aus, daß von 1780 an durch einen methodistischen Evangelisten Namens Benj. Abbott von New Jersey ein Werk der Bekehrung in Lancaster Co., Pa., herbeigeführt wurde, das auch auf die Deutschen jener Gegend übergriff. In der Folge wurde auch Jakob Albrecht von der bekehrenden Gnade Gottes ergriffen. Seine Bekehrung war eine sehr gründliche, und er schloß sich an die Bischöfl. Meth.-Kirche an, da ihn die lutherische Kirche als Fanatiker von sich stieß. Er bekam von den Methodisten eine Vermahner-Lizenz. Obwohl es nicht in der Absicht der Methodisten-Kirche lag, daß er unter den Deutschen ermahnen sollte, so brachten es doch die Gelegenheiten mit sich, daß er in seiner Muttersprache zu seinen Landsleuten redete. Im Jahre 1796 begann J. Albrecht seine evangelistischen Reisen unter den Deutschen im östlichen Pennsylvanien, die schließlich zur Gründung der Evang. Gemeinschaft führten. Damals hätte die Einheit zwischen den beiden Kirchenzweigen leicht erhalten werden können, wenn nicht die Behörden der Methodisten-Kirche dem Gebrauch der deutschen Sprache so entgegengesetzt gewesen wären; dieser Umstand allein bewog ihn, die Früchte seiner deutschen Arbeit in besondere Klassen zu sammeln, aus denen Distrikte, Konferenzen und zuletzt eine Kirche hervorging. Die Kirche führte zuerst den Namen: „Die Neureformierte Methodisten-Konferenz." Nach Albrechts Tode wurden Aenderungen gemacht, die den Unterschied etwas erweiterten. — Im Jahre 1810 kam es zu einer Unterredung zwischen dem Methodistenbischof Asbury und Rev. Joh. Dreisbach von der Evangelischen Gemeinschaft. Der Bischof betonte, wie wünschenswert es wäre, wenn die beiden Kirchen vereinigt würden. Die Antwort Dreisbachs war: „Gebt uns deutsche Bezirke, Distrikte und Konferenzen, so wollen wir wie ein Mann eure Gemeinschaft zu der unseren machen, ein Volk mit euch sein und dieselbe Kirchenregierung gemein haben." Aber der Bischof antwortete: „Das kann nicht sein, das wäre unschicklich." Er meinte, die deutsche Sprache könne sich höchstens noch 20 Jahre halten. — In den Jahren 1864—1871 wurden erneuerte Versuche der Vereinigung gemacht. Die Sache kam in der Evang. Gemeinschaft zur Abstimmung. Es sollte aber eine ⅔ Mehrheit dafür stimmen. Diese war nicht zu bekommen, so unterblieb die Vereinigung. — Jetzt liegt die Vereinigung sozusagen in der Luft. Es ist ein allgemeines Streben nach Vereinigung und Konzentration. Ob aber dieser Geist der Einigkeit stark genug ist, alle Widerstände zu überwinden, die der Vereinigung hindernd im Wege stehen, muß die Zukunft lehren. Die General-Konferenz der Evang. Gemeinschaft ernannte letztes Jahr ein Komitee über Vereinigung und brüderliche Beziehungen, das also in dieser Richtung zu arbeiten hat. (Nach d. Chr. Ap.)

Rückgang des Christentums.

Unter der Ueberschrift „New York Christianity" erschien ein Artikel in „Lit. Dig.", in welchem bezug genommen ist auf eine Art von kirchlicher Statistik für New York. Es wird darin nachgewiesen, daß die kirchliche Versorgung der Einwohner von New York weit hinter der Zunahme der Bevölkerung zurückblieb. Und zwar hauptsächlich ist es die protestantische Bevölkerung, die kein entsprechendes Wachstum des Kirchenwesens zeigt, so daß die Stadt "is becoming overwhelmingly Catholic." Es seien freilich keine katholischen Gewinne auf Kosten des Protestantismus, im Gegenteil: auch die katholische Kirche verliert — verglichen mit der katholischen Einwanderung — eine Masse der ihr von Geburt zugehörenden Glieder. Gegen den Schluß genannten Artikels wird gesagt: Die Tatsachen bezüglich der Stadt New York sind nur symptomatisch für „eine über die ganze Welt" gehende Erscheinung: In Rußland werden die Landbewohner in weiten Kreisen entweder indifferent gegen die griechische Kirche oder feindlich gegen sie. In Australien ist eine Revolte gegen kirchliche Autorität. In Deutschland geht der Kirchenbesuch hinter sich. In Italien und Spanien ist es ebenso. Jederman weiß, eine wie große Anzahl des französischen Volks von der Kirche unberührt ist. Auch in Großbritanien vernimmt man das Echo dieser Klagen. Verfasser fährt fort: „Die Zeitschriften, welche mich diese Woche erreichten, berichten über die Mai-Versammlung der Baptisten-Union von Großbritanien. Mein Freund, Rev. J. H. Shakespare, Sekretär der Baptisten-Union, verlas ein Referat über "The Arrested Progress of the Christian Church." Er sagt: Die anglikanische Kirche findet es schwerer als je, Prediger zu bekommen. Der Zustand der Methodisten-Kirche ist äußerst betrübend (distressing), und die Baptisten gehen durch eine Periode von bedeutender Depression." Er sagt ferner: „Der Verlust in unserer eigenen Denomination in Großbritanien ist numerisch, sozial und geistlich; d. h. unsere Gewinne sind weniger, die Volksklasse, aus welcher sie kommen, steht auf tieferer sozialer Stufe und das geistliche Leben der Kirchen leidet." Dr. Josiah Strong macht bezüglich der gegenwärtigen Gemeine der Kirche in diesem Lande, verglichen mit den früheren Fortschritten, folgende verblüffende Angaben: „Wenn der Gewinn der Kirche im Verhältnis zur Bevölkerung in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bezeichnet wird mit 80, so ist es in der letzten Hälfte nur 20, während der letzten 20 Jahre ist es 4, und während der letzten 10 Jahre gar nur 1."

Dies ist die Hauptsumme des Artikels. Daß das kirchliche Christentum durch eine ernste Krisis hindurch zu gehen hat, ist unleugbar. Die Ursachen des Rückganges in den verschiedenen Ländern mögen verschieden sein; die Wirkung ist dieselbe: daß eben immer größere Massen der Kirche entfremdet werden und ihr den Rücken kehren. Jedenfalls tut es not, daß allerorten die kirchlichen Kreise sich dieses ernsten Zustandes bewußt werden und öffentlich und privatim unter bußfertigem Gebet vor Gott sich demütigen und von ihm die rechten Hilfsmittel erflehen gegen den Geist des Abfalls, der durch die heutige Generation zu gehen scheint.

Amerika keine Nation von Gottesleugnern.

Die Wiederherstellung des Mottos auf unseren Nationalmünzen: "In God We Trust", durch ein fast einstimmiges Votum des Bundeskongresses, war ein nationales Glaubensbekenntnis. Damit sagte unsere nationale Gesetzgebung: Wir sind keine Nation von Ungläubigen oder Gottesleugnern.

Abgeordneter Washington Gardner von Michigan (ein Methodist) sagte in seiner Rede zu Gunsten der Wiederherstellung des Mottos sehr schön:

„Dieses Motto hatte seinen Ursprung in den dunklen Tagen unseres Bürgerkrieges. Es ist dasselbe eine der Hinterlassenschaften jenes Riesenkampfes zwischen zwei Sektionen eines großen Volkes, welches dieselbe Bibel liest und denselben Gott anruft. Wir sind nun glücklicherweise ein einiges Land und wir beten immer noch als Nation und als einzelne Gott an. Der Norden reicht dem Süden seine Hände und sagt: „Euer Gott ist unser Gott, und euer Volk ist unser Volk." Die Väter, welche diese Nation gegründet haben, hatten Glauben an Gott. Es steht den Söhnen schlecht an, selbst scheinbar, den Zeiger auf der Zeituhr zurückstellen zu wollen. Handelte es sich um eine neue Frage, so wäre es etwas anderes. Allein es ist nicht ratsam, daß die Kinder und Jugend der Nation, so irrtümlich dieser Schluß auch sein möchte, meinen sollten, daß der Kongreß den Glauben der Väter verwirft, oder den Versuch macht, den ihrer Kinder zu umnebeln."

(D. Chr. Ap.)

Amerikanischer Strafvollzug in Georgia.

Der „Reform. K.-Ztg." entnehmen wir folgenden Artikel:

„Georgia gehört zu den südlichen Staaten, welche es für vorteilhafter finden, die Insassen der Zuchthäuser dem Meistbietenden zu überlassen, damit sie im Interesse dieses Menschen arbeiten und verdienen. Nicht selten werden diese armen Sträflinge in der unmenschlichsten Weise behandelt. Sie müssen über ihre Kräfte arbeiten, die Nahrung läßt vieles zu wünschen übrig, die Lagerplätze befinden sich oft in den ungesundesten Gegenden und die Peitsche spielt eine hervorragende Rolle. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen werden vom Staat auf diese Art in die furchtbarste Sklaverei verkauft.

Welche Qualen diese elenden Menschen zu erdulden haben, wird die Welt wohl nie erfahren. Doch sind die Einzelheiten, die hie und da kund werden, so entsetzlich, daß man meint, die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten müsse sich erheben, um diesen Schandflecken von dem Ehrenschild der amerikanischen Nation abzuwischen. Ein Augenzeuge berichtet: Eine Mutter mit einem zwei Tage alten Kindlein saß auf dem Erdboden und lehnte sich an ein Gebäude in einem der Lager. Achtundvierzig Stunden hatte sie dort, auf dem bloßen Erdboden, gelegen, denn dort war das Kind zur Welt gekommen. Da bemerkte sie ein Aufseher und befahl ihr, an die Arbeit zu gehen. Sie vermochte diesem Befehl nicht nachzukommen, so erschoß er sie, während sie ihr Kind in den Armen hatte.

Wenn die entmenschten Aufseher eine Frau in solchen Umständen so herzlos behandeln, wie mag es den Männern gehen, die durch die aufreibende Arbeit und die brutale Behandlung erbittert, sich weigern, für diese Blutsauger weiter zu arbeiten? Ach, der Tod ist dann allerdings eine Wohltat und den entsetzlichen Qualen eines solchen Sklavenlebens bei weitem vorzuziehen.

Allerdings kommt jetzt die Kunde, daß sich die öffentliche Meinung in Georgia gegen diese schmähliche, vom Gesetz anerkannte Einrichtung erhebt. Man sollte doch meinen, das hätte lange vorher geschehen sollen, denn es ist doch nicht möglich, daß alle diese Sträflinge unter den Händen ihrer Peiniger ihr Leben gelassen haben. Die Ueberlebenden müssen doch von ihren Leiden erzählt haben. Haben denn diese Erzählungen früher keinen Ein-

druck auf die Herzen der warmblütigen Südländer gemacht? Wie schmachvoll, daß im Land „der Freien und der Tapfern" schnöde Selbstsucht und teuflische Gefühllosigkeit solche entsetzlichen Taten verüben dürfen."

Wir meinen, angesichts solcher Greuel hätte das amerikanische Volk größere und wichtigere Dinge zu tun als sich von fanatischem Volk immer tiefer in die Prohibitionsschrullen hineintreiben zu lassen, die doch keine echte und wahre Mäßigung zu erzeugen vermögen, sondern nur um so mehr zur Uebertretung und Umgehung der Gesetze Anlaß geben und die Bevölkerung gegeneinander verhetzen.

Man denke auch an die Greuel in den drei Springfields: Ohio, Missouri und Illinois.

Ketzergericht in Los Angeles.

Die Baptisten in genannter Stadt untersuchten neulich eine gegen Dr. Brooks, einen Baptistenprediger, erhobene Anklage der Häresie. Genannter Dr. glaubte nicht an ein natürliches Feuer und Schwefel, nicht an persönliche Existenz des Teufels, nicht an buchstäbliches Sitzen Gottes auf einem Throne und — lehrte Sozialismus! Wie er sich in der Anklage verteidigte, wird nicht gemeldet, doch wurde das Bekenntnis seines Glaubens genügend befunden.

Als am letzten Sitzungstag

der Konferenz die Bischöfe die Herbstkonferenzen, dem Wunsch der Generalkonferenz gemäß, soweit wie tunlich in Gruppen eingeteilt und den einzelnen Bischöfen zugeteilt hatten, waren die Delegaten der hiesigen deutschen Konferenzen hoch erfreut, als sie vernahmen, daß unserem lieben Bischof Nuelsen lauter deutsche Konferenzen zugewiesen worden waren, nämlich die fünf folgenden: die Nordwest Deutsche Konferenz, die Westliche Deutsche Konferenz, die St. Louis Deutsche Konferenz, die Zentral Deutsche und die Nördliche Deutsche Konferenz. Daß dem Bischof Nuelsen diese Bestimmung auch herzlich angenehm war, konnte man aus seinem Angesicht deutlich lesen.

(D. Chr. Ap.)

Ausland.

Radikalismus im Lehrerstand Deutschlands.

Wir haben schon früher davon berichtet, daß im Lehrerstand in Deutschland eine kirchenfeindliche Strömung die Oberhand gewinnt. Dieselbe trachtet besonders, die kirchliche Leitung und Aufsicht der Schule zu beseitigen und an die Stelle der Konfessionsschule die Simultanschule zu setzen. Ein berechtigtes Moment enthält der erste Punkt. Die Schulleitung in weltlichen Lehrfächern sollte unbedingt den Lehrern vom Fach zustehen und nicht nur den Geistlichen.

In Württemberg hat nun der Württ. Volksschullehrerverein eine Eingabe betreffend die Schaffung eines einheitlichen Schul- und Unterrichtsgesetzes an die Staatsregierung und den Landtag eingereicht, in welcher der Radikalismus des kirchenfeindlichen Elements ganz besonders grell hervortritt. Fünf Punkte wurden da aufgestellt, von denen der erste, als der radikalste, hier folgen mag. (Wir berichten nach dem „Lehrer-Bote".)

Die Schule ist Sache des Staats; die Kirche hat kein Recht an die Schule, weder ein „Kondominium" neben dem Staat, noch ein Recht auf Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens, noch auch nur auf die Leitung und Beaufsichtigung des Schulreligionsunterrichts oder auch nur auf Einsicht-

nahme von diesem Unterricht. Die Schulen sind, auch soweit sie religiös-sittliche Bildung zu vermitteln haben, rein bürgerliche Anstalten und haben nicht zugleich auch dem kirchlichen Leben zu dienen. Zur Durchführung dieser Grundsätze werden folgende Maßnahmen vorgeschlagen: Uebernahme der Schullasten für Volks- und höhere Schulen auf die Staatskasse, Staatsdienerstellung der Lehrer, Lehrerbildung ohne konfessionelle Scheidung in staatlichen Seminarien, die nicht unter theologischer Aufsicht stehen, Zulassung der gleichberechtigten Dissidenten zu allen Schulämtern, Organisation der Schulbehörden ohne konfessionelle Rücksichten; Einführung fachmännischer Schulaufsicht, Beseitigung jeder Einmischung kirchlicher Behörden ins Schulwesen; Erteilung des religionsgeschichtlichen und Sittenunterrichts durch die Staatsschule und Ueberlassung des kirchlich-dogmatischen Religionsunterrichts an die Religionsgemeinschaften, oder aber fakultativer Charakter des gesamten Religionsunterrichts, der dann vom Geistlichen erteilt wird. Solange der Staat auf dem Gebiet der Volksschule die nichtkonfessionelle Schule nicht ebenso allgemein einführt, ist den Gemeinden das Recht einzuräumen, gemeinsame Schulen einzurichten. In Gemeinden, welche von diesem Recht keinen Gebrauch machen, ist den Eltern die Wahl unter den Schulen des Orts freizugeben; Einführung nichtkonfessioneller Schulbücher; Beseitigung des Zwangs zur Uebernahme von Kirchendiensten auch für die Volksschullehrer.

Es ist klar, auch aus dem 3. Punkt, dieser Lehrerverein will der Kirche allen und jeden Einfluß auf das Schulwesen entziehen, sogar die Aufsicht über den Religionsunterricht für die Volksschule soll ihr entzogen werden.

Gegen diesen Radikalismus des Unglaubens erhebt der „Lehrer-Bote", das Organ des „Vereins evangelischer Lehrer in Württemberg", einen ernstlichen Protest. Er schreibt dazu:

Was die Grundsätze betrifft, von denen die radikalen Führer des Volksschullehrervereins sich leiten lassen, was den ganzen Geist anbelangt, der uns aus der Eingabe entgegenweht, so müssen wir dagegen mit aller Entschiedenheit protestieren und es auf das bestimmteste bezeugen, daß die 650 Mitglieder unseres Vereins diese Grundsätze nicht teilen, und daß wir diesen Geist als einen widerchristlichen kennzeichnen müssen. Wir bedauern und beklagen es tief, daß die große Mehrzahl unserer württembergischen Lehrer ohne jeglichen Widerspruch ihren radikalen Führern folgt auf der abschüssigen Bahn, die sie — wie dies mit jedem Jahr klarer zum Ausdruck kommt — eingeschlagen haben. Hoffen wir, daß in der Kammer Männer genug vorhanden sind, die die Gefahr erkennen, und die alle Forderungen, welche zum Unheil unserer Schule und zum Schaden unseres Volkes ausschlagen könnten, mit einem macht- und kraftvollen: Niemals! zurückweisen.

Dasselbe Blatt berichtet an anderem Ort:

Es ist erfreulich, daß es jetzt fast in allen Gegenden Deutschlands Lehrergemeinschaften gibt. Die größte ist nächst dem Württ. ev. L.-V. die westdeutsche Lehrergemeinschaft, die etwa 600 Mitglieder an Lehrern, Lehrersfrauen und Lehrerinnen zählt. Dann gibt's eine ostpreußische mit 24, eine schlesische mit ca. 40 Mitgliedern. Außerdem gibt's eine mitteldeutsche, eine in Schleswig-Holstein, im Königreich Sachsen, in Baden.

Offenbar drängt auch hier der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben zu einem ernsten Entscheidungskampfe. Möge er auch im Kreise der Lehrer noch manchen wackeren Streiter für Christi Sache finden.

In den Großherzogtümern Mecklenburg

sind die Regierungen am Werk, eine neue Staatsverfassung durchzusetzen. Da in der bisherigen Verfassung Staat und Kirche in einer prinzipiell sehr verkehrten Weise verquickt waren, die schließlich auch praktisch zu großen Unzuträglichkeiten führte, so soll in Zukunft eine Trennung stattfinden, ob eine volle, die nur den landesherrlichen Summepiskopat beibehält, oder eine partielle, ist aus den Angaben der Blätter bisher nicht ersichtlich. Jedenfalls soll ein besonderes Gesetz die Verfassung der Kirche „auf synodaler Grundlage" regeln. Diese Neuerung kann nur mit Freude begrüßt werden. Das Kirchenregiment zog bisher die konfessionellen Grenzen oft sehr eng. Eine Beteiligung des Laienelements kann auf den lutherischen Doktrinarismus nur wohltätig einwirken. Mag die bekenntnismäßige Grundlage festgehalten und in den großen Artikeln der stehenden und fallenden Kirche streng gehandhabt werden, so ist doch ökumenische Milde im Verkehr mit den Christen anderer Bekenntnisse eine berechtigte Forderung unserer Zeit. Der Gegner sind zu viel, und sie sind zu stark, als daß man sich innere Scheidewände über Nebendinge gestatten dürfte.

Der deutsch-evangelische Frauenbund

hat in Potsdam seine Jahresversammlung gehalten, sich von neuem zu seinen alten guten Grundlagen bekannt und die „neue Ethik," wie sie vom „Mutterschutz" und anderen Vereinen propagiert wird, rundweg abgelehnt; die Fahne christlicher Zucht und Sitte bleibt entfaltet.

Unter den Fragen, die der Frauenbund neu in die Hand genommen, ist die wichtigste und zugleich schwierigste die Dienstbotenfrage. Wichtig ist die Frage, weil fast jedes Haus der oberen Klassen von ihr betroffen wird, und ebensoviele Häuser der unteren Klassen, welche die Dienstboten stellen. Hier ist eine fortdauernd lebendige Berührung von oben und unten, die sehr segensreich, aber auch sehr verhängnisvoll werden kann. Schwierig aber ist die Frage deshalb, weil das Beste in einem guten Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten das Patriarchalische ist, das nicht auf Paragraphen gezogen werden kann.

Gleichwohl liegen die Verhältnisse heute so, daß die Gestaltung dieses Gebietes nicht länger dem Zufall, bezw. den sozialdemokratischen Agitationen überlassen bleiben kann. Es gibt zuviele Herrschaften, die unbillige Ansprüche stellen, und zu viele Dienstboten, die das Gleichgewicht verloren haben. Neue und andere Normen, als die veraltete Gesinde-Ordnung sie bietet, müssen gefunden werden. Christliche Gesinnungsvereine, so segensreich sie arbeiten, reichen nicht aus. Eigentliche Gewerkschaften passen nicht. So ist es ein verdienstliches Werk, wenn der Bund die rechten Formen sucht, die wohl mit katholischen Versuchen zur Lösung der Frage annähernd übereinstimmen.

Es wird hier, wie schon oft, die Aufgabe der Inneren Mission sein, einer späteren Fortbildung des Rechts die Wege zu zeichnen. (Ref.)

Heilige Schrift, Gemeinde, Kirche.

Bei der Evang.-Lutherischen Konferenz der Provinz Brandenburg hielt Prof. Dr. Kropatscheck-Breslau in Frankfurt a. O. einen Vortrag über das Thema: „Wie die Gemeinde sich zur Heiligen Schrift stellt, so steht es um die Kirche." Folgende Leitsätze lagen zugrunde:

1. Jedem Wechsel der Frömmigkeit entspricht auch eine veränderte Stellung zur Heiligen Schrift.

2. Am Judentum zur Zeit Jesu kann man sehen, daß der Besitz der heiligen Schriften nicht genügte, um das Heil zu erkennen und zu ergreifen.

3. „Das Ansehen der Heiligen Schrift kann nicht den Glauben an Christum begründen, vielmehr muß dieser schon vorausgesetzt werden, um der Heiligen Schrift ein besonderes Ansehen einzuräumen." (Schleiermacher, Der christliche Glaube, § 128.)

4. Das ausgehende Mittelalter hat im Gegensatz zu Luther bei aller Vorliebe für die Schrift diesen Grundsatz nicht beachtet (gesetzliches und aufklärerisches Schriftprinzip).

5. Das Aufblühen der Schriftlektüre der Gemeinden in der neueren Zeit hat seine Triebkraft in dem wiedererwachten Glauben.

6. Losgelöst vom Glauben, sind die modernen Schriftstudien für die Gemeinde wertloser Ballast.

7. Die Kirche hat die Pflicht, die Gemeinde zum verständnisvollen Bibellesen anzuleiten, weil dadurch die Lebenskräfte der Gemeinde für den Dienst an der Kirche erst verfügbar werden (bewußtes Christentum).

8. Eine solche bibellesende Gemeinde steht der Kirche nicht nur rezeptiv, sondern auch aktiv gegenüber (Luthers Gemeindeideal).

9. Wenn die Kirche ihre Pflicht versäumt, darf die Gemeinde selbständig die Bibel lesen und zur Kritik an der Kirche benutzen, muß aber bedenken, daß sie in Notwehr handelt.

Modernismus.

Auf der 12. Generalversammlung des Brandenburgischen Evangelischen Bundes hielt Prof. Dr. Holl aus Berlin einen Vortrag über den Modernismus, den er in folgenden Sätzen charakterisierte: 1. Der Modernismus ist eine neue, wissenschaftlich und religiös vertiefte Form des Liberalismus, der sich in der Periode vor 1870 im Gegensatz zu der offiziellen, auf das Mittelalter zurückgehenden Richtung entwickelt hatte; — 2. Er hat seine folgerichtigste Ausgestaltung in Frankreich und England gefunden: auf historischem Gebiet als rückhaltlose Anwendung der kritischen Methode auf das Dogma und die Institutionen der Kirche, auf philosophischem als kritische Analyse des religiösen Phänomens und der objektiven Formen der Religion im Sinne einer an Kant sich anlehnenden Philosophie unter besonderer Betonung des Primates der praktischen Vernunft, auf religiösem als Behauptung des Rechts der persönlichen Erfahrung und des persönlichen Gewissens; — 3. Der Modernismus war von seinen Urhebern gemeint als ein Weg zur zeitgemäßen Erneuerung und Neubelebung der katholischen Kirche, Nichtkatholiken gegenüber haben die Modernisten stets ihre Kirche als die legitime Vertreterin des Christentums verteidigt; — 4. Trotz ihrer guten Absicht sind die Modernisten vom katholischen Standpunkt aus mit Recht verurteilt worden, ihre Prinzipien untergraben die Grundlagen der katholischen Kirche, das Autoritätsprinzip, den Offenbarungs- und Kirchenbegriff; — 5. die Enzyklika des Papstes hat die Konsequenten und Aufrichtigen unter den Modernisten zum Eingeständnis ihres Widerspruchs mit der gegenwärtigen katholischen Kirche genötigt. Trotzdem fühlen sie sich verpflichtet, an ihrem Ideal, der katholischen Kirche, festzuhalten und sind bereit, als Märtyrer dafür zu dulden; — 6. Dieser Standpunkt ist moralisch unangreifbar, doch ist die

Hoffnung auf einen Erfolg ihres Opfers für die Gegenwart nur sehr gering. — Der Vortrag wird in der kirchengeschichtlichen Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher erscheinen. Ch. v. Ch. W.

Der Pan-Anglikanische Kongreß in London.

Vom 15. bis 24. Juni fanden in London die Sitzungen des Pan-Anglikanischen Kongresses statt. Die Anregung zu diesem in der Geschichte der christlichen Kirche einzig dastehenden Ereignis gab der Bischof H. H. Montgomery in einer im Frühjahr 1902 in der St. Pauls-Kathedrale in London gehaltenen Predigt. Die Einladungen zur Beschickung des Kongresses ergingen an alle englischsprechenden Erzbischöfe und Bischöfe der ganzen Welt, jedoch nicht an englischsprechende Freikirchen. So ist denn von diesen und den Katholiken nicht ganz mit Unrecht behauptet worden, daß der Kongreß den Namen „Pan-Anglikanisch" nicht zu Recht getragen habe.

Absichtlich wurde der Sommer dieses Jahres für seine Tagungen gewählt, weil im nächsten Monat die fünfte Lambeth-Konferenz der englischen Bischöfe stattfindet. Es ist ja augenblicklich wieder mehr denn je eine nach Rom hinführende Strömung unter dem hohen Klerus der englischen Staatskirche vorhanden: drei große katholische Kirchen gibt es, die römische, griechische und anglikanische, das war die Stimmung, die auch auf diesem Kongreß zum Ausdruck kam. Sprach es doch einer der Redner, Rev. A. E. Oldroyd, gerade heraus aus, daß die Kirche von England keine von der katholischen Kirche verschiedene Lehre habe. Zugehörigkeit zur katholischen resp. anglikanischen Kirche sei nicht eine Frage der Meinung, sondern nur des Zustandes. Hierin liegt zweifellos mit eine große Bedeutung des Kongresses, daß er es ziemlich deutlich hat erkennen lassen, daß die meisten höheren Geistlichen zu römischer Lehre und römischen Gebräuchen hinneigen. Man könnte demnach versucht sein, den Kongreß als das erste Konzil der anglikanischen Kirche zu bezeichnen.

Der Kongreß hatte etwas Imponierendes. Waren doch tatsächlich aus allen Teilen der Welt Delegierte gekommen. Neben dem Bischof von Alaska konnte man den von Bloemfontein sehen, neben dem von Neu-Guinea den von Tokio, neben weißen auch eine gute Anzahl farbiger Bischöfe, Archdeacons u. s. w. Aus Indien, China, Japan, Afrika, Nord- und Südamerika, Australien und Europa waren die tausend offiziellen Vertreter gekommen. Gegen 250 von den 300 anglikanischen Bischöfen, die es in allen Teilen der Welt gibt, waren erschienen. Außerdem war die Teilnahme aus England von Nichtgeistlichen eine sehr große. Ich habe keine Versammlung gesehen, die nicht überfüllt gewesen wäre. Dabei wurde täglich von 10½—1 Uhr und von 2½—4½ Uhr an sechs, manchmal sogar acht verschiedenen Stellen getagt. Dazu kamen noch tägliche Abendmeetings in der gegen 8000 Personen fassenden Alberthalle, in der Pauls-Kathedrale und im Church House. An einigen Tagen waren außerdem noch besondere Versammlungen. Bei dieser Ueberfülle an Vorträgen und Diskussionen ist es mir natürlich nicht möglich, auch nur einen skizzenhaften Bericht zu geben. Jedoch will ich wenigstens mitteilen, über welche Gegenstände verhandelt wurde.

Sektion A diskutierte unter dem Gesamttitel „Kirche und menschliche Gesellschaft" die Gegenstände: Ehe in der Christenwelt, Ehe in der Heidenwelt, Ausbeutende Industrieen, Haus- und Familienleben, Trinkfrage, Spiel und Spekulation, Kapital, Arbeit, Monopole, Christentum und Sozialismus,

Was ist praktisch durchführbar im Sozialismus? — Die zweite Abteilung behandelte unter der Generalfrage „Christliche Wahrheit und andere intellektuelle Kräfte“ die Einzelgegenstände: Christliche Offenbarung und die ähnlichen Ansprüche anderer Religionen, Christus und andere Religionsstifter, Die Realität der Inspiration, Die Empfängnis der Offenbarung, Christliche Philosophie im Kontrast mit 1. christlicher Wissenschaft, 2. Agnostizismus, 3. Pantheismus; ferner: Christliche Sittlichkeit, wie sie kritisiert wird im Westen und Osten, weiter: Religion und Wissenschaft, Religion und die Presse, das kritische Studium der Bibel. — Von größtem Interesse für uns Deutsche waren die Verhandlung der Sektion C. Sie betrafen das geistliche Amt. Sehr beklagt wurde der Mangel an Mitteln, geeigneten Jünglingen durch Stipendien das theologische Studium zu ermöglichen; ferner, daß die Pfarrhäuser so wenige Theologie-Studierende entsendeten. Als durchaus verkehrt wurde es auch angesehen, daß man einen Studenten der Theologie, der aus Gewissensgründen später umsattele, verpflichte, das etwa erhaltene Stipendium zurückzuzahlen. Mancher würde dadurch zur Heuchelei gezwungen. Aus der Diskussion ging hervor, daß hauptsächlich nur die Kinder wenig bemittelter Eltern Geistliche würden, hauptsächlich mit Hilfe sehr ärmlicher Stipendien. Der Bischof von Grafton teilte ein sehr interessantes Experiment mit: Alle jungen Leute, die sich bei ihm um ein theologisches Stipendium bewürben, würden von ihm zuerst auf ein Jahr zu einem Pfarrer als eine Art Vikare geschickt. Und mehr als die Hälfte verzichteten nach Ablauf eines Jahres darauf, Theologie zu studieren, wendeten sich vielmehr einem weltlichen Berufe zu. Das ist also eine Art Lehrvikariat vor dem Beginn des Studiums. Es wäre interessant, wenn man erfahren könnte, ob der Erfolg in Deutschland ein ähnlicher sein würde. Leider ist dies nicht möglich. — Lebhaft war die Diskussion auch bei der Frage: Sollen die Theologen auf der Universität oder im Seminar ausgebildet werden? — Man einigte sich schließlich dahin, daß es jedenfalls sehr wünschenswert sei, daß die Universitätsausbildung mindestens noch durch ein Jahr Seminar ergänzt werde. — Weiter wurde dann noch verhandelt über Rechte und Pflichten der Laien, die Ausbildung der Lehrer, Patronatsfrage, Arten der Ernennung, Dienst der Frauen u. s. w.

Die Sektion D widmete ihre Beratungen der Mission unter den Heiden, Sektion E der Inneren Mission. Besonders eingehend wurden die Methoden der Mission behandelt. — Am meisten Staub aufwirbeln und die alten Gegensätze der „High Church,“ „Low Church“ und „Broad Church“ wieder verschärfen werden jedenfalls die Verhandlungen der Sektion F über die anglikanische Gemeinschaft. Sie wurden von dem als ritualistisch bekannten Bischof von Gibraltar geleitet. Er deutete schon äußerlich seine Ansicht an, indem er im Gegensatz zu allen anderen Verhandlungsleitern in der purpurnen Gewandung eines katholischen Priesters erschien. Er eröffnete die Verhandlungen mit Ermahnungen zur Reue und Buße wegen der Uneinigkeit in der Christenheit. Die Sehnsucht nach Einigkeit (wohlverstanden: nicht Einigkeit mit Wittenberg, sondern mit Rom) zog sich auch durch die Ansprachen der meisten Redner. Um so erfrischender war deshalb der Vortrag des Dekan von Canterbury, der daran erinnerte, daß auch England sein bestes Blut für das kostbare Gut des Protestantismus vergossen hätte, daß man nicht abgehen solle von dem, was man im „Common Prayerbook“ habe. — Die letzte Abteilung, Sektion G, beschäftigte sich mit den Pflichten der Kirche gegenüber den Jugendlichen.

Dieser Kongreß in Verbindung mit der Konferenz der Bischöfe im Lambeth-Palast, der uralten Londoner Residenz der Erzbischöfe von Canterbury, die uns der nächste Monat bringen wird, ist ein Ereignis von kirchenhistorischer Bedeutung und, wie der Erzbischof von Canterbury hervorhob, ohne Präzedenz und Parallele in der Christenheit. Der offizielle Bericht wird in sieben Bänden demnächst erscheinen. Es wäre sicher wünschenswert, wenn man ihn dann von unseren Universitätsbibliotheken bekommen könnte. Und auch das wäre wünschenswert, daß man sich bei uns mehr mit englischem kirchlichen Leben beschäftigt, wie es die Engländer in hohem Maße mit dem unsrigen tun. Wenn sie ja auch freilich mehr von uns lernen können, als wir von ihnen, so ist es doch auch für uns sehr interessant und aus vielen Gründen notwendig, uns mit dem ihrigen zu beschäftigen. Ref.

Eine Krise des britischen Wesleyanismus.

Das offizielle Organ der britischen Wesleyanischen Kirche bringt statistische Tabellen, aus denen ein bedeutender und unerwarteter Rückgang des Werkes hervorzugehen scheint. Die Gesamtzahl der Glieder wird auf 492,038 angegeben, eine Abnahme gegen das Vorjahr von 4392, die größte Abnahme seit 1854, in welchem dieselbe 6797 betrug. Ferner werden 30,839 Probeglieder berichtet, eine Abnahme gegen das Vorjahr von 1179. Diese Abnahme in der Gliederschaft ist in der Tat eine befremdende und scheinen die Führer der Kirche außer stande zu sein, dieselbe genügend zu erklären. Der Editor des „Recorder“ behandelt den Gegenstand des längeren und meint, daß möglicherweise die Neubelebung des Industrialismus in Verbindung zu bringen ist mit den geistlichen Schwankungen, welche durch die Statistiken zu Tage treten. Er stellt dann die Frage: „Besteht zwischen zeitlicher und geistlicher Prosperität ein verborgener Antagonismus?“ Er erklärt ferner, daß die ungünstigen Berichte keine Verwunderung bei denen erregen, die Kenntnis genommen haben von den Berichten der anhaltenden Versammlungen des letzten Winters, und daß der Hauptgrund für den Rückschritt in der Resultatlosigkeit der Auflebungen des letzten Winters zu suchen sei. Seit einer Generation waren diese Berichte nicht so selten und ärmlich, während es auf der anderen Seite nicht an großer Tätigkeit fehlte in Richtungen, die einen mehr materialistischen Charakter an sich tragen. Die Berichte über veranstaltete Bazare und außerordentliche Kollekten waren zahlreich; Berichte über guten Besuch der Betstunden und Abendmahlsfeiern waren Ausnahmen. Allein die Zahl und der Charakter der Auflebungsversammlungen ist nicht die erste Ursache des Rückschritts, sondern dieselben registrieren nur tiefer liegende Ursachen.

Die Sachlage ist so bedenklich, daß der Editor des „Recorder“ folgendes offene Bekenntnis ablegt: „Es ist nicht der Mühe wert zu sagen, daß wir die Resultate des Zensus nicht zu ernstlich nehmen sollten. Wir können dieselben gar nicht zu ernstlich nehmen. Die Resultate sind beunruhigend und betrübend im höchsten Grade, besonders da wir glauben, daß wir das Ende noch nicht gesehen haben. Unsere erste Pflicht ist, den Tatsachen in's Angesicht zu schauen und uns dieselben mit aller Ruhe, in Demut, mit Vertrauen und Hoffnung zu Herzen nehmen. An tiefer und anhaltender Demütigung sollte es vor allem nicht fehlen. Es dürfte nötig werden, daß wir ins Gericht gehen mit manchen unserer liebgewonnenen Ueberzeugungen und populärsten Ideale; wir sollten indessen nicht zögern, das zu tun. Wer an irgend einer

Theorie oder irgend einem Ideal festhält, gegen offenbare Tatsachen, ist in großer Gefahr. Aus manchen Anzeichen entnehmen wir, daß die Krise eine bedenkliche ist, bedenklicher — als die meisten meinen. Es ist ganz gewiß, daß wir einer Schwierigkeit gegenüberstehen, die bis an die Wurzeln unserer Methoden greift und das Fundament unserer Politik berührt. Die Stunde für das Gericht der modernen Tendenzen ist gekommen. In den Tagen, die vor uns liegen, werden wir die Weisheit der Weisesten, die Stärke der Stärksten nötig haben." Was immer die offenbare oder verborgene Ursache der Krise des Wesleyanismus in England ist, die Tatsache bleibt stehen, daß derselbe sich einer ernsten Situation gegenüber sieht, so weit Zahlen in Betracht kommen. Und da Statistiken als Faktor bei allgemeinen Abschätzungen anerkannt werden müssen, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Führer desselben wohltun, mit aller Gründlichkeit und Offenheit zu erforschen, wo der Fehler liegt, um dann mit aller gottverliehenen Kraft den Schaden auszuwetzen. „D. Chr. Ap."

Eine neue evangelische Kirche in Paris. Am Sonntag, dem 29. März, ist im Arbeiterviertel Montmartre in Paris eine neue evangelische Kirche eingeweiht worden. Wenige Schritte von der Stelle, wo der Boulevard Barbès in den Boulevard Ornano übergeht, erhebt sich seit kurzem, von einem evangelischen Baumeister, Mr. Bowé, erbaut, in der Rue du Simplon No. 15, ein schönes, ansehnliches, seiner Würde als Kirche entsprechendes Gebäude, dessen Inneres auch eine geschmackvolle Ausstattung zeigt.

Für die neue Kirchgemeinde Montmartre, die früher nach Batignolles eingepfarrt war und in der letzten Zeit ihre Gottesdienste in einem größeren gemieteten Sale in der Nähe gehalten hatte, war die feierliche Einweihung ihrer neuen Kirche ein Fest der Freude; gedrängt voll war die Kirche bei der Feier, denn nicht nur die eigenen Gemeindeglieder, sondern aus allen Teilen von Paris waren die Festteilnehmer zahlreich erschienen. Eingeleitet wurde die Feier durch Gebet, Vorlesen aus Gottes Wort und eine kurze Ansprache von Pastor Benjamin Couve, dessen Name durch seine Wirksamkeit als Leiter und Herausgeber der führenden positiven evangelisch-reformierten Kirchenzeitung "Le Christianisme au XXe siècle" bekannt ist. Nach ihm ergriff das Wort zur eigentlichen Festpredigt Pastor Benjamin Bertrand, der Seelsorger der neuen Kirchengemeinde. In seiner Festrede verlieh er seiner Freude an der Vollendung des schönen Gotteshauses, seinem Dank zu Gott und seiner Liebe zu seiner Gemeinde auf Grund von Ps. 84 warmen und tiefempfundenen Ausdruck. Mr. Henri Widmer erstattete dann der Gemeinde Bericht über die Tatsachen des Baues, welcher die für die Erbauung eingegangenen Liebesgaben von 150,000 Francs, denen sich als Festkollekte der Einweihungsfeier noch 600 Francs zugesellten, nicht überstiegen hat. In einer warmen Ansprache übernahm darauf der Präsident des Presbyterialrats von Batignolles, Pastor Charles Vernes, die ihm vom Baukomitee übergebene Kirche, indem er die junge Kirchgemeinde ermutigte, in ihrem christlichen Eifer und ihrer evangelischen Frömmigkeit zu beharren. Das Schlußgebet sprach Pastor Horace Monod von der Kirche Saint-Esprit in Paris. Durch wohlausgeführte Gesänge der Kirchenchöre von Batignolles und Montmartre war die Einweihungsfeier verschönt worden.

Die neue Kirche erhebt sich in einem Viertel von Paris, wo der evangelische Einfluß ganz besonders von nöten ist; möchte sie unter der Arbeiterbevölkerung von Montmartre vielen Seelen den Weg zum Heil weisen.

Während es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur zwei evangelische Kirchen in Paris, Sainte-Marie und L'Oratoire, gab, werden jetzt in 110 Gotteshäusern sonntäglich evangelische Gottesdienste gefeiert. Von diesen 110 Gotteshäusern sind 52 Kirchen nach dem Trennungsgesetz von Kirche und Staat konstituierter evangelisch-reformierter Gemeinden; 18 unter ihnen sind lutherische Kirchen, 4 gehören der Freikirche, 7 sind methodistische und 3 baptistische Bethäuser, außerdem gibt es noch zehn verschiedene evangelische gottesdienstliche Feiern in französischer Sprache, zu denen die Kapellen des Missionshauses, des Diakonissenhauses, verschiedener Evangelisationsgesellschaften, sowie die liberal-evangelische reformierte Kirche des auch als Schriftsteller bekannten Direktors eines liberalen Evangelisationswerkes, Past. Charles Wagner, zählen. Drei deutsche Kirchen gibt es in Paris: in der Rue Blanche No. 25, Villettes und La Villette; in englischer Sprache werden in Paris sonntäglich zwölf evangelische Gottesdienste gefeiert, von denen drei zur amerikanischen Kolonie gehören; auch die schwedischen Evangelischen halten jeden Sonntag Gottesdienst in ihrer Sprache. — So wächst von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise die Zahl der evangelischen Gotteshäuser in Paris. („Ref.")

Die katholische Kirche in Paris (Frankreich).

Der Erzbischof von Paris, Amette, hat neuerdings von der Wirkung gesprochen, welche die Lostrennung der Kirche vom Staat vom Jahr 1905 für die katholische Kirche hatte. Er bezeichnet die mit dem Akt der Aufhebung des Konkordats beginnende Zeit als die Aera der Freiheit. Ehe diese Trennung von Kirche und Staat erfolgt war, war die Kirche auf allen Seiten gehemmt, sie konnte z. B. keine Kirche bauen, ohne die Einwilligung des Staats, und diese wurde häufig verweigert, weil der Staat weitere Ansprüche an den Staatsschatz fürchtete. Jetzt dagegen können die Katholiken von Paris so viele Kirchen bauen als ihnen beliebt, und brauchen niemand als ihre „Diozesanen" darüber befragen. Und während früher auch wohlhabende Katholiken mit ihren Gaben sehr zurückhaltend waren, hat dagegen die neue Zeit einen Geist der Freigebigkeit erweckt, durch welchen es möglich wurde, an 10 verschiedenen Plätzen neue kirchliche Anfänge zu machen, deren Eigentumsrechte unter die gesetzliche Verwaltung eines zentralen Verwaltungsrates gestellt wurden.

Zur Revision der Vulgata.

Durch die Kirchenblätter wurde mehrfach die Notiz gebracht und kommentiert, daß Papst Leo X. eine Revision der Vulgata angeordnet habe. Auch wir haben darüber s. Z. eine Notiz gebracht. Vielfach hat man sich verwundert, daß der Papst solche Anordnung getroffen hat und gemeint, so etwas wäre vor 25 Jahren nicht möglich gewesen. Hieran anknüpfend schrieb ein „Kritischer Leser" an den „Luth. Her." folgende erläuternde Erklärung:

Nun, diese Notiz ist doch wohl in mehrfacher Hinsicht irreführend. Die Vulgata wurde wohl kaum schon seit ihrer Entstehung für unantastbar oder gar inspiriert angesehen. Es handelt sich auch wohl nicht, wie jene Notiz vermuten läßt, um eine Revision der Uebersetzung nach dem Urtext, sondern nur um eine Revision der herkömmlichen Textausgabe nach den besten Ma-

nuskripten. „So etwas“ ist eben nichts Neues und Seltsames in der römischen Kirche und wäre vor 25 Jahren sehr wohl möglich gewesen.

Es hat lange gedauert, ehe die Uebersetzung des Hieronymus im Abendlande zur ausschließlichen Geltung gelangte. Bis ins 9. Jahrhundert gebrauchte man neben ihr noch die alte Uebersetzung und verbesserte, resp. veränderte und verderbte die eine nach der andern. Dazu schlichen sich durch Unachtsamkeit der Abschreiber zahllose Fehler ein. So sah sich schon Karl der Große genötigt, durch den Gelehrten Alcuin eine Revision des sehr korrumpierten Textes der Vulgata vornehmen zu lassen, die dieser auch nach einigen sehr alten, prächtigen Handschriften besorgte. Wiederholt wurde in den folgenden Jahrhunderten an dem Vulgatatext herumgeflickt, oft mit mehr Eifer als Verständnis, und obgleich man dabei auf den Grundtext zurückging, war doch das Resultat ein solches, daß die ersten Druckausgaben einen ganz verwahrlosten Text enthielten. Unter dem Einfluß der Reformation kam es zu neuen Revisionen. Man könnte darüber ein interessantes Kapitel schreiben. Da faßten im Jahre 1546 die Väter des Tridentinischen Konzils den denkwürdigen Beschluß: „daß die alte und allgemein bekannte (Vulgata) Ausgabe in allen öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen für die authentische zu halten sei,“ und bestimmten, daß „fortan die Heilige Schrift, besonders aber diese alte und bekannte Ausgabe (die Vulgata), so fehlerfrei wie möglich (quam emendatissime) gedruckt werden sollte.“ Es lagen damals zwei kritische Druckausgaben der Vulgata vor, eine von dem Pariser Stephanus im Jahre 1540 besorgte und die im Auftrage des Kaiser Karl V., darnach von Hentenius verbesserte (?). Sie wurden aber unter den Päpsten Pius V. und Sixtus V. durch eine besondere Kommission noch einmal gründlich revidiert, und die erste offizielle Ausgabe der Vulgata erschien erst im Jahre 1590, also 44 Jahre nach jenem Beschluß des Trid. Konzils. Zwei Jahre später gab der Papst Clemens VIII. wieder eine neue veränderte Ausgabe heraus, und diese letztere ist die jetzt noch ohne alle Vränderung gültige offizielle Bibel der ganzen lateinischen Kirche.

Der Beschluß des Trid. Konzils (quam emendatissime imprimatur) gibt also der römischen Kirche das Recht, so oft es nötig scheint, eine textkritische Revision der Vulgata vornehmen zu lassen. Von diesem Recht haben die Päpste wiederholt Gebrauch gemacht, und es ist also durchaus nichts Seltsames, wenn jetzt Pius X. die Zeit für gekommen hält, auf Grund des heutzutage leichter zugänglichen Materials die Vulgata einmal wieder gründlich revidieren zu lassen.

Literatur.

Vom Verlag: A. Deichert (Geo. Böhme), Leipzig, kam uns zu:

1. **Resch, Dr. Alf., Das lutherische Abendmahl.** 48 S. Preis 0.80 Mk.

Diese Schrift enthält drei Abhandlungen in sich vereinigt, die verschiedenen Jahren angehören. Verfasser ist ein hochbetagter, bekenntnistreuer Lutheraner, der in diesen drei Abhandlungn die Aufstellungen des konfessionellen Luthertums kurz und bündig zusammenstellt und die Sonderstellung der lutherischen Freikirche gegenüber den Unionsbestrebungen alter und neuer Zeit verteidigt. Am Schluß wird in einem Nachtrag zum Besten be-

kenntnisfester Lutheraner ein kirchlicher Wegweiser beigefügt, welcher die Städte nennt, wo gesonderte lutherische Kirchen zu finden sind. — In einem zweiten Nachtrag wird dann die neue gesetzliche Stellung der luther. Freikirche in Altpreußen noch mitgeteilt, durch welche die Gewalttat und Unrecht von Seiten des Staats gegenüber den bekenntnistreuen Lutheranern endlich aufgehoben wird. — Der Inhalt des Schriftchens ist jedoch ein derartiger, daß wir als treue Vertreter des „Unionsgedankens“ nicht anders können, als uns in einem besonderen Artikel im redaktionellen Teil mit dem Herrn Verfasser auseinanderzusetzen. Auf diesen Artikel wollen wir also hier verweisen. (Siehe Seite 410—421).

2. Neutestamentliche Bibelstunden, gehalten von D. H. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii, Halle a. S. Mit Vorwort von D. M. Kähler.

II. Band: Der Brief Pauli an die Römer. 2. Auflage. Der Ertrag ist zu Zwecken des Reiches Gottes bestimmt. 246 Seiten. Preis 4.00 Mark.

Der I. Band enthält die Apostelgeschichte; III. 1. und 2. Korintherbrief; IV. Galater, Epheser, Philipper; V. Kolosser bis Philemon; die zwei Petribriefe, 1. Johannes.

Während der Verfasser, der an erster Stelle genannten Schrift, Dr. A. Resch, die Scheidung der Bruderkirchen durch ein starres Dogma geflissentlich verewigen will, ist dagegen der verewigte Dr. Hoffmann, der Verfasser der Bibelstunden, ein Mann des milden evangelischen Geistes, der nicht Trennung sondern Vereinigung sich zum Ziel gesteckt hat. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, auf die Schriften des Verfassers aufmerksam zu machen. So z. B. im Januarheft 1907, Seite 4; Maiheft 1907, Seite 235 ff. Verfasser steht fest und treu auf dem Boden der Schrift und läßt sich nichts abdingen von dem kulturseligen Geschlecht, das im Fortschrittsdünkel der Erlösung und des Erlösers aus den Unheilsmächten der Sünde und des Todes nicht zu bedürfen wähnt. Für Predigt- und Bibelstudium zwecks Bibelstunden in der Gemeinde oder häusliche Erbauung sind diese „Bibelstunden“ bestens zu empfehlen, die in kurze Abschnitte eingeteilt sind und sich zum Vorlesen recht geeignet erweisen. Namentlich auch da, wo eine Gemeinde nicht regelmäßig durch einen Pastor bedient werden kann, — wenn ein geeigneter Vorleser sich findet, in Filialen und dergleichen, würden diese Bibelstunden sich segensreich erweisen und die Hörer fortlaufend in ganze apostolische Schriften einführen.

3. D. L. Ihmels, Professor der Theologie in Leipzig: Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Zweite erweiterte und veränderte Auflage. 403 Seiten. Preis 7.00 Mark.

Wird von einem Mitarbeiter später besprochen werden.

Vom Verlag von Jennings & Graham (**Methodist Book Concern**), Cincinnati, Ohio, kam uns zu:

System der christlichen Lehre. Von F. W. Schneider, Professor der systematischen Theologie vom Nast Theologischen Seminar, Berea, Ohio. 552 Seiten, geb. net. $2.75.

Das ist also eine christliche Dogmatik möglichst kurz und populär gefaßt und in einem Band beisammen.

Die Einleitung behandelt auf 68 Seiten die Religion, Theologie, Dogmatik und deren Geschichte bis in die neuste Zeit.

I. Abschnitt: Die Lehre vom Urquell der Liebe, oder die Lehre von Gott. Hier werden kurz die gewöhnlichen „Beweise für das Dasein Gottes" dargestellt und nach ihrem Werte geprüft; dann folgen die Fragen von Gottes Wesen und den göttlichen Eigenschaften. (Seite 71—138.)

II. Abschnitt: Die Lehre von der innergöttlich sich betätigenden Liebe oder die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit. (Seite 139 bis 189.) Die antitrinitarischen Lehrrichtungen werden hier dargestellt und geprüft und dann die Versuche, das trinitarische Problem zu lösen, bis in die neuere Zeit abgehandelt.

III. Abschnitt: Die Lehre von der außergöttlich sich betätigenden Liebe, oder die Lehre von der Schöpfung und den Geschöpfen. (Seite 191—261.

IV. Die Lehre von der Hemmung der göttlichen Liebe in ihrer Selbstmitteilung an die Kreatur, oder die Lehre von der Sünde. (Seite 263—314.)

V. Die Lehre von der Selbstoffenbarung der göttlichen Liebe zum Zwecke der Beseitigung dieser Hemmung, oder die Lehre von Christi Person und Werk. (Seite 315—416.)

VI. Die Lehre vom Fortgang und der Vollendung des auf die Erlösungstat Christi sich gründenden Heilsmühen der göttlichen Liebe um die Menschen, und von dem Verhalten des Menschen demselben gegenüber, oder die Lehre von der Heilsanbietung, Heilsaneignung und Heilsvollendung (Soteriologie und Eschatologie). Seite 417—550.

Verfasser berücksichtigt in seinem Werk sowohl ältere deutsche dogmatische Werke als auch die neueren, ferner naturwissenschaftliche und andere Werke deutscher und englischer Autoren bis in die neueste Zeit herein. Er steht durchaus auf positiv-biblischem Grund und Boden und versucht in populär verständlicher Sprache seinem großen Gegenstand gerecht zu werden.

Besonders die materialistischen Evolutionstheorien und deren Bekämpfung werden sorgfältig bis in die neueste Gegenwart herein abgehandelt. Da werden manche Dinge angeführt, die in älteren dogmatischen Werken nicht zu finden sind. Auch mit der modernen Theologie der religionsgeschichtlichen Richtung setzt Verfasser sich auseinander, wobei Wernle, Wrede, Busse berücksichtigt sind.

Wir haben also hier ein dogmatisches Werk, das bis zum heutigen Datum alle die Einwände berücksichtigt, die gegen den alten Gottes- und Christusglauben bis in unsere Zeit erhoben werden, und die dagegen zeigt, was der positive Christenglauben dem gegenüber zu stellen hat. — Gerade diese Partien des Buches werden es auch dem noch interessant und wertvoll machen, der schon sonst genug Dogmatik und dergleichen studiert hat.

Mit Interesse lasen wir auch, was Verfasser in §§ 83 und 84 über die Menschwerdung und menschliche Entwickelung des Gottmenschen Jesus sagt. Doch glauben wir, dieser ganze Abschnitt wäre, besonders was die menschliche und sittliche Entwicklung Jesu betrifft, bedeutend gründlicher und erschöpfender ausgefallen, wenn der geehrte Verfasser zu Rat gezogen hätte, was Dr. Geß in seinem Dogma von Christi Person und Werk so herrlich und überzeugend darüber geschrieben hat. Auch die Kenosisfrage wird dort prinzipiell tiefer angefaßt und dargelegt. — Nicht anders steht es mit der

Versöhnungslehre und dem stellvertretenden Leiden Christi. Bei Geß werden Seiten berührt, die sicher in der Schrift begründet sind und von keinem gründlichen Dogmatiker übersehen werden sollten. Wir glauben, Geß verdiente es, von positiv gläubigen Schriftforschern mehr berücksichtigt zu werden als in Wirklichkeit geschieht.

H. Dorneth, Erklärung der Evangelien. Halle a. S. Richard Mühlmann's Verlag (Max Grosse). 1909. Brosch. 1.00 Mk., geb. 1.60 Mk.

Wer die rationalistische Verflachung, Entleerung und Verflüchtigung des biblischen Christentums kennen lernen will, der schaffe sich dieses Büchlein an. Die „Modernen," sagt der Verfasser, „haben nur niedergerissen, was menschliche Weisheit allein aufgebaut hatte." Er geht mit den Modernen, verwirft die Wunder, verwirft die Echtheit des Evangeliums Johannes, verwirft die Gottessohnschaft im biblischen Sinn u. s. w., u. s. w. — Er behandelt zuerst Markus auf ca. 70 Seiten; dann Matthäus auf 31 Seiten; dann Lukas auf 22 Seiten. So werden die 3 synoptischen Evangelien auf weniger als 133 Seiten abgetan!!

Meinhof, H., Pastor, Kurze Einführung in das biblische Christentum und das kirchliche Leben, im Anschluß an Luthers Katechismus. Für unsere Konfirmanden. 4. Auflage. Halle a. S. Richard Mühlmann's Verlag (Max Grosse). 1908. 0.30 Mk.

Im Gegensatz zur vorigen Schrift freut es uns, sagen zu können, daß dieses kleine Büchlein ein ausgezeichnetes Hilfsmittel ist für jeden Pastor, der Konfirmandenunterricht zu erteilen hat. Dieses Büchlein ist so praktisch eingerichtet, daß es als Leitfaden des Unterrichts gebraucht und jedem Kinde in die Hand gegeben werden kann. Es fügt die fehlenden Mittelglieder ein zwischen dem Katechismus und den so nötigen allgemeineren Kenntnissen der biblischen und Kirchengeschichte; es ist ein Lehrgang, wie wir ihn ähnlich seit 30 Jahren schon übten. Und der Titel ist vollberechtigt: Kurze Einführung in das biblische Christentum und das kirchliche Leben. Wir können nur raten: Brüder, laßt euch Proben kommen!

Im Oktober 1908 erscheint im Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. Sa., Hermannstr. 5: Die Bibel in Bildern. 178 Darstellungen in Holzschnitt von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit kurzen begleitenden Bibeltexten. 185 Seiten, Quart-Format. Holzfreies Papier. Bei Vorausbestellung: In schönem Leinenband $1.25, in Leder mit Goldschnitt ca. $2.75. (Auf 10 Exemplare ein Freiexemplar.) Man verlange ausdrücklich Zwickauer Ausgabe.

Ein Werk hervorragendster Art in wirklich künstlerischer Beziehung ist die Schnorrsche Bilderbibel, die bereits in vielen verschiedenen Ausgaben erschienen ist. Bei dem ersten Blick könnte es überflüssig erscheinen, nun noch eine neue Ausgabe herauszugeben. Zur näheren Erklärung möchte ich jedoch bemerken, daß die kleineren Ausgaben an Klarheit der Bilder viel zu wünschen übrig ließen, und die größeren Ausgaben für manchen zu kostspielig waren. Um beiden Uebeln zu begegnen, läßt der Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau eine Ausgabe herstellen, die auch vor dem geübtesten Kunstkenner bestehen kann. Der Vorzugspreis von $1.20 ist so gering, daß keiner die Gelegenheit versäumen sollte, jetzt schon zu bestellen.

Jede Buchhandlung ist zur Annahme von Bestellungen bereit. Nach Erscheinen beabsichtigt der Verlag, eine Preiserhöhung eintreten zu lassen. Diese „Bibel in Bildern" kann zu allen möglichen Gelegenheiten als Geschenk verwandt werden und wird gewiß dem Beschenkten große Freude bereiten.

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, kam uns zu:

Das neue Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. In Verbindung mit Pfarrer Aeschbacher, Hofprediger a. D. Ahe, Pfarrer Lic. Dr. Boehmer, Pfarrer Dr. Busch, Hofprediger Keßler, Lic. Mumm und Pfarrer Lic. Dr. Rump herausgegeben von Pfarrer Lic. Dr. Gottlob Mayer. Lieferung 1—5 (Band 1) enthaltend das Matthäus-Evangelium. Von Lic. Dr. Mayer. Preis für Subskribenten 5 Mk., geb. 5.60 Mk.; Einzelpreis 6 Mk., geb. 6,60 Mk.

Die „Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland" schreibt: Dies Unternehmen darf nicht etwa mit dem Rufe: „Ach, schon wieder ein neues Bibelwerk" beiseite geschoben werden. Es ist ganz eigenartig, hat seine spezielle Abzweckung und ist von vorzüglicher Qualität. Es werden nicht Einzelerklärungen gegeben, sondern eine Anzahl Verse je unter einem praktischen, schlagenden Gesichtspunkt zusammengefaßt und dieser durchgeführt. Diese Gesichtspunkte und Leitgedanken wie die Ausführung treffen vielfach recht ins Schwarze für unsere Zeit, mit bemerkenswerter Tiefe, Freiheit und Betonung des Wesentlichen, der Lebensgedanken statt kirchlicher Lehrsätze. Ungefähr so: Welche Gedanken u. s. w. gehen einem modernen Menschen durch die Seele bei diesem Text? Welche Wahrheiten enthält er, die geeignet sind, ein Licht fallen zu lassen auf die Gegenwart? Die Behandlung ist gedankenreich, packend, z. T. geradezu frappant durch Weite des Blicks und Freiheit der Anschauung. Ein prächtiges Hausbuch und Pfarrersbuch — es sei empfohlen!

Dem vorstehenden Urteil schließen wir mit voller Ueberzeugung uns an. Verfasser gibt keine Exegese, sondern nur kurze, praktische Anwendung und Auslegung des Textes, wobei er die neuen und neuesten Erscheinungen im Weltleben und im Christentum berücksichtigt und wirklich treffliche Anwendungen macht.

Im Ganzen ist der ganze Matthäus in 130 kürzere und längere Abschnitte zerlegt und jedem Abschnitt eine kurze, treffende Ueberschrift gegeben mit einer religiösen Betrachtung, die selten zwei Seiten überschreitet. Der Text selbst ist abweichend vom Luthertext übersetzt, mit kurzen, erläuternden Parenthesen eingefügt, wo es zur Erklärung dienlich ist. Es wird auch für Hausandachten sich recht dienlich erweisen. Freimütig, ohne Ansehen der Person, wird nach rechts und links, für Gläubige und Ungläubige das Wort angewendet zur Unterweisung und Bestrafung, wie der Text es nahe legt.

Gerß, O., Pfarrer in Eydtkuhnen, Zwei Wege in der heutigen Erweckungs-Bewegung. Ein Wort der Aufklärung und Mahnung an die wahrhaft Gläubigen. 2. Tausend. 0.60 Mk. (10 Exemplare 5 Mk., 50 Exemplare 20 Mk.)

Dieses Schriftchen, das wenige Wochen nach Erscheinen schon im zweiten Tausend vorliegt, stellt dar, wie in der Gemeinschaftsbewegung zwei Wege gelehrt und gegangen werden, ein falscher und ein richtiger, zwei Wege, die nicht so von einander geschieden, daß man nicht von dem einen auf den an-

dern kommen könnte. Auch ernste Christen, die das Falsche in der Erweckungsbewegung im Gewissen lebhaft empfinden, vermögen es doch vielfach nicht klar zu erkennen und auszusprechen, was Wahrheit ist und was Irrtum. Ihnen kann das Schriftchen mit seinen klaren und besonnenen Ausführungen eine treffliche Handlung sein.

Das ist ein sehr zeitgemäßes Schriftchen und sollte auch hier reichliche Verbreitung finden.

Wir gedenken ein anderesmal von den neuen „Heiligen" der „Gemeine Gottes" zu berichten, die ohne Sünde sind, auch die Krankheiten und Leiden wegbeten, sich zu den 144,000 Jungfrauen rechnen, die für Christi Wiederkunft sich rüsten. Die „Evangeliumsposaune" ist ihr Organ, womit sie die Welt zu bekehren suchen. — Wir wissen nicht, ob der Verfasser obiger Schrift auch in Deutschland mit dieser „Gemeine Gottes" Bekanntschaft gemacht hat oder nicht. Aber seine Beschreibung des falschen Weges der Bekehrung und Heiligung stimmt wie zwei kongruente Dreiecke auf diese Art von Heiligen, die sich berufen glauben, weit über Luther hinaus zu führen und die tatsächlich „uns wieder hinter Luther zurückführen in Selbstheiligkeit und Werkerei" (S. 54). — Verfasser nennt absolut keine Namen und keine Parteien; man muß mit dem Bekehrungs- und Heiligungstreiben unserer Zeit, wie es hier und in Deutschland getrieben wird, schon genauer bekannt sein, aber dann findet man auch, wie richtig sein Urteil ist über den falschen Weg so vieler Frommen unserer Tage. Wer diesen falschen Weg recht erkennen und bekämpfen will, der findet hier die rechte evangelische Anleitung dazu.

Beweis des Glaubens im Geistesleben der Gegenwart. Monatsschrift für Gebildete zur Begründung und Verteidigung der christlichen Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. theol. E. Pfennigsdorf. 44. Jahrgang 1908. (Januar—Dezember). Monatlich ein Heft von 32—40 Seiten. Preis vierteljährlich 1.50 Mk., mit Porto 1.65 Mk. — Mit „Theolog. Literatur-Bericht" und „Vierteljahrsbericht" zusammen vierteljährlich 2 Mk., mit Porto 2.30 Mk.

Inhalt des 8. Hefts: Gegen den Zweifel. — Tier und Mensch. Von E. Pfennigsdorf. — Stehen der Jesus der synoptischen Evangelien und der Christus und Paulus in Widerspruch? Von H. Bachmann. — Ursprung und Zusammenhang der Dinge. IV. Von F. Krause. — Seelenanalyse in der modernen Literatur und ihr Verhältnis zur religiösen Innerlichkeit. Von Dietrich Vorwerk. — Zwei ernste Menschen. (Forts.) Von Dr. Hadlich. — Apologetische Rundschau. — Miszellen.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfr. J. Jordan. 31. Jahrgang 1908. (Januar—Dezember.) Mit der Beilage „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten." Jährlich 12 Hefte 3 Mk., mit Porto 3.60 Mk.

Inhalt des 8. Hefts: Religionsphilosophie (8), Theologie (5), Exeget. Theologie (6), Histor. Theologie (3), Prakt. Theologie, Homiletik (3), Katechetik und Pädagogik (3), Erbauliches (3), Aeußere Mission (6), Römisches und Antirömisches (3), Judaica (5), Aus Kirche, Welt und Zeit (5), Dies und Das, Neue Auflagen und Ausgaben, Bücherschau, Zeitschriftenschau, Rezensionenschau.

Indem wir uns anschickten, die Vorlagen zur Presse zu schicken, kamen vom Verlag von C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung, Gütersloh:

Gottsched, H., Dr. phil., Lehrer an der Predigerschule zu Basel, Der Menschensohn. 2 Mk., geb. 2.80 Mk.

Kallies, Pastor H., Der lutherische Sakramentsbegriff. (Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis. Herausgegeben von Pastor J. Möller und Gen.-Sup. W. Zöllner. Heft 10.) 0.80 Mk.

Lütgert, Prof. Dr. W., Freiheitspredigt und Schwarmgeister in Korinth. Ein Beitrag zur Charakteristik der Christuspartei. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. XII. Jahrgang 1908. Heft 3.) 3.00 Mk.

Zippel, Pastor F., Klaus Harms und die Homilie. Mit Vorwort von Lic. Dr. Julius Boehmer. 0.80 Mk.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Bismarcks Freundschaften. Von Hermann v. Petersdorff. — Der Waldpfarrer am Schoharie. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des 18. Jahrhunderts. Von Friedrich Mayer (Fortsetzung). — Die letzten Ziele der christlichen Arbeiterbewegung. Von Robert Jaffé. — Kindermund. Von K. Bechstein. — Bismarcks Rasse und Herkunft. Von Dr. Georg Lomer. — Friedrichsruh. Von Karl Müller. — Deutsche Erziehung. Von Prof. Dr. Paul Förster. — Die Schule und das Leben. Von Karl Pohl. — Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgabe? Von E. Knischewsky. — Die Möglichkeit einer internationalen Hilfssprache. Von Alfred H. Fried. — Türmers Tagebuch: Ein „demokratisches" Programm. Der Prozeß. Bereit sein. — Die letzten Goethes. Von Adelheid v. Schorn. — Goethe als Geschäftsmann. Von Dr. Bernh. Münz. — Sarah Bernhardts Erinnerungen. Von Hans Murbach. — Das Gebet in der Literatur. Von Chr. Rogge. — Kunst und Gemüt. Von Arthur Dobsky. — Religiöse Bilder. Von St. — Bismarck und Lembach. — Peter Cornelius' „Gunlöd." II. Von Dr. Karl Storck. — Kunstbeilagen: F. Lenbach: Bismarck. K. Begas d. Ae.: Wolf v. Goethe. Chr. Schuchardt: Walther v. Goethe. Luise Seidler: Ottilie v. Goethe. Ulrike v. Pogwitsch — L. Fahrenkrog: Das Kind. Kain. — Notenbeilage: Das Lied von Hans, dem Schuster. Ged. von Hans Benzmann. Komp. von Klara Faißt. Rosenmär. Ged. von F. Hein. Komp. von Klara Faißt.

Berichtigung.

Im Septemberheft blieben einige sinnstörende Fehler stehen, die der Berichtigung bedürfen. Seite 328, Zeile 25 von oben, muß es heißen: kennen, statt kennt, und in derselben Zeile: staatlichen, nicht stattlichen. Seite 330, Zeile 9 von unten, lies: das, statt dann. Seite 331, Zeile 11 von unten: Mißdeutung, statt Mißbrauch. Seite 373, Zeile 23 von oben, lies: Lehre, statt Lehrer.